Zeitschrift des

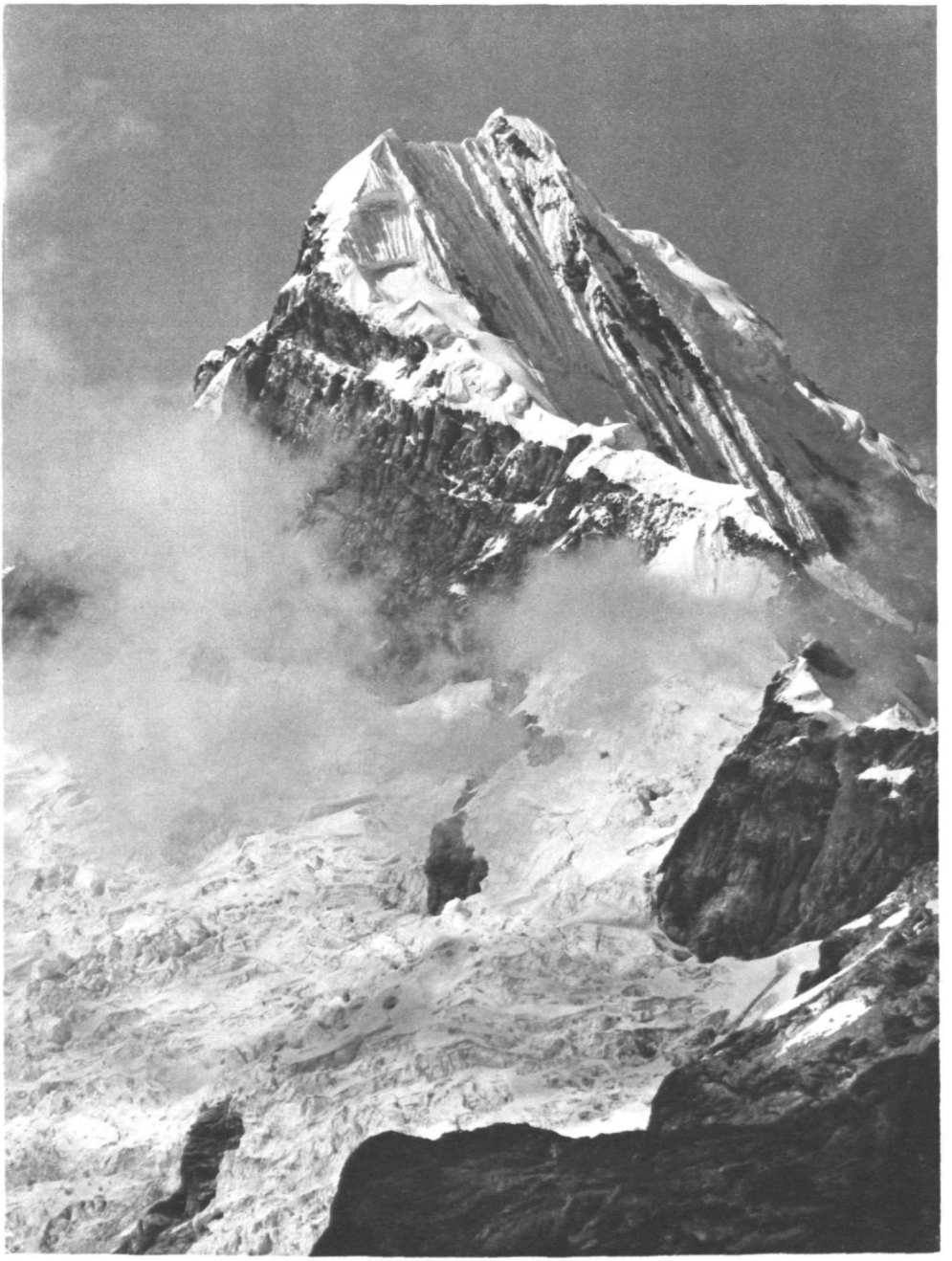
Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 64

Jahrgang 1933

★

INNSBRUCK



Mezzotinto Bruckmann

Tschopi Kalki

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

(Jahrbuch)

Geleitet von Hanns Barth

Jahrgang 1933

Band 64

3 Stücke 5 Kte

Innsbruck 1933

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Für den Buchhandel
bei der J. Lindauerschen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München
Hergestellt durch F. Bruckmann AG. in München

UB Innsbruck
+C52766401

(10.901 / 04)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben

8.1.1934 : Bei.

Buch- und Kunstdruck
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann AG., München
Papier der Papierfabrik Wiede, Rosenthal

Inhaltsverzeichnis

Text:

Seite

1. Dr. Ph. Borchers, Bremen, H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall und E. Schneider, Hall in Tirol: Die Forschungsreise des D.u.Ö.A.-V. in die Cordillera Blanca (Peru) 1
2. Harald Baumgarten, Graz-Neuyork: In den Bergen des südöstlichen Alaskas 29
3. Dr. G. Machek, Innsbruck, und Dr. R. Untersteiner, Salzburg: Spitzbergenfahrt 38
4. Franz Malcher, Zirl i. T./Baden b. Wien: Als Bergsteiger und Schiläufer im fünften Kontinent 48
5. Willy Merkl, München: Die Deutsch-Amerikanische Himalaja-Expedition 1932 . 59
6. Fritz Müller, Wien: Streifzüge in den Cottischen und Grajischen Alpen 75
7. Dr. Karl Blodig, Bregenz: Grande Rocheuse und Aiguille du Jardin 92
8. Oskar Erich Meyer, Breslau: Der Anblick des Montblanc im Spiegel der Zeiten 105
9. Dr. Willi Welzenbach, München: Nordwände in den Berner Alpen 111
10. Karl Krall, Innsbruck: Begleitworte zur Karwendelkarte 126
11. Kaspar Wieder, Salzburg: Die Bergwelt der Übergossenen Alm 135
12. Walther Flaig, Klosters: Ein vorbildlich erschlossener Winkel im Ferwall . . . 147
13. Ph. Ludwig, Frankfurt a. O.: Die Berge des Winnebachtales 159
14. Dr. Heinrich Hammer, Innsbruck: Kühtai, ein landesfürstlicher Jagdsitz im Gebirge 173
15. Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien: Schifahrten in den Tuxer Voralpen . . 188
16. R. v. Klebelsberg, Innsbruck: Südtiroler Mittelgebirgswanderungen 197
17. Walter Stöffer, Pforzheim: Die Südwestkante der Marmolata 209
18. Dr. A. Dreyer, München: Ein Meister der alpinen Schilderungskunst 219
19. Hochschulprofessor Dr. Otto Pesta, Wien: Das Leben in Seen und Tümpeln des Großglocknergebietes 230
20. Otto Stolz, Innsbruck: Der deutsche Raum in den Alpen und seine Geschichte . . 240

Bilder in Kupferdruck:

Tschopi Kalki. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall . . . . . Titelbild

Bilder in Kunstdruck:

Tafel — gegenüber Seite

1 Champará und Quitaracsa-Tal. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 4
1 Huandoy von der Cordillera Negra. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall . . 4
2 Huascaran von der Cordillera Negra. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall . 5
2 Das Trogtal der Yanganuco-Schlucht. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall . 5
3 Anstieg durch den Huascaran-Eisbruch. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall . 12
3 Lager 5500 *m* unterhalb des Huascaran-Eisbruches. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall 12
4 Huandoy-Südgipfel. Lichtbild von Erwin Schneider, Hall in Tirol 13
4 Blick vom Huandoy-Gipfel nach Osten. Lichtbild von E. Schneider, Hall in Tirol . . 13
5 Artison Raju. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall 16
6 Der viergipflige Huandoy von Osten. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall . . 17
6 Hualcan-Ostgrat. Gesehen von der Mittelkuppe. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall 17
7 Träger mit Meßinstrumenten für Ultrastrahlungen. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall 24
7 Hoerlin an seinem Strahlenapparat. Lichtbild von E. Schneider, Hall in Tirol . . . 24
8 Aconcagua vom Horcones-Tal (Süden). Lichtbild von Maas *) 25
9 Absturz des Crillongletschers in den Crillonsee. Lichtbild von H. B. Washburn, Cambridge 32
9 Blick auf den Stillen Ozean vom Südsattel. Lichtbild von H. B. Washburn, Cambridge 32
10 Blick von der Nähe der „Bäder Kleopatras" auf La Perouse Gletscher. Lichtbild von H. B. Washburn, Cambridge 33
11 Blick von Mt. Lookout auf 1. Mt. Klootch, 2. Mt. Dagelet, 3. Südsattel. Lichtbild von H. B. Washburn, Cambridge 37
12 Im Hintergrund der Gletscherplan, aus dem sich Mt. Crillon erhebt. Im Vordergrund Gletscherbruch im Aufstieg unterhalb des Südsattels. Lichtbild von H. B. Washburn, Cambridge 37
13 Blick von der „Spänglerspitze" auf die Magdalena-Bay. Lichtbild von Dr. R. Untersteiner, Salzburg 40

*) Das Bild auf Tafel 8 stellt den Cerro Torlosa dar und wurde versehentlich an Stelle eines anderen für diesen Aufsatz bestimmten Bildes gebracht.

Tafel gegenüber Seite

14 „Gertraud"-Spitze. Lichtbild von Dr. G. Machek, Innsbruck 41
14 Blick vom P. Hornemann nach Osten. Lichtbild von Dr. G. Machek, Innsbruck . . . 41
15 „Krönl" und Reusch-Gipfel. Lichtbild von Dr. G. Machek, Innsbruck 44
15 Im Kar 2. Lichtbild von Dr. G. Machek, Innsbruck 44
16 Blick vom P. Hornemann nach Süden. Lichtbild von Dr. R. Untersteiner, Salzburg . 45
17 Mount Tate vom Paralyser. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl in Tirol 48
17 Mount Townsend vom Dividing Peak. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl in Tirol 48
18 Mueller Range von unterhalb des Carruthers Peak. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl in Tirol 49
18 Mount Tate vom Charlottes Paß. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl in Tirol . . 49
19 Der große Chongra Peak, 6800 *m*, vom Lager 2, 5100 *m*. Lichtbild von Willy Merkl, München 60
20 Unter der Nordflanke des Nanga Parbats, 8120 *m*. Lichtbild von Willy Merkl, München 61
21 Kaschmirlandschaft mit unter Wasser stehenden Reisfeldern. Lichtbild von Willy Merkl, München 64
22 Der Westliche Chongra Peak, 6400 *m*, vom Lager 2, 5100 *m* aus gesehen. Lichtbild von Willy Merkl, München 65
23 Blick vom Lager 6, 6600 *m*, auf die Chongra Peaks und das Karakorum. Lichtbild von Willy Merkl, München 72
24 Der Nanga Parbat, 8120 *m*, von der „Märchenwiese", 3000 *m*, im Rakiottal. Lichtbild von Willy Merkl, München 73
25 Paradisogruppe vom Col Lauzon. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien 80
25 Ciamarella, 3676 *m*, vom Albaron. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien 80
26 Grivola von Süden. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien 81
26 Grande Casse, 3861 *m*, und Grande Motte, 3663 *m*, von der Pointe de la Réchasse. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien 81
27 Aiguille Verte, Grande Rocheuse, Aiguille du Jardin vom Talèfregletscher gesehen. Lichtbild von A. Buck, Schaan-Vaduz 92
28 Aiguille Verte von der Flegère gesehen. Lichtbild von A. Buck, Schaan-Vaduz . . . 93
28 Les Courtes, Les Droites, Aiguille du Jardin, Grande Rocheuse, Aiguille Verte vom Col du Chardonnet gesehen 93
29 Vue du Mont-Blanc et de la Vallée de Chamouni 108
30 Montblanc und Bossonsgletscher vom Brevent. Lichtbild von Dr. Henning, Mannheim 109
31 Die Nordwand des Großhorns. Lichtbild von E. Gyger, Adelboden 112
32 Die Nordostwand des Gspaltenhorns. Lichtbild von E. Gyger, Adelboden 113
33 Die Nordwestwand des Gletscherhorns. Lichtbild von Ad Astra Aero, Zürich 116
34 Die Nordwand des Lauterbrunnen Breithorns. Lichtbild von Ad Astra Aero, Zürich 117

Tafel gegenüber Seite

35 Lauterbrunnen Breithorn und Tschingelhorn. Lichtbild von Frobenius Verlag, Basel 120

36 Lauterbrunnen Breithorn-Nordwand; Blick gegen das Tschingelhorn. Lichtbild von Willi Welzenbach, München 121

36 Gspaltenhorn-Nordostwand. Blick gegen Mittaghorn, Ebnefluh, Gletscherhorn. Lichtbild von Willi Welzenbach, München 121

36 Großhorn-Nordwand; Blick gegen die Blümlisalp. Lichtbild von Willi Welzenbach, München 121

36 Gletscherhorn-Nordwestwand; Blick gegen das Lauitor. Lichtbild von Willi Welzenbach, München 121

37 Kaltwasserkarspitze, Moserkar, Sonnenspitze von Süden. Lichtbild von Walter Duschek, Innsbruck 128

38 Epzirl-Wimmertal mit Freiungspitze. Lichtbild von Josef Haslwanter, Seefeld . . . 129

38 Kaltwasserkarspitze und Laliderwände vom Hochalmsattel aus. Lichtbild von Josef Haslwanter, Seefeld 129

39 Grubreißentürme, Karwendel. Lichtbild von Josef Haslwanter, Seefeld 132

39 Kaltwasserkarspitze. Lichtbild von Josef Haslwanter, Seefeld 132

40 Nordwand der Praxmarerkarspitze. Lichtbild von Walter Duschek, Innsbruck 133

40 Kaltwasserkarspitze. Lichtbild von Walter Duschek, Innsbruck 133

41 Blick von der Gletscherhochfläche gegen das Hagengebirge. Lichtbild von Ernst Baumann, Bad Reichenhall 136

42 Übergossene Alm, rechts Hochkönig, links Großer Bratschenkopf. Lichtbild von Cosy, Salzburg 137

42 Gletschersee am Hochkönig. Lichtbild von Josef Kettenhuemer, Salzburg 137

43 Hintertal gegen das Steinerne Meer. Lichtbild von Josef Kettenhuemer, Salzburg . 144

43 Mühlbach gegen die Hochköniggruppe. Lichtbild von Josef Kettenhuemer, Salzburg 144

44 Dientnergraben mit Lauskopf und Lamkopf. Lichtbild von Josef Kettenhuemer, Salzburg 145

45 Frühlingsnachmittag am Seß-See bei der Niederelbehütte. Lichtbild von Otto Steiner, Silvretta-Verlag, Schruns 152

46 Die Fatlargruppe von Westen (Saumspitze). Lichtbild von H. Hoffmann, Berlin . . 153

46 Der See im Seß gegen die Niederelbehütte und Kappler Kopf. Lichtbild von Otto Steiner, Silvretta-Verlag, Schruns 153

47 Putzenkarleichneide mit Bachfallen- und Putzenkarleferner vom Wege zum Sebleskogel. Lichtbild von Ph. Ludwig, Frankfurt a. O. 160

48 Gipfelblick vom Sebleskogel mit Brunnenkogel, Schrankogel, Längentaler- und Bachfallenferner. Lichtbild von Ph. Ludwig, Frankfurt a. O. 161

48 Ostgrat der Larstiger Spitze vom Wege zum Breiten Grieskogel. Lichtbild von Philipp Ludwig, Frankfurt a. O. 161

49 Zunge des Bachfallferners, Juli 1929. Lichtbild von Ph. Ludwig, Frankfurt a. O. . . 168

Tafel gegenüber Seite

49 Zunge des Bachfallferners, Juli 1906. Lichtbild von Ph. Ludwig, Frankfurt a. O. . . 168

49 Unterer Teil der Zunge des Bachfallferners, Juli 1930. Lichtbild von Ph. Ludwig, Frankfurt a. O. 168

49 Zunge des Bachfallferners, Juli 1930. Lichtbild von Ph. Ludwig, Frankfurt a. O. . . 168

50 Aussicht von dem Gipfel des Strahlkogels gegen Südosten. Lichtbild von Ph. Ludwig, Frankfurt a. O. 169

50 Winnebachseehütte gegen Nordabfall der Putzenkarleschneide. Lichtbild von Ph. Ludwig, Frankfurt a. O. 169

51 Kühtai, Eingangsseite mit Kapelle. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck 176

51 Kühtai, Fürstenzimmer an der Südwestecke. Lichtbild von Karl Dornach, Innsbruck 176

52 Kühtai, Fürstenzimmer im Nordwesten, Fensterecke. Lichtbild von Karl Dornach, Innsbruck 177

52 Kühtai, Fürstenzimmer im Südwesten, innere Ecke mit Ofen. Lichtbild von Karl Dornach, Innsbruck 177

53 Flur im Erdgeschoß. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck 184

53 Kühtai, Ostseite. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck 184

53 Kühtai, Fürstenzimmer an der Nordwestecke. Lichtbild von Karl Dornach, Innsbruck 184

54 Muster des Ofens im Nordwest-Zimmer. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck . 185

54 Muster des Ofens im Südwest-Zimmer. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck . 185

54 Schnitzwerk am Giebel. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck 185

54 Türbeschläge. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck 185

55 Lizum: Auf der Mölser Sonnenspitze. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien 188

56 Nafing: Im Anstieg zum Nafingjoch (links oben) und zur Halselspitze. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien 189

56 Lizum: Am Kamme des Kreuzjöchl (Blick gegen Westen). Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien 189

57 Nafing: Aufstieg zum Hobar. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien . 192

57 Lizum: Im Aufstieg von der Kammalm zum Klammjoch. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien 192

58 Sidan: Der verschneite Sidansee. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien 193

58 Sidan: Die Böden der Bigneideralm gegen Arbiskopf und Rauhenkopf. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien 193

59 Tschötsch bei Brixen gegen die Plose. Lichtbild von Rodolfo Largajolli, Brixen . . 200

59 Velturns, Kirche und Schloß. Lichtbild von Rodolfo Largajolli, Brixen 200

60 Dorfgasse in Vilanders. Lichtbild von Prof. Peter Paul Atzwanger, Maria-Enzersdorf-Wien 200

60 Am Weg nach Vilanders. Lichtbild von Prof. Peter Paul Atzwanger, Maria-Enzersdorf-Wien 200

Tafel — gegenüber Seite

61 Kloster Säben über Klausen, von der gegenüberliegenden Talseite aus. Lichtbild von Prof. Peter Paul Atzwanger, Maria-Enzersdorf-Wien 201

62 Eisaktaler Mittelgebirgslandschaft. Lichtbild von Prof. Peter Paul Atzwanger, Maria-Enzersdorf-Wien 201

63 Im Mittelgebirge bei Saubach. Lichtbild von Prof. Peter Paul Atzwanger, Maria-Enzersdorf-Wien 204

63 Unter St. Verena. Blick ins Eisaktal bei der Bahnhaltestelle Kastelruth. Lichtbild von Prof. Peter Paul Atzwanger, Maria-Enzersdorf-Wien 204

64 St. Andreas in Antlas gegen Schlern und Seiser Alpe. Lichtbild von Prof. Peter Paul Atzwanger, Maria-Enzersdorf-Wien 204

64 Rittner Landschaft. Bad Sieß (nördlich Klobenstein) gegen Schlern. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen 204

65 Rittner Landschaft. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen 205

65 Überetscher Landschaft. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen 205

66 Altenburg gegen Aldein-Weißhorn. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen 205

66 Unter-Fennberg gegen die Ausläufer des Mendel-Rückens. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen 205

67 Der Grünsee. Lichtbild von Prof. Dr. O. Pesta, Wien 234

67 Der Weißsee. Lichtbild von Prof. Dr. O. Pesta, Wien 234

67 Tümpel beim Glorerhüttensteig. Lichtbild von stud. phil. H. Pesta, Wien 234

67 Die Eisbodenlacke. Lichtbild von stud. phil. H. Pesta, Wien 234

68 Der Dorfersee gegen das Kaisertauernjoch. Lichtbild von Dr. M. Holly 235

68 Der Tauernmoossee. Lichtbild von Dr. M. Holly 235

68 Die Moorlacke oberhalb der Alpe Französach. Lichtbild von Prof. Dr. O. Pesta, Wien 235

68 Kleinsee am Salmhüttenweg. Lichtbild von Fr. Schilcher, Klagenfurt 235

Bilder im Text:

Seite

1. Kartenskizze der Berge des südöstlichen Alaska 31
2. Die Reusch-Halbinsel mit Magdalenen- und Smeerenburg-Bucht 39
3. Die Australischen Alpen 49
4. Anmarsch ins Rakiottal und Anmarsch über den Rakiotgletscher zum Nanga Parbat 61
5. Kartenskizze des obersten Lauterbrunner Tales 118
6. Hochköniggebiet mit den Dientner Schieservorlagerungen 137
7. Ost-Fenwall zwischen Darmstädter-, Niederelbe- und Edm.-Graf-Hütte 148
8. Die Berge des Winnebachtales 161
9. Marmolata vom Ombrettapaß. Nach einer Zeichnung von Robert Zinner, Wien . . 211

Seite

10. Heinrich Noe. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien 221
11. Tiefenkarte des Grünsees nach E. Fugger 230
12. Tiefenkarte des Weißsees nach Fugger 232
13. Cyclops strenuus s. str. Nach einer Zeichnung von Prof. Dr. O. Pesta, Wien . . . 233
14. Fadenwurm (Nematode) aus dem Tümpel am Glorerhüttensteig. Nach einer Zeichnung von Prof. Dr. O. Pesta, Wien 234
15. Wasserflöhe aus der Moorlacke oberhalb der Alpe Französach. Nach einer Zeichnung von Prof. Dr. O. Pesta, Wien 236
16. Diaptomus bacillifer (Männchen) aus dem Kleinsee am Salmhüttenweg. Nach einer Zeichnung von Prof. Dr. O. Pesta, Wien 238
17. Köcherfliegenlarve aus der Eisbodenlacke. Nach einer Zeichnung von Prof. Dr. O. Pesta, Wien 239

Beilagen:

Karte des Karwendelgebirges, Westliches Blatt

1:25000. Bearbeitet von L. Aegerter und Dr. K. Finsterwalder

Druck der Kartograph. Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien

Kammverlaufskarte des Arbeitsgebiets der Cordillera-Expedition des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Nach einer photogrammetrischen Aufnahme vorläufig gezeichnet von R. Finsterwalder und H. Biersack, Hannover 1933. Ergänzt durch H. Kinzl und Ph. Borchers

Die Forschungsreise des D. u. Ö. A.-V. in die Cordillera Blanca (Peru)

Von Dr. Ph. Borchers, Bremen, unter Mitwirkung von H. Hoerlin, Schwäbisch-Hall, und E. Schneider, Hall in Tirol

Der Gedanke

Eine deutsche Expedition in alpenferne Hochgebirge ist heute glücklicherweise nicht mehr ein Ding, das fragendes Erstaunen oder zweifelnd-verneinendes Kopfschütteln auslöst. Bezeichnenderweise gilt es außerhalb der deutschen Grenzen längst als feststehende Tatsache, daß Deutsche und Engländer an der Spitze der Durchdringung der außeralpinen Hochgebirge stehen, und auch die Kleingläubigen im eigenen Lande haben sich durch den seelischen Schwung der unbeirrbaren Vorkämpfer, ihren Glauben an den Wert der Aufgabe und ihre zielbewußte pflichttreue Arbeit mitreißen lassen, — wie es eigentlich immer war, wenn neue Gedanken, große volksumfassende oder auch nur solche, die einen kleineren Kreis von Menschen und Dingen berühren, zum Siege schritten. Über Grundgedanken und Werdegang der außereuropäischen Hochgebirgsforschung des D. u. Ö. A.-V. habe ich vor 4 Jahren einige Worte geschrieben, als ich über unsere Pamir-Expedition (1928) berichten durfte[1]). Inzwischen ist wieder in sehr tatkräftiger Weise, vor allem von den beiden Spitzennationen, Angriff auf Angriff unternommen worden. In jedem der verflossenen 4 Jahre waren auch deutsche Bergsteiger draußen, und zwar richteten sich die bedeutendsten Unternehmungen auf den Himalaja, wo in diesem Jahre englische Bergsteiger zum vierten Male um den höchsten Berg der Erde leider wieder vergeblich gekämpft haben. Diese Zusammenballung auf den Himalaja, aber auch die Tatsache, daß (abgesehen vom Kamet) keine Himalajaexpedition trotz gewaltiger körperlicher und seelischer Leistungen ihr höchstes Ziel erreicht hat, mußte nachdenklich stimmen. Ich will es ganz freimütig aussprechen: Die Hauptversammlung 1931 in Baden bei Wien hatte die Frage der Auslandsbergfahrten eingehend grundsätzlich erörtert und vertrauensvoll bejaht. Der Hauptausschuß, der unsere Expedition genehmigt und die dafür benötigten Mittel gegeben hatte, und vielleicht noch viel mehr wir Expeditionsteilnehmer selbst waren uns dessen wohl bewußt, was uns anvertraut war, nicht nur eine gegenwärtige Unternehmung, sondern vielleicht auch die Zukunft. Wir durften nicht scheitern. Danach hatten wir uns einzurichten.

Forschungsziel und Anpacken der Aufgabe sind durch solche Überlegungen stark beeinflußt worden. Es erschien uns richtiger, nicht nach den Sternen zu greifen, sondern leuchtende Ziele mit den vorhandenen Möglichkeiten, mit den verfügbaren Mitteln und Kräften ganz kühl abzuwägen. Aus mancherlei Gründen schieden Himalaja und Karakorum aus, China und Tibet waren unerreichbar und der Zugang zu Gebirgen auf russischem Hoheitsgebiet war schon von vornherein durch den Zwangskurs des Rubels vereitelt. Aber hatten wir nicht in Südamerika gleichfalls köstliche Ziele und vielleicht

[1]) Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-V. 1929, S. 64 ff.

noch stärkere Bindungen als in Asien? Dort, wo bereits im Jahre 1802 Alexander von Humboldt die ersten Schleier von den gewaltigen Eisbergen Ekuadors lüftete, wo dann zwar die ersten großen Gipfelsiege englischen Expeditionen zufielen, wo aber in der eigentlichen Durchdringung der Hochgebirge in erster Linie eine sehr ansehnliche Reihe von Deutschen tätig war[1]), wohin schließlich der Alpenverein bereits eine eigene Expedition entsandt hatte (Cordillera Real 1928) und wo sogar eine sehr rührige Alpenvereinssektion besteht (in Santiago de Chile und Valparaiso). Wenn irgendwo, so konnten wir in dem gastlichen Südamerika dessen sicher sein, daß eine deutsche Hochgebirgsexpedition willkommen wäre. Niemandem kamen wir sachlich in die Quere. „Unsere Beziehungen zu den südamerikanischen Staaten sind vorzüglich", sagte mir bei einer Vorbesprechung im Auswärtigen Amt der politische Referent für Südamerika. Waren das nicht sehr viel angenehmere Reisevoraussetzungen, als etwa monatelang in Hangen und Bangen auf die Einreiseerlaubnis warten zu müssen? Und die wertvollen Beziehungen, die ich zum alten Bremer Hause Gildemeister anknüpfen konnte und die dann mit der Zeit zu sehr herzlichen wurden, waren geradezu eine ideale Basis für Peru.

Freilich, die Anden stehen leider immer noch vielfach in dem Ruf, „zwar hoch und entsetzlich lang, aber auch langweilig und durchaus bergsteigerisch zweitrangig" zu sein[2]). Auch wir entnahmen bei unserer Ausreise aus einigen Briefen guter Freunde, die uns gute Erfolge wünschten, so etwas wie Mitleid mit uns armen Irren, die wir nun über flache, öde Firn- und Geröllhalden unsere Leiber hinaufwuchten müßten. Gewiß, vieles in den Anden ist so wie dieser Ruf. Aber auf der gewaltigen Strecke von 8000 *km*, die sich vom 11. nördlichen bis zum 55. südlichen Breitengrad hinzieht, über heißeste Tropenzonen bis zu den Toren der Antarktis, erfreuen sich die Anden einer derartigen Fülle von Verschiedenheiten in Höhe, Aufbau, Form, Gesteinsarten, Vergletscherung und Klima, und wer unter uns etwa noch nicht aus Günther v. Plüschows Film und den Berichten über die Cordillera Real und Quimsacruz-Kette[3]) weiß, welche Kleinode dort zu finden sind, der möge sich endlich heute durch unsere Bilder überzeugen lassen.

Wie ich überhaupt auf den Gedanken einer Alpenvereinsexpedition in die Cordillera Blanca gekommen bin? Nun, weniger durch Zufall, als bei einem systematischen Suchen. Als der D. u. Ö. A.-V. nach Beendigung der Inflation wieder an Auslandsbergfahrten dachte und ich mich hierzu aus der Literatur über die Hochgebirge der Welt unterrichtete, gleichzeitig auch als Vorbereitung für die Denkschrift über Auslandsbergfahrten, die ich als Referent dem HA. vorlegte, da kam ich bereits zu der Überzeugung, daß die Cordillera Blanca ein bergsteigerisch besonders schönes Ziel sei, das auch politisch und reisetechnisch gut erreichbar sein würde. Geboren wurde der Gedanke dieser Forschungsreise 1929 an jenem anregenden Septemberabend, an dem Professor Troll aus Südamerika heimkehrend in Bremen gelandet war. Fachwissenschaftliche Nachprüfung durch Geheimrat Penck und Professor v. Klebelsberg ergab, daß gerade dort auch auf wissenschaftlichem Gebiet Grundlegendes zu erforschen sein würde. So verdichtete sich der Gedanke zu einem fest umrissenen Plan, und er fand freudige Aufnahme im D. u. Ö. Alpenverein. In dankenswerter Weise gab der HA. die erforderlichen Geldmittel und die Sektionen Bremen und Schwaben steuerten noch ein Übriges bei.

In der Überschrift habe ich von einer Forschungsreise gesprochen, wohlüberlegt, denn wir haben nicht lediglich eine Expedition zur Besteigung eines oder

---

[1]) Vgl. die kurze Zusammenstellung v. Prof. Herzog, Ztschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1929, S. 3 u. 4.
[2]) Herzog a. a. O. S. 3.
[3]) Ztschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1929, S. 5 ff., 1932, S. 79 ff.; Dienst, Im dunkelsten Bolivien; Herzog, Bergfahrten in Südamerika.

einiger hoher Gipfel, sondern eine Reise zur planmäßigen Erforschung eines Hochgebirges unternommen. Grundsätzlich halte ich die Verbindung der bergsteigerischen und wissenschaftlichen Aufgaben für ein dringendes Gebot für alle Hochgebirgsexpeditionen in noch unerforschte Gebiete. Auf unserer Pamir-Expedition ist es mir besonders klar geworden[1]). Es wäre doch betrüblich, wollte man die ohnehin notwendige Organisierung der Expedition und auch die Kräfte der Bergsteiger selbst nicht für die Wissenschaft nutzen, und ebenso, wollte man nicht z. B. die geographische und kartographische Wissenschaft in den Dienst des Bergsteigens stellen. Und wiederum freimütig gesagt: Die Auswahl selbst der tüchtigsten Bergsteiger gewährleistet nicht unbedingt die Erreichung eines außergewöhnlich hohen, schweren und gefährlichen Gipfels. Ein befähigter Fachgelehrter dagegen wird bei geeigneter Auswahl des Forschungsgebietes immer Erfolge nach Hause mitbringen. In unserer Cordillera-Blanca-Expedition, die wirklich nicht von heute auf morgen, sondern unter reiflicher Überlegung hinsichtlich ihrer Aufgaben und Teilnehmer zusammengesetzt worden ist, glaubten wir wissenschaftliche und bergsteigerische Aufgaben zweckdienlich miteinander vereinigt zu haben.

In sehr dankenswerter Weise ließ mir der Hauptausschuß freie Hand in der Abgrenzung der Aufgaben und der Auswahl der Teilnehmer. Fähigkeiten in ihrem Fach, Expeditionseignung und Kameradschaftlichkeit der Teilnehmer gehören zu den allerwichtigsten Voraussetzungen für das Gelingen einer Expedition. Nicht nur die Forschungsaufgaben sind bestimmend für die Auswahl der Teilnehmer, sondern ebensosehr die verfügbaren Teilnehmer für die Art der Aufgaben. Ich empfand es bei der Teilnehmerauswahl als meine unverrückbare Pflicht, sehr genau zu prüfen und meine Entscheidungen, ohne nach rechts und links zu sehen, zu treffen, um unserer Sache willen.

Im Jahre 1909 war ein deutscher Gelehrter, Professor Sievers[2]), um die Cordillera Blanca herumgeritten und hatte sie auf den beiden auch im Handelsverkehr benutzten Pässen Yanganuco und Quebrada Honda überschritten. Miß Peck, eine Journalistin aus U.S.A., hatte mit 2 Schweizer Führern Ersteigungsversuche am Huascaran gemacht, worauf eine Vermessung des Berges durch de Larminat, später durch Bahnbauingenieure und peruanische Militäringenieure erfolgte. Ingenieur Kreuz aus Tittmoning in Oberbayern, der im Santa-Tale Vermessungsarbeiten durchzuführen hatte, hatte einige Vorstöße oberhalb Caráz gemacht und hatte den Gipfel 5200 *m* neben dem Yanganuco-Paß, den wir dann „Kreuzspitze" ihm zu Ehren nannten, erstiegen. Was schließlich noch aus Middendorfs allgemeiner Landesbeschreibung von Peru[3]) und aus den Landkarten Raimondi's 1 : 500 000 zu entnehmen war, war dürftig genug, und damit erschöpften sich im wesentlichen die Kenntnisse über das eigentliche Hochgebirge. So stellte sich uns vor unserer Reise die Cordillera Blanca dar als ein von NNW nach SSO hinziehender Abschnitt der westlichen Anden-Hauptkette, beiderseits des 9. südlichen Breitengrades, also mitten in den Tropen gelegen, etwa 130 *km* lang, im Westen vom dichtbesiedelten Santa-Tal und etwa 80 *km* davon entfernt im Osten vom Marañon, dem Quellfluß des Amazonenstroms, begrenzt, an der Ostseite ein Vorbergland zwischen der hohen Kette und diesem Fluß. Wie es, mit Ausnahme des oben Erwähnten, im Innern des Gebirgslandes aussah, von etwa vorhandenen Talsystemen, von den Gletschern und den Gipfeln selbst wußte man allenfalls hie und da einen Namen, d. h. soweit man die Dinge vom Santa-Tal aus sehen konnte. Aber sonst war die Cordillera Blanca unerforscht.

Bei dieser Sachlage stand begreiflicherweise die allgemeine geographische

[1]) Vgl. Borchers, Berge und Gletscher im Pamir, S. 3—5.
[2]) Sievers, Reise in Peru und Ecuador, München und Leipzig 1914.
[3]) Middendorf, Peru, 3 Bände, Berlin 1895.

Durchforschung des Gebirges im Vordergrund, eine Aufgabe, für die eigentlich alle Expeditionsteilnehmer ununterbrochen sich einsetzten. Unseres Geographen Dr. Kinzl besonderes Fachgebiet war dann noch die Gletscherkunde. Die Aufnahme einer Landkarte nach der Methode der Photogrammetrie, wofür Lukas unser Fachmann war, war der zweite wissenschaftliche Pfeiler, als Selbstzweck, als Bezogenheit unseres sonstigen Tuns und als Grundlage künftiger Forschung. Die Messung kosmischer Strahlen (Ultrastrahlung) kam obendrein hinzu. Es war eine Ausnutzung einer günstigen Gelegenheit. Die schwere Erkrankung des Botanikers Professor Herzog, die zu unserer großen Betrübnis ihn wenige Wochen vor der Ausreise zur Absage zwang, riß sowohl in den Personenkreis, als auch in den Arbeitsplan eine empfindliche Lücke. Das Bergsteigen und die Bergsteiger selbst hatten der Wissenschaft zu dienen und für ihre ureigensten Ziele zu herrschen, je nach dem Gebot der Stunde.

So ergaben die Forschungsziele die Teilnehmer und nach den Teilnehmern bestimmten sich die einzelnen Aufgaben, nämlich:

1. Regierungsrat Dr. Ph. Borchers, Bremen, Leitung und Bergsteigen;
2. Privatdozent Dr. H. Kinzl, Universität Heidelberg, Geographie und Gletscherkunde;
3. Dipl.-Ing. B. Lukas, Assistent am Geodätischen Institut der Technischen Hochschule in München, Kartenaufnahme.
4. Dipl.-Ing. H. Hoerlin, Assistent am Physikalischen Institut der Technischen Hochschule Stuttgart, Ultrastrahlenmessung und Bergsteigen;
5. Dipl.-Ing. E. Hein, Graz, z. Zt. Santiago de Chile, Bergsteigen und Kartenaufnahme;
6. cand. rer. mont. E. Schneider, Hall in Tirol, Bergsteigen;
7. Dr. med. W. Bernard, Hall in Tirol, Expeditionsarzt, Physiologie und Bergsteigen.

Eins kam noch hinzu, nicht von vornherein von uns gewollt, aber sehr bald uns genau bewußt: Alles, was wir taten, was uns gelang oder was etwa mißlungen wäre, das wurde von der peruanischen Öffentlichkeit nicht nur uns, sondern in erster Linie dem Deutschtum als solchem zugerechnet. Hoffentlich haben wir es richtig gemacht.

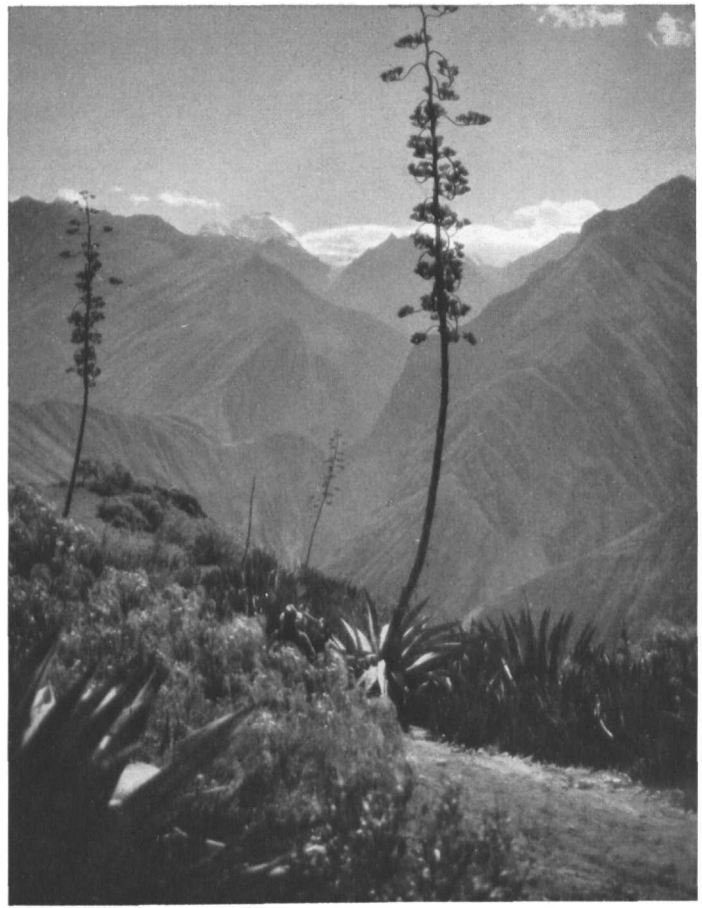
Groß war das Erleben, tief die Eindrücke, zahllos die Beobachtungen. Aber bei dem beschränkten Raum, den die „Zeitschrift" uns zur Verfügung stellen kann, ist es leider ganz unmöglich, auch nur annähernd alles das zu berühren, wovon Herz und Mund übersprudeln möchten. Natürlich habe ich einen Gesamtüberblick über den Expeditionsverlauf zu geben. Dabei will ich einiges Typisches herausschälen, und es soll schließlich auch hier vor der deutschen Bergsteigerschaft die Berichterstattung über die Besteigung einiger Berge nicht allzu dürftig werden[1]).

Hinüber nach Peru und hinein in ein Stück seiner Vergangenheit

Als das Motorfrachtschiff „Erfurt" des Norddeutschen Lloyd am 31. März 1932 von seiner Kaje im Hafen zu Bremen ablegte, um mit uns den weiten Weg über das Weltmeer anzutreten, da versank hinter uns ein Meer von Arbeit, Spannung, Unruhe und Sorgen, die in ihrer Gesamtheit schließlich doch Freude waren, und die körperlich und seelisch ungemein wohltuende Seefahrt lag vor uns. Viele herzliche Wünsche begleiteten uns, viel tatkräftige Hilfe hatte uns daheim zur Seite gestanden und hatte dazu beigetragen, die Grundfragen und die tausenderlei Einzelheiten zu be-

[1]) Gesamtdarstellung der Forschungsreise in unserem demnächst erscheinenden Buche „Cordillera Blanca".

Huandoy von der Cordillera Negra



Champará und Quitaracsa-Tal (Vordergrund blühende Agaven)

Tafel I

Huascaran von der Cordillera Negra

Das Trogtal der Yanganuco-Schlucht

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

wältigen, Hindernisse wegzuräumen und die Geld- und Ausrüstungsbasis zu festigen. Auch an dieser Stelle danke ich allen herzlich, die mit warmem Herzen und offener Hand hinter der Forschungsreise gestanden haben, und ich bitte um ihre Nachsicht, daß ich ihre Namen hier nicht veröffentliche. Und schließlich sei es mir, bitte, wiederum erlaubt, meiner tapferen Frau zu gedenken, das Wartenmüssen ist für die Frau doch sehr viel schwerer als für die Eltern oder für die Braut.

Bereits bei der Abfahrt des Schiffes hatte Hoerlin mit seinen Messungen begonnen. Die Riesenkiste mit dem Kardangehänge und die 25 übrigen Physikkisten waren dank freundlichen Entgegenkommens der Reederei und des Kapitäns Woltemade dem Schiffsmittelpunkt so nahe wie möglich aufgestellt: Die Apparate liefen. Dann folgte großes Ausschlafen, viel Essen und Abstellen der geistigen Tätigkeit (soweit nicht doch 2 Unentwegte fleißig Spanisch weiterlernten). Warum sollten wir uns auflehnen gegen altgeübte Seereisensitten? Als aber dann die Tropensonne mittags dem Zenit immer näher kam und Hoerlin sich längst an die mehr als 30° in stickiger Öllluft im Schiffsraum gewöhnt hatte, da schlug auch uns anderen das Gewissen. Unser Gepäck, mehr als 6000 *kg*, von dem nur einige große Stücke an der Küste Perus bleiben konnten, mußte „maultierfertig" gemacht werden, d. h. kein Stück durfte mehr als 30, höchstens 40 *kg* wiegen. Trotz entsprechenden Ersuchens an die Lieferanten war doch manche Kiste zu schwer. Es gab ein großes Sägen und Kistenzimmern. Schneider, allen voran, erging sich in wahren Arbeitsorgien als Tischler und dann als Maler, bis schließlich vor Cristobal-Colon alle 168 Kisten, Koffer, Körbe und Säcke im Gewicht abgestimmt, inhaltlich geordnet und fein säuberlich numeriert waren. Was möchte ich alles erzählen, von unserem gemütlichen Frachtschiff, auf dem wir uns ausbreiten durften, wie wir wollten, und auf dem Kapitän und Mannschaft zeitweilig nur geduldet zu sein schien, und dann von dem landschaftlich wie technisch großartigen Panamakanal, von den Tropennächten im Stillen Ozean und der eigenartigen Westküste Südamerikas! Doch so tief die Eindrücke waren, es sind altbekannte Reisewege, davon gehört nichts in diesen Bericht.

Bei der aufgehenden Sonne des 2. Mai warf unser Schiff auf der kleinen offenen Reede von Casma Anker. Sogleich genossen wir die fürsorgliche Gastfreundschaft des Hauses Gildemeister, dem wir so unendlich viel verdanken, und den freundlichen Empfang der Peruanischen Regierung, hier verkörpert durch Herrn Kux und den Subpräfekten von Casma, die uns an Bord begrüßten. Zollfreiheit und alle sonstigen Erleichterungen waren uns gewährt. Binnen 2 Stunden waren 5500 *kg* Gepäck an Land gerudert und auf Lastautos verladen, die sogleich über den hinter der Küste liegenden Wüstengürtel rollten. Am Fuß der Anden hatte Herr Kux, der 14 Tage lang bei uns blieb, Maultiere bereitgestellt. Auf ihnen wurde die Cordillera Negra, die der Cordillera Blanca im Westen vorgelagert ist, auf einem 4000 *m* hohen Paß überschritten und ins Santa-Tal hinabgestiegen. So schnell war, wie man uns sagte, noch nie ein solcher Transport von einem Schiff dorthin gelangt. Im Hauptort des Tales, Huaraz, wiederum ein Deutscher, Schuldirektor Seyffart, der uns in all diesen Monaten immer freundlich helfend zur Verfügung stand. Behördenbesuch in Huaraz; dann talabwärts nach dem kleinen freundlichen Ort Yungay, 2500 *m* hoch, unserem Standquartier, am Fuß des Huascaran und gerade in der Mitte vor der Cordillera Blanca gelegen.

Lukas und ich waren auf der „Erfurt" noch bis Callao weitergefahren, wo Hein, aus Santiago de Chile kommend, zu uns stieß. Ich hatte in Lima Behördenbesuche zu machen, Lukas fahndete nach Vermessungs-Anschlußpunkten. Herzlich war die Aufnahme beim Deutschen Gesandten und in der deutschen Kolonie. Eine kleine Revolution in Lima veranlaßte uns, unsere Abreise zu „unserer Front" noch mehr zu beschleunigen. Mitte Mai waren wir allesamt in Yungay marschbereit.

Unseren ersten Vorstoß setzten wir nach Norden an. Reit- und Tragtiere hatten wir nicht gekauft, sondern gemietet, diese Frage hatte sich ziemlich bald zur Zufriedenheit lösen lassen, wenn auch anfangs mancherlei Ärger damit verknüpft war. Viel sorgenvoller sah es dagegen mit den Trägern aus. Pferde und Maultiere standen bereits auf unserem Hof, da erklärten die 2 Tage zuvor angeworbenen Träger, daß sie nicht mitgehen würden. Nur unser treuer Koch, Miguel Rojo, sowie ein Träger, der den Vorschuß nicht zurückzahlen konnte, blieben bei uns, und unser Trägerobmann stand bei allem hilfslos dabei. Wir hatten schließlich aber noch unsere Pferdeknechte und, allen Wiederwärtigkeiten zum Trotz, wir marschierten ab, von Yungay talabwärts.

Vor dem unteren Ende der langen Santa-Talfurche (auch Callejon[1]) de Huaylas genannt) liegt ein Bergriegel. Etwa 1000 *m* tief hat sich der Santa-Fluß in das Gestein hineingefressen. Es ist der Caño de Pato, eine 10 *km* lange, unerhört großartige Schlucht mit durchweg fast senkrechten Wänden. Bis in die Nähe des unteren Schluchtendes, Huallanca, ist bereits vor vielen Jahren eine Eisenbahn gebaut, die dann in vielen Tunneln und langen Rampen durch den Caño de Pato bis in den Callejon weitergeführt werden sollte. Kühne Bauten sind begonnen worden, deutsche Arbeit (Holzmann A.G., Frankfurt a. M.), aber dann blieben die Baugelder aus und das Werk verfällt. Man kann gerade noch hindurchreiten, auch wir taten es, vorsorglich ohne Troß. Der altbegangene Maultierweg führt oben über den Bergriegel hinüber.

Hier in 2800 *m* Höhe an der westlichen Talseite sahen wir zum ersten Male hinüber zum Quitaracsatal, und es fesselte uns gleich von Anfang an sehr (s. Tafel 1). Zwar nur der Talausgang war zu sehen, ein System von tief eingeschnittenen Schluchten, in verschiedenen Terrassen übereinander, über deren Schlußwände der Quitaracsabach in Wasserfällen hinabrauscht. Die Einmündung dieses Baches in den Santa-Fluß liegt 1200 *m* über dem Meer. Wir mußten also 1600 *m* tief absteigen, so tief hat sich das Wasser ins Gebirge eingegraben. Steile, öde, fast sterile Hänge waren hinabzusteigen, nur Kakteen und Agaven können dort in der Trockenzone gedeihen, diese allerdings oft in erstaunlichen Stücken, unter ihnen bis zu 5 *m* hohe Säulenkakteen und die Agaven mit Blütenschäften, die bis zu 10 *m* hoch wachsen. Als uns drunten am Santa-Fluß gesagt wurde, es sei unmöglich, dem Quitaracsabach aufwärts zu folgen, glaubten wir das ohne weiteres. Aber wir griffen nun weiter unten, nördlich, um die untersten Steilhänge herum, tauchten auch einmal, wo künstliche Bewässerung durchgeführt war, in üppigste Tropenvegetation ein, hohe Maisfelder, schattige Baumgruppen und dunkle Bananenhaine.

Weiter nach Norden führt der gebahnte Pfad, bekanntes Gelände. Immer wieder lockte das Quitaracsatal. Da versuchten wir es am Berghang, der nördlich der tiefen Ausgangsschlucht sich steil, aber gleichmäßig emporzieht. In Pachma, einem kleinen Indiodorf, bei dem wir lagerten, war aus den Leuten nichts Rechtes herauszubekommen. Die Indios kennen wohl den unmittelbaren Umkreis um ihre heimatliche Hütte und meist auch die dahinterliegenden Gebirgstäler, soweit darin Viehweide ist. Aber aus Angst um ein paar armselige Kühe oder Schafe, die droben weiden, die aber schließlich doch für die Indios ein namhafter Wertgegenstand sind, erklären sie in der Regel, man könne nicht weiterreiten. So auch hier. Doch ein kleiner Pfad führte ein Stück am Berghang empor, wie die abendliche Erkundung ergab. Mit zunehmender Höhe freilich verlor er sich immer mehr zwischen Steinblöcken und wucherndem Dornengestrüpp. Doch wir wagten es, wir hatten ja berggewohnte Tiere, und schlimmstenfalls konnten wir immer noch umkehren. 2000 *m* hoch erwies sich dieser Hang, es war sehr schwer, mit unseren Tieren hinaufzukommen, mochten sie auch bei diesem Vorstoß nur

[1]) Das spanische j wird ch gesprochen.

leicht beladen sein. Eine Mula stürzte an einer besonders schlechten Stelle ab, fing sich aber wieder an einem Gebüsch. Zweimal stießen wir auf einsame Indiohütten. Schließlich haben wir es doch an einem Tage geschafft, bis unweit unter die Höhe, 3900 *m*, zu kommen, wo der Hang flacher wird und sogar Weide trägt. Als Kinzl und ich dann noch abends bis auf die Kammhöhe stiegen und ins Quitaracsatal hinabblickten, das 1200 *m* tief unter uns lag, da erfaßte uns das Grauen vor dem Weitermarsch. Unerhört steile Hänge und Schluchten, unten mit dichtem Dornengebüsch bewachsen, alles in den schweren Abendschatten und nur hoch oben die leuchtenden Firnenhäupter, das sah so gewaltig, aber auch so düster, so erdrückend aus und erschien hoffnungslos für einen Weitermarsch mit dem Troß. Doch eigenartig, als wir 2 Tage später den Weitermarsch wirklich antraten, da leitete uns ein guter Pfad hinab, gar nicht so übermäßig steil, vielfach in Fels gehauen und mit sehr geschickten Windungen angelegt.

Nicht minder überrascht waren wir, droben auf dem dort sanft abfallenden Teil des Bergrückens eine ganz ansehnliche Menge von Hausruinen zu finden. Kein Weißer hatte davon gewußt, und die Indios, die diesen Weg offensichtlich heute noch gelegentlich benutzen, schweigen. Die Ruinen waren, wie meist, stark zerfallen und niedrig, doch was von den Steinmauern noch steht, das war stellenweise fein gefügt. Der oberste Teil der Siedlung war in 3 oder 4 hintereinander liegenden Festungsterrassen angelegt, sie hat nach Bauplan und örtlicher Lage offensichtlich stark militärischen Zwecken gedient. Die Art der Bauten deutet darauf hin, daß diese jedenfalls einem Kulturzeitraum angehören, der vor der Inka-Zeit liegt. Aber welcher Periode sie angehören, darüber wage ich keine Meinung zu äußern, wir tappen archäologisch in Südamerika noch sehr im dunkeln.

Von besonderem Interesse war für uns die Wasserversorgung. Denn da die Quitaracsa-Ruinen auf einem Gebirgskamm liegen, können Quellen dort nicht sprudeln. Aber die geschickten Baumeister hatten auch diese Lebensfrage gelöst. Sie hatten den Abfluß eines Gletschers in einem langen, in den Fels gehauenen Hangkanal bis zu ihrer Siedlung geleitet. Hier überschritt der Kanal sogar den Gebirgskamm auf einer Scharte und das Wasser diente obendrein zur Berieselung der unterhalb der Siedlung liegenden Bergwiesen und Felder. Noch heute fließt in dem ziemlich gut instand gehaltenen Hangkanal Wasser, auch wir schöpften daraus.

Begreiflicherweise hatten wir hier oben alles andere als Ruinenstätten erwartet, wie wir überhaupt nicht geglaubt hatten, daß wir in der Höhenlage, in der wir unsere Forschungen durchzuführen hatten, auf Spuren alter Siedlungen stoßen würden. Wir hatten uns deswegen auch auf archäologische Arbeiten gar nicht eingestellt gehabt. Aber noch an vielen anderen Stellen fanden wir Siedlungsreste auf Bergeshöhen, Umfangreicheres und Bedeutenderes als das Quitaracsa-Städtchen. Wohlerhaltene Grabdenkmäler sahen wir mit einer oder mehreren Kammern, in einigen Fällen sogar auch mit 2 Stockwerken übereinander (Bild S. 28). Auch die Bedachung war vielfach noch völlig unversehrt, und diese hat uns immer wieder Bewunderung abgerungen. Auf die Mauern waren Steinplatten gelegt, 2 *m*, ja sogar bis 3½ *m* lang, meist 1 *m* breit und 40—80 *cm* dick, gewaltige Gewichtsmengen, die schließlich doch alle durch Menschenhand herbeigeschafft und auf die Hausmauern gelegt waren. Die meisten gut erhaltenen Bauten sind Totenhäuser, Tschulpa genannt, in der Indianersprache Ketschua, der Staatssprache der Inkas, die heute noch im ganzen Lande gesprochen wird. In den Totenhäusern liegen noch vielfach Gebeine, und besonders bemerkenswert waren die flachen Schädel, künstlich plattgedrückt durch 2 zusammengeschnürte Bretter, die dem betreffenden Menschen im zartesten Kindesalter um den Kopf gepreßt waren, eine Sitte, die heute noch bei einigen Stämmen in der Amazonas-Niederung ausgeübt wird.

Die seinerzeitige Wasserversorgung war nicht immer so klar erkennbar wie beim

Quitaracsa-Städtchen. Aber das ist uns doch immer wieder vor Augen geführt, daß in alten Zeiten das Land in ganz anderer Weise und vermutlich auch viel dichter besiedelt gewesen ist und daß die Grundlage der alten Kulturen die Landwirtschaft war, in deren Dienst die Bewässerungsingenieure sich gestellt hatten. Hunderte von Bewässerungsgräben, Acequia genannt, umspannen das Gebirge, und werden heute noch benutzt, um das Wasser der Gletscherbäche auf die Felder zu leiten, die sonst monatelang ohne Feuchtigkeit bleiben würden.

Die Bedeutung der Ruinenstädte in der Cordillera Blanca liegt nicht auf architektonischem oder künstlerischem Gebiet. So gut wie nie haben wir Skulpturen gefunden und auch die Baukunst entbehrte einer flüssigen Form. Die Bedeutung liegt vielmehr in der geographischen Lage. Im Osten wie im Westen der Cordillera Blanca ziehen sich am Gebirgsrande hoch über den Tälern die Ruinenstädte hin und gelegentlich finden sich solche auch in den Hochtälern, die in das Gebirge eingeschnitten sind. Die höchstgelegenen Ruinen fanden wir bei 4400 *m*. Sie liegen dort, wo heute kein Ackerland und keine Siedlung mehr vorhanden sind. Nicht in den einzelnen Hausresten, sondern in der Gesamtheit der Siedlungen liegt ihre Bedeutung. Das ist das siedlungsgeographische Problem, auf das wir stießen.

Regenwochen

Zwei volle Monate vergingen, bis der erste hohe Gipfel fiel. Das war bitter. Gewiß, manchen z. T. recht schönen Fünftausender erstiegen wir. Aber wenn über ihnen Sechstausender leuchten und diese uns abschlagen, oder gar nicht einmal angepackt werden können, dann hat man eben doch nicht das bergsteigerische Ziel erreicht, zu welchem man hierhergekommen ist. Das Wetter war bis Ende Juni ausgesprochen schlecht. Mochten auch einmal einige Sonnentage dazwischen liegen, immer wieder aufs neue kamen von Osten her, aus dem ewig feuchten Amazonas-Becken, die Regenwolken in die Cordillera Blanca hereingebraust. Es stürmte und schneite in der Höhe und die Firnhänge waren in schlechtester Verfassung. Überall lauerte Lawinengefahr. Man sagte uns nachher im Santa-Tal, es sei ein Ausnahmejahr. Es mag aber auch eine aus Höflichkeit geborene Vertröstung gewesen sein. Denn im Santa-Tal war mit dem Mai, dem beginnenden Südwinter, eigentlich doch das gute Wetter eingezogen, wie das auch nach den Wetterbeobachtungen in früheren Jahren zu erwarten war, die wir bei der Expeditionsvorbereitung hatten ausfindig machen können. Aber die Beobachter hatten sich vermutlich nur um das Santa-Tal gekümmert und nicht zu den wolkenverhangenen sturmumtobten Gipfeln hinaufgeschaut.

Unser bergsteigerisches Hochziel im Quitaracsa-Gebiet war der Champará, der nördlichste der großen Berge in der Cordillera Blanca. Wir blieben auf der ganzen Linie die Unterlegenen. Zunächst tappten wir vollkommen im dunkeln über eine Zugangsmöglichkeit. Dann setzten Schneider, Hoerlin und Hein zu einem Angriff auf ihn an, von Osten her. Im Hochlager überraschte sie ein Schneesturm, 2 Nächte und 1 Tag wurde im engen Zelt gewartet, nun weiter emporgewühlt durch den Neuschnee, bei schwerer Lawinengefahr, bis zu einem dem Champará noch ziemlich weit vorgelagerten Gipfel, 5500 *m*, und schließlich mußte doch der Rückzug angetreten werden. Die Suche nach einem günstigen Zugang ging weiter. Wir griffen nordwärts bis über Tarica herum. Noch einmal abgeblitzt, diesmal ganz schwer, wir waren vom Gipfelmassiv weiter denn je entfernt. Ergebnis hier allerdings noch 2 Gipfel von etwas über 5000 *m* Höhe und ein Eindringen in einige sehr hübsche Täler mit Wald, Wiesen und kleinen Seen. Schließlich als rein bergsteigerischer Genuß für Hein und Hoerlin das

„Nadelhorn", 5500 *m*, ein zünftiger Gipfel, der, in unseren Alpen gelegen, und gern 1000—1500 *m* niedriger, höchste bergsteigerische Verehrung genießen würde.

Photogrammetrieren mit Hindernissen, Steppenbrand, elende Hangsümpfe (jawohl, das gibt es!), Ärger mit frechen Trägern und erschöpften Reittieren, das sind weitere Stichworte über das Erleben in jenen Tagen.

Aber lag vielleicht doch ein tiefer Sinn darin, daß die Hand des Schicksals uns in jene Gegend geführt hatte? Bernard wurde in einem langen Ritt zu einem bereits im Sterben liegenden Fleckfieberkranken, dem sehr angesehenen Besitzer der Hacienda Handaymayo, geholt, und es gelang seinem ärztlichen Können, den Tod zu bannen. Eine glückliche Schicksalsfügung für den Kranken, seine Frau und seine kleinen Kinder. Und wir genossen eine aus tiefstem Herzen kommende Dankbarkeit. Der Ruhm unseres Arztes verbreitete sich wie ein Lauffeuer weithin, und wohin wir auch kommen mochten, überall waren wir gerngesehene und bestens unterstützte Gäste.

Nach einem Ritt entlang an der Ostseite der Cordillera Blanca und nach ihrer Überquerung auf dem Yanganuco-Paß waren wir Mitte Juni wieder in Yungay. Das Wetter war nach wie vor schlecht und unsere Stimmung nicht gerade rosig, obwohl jeder sein Bestes tat, es sich nicht anmerken zu lassen. Wir hatten am Yanganuco-Paß Einblick gehabt auf die Ost- und Nordseite des Huascaran, des höchsten Berges der Gruppe. Seine Westseite liegt frei gegen Yungay. Eine Erkundung der Südseite erschien uns empfehlenswert. Außerdem wollten wir den Schnee in großen Höhenlagen prüfen, uns selbst an große Höhen gewöhnen und die Trägerschaft einüben. Nach dem anfänglichen Kummer hatten wir nun endlich ganz nach und nach immer mehr tüchtige Leute an uns heranziehen können. Sie waren sehr willig, gewöhnten sich mit der Zeit an Firn und Eis bis zu einer für Anfänger erstaunlichen Geschicklichkeit und haben uns schließlich ganz vorzügliche Dienste geleistet.

Wir gingen ins Alta-Tal, ein tief eingeschnittenes Tal südlich des Huascaran. Den Talschluß bildet der Yana-Raju, 6036 *m*. Es machte nichts aus, daß wir nach einem Hochlager in 4900 *m* Höhe über einen zerschründeten, außerordentlich steilen Eishang hinaufsteigen mußten. Aber als wir oben waren, merkten wir, daß wir wieder 150 *m* über steilen Fels abzusteigen hatten, davon die letzten 40 *m* fast senkrechter Gletscherschliff. Mittlerweile war es Nachmittag geworden. Kinzl und Schneider waren die einzig Vernünftigen, sie kehrten um. Wir andern Törichten, Hoerlin und Hein am ersten Seil, Bernard und ich am zweiten, stapften in der Nachmittagssonnenglut (kein auch noch so leichter Windhauch wehte) eine breite Gletschermulde empor und büßten sicher dort einen Teil unserer Sünden ab. Aber wir dachten, der Firnberg muß doch schließlich mal in einem Gipfel enden, und wenn der Tag nicht ausreicht, so wird die Vollmondnacht zu Hilfe genommen. Und dann dachten wir überhaupt nichts mehr, nur die Beine arbeiteten noch. Auf einmal begann es zu dunkeln und einige Minuten später steckten wir in einem tollen Schneesturm. Es war ausgeschlossen, noch miteinander Verbindung aufzunehmen. Jede Seilschaft buddelte sich dort, wo sie gerade stand, in den Firn. Unser Loch war nicht gerade groß, aber dies unser höchstes Biwak in fast 6000 *m* Höhe war nicht einmal das schlechteste, das wir in unserem Bergsteigerleben genossen haben. Hein und Hoerlin hatten sogar am andern Morgen noch großen Auftrieb, sie stiegen weiter und kehrten erst kurz unter dem Gipfel um, als eine abbrechende Wächte den zum Sichern eingerammten Pickel in die Tiefe mitnahm und schließlich hinter einem Lawinenhang der Sensenmann sehr energisch zu winken begann. Bernard und ich hatten bereits früh morgens genug gehabt, und wir alle stiegen dann nacheinander ab durch einen Eisbruch, den ich mit dem Guggigletscher vergleichen möchte. Bernard und ich erledigten schließlich noch eine weitere, nicht ganz freiwillige Entdeckungsreise und ein zweites Biwak, dies allerdings auf und unter schön wärmendem Steppengras.

Dann regnete und schneite es wieder unentwegt, auch als wir weiter südlich gezogen waren, und es blieb uns wiederum weiter nichts übrig, als uns mit der Geographie zu befassen. Traurig blickten wir in die Richtung, wo dunkle Wolken uns den Huascaran verhüllten.

Huascaran

Der Huascaran ist mit seinen 6765 *m* der höchste Berg Perus, soweit man nach dem heutigen Stand der von Fachleuten durchgeführten Vermessungen etwas annähernd Zuverlässiges weiß. Er ist auch nächst dem Aconcagua, 7035 *m*, einer der höchsten Gipfel Amerikas überhaupt und dürfte etwa an dritter Stelle stehen. Das weiß man alles nicht so genau, weil bei den anderen Großen, Cerro Mercedario, Tres Cruzes, Tocorpuri, Nacimiento de Jagel usw. nicht eindeutig feststeht, wie hoch ihr Fuß gelegen ist.

Ich bin weit davon entfernt, Entscheidendes nur in der Höhenziffer zu sehen. Der Huascaran ist nämlich auch ein sehr schöner und obendrein schwer zu ersteigender Berg. Er wurzelt im Westen im Santa-Tal, das hier bei Yungay eine Höhe von rund 2500 *m* hat. Da die vorgelagerten Terrassen und sanfteren Abhänge nur etwa um 700 *m* ansteigen, dann aber der Hang sehr steil aufwärts zieht, so zeigt der Berg gen Westen eine gewaltige Flanke. Er trägt einen Doppelgipfel. Der an der Westseite vollkommen eisbedeckte Südgipfel ist etwa 100 *m* höher als der Nordgipfel, der nach Westen, Norden und Osten mit steilen felsigen Gipfelwänden abbricht. Zwischen beiden Gipfeln liegt die „Garganta" (Kehle), eine kleine Firnhochfläche, etwa 6000 *m* hoch. Auch unterhalb der westlichen Gipfelwand des Nordgipfels zieht eine gewaltige Gletscherflanke herab. Ganz anders ist der Anblick aus den andern Himmelsrichtungen. Gegen Norden stürzt fast 3000 *m* hoch eine ungeheure Felswand hinab. Auch gegen Osten herrscht der Fels vor, der Nordgipfel erscheint als breiter schwarzer Turm, der Südgipfel wie eine emporgereckte Riesenschaufel. Von Süden her wirkt der Südgipfel, (der dann den Nordgipfel verdeckt) als edelgeformte Eispyramide. Man mag stehen wo man will, überall bietet der Berg einen schönen, mächtigen Anblick. Doch den tiefsten Eindruck hat er auf mich immer wieder von Huaraz aus gemacht, 50 *km* entfernt. Die Sicht ist befreit von allen Schlacken der kleinen und kleinsten Trabanten, die großen Nachbarn sind unsichtbar, kein Hang ist dem Auge verkürzt. Da ragt eine Riesenscholle, eisbedeckt, in den blauen Himmel hinauf, so unendlich hoch, edel und schön, daß den Beschauer Ehrfurcht überkommen muß.

Bergsteigerisch hat der Huascaran sogar schon ein wenig seine Geschichte. Wie bereits eingangs erwähnt, hat Miß Peck Anfang unseres Jahrhunderts mehrere Ersteigungsversuche unternommen. Sie hat schließlich mitgeteilt, daß sie im Jahre 1908 mit 2 Schweizer Führern den höchsten Gipfel erstiegen habe. Sie schätzte dessen Höhe auf weit über 7000 *m*, vielleicht sogar über 8000 *m* und sie nahm den Höhenweltrekord (mindestens aber den Damenweltrekord) für sich in Anspruch. Daraufhin entsandte Mrs. Bullock Workman, die bekannte Himalajabergsteigerin und einzige Frau, die die 7000 *m*-Grenze überschritten hat, eine Expedition unter de Larminat aus, welcher den Südgipfel mit 6763 *m* und den Nordgipfel mit 6650 *m* vermaß. Schließlich kam es immer mehr und mehr heraus, daß die Miß Peck, die den Nordgipfel für sich beansprucht, auf keinem der beiden Gipfel war. Dies wurde auch uns bestätigt durch die Einwohner von Yungay und durch den Arzt, der damals die erfrorenen Gliedmaßen der bedauernswerten beiden Schweizer Führer behandelt hat. Uns berührt die Angelegenheit insofern ja weiter nicht, als wir auf dem (höheren) Südgipfel waren, und ich berichte Vorstehendes nur der Ordnung halber.

Das wochenlange Wartenmüssen war bitter gewesen. Aber die Vernunft sagte uns,

daß ein überstürzter Angriff auf den Huascaran ein Mißerfolg sein müßte, und den durften wir uns auf keinen Fall leisten. Der viele Neuschnee mußte sich erst setzen, Gutwetter-Tage mußten in ziemlich sicherer Aussicht stehen. In Yungay wußte man natürlich, daß wir den Huascaran besteigen wollten. Anfangs hatte man öfter mit uns darüber gesprochen. Als wir aber immer und immer wieder noch keine Anstalten machten, zu ihm aufzubrechen, da verstummten die Gespräche, und man hielt uns für Prahlhänse. Wir durften aber noch nicht losschlagen, und darum zogen wir Anfang Juli allesamt für 10 Tage in die Cordillera Negra. Hoerlin baute auf der „Punta Ultra" seine Apparate auf, wir andern huldigten der Photogrammetrie. Das Wetter war während dieser Tage von erlesener Schönheit, da mußte doch der Neuschnee in der Cordillera Blanca erfreulichere Formen annehmen. Jetzt entschlossen wir uns zum Angriff auf den Huascaran.

Da war Revolution ausgebrochen, von Trujillo ins friedliche Santa-Tal hinaufgetragen. Nicht eine Revolution der friedfertigen Art, wie sie sonst in Südamerika landesüblich ist, sondern mit vielen Toten. Freilich, unser idyllisches Yungay verleugnete auch jetzt seinen friedlichen Charakter nicht. Hier wurde nicht auf Menschen geschossen. Der neue Subpräfekt war seit Wochen ebenso unser Amigo gewesen wie der alte, und er gab uns den Rat, unsere Maultiere vor der bevorstehenden Requisition in Sicherheit zu bringen.

Den Rat befolgten wir gern, Bernard, Hein, Hoerlin, Schneider und ich mit 9 Trägern und 2 Pferdeknechten. Angriff auf den Huascaran über seine Westflanke. Der auf lange Beobachtungen begründete Plan konnte örtlich und zeitlich genau durchgeführt werden. Am 1. Tag, dem 16. Juli, kamen wir glücklich, wie üblich, am späten Vormittag aus Yuangay fort. Gegen Abend landeten wir auf einer mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Moräne, etwa 3750 *m* hoch, von wo es mit Maultieren wirklich nicht mehr weiter ging. Am 2. Tag brannte uns die Tropensonne besonders heiß auf den Pelz. Mit schweren Lasten schlichen wir aufwärts, wir 5 Deutsche und unsere 9 Träger, teils durch schütteren schattenlosen Buschwald, teils über grasige oder felsige Hänge. Immer ging's steil empor, schließlich über großblockigen Schutt und glatt geschliffenen Felsen hinauf bis zu einer Stelle, an der der apere Fels sich besonders hoch in den Gletschergürtel hinaufzieht. Hier unmittelbar am Gletscher schlugen wir in etwa 4700 *m* Höhe unsere Zelte auf.

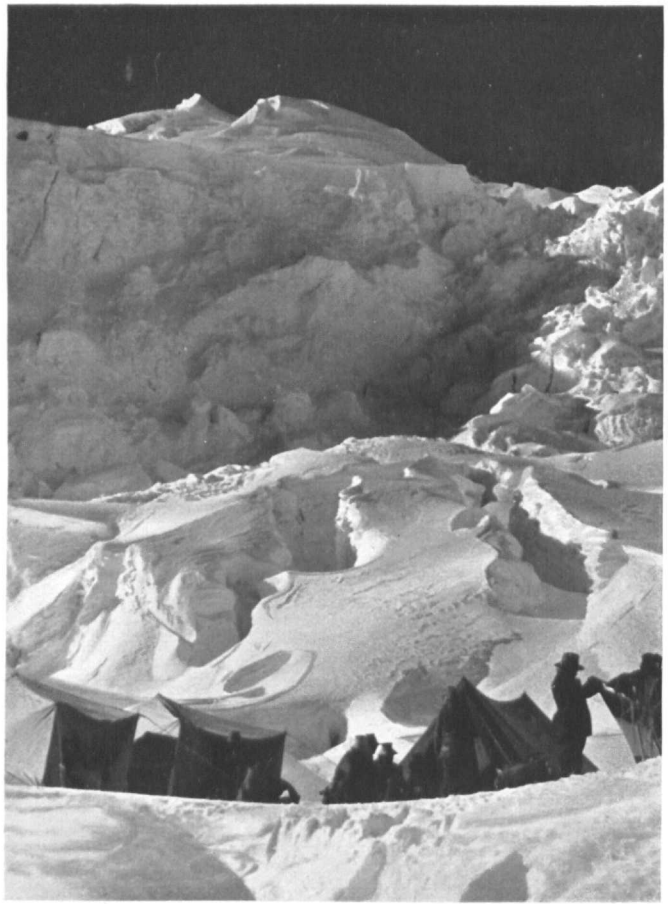
Am 18. Juli, dem 3. Tag, begann der Gletschermarsch, Hein und Schneider voraus, den Weg zu suchen und vorzubereiten, Bernard, Hoerlin und ich mit je 3 Trägern am Seil hinterdrein. Der Gletscher ist hier eigenartig gewellt, kleine Hügel oder richtiger Absätze von 10—20 *m* Höhe und doppelter Länge. Spalten dagegen traten nur wenig auf, erst weiter oben wurden es derer mehr. Es ging natürlich nicht im Eiltempo hinauf, aber immerhin hatten wir doch nach 6 Stunden Marsch 5500 *m* erreicht. 800 *m* Höhenunterschied ist für schwerbepackte Träger eine gute Tagesleistung. Auch im Pamir und Himalaja galt das gleiche Maß. Wir waren damit unter den steilen Eisabbrüchen angelangt, die von der Garganta herabziehen. Auf einer großen, firnbedeckten Eisscholle, die noch weit genug entfernt von den Brüchen und somit lawinensicher war, schlugen wir unser erstes Eislager auf.

Mit diesem Weg hatten wir also den Anstieg direkt auf die Garganta zu gewählt. Bei unseren Beobachtungen mit dem Fernglas von der Cordillera Negra aus hatten wir lange überlegt, ob der Eisbruch durch ein Ausweichen nach rechts in die Hänge des Südgipfels oder nach links unter den Nordgipfel vermieden werden könnte. Aber zur Rechten sah es böse aus, hier war eine sehr steile Eiswand, breite Querspalten, und obendrein stürzten dort mehrfach Eislawinen herab. Zur Linken mag ein Durchkommen möglich sein, indem man schließlich auf einer Firnrampe zur Garganta hinüberquert. Wir verwarfen den Weg trotzdem, denn wir hatten kein Vertrauen zu zwei breiten

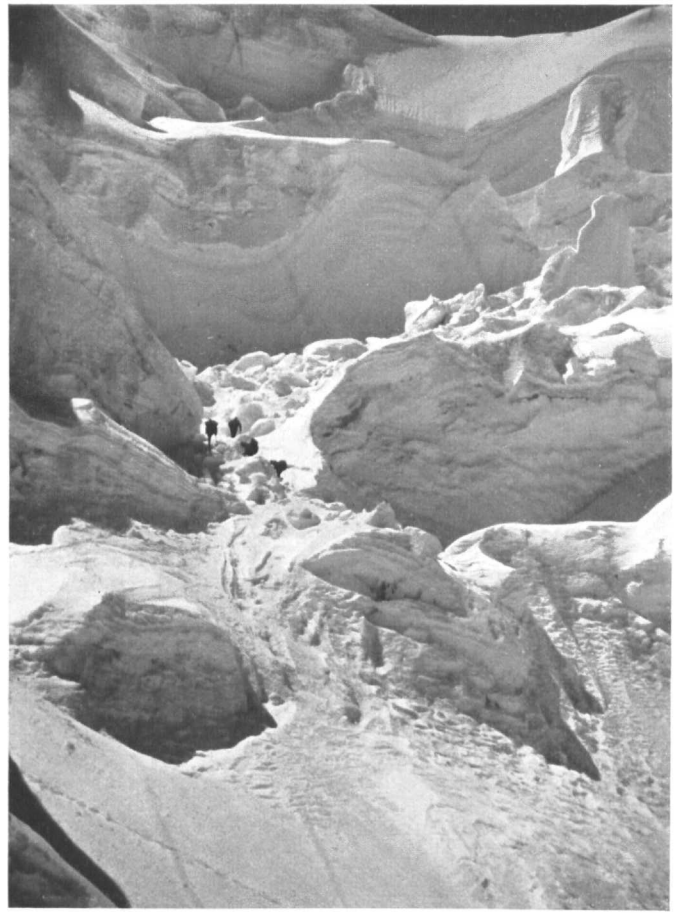
Querspalten und mußten obendrein fürchten, daß scheußliche Morgen- oder Abendgrüße vom Nordgipfel über die Felswand herabdonnern würden. Daß der Weg durch den Eisbruch zur Garganta schwer sein würde, war uns von vornherein klar, und schließlich überstiegen die Tatsachen sogar noch unsere Erwartungen. Wir marschierten wieder in der gestrigen Marschordnung, Schneider und Hein voran, sie haben dabei eine vorzügliche Spürnase gehabt. Eigentlich gleich von Anfang an mußten sie Stufe um Stufe ins Eis schlagen, und die Stufen mußten groß, sehr groß sein, damit die eisungewohnten Träger ohne Gefahr darin aufwärts steigen konnten. Durch ein Gewirr von Eisklötzen, Türmen, Wänden und Spalten ging es hinauf, mal auf schmalen Rampen unter langen Eiszapfen uns voranschiebend, mal in einem Eiskamin emporkletternd. Einmal wußten wir wirklich nicht weiter. Schneider und Hein gingen nach links und schlugen mit ihren Eispickeln ein Loch in eine dünne Eiswand, um hindurchzukriechen. Das Eisgebäude darüber knackte zwar bedenklich, doch es hielt. Aber dann war doch alles vergeblich gewesen, jenseits lotrechte Mauern und abgrundtiefe Spalten. Da brachte dann zur Rechten ein steiler, aber verhältnismäßig sicherer Eiskamin einen Weiterweg. Weiter oben gerieten wir in den Kampf mit sehr dünnen Schneebrücken. An einer steilen Stelle stürzte ein Träger ein Stück ab, konnte aber von Bernard glücklich am Seil gehalten werden. Alles in allem, in einem fabelhaften Eiszirkus bewegten wir uns, zwischen grünen Eisabbrüchen und vor blaugrünen Eisdomen, in die wir hineinschauen konnten. Wir hatten Glück, großes Glück, kein Eisturm, keine Wand stürzte um, jede Brücke hielt. Trotz ihrer kaum verborgenen Angst ahnten die Träger doch wohl nicht ganz, wo die wahre Gefahr lag. Sie hatten unbedingtes Vertrauen zu uns. Schließlich lehnte sich der Hang doch etwas zurück. Wir waren nach rechts abgedrängt worden und konnten nun wieder nach links bis unter die Garganta schräg aufwärts steigen. 100 *m* unter der Garganta, auf einem Eisabsatz, schlugen wir bei sinkender Sonne die Zelte auf. Wir hatten an diesem Tage nur 400 *m* Höhe gewonnen, aber alle Mann hatten genug, und wir waren froh, daß wir überhaupt bis hierher gekommen waren. Wir trösteten uns damit, daß wir hier einigen Schutz vor dem Oststurm haben würden. Aber darin hatten wir uns getäuscht, der Sturm brüllte die ganze Nacht um unsere Zelte.

Der 20. Juli, der uns die Ersteigung des Gipfels schenkte, brach zwar kalt und stürmisch, aber sonst nicht unfreundlich an. Die Morgenkälte ist in solchen Höhen so lähmend, daß man zum Hantieren außerhalb des Schlafsackes erst dann fähig wird, wenn die Sonne die sofort steif werdenden Finger etwas anwärmt. So kommt man immer erst erschreckend spät vom Lager fort. Doch man frage andere Expeditionen, es ist überall das gleiche. Uns nahm der Huascaran-Südgipfel lange Zeit die Sonne fort, und so erfolgte unser Aufbruch erst um 9 Uhr 15 Min., also zu einer Zeit, die man eigentlich gar nicht sagen darf. Die Träger blieben im Lager. Wir waren dessen froh, waren wir doch um so beweglicher, konnten auf unseren Steigeisen schnell aufwärts gehen und brauchten nur an besonders steilen Stellen Stufen zu schlagen. Wir gingen an zwei Seilen, die „Extraklasse" Hein, Hoerlin und Schneider voran, die „Alte-Herren-Klasse" Bernard und ich hinterdrein. Bis hierher hatten Bernard, Hoerlin und ich unsere 4 *m* lange Fahnenstange getragen, jetzt wechselten Hein und Schneider sich in diesem zweifelhaften Vergnügen ab, meist indem sie sie an einem Strick nachschleiften.

Der Aufstieg begann mit einem langen Quergang über eine Eisrampe nach links. Dann waren einige breite Spalten auf glücklicherweise guten Schneebrücken zu überschreiten und bald standen wir auf der verhältnismäßig breiten und flachen Garganta. Wir wandten uns dem rechten Hang zu. Die Steigeisen taten ihre Dienste. Ohne eine Stufe zu schlagen, stiegen wir an einem steilen Firnhang empor. Nur wenn Bergschründe uns entgegentraten, bekam der Eispickel Arbeit. Die Schründe waren freilich weder selten noch leicht. Ja, am Ende dieses Steilstückes brach das darüberliegende

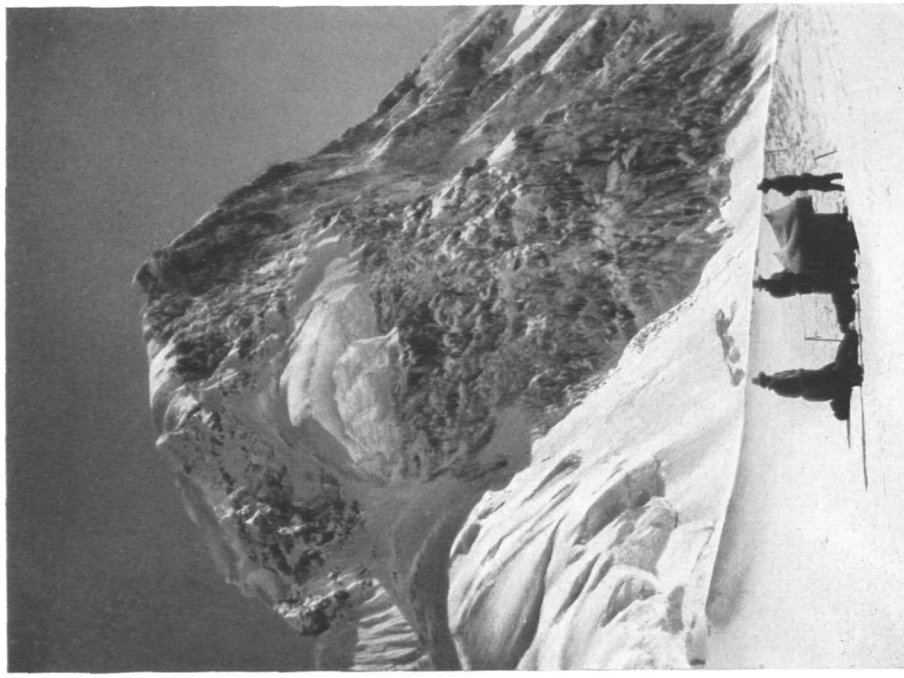


Lager 5500 *m* unterhalb des Huascaran-Eisbruches

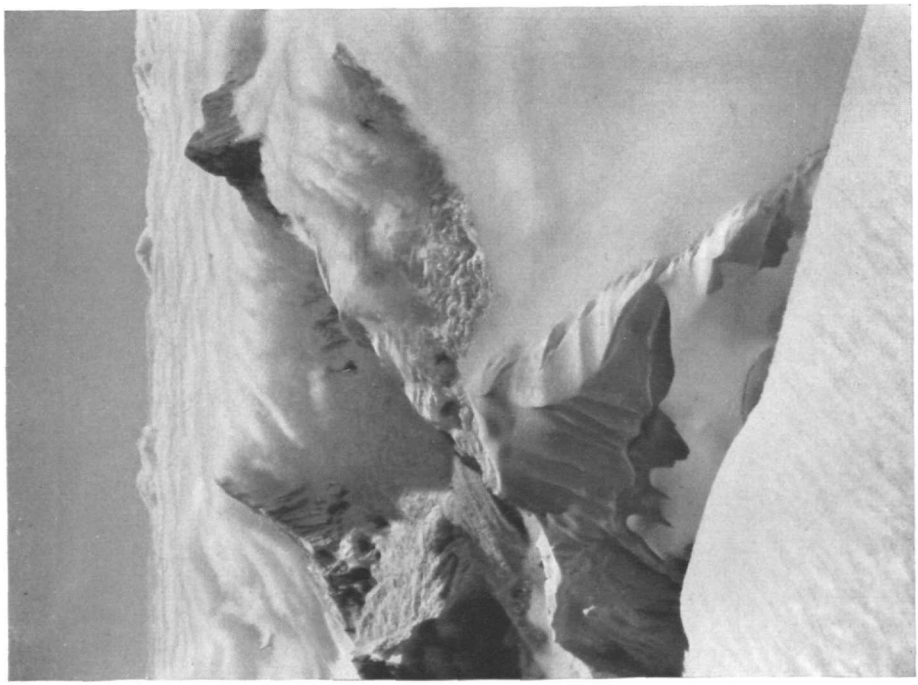


Anstieg durch den Huascaran-Eisbruch

Tafel 3



Huandoy-Südgipfel



Blick vom Huandoy-Gipfel nach Osten (Wolkenmeer v. Amazonasbecken)

Eisschild mit solch' hoher, absolut senkrechter Steilwand ab, daß es uns zunächst ganz ungemütlich zumute war. Aber indem wir nach links ein bißchen abstiegen, fanden wir auch hier eine Möglichkeit, dieses letzte technisch schwere Hindernis zu überwinden. Freilich, unten war es auch hier fast senkrecht, aber nach wenigen Metern lehnte sich der Eishang doch schon ein bißchen zurück und nach weiteren 30—40 *m* ging er in angenehmere Neigung über.

Das alles war bis dahin zwar eistechnisch schwer, aber angenehm und vor allem kurzweilig gewesen. Doch nun kam das „dicke Ende". Ein großes Firnschild führt zum Gipfel hinauf. Es ist verhältnismäßig flach und die Horizontal-Entfernung ist beträchtlich. Immerhin enthält es aber doch noch 400 *m* Steigung. Es wird nur von zwei einigermaßen nennenswerten Schründen an dieser Seite durchzogen, im übrigen ist es von einer namenlosen Gleichmäßigkeit und Eintönigkeit. Bei unserem Aufstieg waren obendrein Wolken aufgezogen und bald war uns jede Sicht auf andere Gipfel versperrt. Nur der Nordgipfel lugte noch aus den brodelnden Wolken eine Zeitlang heraus. Das Schlimmste war jedoch die Verfassung des Schnees. Bruchharscht, das sagt alles. Trat man drauf, hielt er zunächst. Kam aber das ganze Körpergewicht auf diesen Fuß, so brach er hoffnungslos ein in den darunter befindlichen weichen Pulverschnee, bis zur Wade, ja oft bis übers Knie. Die Ersten im Aufstieg hatten es natürlich am schlimmsten, aber auch jeder Nachfolgende brach noch immer weiter ein, und selbst Bernard, der als letzter ging, mußte teuren Tribut zahlen. Die Wolken wollten auch nicht zurückstehen, uns zu quälen. Nur ein dünner Schleier schwebte über uns, der die Sonnenstrahlen nicht nur durchließ, sondern sogar noch heißer machte. Blies nun grade der Wind mal nicht, so brieten wir in drückender Hitze; wir hatten uns nämlich vorsorglich sehr warm angezogen. Und dann kamen mal wieder eisige Böen angebraust, so daß alles, was nicht dick in Wolle und Windanzüge gehüllt war, erstarrte. So schlichen wir vorwärts, ganz langsam, und wurden furchtbar „geschlaucht", alle 5 Mann in gleicher Weise, seelisch fast noch mehr wie körperlich. Da hilft nur, an etwas zu denken, an etwas Schönes und Liebes. Ich konzentrierte meine Gedanken auf meine Frau und meine Kinder, und das half mir ein ganzes Stück aufwärts. Als der Bruchharscht schließlich doch wieder gar zu viel Macht über mich bekam, fing ich an, die Schritte zu zählen. Alle zweihundert Schritte eine kleine Rast, das war jedenfalls ein Pensum, bei dem ein Ende abzusehen war, und wir haben bis zum Gipfel diese Zwischenräume kaum verkürzen brauchen. Da der Expeditionsarzt sich nicht verleugnen konnte, mußte ich natürlich mit ihm Puls zählen. Er lag unmittelbar nach dem jeweiligen Haltmachen zwischen 105 und 110 in der Minute, und da meinten wir: Es geht uns ja ausgezeichnet! Warum stöhnen wir über den Schneehang? Und es half. Auch Atemnot haben wir niemals gehabt. Wir führten Sauerstoffgeräte nicht bei uns, sind vielmehr der Ansicht, daß man bis zu Höhen von 7000 oder auch wohl 7500 *m* eine künstliche Sauerstoffzufuhr nicht benötigt und daß es besser ist, mit möglichst leichtem Gepäck zu marschieren.

Nachmittags kurz vor 4 Uhr erreichte die erste Seilmannschaft den Gipfel, die zweite eine Viertelstunde nach 4 Uhr. Dabei mußte es Bernard und mich „maßlos erbittern", zu sehen, wie die anderen schon droben waren, und wie Hoerlin seine Kinokamera gegen uns richtete und kurbelte, während wir den letzten Hang hinaufkeuchten. Dann aber wurde einander die Gipfelhand gedrückt, und alles war eitel Freude. Ich gestehe allerdings, daß es mehr eine Befriedigung war, als aufjauchzende Freude. Zu solch poetischen, wärmeheischenden Gefühlsregungen war es zu unfreundlich und zu kalt (—10½°) und es fehlte auch die Zeit zur gemütlichen Gipfelrast. Kaum oben, begann schon wieder eine Tätigkeit, um nicht zu sagen Arbeit. Ein Loch war in den Firn zu hacken, die Fahnenstange darin zu versenken und festzustampfen. Wir entfalteten zunächst die schwarzweißrote Flagge und waren damit unserem deutschen Vaterlande doch wohl um

ein halbes Jahr voraus. Dann wurde die peruanische Flagge an der Fahnenstange festgebunden, und sie blieb droben.

Nun aber schnell wieder hinab. Bernard und ich waren vielleicht 20 Minuten hinter den anderen, die grade noch das Lager erreichten. Vor uns beiden schlug das Tor der schwarzen Tropennacht auf der Garganta zu. Nachdem ich dort unfreiwillig das Innere einer Gletscherspalte untersucht hatte, warteten wir geduldig 4 Stunden bis endlich der Mond uns den Weg zu den alten Spuren zeigte.

Im Lager hatte es auch tüchtig geweht, der Sturm hatte zwei Zeltstäbe aus Stahlrohr zerbrochen und verschiedenes Kochgeschirr sowie einen Trägerschlafsack in den Abgrund geschleudert. Aber sonst blieb alles in bester Ordnung. Wir kamen glücklich wieder durch den Gletscherbruch hindurch, und große Freude herrschte allseits beim Abstieg.

Als wir am siebenten Tage in Yungay eingezogen waren, glaubte uns kein Mensch, daß wir auf dem Gipfel des Huascaran gewesen seien. Aber da kam unser treuer Freund und Helfer, Direktor Seyffart aus Huaraz, mit seinem 44fachen Fernrohr. Da sah man die Flagge auf dem Gipfel sogar in ihren einzelnen Farben rot-weiß-rot, das ganze Dorf bis hinab zum kleinen Lausbuben schaute hindurch, und nun brach eine Sturmwelle von Begeisterung und Glückwünschen los; Begeisterung weniger über das den Leuten sinnlos erscheinende Tun und den vielleicht nicht gerade übermäßig den Gringos gegönnten Erfolg, als vielmehr über die Tatsache, daß Perus Flagge auf dem höchsten Gipfel des Landes wehte.

Die Flagge wehte noch 5 Wochen lang auf dem Huascaran.

Tschopi-Kalki

Genau 2 Wochen nach der Huascaran-Ersteigung, am 3. August, standen wir auf dem nächsten hohen Gipfel, Tschopi-Kalki, 6420 *m*. Wir waren wieder ins Yanganuco-Tal hineingeritten, um dessen letzte Winkel zu durchstöbern. Zur Linken saßen wir 3 Tage lang im Ostkar des Huandoy und bliesen schließlich doch wegen allzu groß erscheinender Lawinengefahr den Angriff ab. Am Zacra-Raju wagten nicht einmal die Augen einen Aufstieg. Aber wir trösteten uns bald. In dem Talwinkel zur Rechten lockte die herrliche Gestalt eines hohen Berges, des Tschopi-Kalki. Der indianische Hirt auf der Yanganuco-Alm hatte dies als Name des Talastes und des Berges angegeben.

Während Huascaran und Huandoy westlich vor der Wasserscheide zwischen Stillem und Atlantischem Ozean liegen (was bisher auch noch nicht bekannt war), liegt der Tschopi-Kalki in der Wasserscheide selbst und bildet etwa den Mittelpunkt der ganzen Cordillera Blanca. Die Ostabstürze des Huascaran vereinigen sich mit den seinigen zu einem großartigen Hochgebirgswinkel, aus dem ein für tropische Verhältnisse recht ansehnlicher Gletscher herausfließt.

Ich möchte nun nicht wieder eine langatmige Beschreibung der Ersteigung geben, will lieber mit einigen erläuternden Stichworten auf das Titelbild verweisen, das sicher mehr als Worte sagt. Wir haben den Gipfel über den Westgrat erstiegen. Auf dem Bilde ist es der Grat zur Rechten. Um auf ihn zu gelangen, hatten wir vom letzten Mula-Lager zwei abwechslungsreiche Anstiegstage. Wiederum, wie am Huascaran, konnten wir unser oberstes Gletscherlager recht hoch hinaufschieben. Nun hatten wir bis zum Gipfel nur noch 700 *m* zu steigen. Hoerlin und Schneider erledigten das in 2¾ Stunden, wohl eine der schnellsten Aufstiegszeiten in solcher Höhe. Hein, durch mich gehemmt, und ich schafften es in 3¾ Stunden, worüber wir schließlich auch nicht traurig zu sein brauchten. Der Grat ist steil und schwer, mehrfach von Schründen durchsetzt und wäre bei ungünstigen Verhältnissen vermutlich kaum ersteig-

bar. Aber als wir dort waren, waren die Verhältnisse derart vorzüglich, daß das Hinaufsteigen ein hoher Genuß wurde. Wir brauchten nicht, wie beim Huascaran, sorgsam gehütete Kraftreserven einzusetzen, wir kamen vielmehr vollkommen frisch und in glänzendster Stimmung auf dem Gipfel an. Zunächst war es ein herrlicher, sonniger Morgen gewesen. Dann umbrandete den Gipfel ein gewaltiges Wolkenmeer, schnell stieg es, und auch wir steckten bald in dichtem Nebel. Doch eine gute Spur leitete uns sicher wieder hinab. Es gab schließlich noch allerlei Kurzweil mit den „sektionsweise" unfreiwillig, aber filmgerecht stürzenden Trägern. Nach 4tägiger Abwesenheit langten wir wieder im Mula-Lager an.

Ein Besuch der „Kreuz-Spitze", hauptsächlich zu Photozwecken, beendete diesen köstlichen Expeditionsabschnitt.

Verschiedenerlei

Die besonderen Aufgaben, die die einzelnen Expeditionsteilnehmer hatten, hatten uns bereits von Anfang Juli an immer mehr auseinandergeführt.

Lukas war der Erste, der durch die Fülle seiner Arbeit gedrängt seine eigenen Wege ziehen mußte. Er hat in dieser Zeit hauptsächlich an den beiden Hängen des Santa-Tales von Carhuaz talabwärts und in den westlichen Tälern der Cordillera Blanca gearbeitet.

Kinzl drang in ein Tal nach dem anderen hinein, schaute tiefe Trogtäler mit köstlichen Seen, Wäldern und Bergwiesen, darüber herrliche Firne. Dann zog er nach Osten über die Kordillere hinüber und immer weiter bis an den Quellfluß des Amazonenstromes, den Marañon, und über ihn hinaus. Er erstieg dabei den höchsten Berg der dortigen Ost-Kordillere, den Nevado de Acrotambo, 4900 *m*. Dies ist der äußerste Vorposten der gegenwärtigen Vergletscherung im Osten. Die Feststellung der Schneegrenzenhöhe erschien hier als besonders wertvoll. Der Gipfel selbst bot eine herrliche Ausbeute von Fossilien, wie ja überhaupt diese Reise für die geologische Auffassung der Cordillera Blanca außerordentlich aufschlußreich war. Erst nach zwei Monaten stieß Kinzl wieder zu uns.

Ich (Borchers) hatte von August ab in erster Linie die ehrenvolle Würde eines Etappenkommandanten, was übrigens in erheblichem Maße zu einem „Gewerbebetrieb im Umherziehen" ausartete.

Bernard ließ uns zu Pulszählen, Lungenprüfen, Blutabzapfen u. ä. antreten, wann und wo er unserer habhaft werden konnte. Allerdings war es erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit wir ihm zu entgehen wußten. Innerlich pochte man dann noch darauf, man habe ein Recht, bei großen Anstrengungen in Ruhe gelassen zu werden, — und ein Ruhetag sei natürlich noch viel heiliger. Bernard hatte es wirklich nicht leicht mit uns. Nach der Huascaran-Ersteigung ging es ihm leider schlecht. Die Krankheitskeime waren auf ihn wohl schon vorher durch Mückenstiche übertragen. Nun lag der Bedauernswerte wochenlang in Yungay krank darnieder. Seine Diagnose lautete zunächst auf Amöben-Ruhr und schließlich war es doch die Verruga, eine ganz heimtückische Tropenkrankheit, die auf der ganzen Welt nur in einigen Tälern Nordperus vorkommt. In Yungay war die Aussicht auf Besserung nur sehr gering. Darum brach er Ende August in Begleitung von Lukas zur Rückfahrt nach Deutschland auf, wo er, Gott sei Dank, nach einigen Monaten wieder völlig genesen ist.

Hoerlin beförderte nach der Tschopi-Kalki-Ersteigung seine schweren Instrumentenkisten zum Hualcan (Pampa-Raju), um an dessen Hängen auf einer Reihe von Stationen die kosmischen Strahlen zu messen. Schneider und Hein blieben fürs Bergsteigen angesetzt. Hierüber wird nachstehend besonders berichtet.

Nachdem Hoerlin, Kinzl und ich den Hualcan erstiegen hatten, gingen Kinzl und ich im September zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten an die Ostseite des Gebirges. Vor allem wollten wir photogrammetrieren. Das eben gerade noch glücklich verlaufene Abenteuer unserer 6 besten Träger warf, was mich betraf, diesen Plan um. Aber ich war von Herzen froh über deren glückliche Errettung, und nachdem wir herzliche Gastfreundschaft auf der Mine Pompei genossen hatten, ritt ich mit den Trägern über die Quebrada Honda wieder ins Santa-Tal zurück. Kinzl zog alsdann an der Ostseite der Cordillera Blanca nach Süden und umkreiste hier das Gebirge. Die Feststellung eines gewaltigen Bergsturzes bei der Laguna Puruay und eines nur wenigen Einheimischen bekannten vergletscherten Übergangs über die Kordillere, sowie der Besuch des großartigen Incakastells von Chavin sind davon besonders zu erwähnen.

Nachdem Schneider mich beim Etappendienst für Hoerlin abgelöst hatte, haben Hein und ich bis in den Oktober hinein beiderseits des Santa-Tales von Carhuaz bis südlich von Huaraz photogrammetriert.

Artison Raju und Huandoy

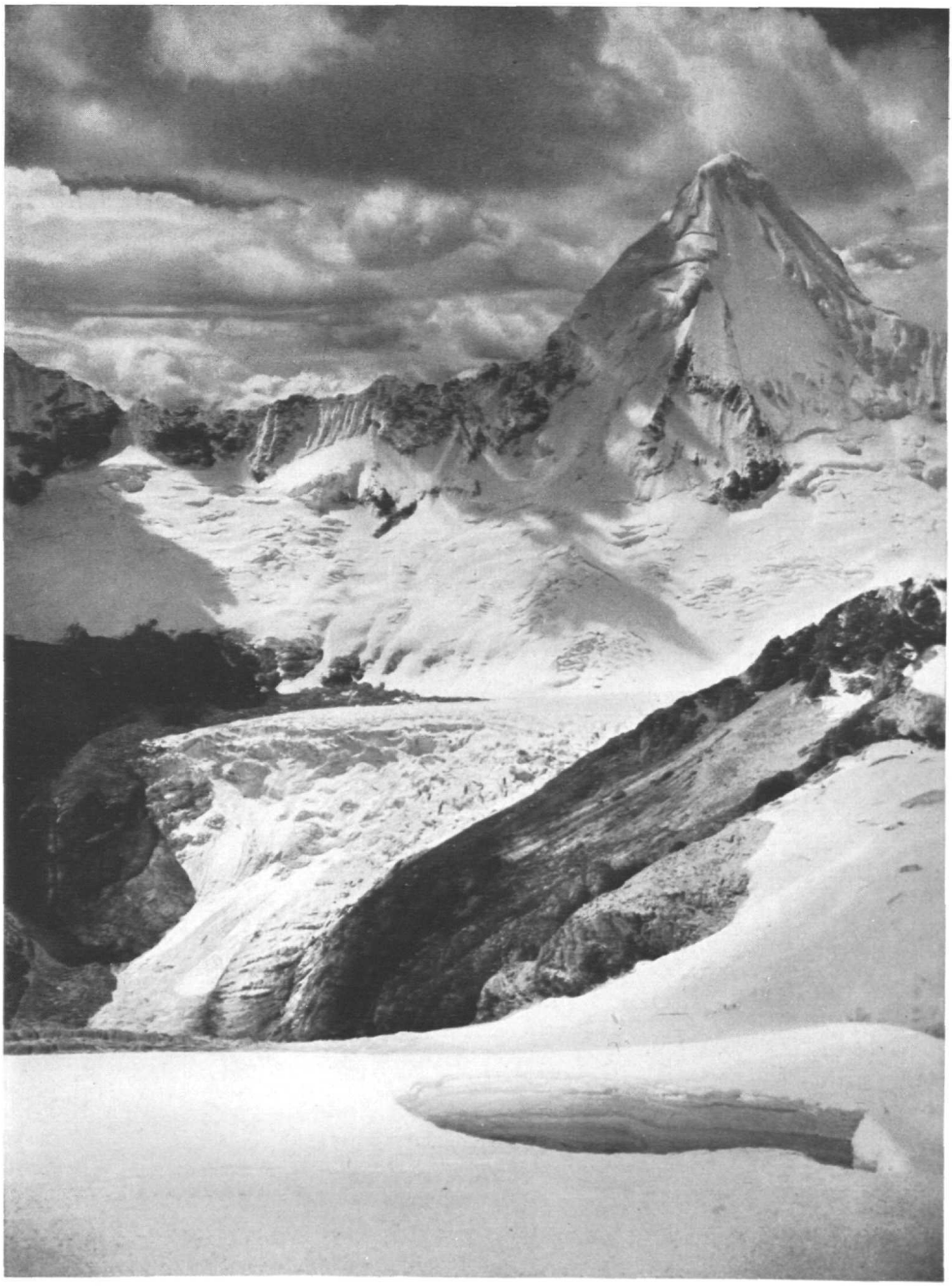
Von Erwin Schneider

Mitte August, als die Teilnehmer der Expedition getrennt in kleine Abteilungen, den Aufgaben der Erforschung des Gebirges nachgingen, ritten Hein und ich an einem Spätnachmittag von Yungay weg. Anfangs, bis zum Bach Ancash, wo seinerzeit die Peruaner bolivianischen Truppen eine blutige Schlacht geliefert hatten, begleiteten wir Borchers, der mit einer kleinen Truppe auf dem Wege war, Lukas im unteren Santa-Tal aufzuspüren. Am Ancash-Bach trennten sich unsere Wege; Borchers ritt im Santa-Tal weiter nach Caraz, Hein und ich im Ancash-Tal hinauf, beide Gruppen von gegenseitigen Segenswünschen begleitet.

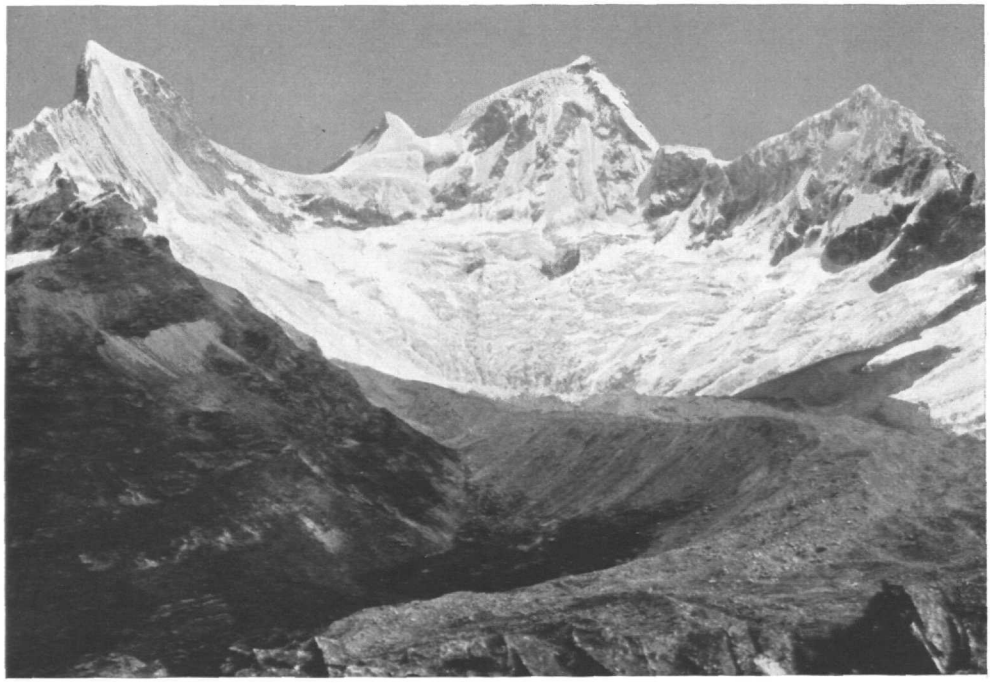
Unser Plan war, in einer dreiwöchigen Rundreise erst die westlichen Quertäler der Kordillere nördlich von Yungay zu besuchen, dann nach Osten durch das Santa-Cruz-Tal hinüberzureiten und schließlich über den Yanganucopaß wieder nach Yungay zurückzukehren. Dabei hofften wir, durch die schnellen Erfolge der letzten Zeit mutig gemacht, sämtliche umliegenden Sechstausender zu „behüpfen".

Am Abend des ersten Tages schlugen wir das Lager auf dem Höhenrücken zwischen dem Ancash-Tal und dem Parron-Tal auf. In das Parron-Tal wollten wir eindringen, um einmal die Möglichkeit, den Huandoy von Norden zu ersteigen, zu prüfen, dann aber vor allem, um dem Jacra-Raju, diesem wildesten Berg der Kordillere, von Westen oder Norden her beizukommen. Am folgenden Tag schon dachten wir bereits im hintersten Winkel des Tales unser Standlager für diese beiden Berge aufschlagen zu können. Es kam aber anders.

Erst ritten wir vergeblich einen halben Tag an der verkehrten Talseite hinein; als wir eingesehen hatten, daß dieser Weg uns mitnichten weiterführen würde, drehten wir um, und wollten auf der gegenüberliegenden Talseite unser Glück versuchen; das war aber nicht so einfach, wie es sich schreibt. Die dazwischenliegende Schlucht war selbst für einen Fußgänger nur unter großen Schwierigkeiten, die eingeordnet, vielleicht die Bezeichnung „überaus" verdienten, zu überschreiten. So mußten wir weit hinunter, bis wir zu einer Furt kamen und als wir dann glücklich am Eingang der Schlucht auf der drüberen Seite waren, dämmerte schon der Abend. Das Parron-Tal ist selten besucht, Indios kommen nur bis in den äußeren Teil der



Artison Raju



Der viergipflige Huandoy von Osten
(Der Eisbruch wurde unterhalb der Scharte zwischen den mittleren Gipfeln durchstiegen)

Hualcan-Ostgrat. Gesehen von der Mittelkuppe (Station 6100 *m*, Ultrastrahlenmessung)

Schlucht, wo sie Holz fällen und auch Holzkohle brennen. Weiter oben führt dann kein Weg mehr, und überhaupt ist es unmöglich, mit Maultieren in das Tal zu kommen. So mußten wir auf Schusters Rappen ins Tal hineingehen.

Das Parron-Tal ist, wie alle Kordillerentäler, einsam, wild und von großartiger Schönheit. Am Eingang der Talschlucht stehen auf beiden Seiten über 1000 *m* hohe, senkrechte Granitpfeiler; auch weiter sperren die von früherer Gletscherbedeckung ausgeschliffenen Mauern jeden Weg in die Seitentäler, die Kare brechen hoch oben ab, dünne Wasserschleier rieseln die senkrechten oder überhängenden Abbrüche herunter. Dazwischen stehen phantastische Türme und erst weit hinten ist es möglich, an den Talseiten hochzukommen, dort, wo die Gletscher tiefe Gräben ausgearbeitet haben. Auch das Parron-Tal ist von einem See gesperrt, der von den Moränen eines Seitengletschers aufgestaut wurde. An seinem unteren Ende schlugen wir unser Lager auf und erkannten gleich zwei betrübliche Tatsachen. Erstens: Der See, der etwa 6 *km* lang ist, sperrt den Weg unten im Tal. Wollte man in die hintere Fortsetzung des Tales kommen, so müßte man einen weiten Umweg hoch oben an den Talwänden machen; unten brechen die Felsen zum Teil senkrecht in das Wasser ab. Zweitens: Die Abbrüche des Zacra-Raju sahen so hoffnungslos aus, daß wir schon vom Anblick aus der Ferne auf den Berg verzichteten. Wir haben den Berg später noch genauer betrachtet. Ob er wohl, natürlich unter allergrößten Schwierigkeiten und in tagelanger Arbeit, zu ersteigen wäre?

Dafür sahen wir die Nordabstürze des Huandoy und hatten Hoffnung, hier einen Weg zum Gipfel finden zu können. Die Wände des Haupt- und des Westgipfels sind ungangbar; dazwischen hängt in einer Mulde eine Eismauer, die schon ihre schwache Stelle haben wird, wie wir dachten. Ganz einsehen konnten wir den Weg nicht, Nebel, Wolken und ein kleiner vorspringender Grat sperrten den Blick.

Ziemlich siegesgewiß legten wir uns schlafen und stiegen am nächsten Tag endlose Blockfelder zum Gletscher, der aus dem Kar unter dem Huandoy-Nordabsturz kommt, empor. An der Seitenmoräne das nächste Lager; dann am folgenden Tag den Gletscher hinauf. Er war zum Teil schon stark ausgeapert, die Oberfläche mit den ersten Anzeichen von Büßereis bedeckt. Wir zogen den Trägern Steigeisen an, mit denen sie an diesem Tag das erstemal gingen und gleich ganz ordentlich unter unserer Anleitung damit herumtorkelten. Das Wetter hatte sich von Tag zu Tag verschlechtert, wir stiegen im Nebel und bei leichtem Schneetreiben den steilen, stark zerrissenen und von Resten früherer Eislawinen bedeckten Gletscher hinauf. Unheimlich war das Krachen von Eislawinen, von stürzenden Eistürmen im Nebel. Schließlich trafen wir auf eine breite Lawinenbahn, die uns die Gewißheit gab, nun unter der Mulde mit der Eismauer zu stehen. Wir stiegen über die Eisklötze noch ein gutes Stück, allerdings mit unangenehmen Gefühlen, hinauf und schlugen unsere Zelte einige Meter daneben in einer Spaltenmulde auf. Zu sehen war noch immer nichts, wir hofften aber, in der Nacht würde sich das Wetter bessern. Dem war nicht so; morgens erwischen wir einen kurzen, verschleierten Blick, steigen dann die Lawine bis zur Randkluft hinauf und versuchen nun, die 8—30 *m* hohe, überhängende Kluft hinter uns zu bringen. Es schneit, von der Eisflanke unter dem Bruch rieselt Schnee, wir hacken und hacken, versuchen immer wieder einen Blick nach oben zu bekommen, versuchen an mehreren Stellen und geben uns schließlich geschlagen, als wir bereits die Randkluft beinahe überwunden haben. Das Arbeiten unter der Eismauer, über deren Reste wir gestern und heute heraufgestiegen waren, und die große Fraglichkeit eines Erfolges unserer weiteren Bemühungen, dazu das schlechte Wetter, das alles bestimmte uns, zu verzichten. Noch am Abend waren wir im Mula-Lager.

Am nächsten Tag ritten wir nach Caraz und abends kamen wir zur Hazienda Santa-Cruz, wo uns Señor Phillips gastlich bewirtete. In den folgenden Tagen ritten wir

in das Santa-Cruz-Tal hinein, auf die Paßhöhe zur Orientierung; die Täler sind so tief eingeschnitten, die Flanken so steil, daß man aus dem Tal meist die Gipfel gar nicht sieht. Vom Paß sahen wir bei ziemlich mäßigem Wetter den höchsten Berg der Caraz-Kette, den Artison-Raju (wie ihn die Einheimischen nennen), den wir in den nächsten Tagen unter erheblichen Schwierigkeiten erstiegen. Diesmal hatten wir auch Glück mit dem Wetter; es kam eine Reihe von wolkenlosen Tagen, die zu den schönsten zählten, die wir in der Kordillere verlebten. Der Aufstieg aus dem Santa-Cruz-Tal in das kleine Seitenkar, das wir für unser Hochlager ausgesucht hatten, war nicht leicht. Hein und ich saßen lange auf der Moräne des Gletschers und warteten auf die Träger, die stundenlang nicht kamen; schon wollten wir umkehren und sie suchen, da erscheinen sie langsam hoch über uns auf einem Seitengrat. Sie hatten einen eigenen Weg gewählt, da ihnen unser Durchstieg zu schwierig erschien; wie das meistens so ist, war ihr Weg durchaus nicht leichter, sie mußten sogar, wie sie uns erzählten, einmal die Lasten mit den Seilen hochziehen. An einer kleinen, klaren Quelle fanden wir einen schönen Lagerplatz; während wir die Zeltplätze herrichten, läuft auf einem Felsband in dem Grat ober uns ein schwarzes Tier, das einige Male neugierig stehen bleibt und uns bei der Arbeit zusieht. Es sah aus wie ein großer schwarzer Hund. Die Träger behaupteten, das sei ein schwarzer Puma, und erzählen weiter, er nähre sich von Kakteen und anderem Grünzeug. Das erste glaubten wir ihnen auch, doch das andere erschien uns zweifelhaft; es wäre doch das erstemal der Fall eingetreten, daß ein Raubtier vegetarische Anwandlungen bekommen hätte. Merkwürdig erschien uns auch, daß das Raubtier hier im Ödland auf über 5000 *m* Höhe herumlief; was suchte es hier, eine Frage, die wir uns nicht beantworten konnten. Hein und ich stiegen dem Band nach auf den Grat, einmal um zu sehen, wohin der Puma eigentlich entschlüpft sei; wir sahen von ihm nichts mehr. Dann, um den Aufstiegsweg am anderen Tag auszukundschaften. Der Grat war sicher so schwer, daß er uns lange aufhalten würde, deswegen, und weil der Abstieg in die nächste Karmulde leicht war, beschlossen wir, erst höher oben auf den dort von Eis überdeckten Grat anzusteigen.

So taten wir am nächsten Morgen. Zwei Träger begleiteten uns und trugen unsere Rucksäcke bis zum Einstieg am Grat. Die Felsen waren glattgescheuert, oben hingen Eiszapfen vom überhängenden Rand der Eisauflage des Grates. Wohl eine Stunde „mauerten" wir am Einstieg der Felsen herum und kamen nicht über einen überhängenden Wulst, der eine Plattenzone nach unten hin absperrte. Schließlich gelang es uns doch, die Träger kehrten um, die uns bis jetzt interessiert zugesehen hatten. Der weitere Aufstieg bis zum Grat, dann dieser selbst bis zu einer langen, flachen Schulter, war nicht besonders schwierig, doch immer so reizvoll, daß einem das Steigen Freude machte. Der letzte Aufschwung des Grates sah nicht leicht, aber kurz aus. In der Schwierigkeit sowohl, wie in der Länge hatten wir uns schwer geirrt. Bald standen wir an einem überhängenden Aufschwung. Erst hackte ich einige Zeit, als mir das zu langweilig wurde, bewog ich Hein durch dringendes Zureden, über einen Eisstalagmiten zu versuchen, den oberen Rand des Überhanges zu erreichen; beim Versuch brach das Gebilde und wir erreichten mit einem Umweg schließlich die Fortsetzung des Grates. Er wies in der Folge immer noch ganz erhebliche Schwierigkeiten auf, aber restlose Linderung gab uns erst der letzte steile Aufschwung. Hier mußten wir auf viele Seillängen in über mehr als 60° steilem löcherigem und mit schlechtem Grusschnee bedecktem Eis 4 Stunden Stufen schlagen. Darunter senkte sich die Wand, von senkrechten Absätzen unterbrochen, in unangenehm wachsender Steilheit an die 1000 *m*. Dort, wo wir dann den Gipfel erwartet hatten, war er noch lange nicht, vielmehr plagte uns ein Wächtengrat von übler Beschaffenheit noch über 1 Stunde. 8 Stunden nach Verlassen des Lagers erreichten wir dann doch den höchsten Punkt.

Das Wetter war wolkenlos, und somit hätten wir nach menschlichem Ermessen eine wunderbare Aussicht haben müssen; leider kam diesmal wieder etwas dazwischen. Die Träger hatten den Tag über nichts zu tun und zündeten, eine ihrer Leidenschaften, der sie nicht widerstehen können, die umliegenden Stachelgrashänge an; im Santa-Cruz-Tal sahen das Indios und wurden dadurch auf den guten Gedanken gebracht, dieses ebenfalls zu tun; der Erfolg war schließlich, daß wir oben auf über 6000 *m* in eine blaue Dunst- und Rauchwolke gehüllt, durch die schöne Gegend wanderten und wenig sahen. Die ganze Kordillere war in weitem Umkreis in Rauchschwaden versunken. Da half eben gar nichts, nicht einmal Androhung schärfster Strafen, wie Prämienentzug und Lohnkürzung; der nächste liebliche Stachelgrashang wurde eifern wieder angezündet, genau so wie es müßiges Beginnen wäre, die Leute etwa von einem Fest abhalten zu wollen oder ihnen predigen, sie sollten nicht das ganze Geld vertrinken.

In das Lager kamen wir schnell hinunter; an der Felswand unter dem Grat seilten wir uns ab. Während des ganzen Aufstieges aus dem Tal, und nun wieder beim Abstieg sahen wir auf der gegenüberliegenden Talseite einen schönen Berg, den wir gleichfalls auf 6200 *m* schätzten. Die Einheimischen nennen ihn Quito-Raju. Das war der Berg, der als nächster bestiegen werden sollte. Dazu kam es aber leider nicht, der Grat, den wir uns als Aufstiegsweg ausgesucht hatten, war von Eisgebilden überlagert, wie sie an den Bergen des Himalaja wachsen. Wir hätten vielleicht mehrere Tage gebraucht, um uns an diesen Türmen, Zinnen und Pilzen einen Weg zu schlagen, worauf wir nach einem kurzen Versuch verzichteten.

Da das Wetter wieder schlechter wurde und erfahrungsgemäß die Wetterlage an der Ostseite stets schlechter war als in den westlichen Tälern, ritten wir das Santa-Cruz-Tal hinaus und weiter an der Westseite der Kordillere nach Norden; dann lange, steile Hänge empor zum Eingang eines hoch oben mündenden Tales. Hier wollten wir den Nevado de Santa-Cruz, 6259 *m*, den ebenmäßig-schönsten Berg der Kordillere, der bis heute noch unerstiegen ist, angreifen. Wir kamen nur bis auf einen vorgelagerten Gipfel; die Granitpfeiler und die Wände, die hinter einem tiefen Gletschertal zum Gipfel des Santa-Cruz führten, sahen so schlecht aus, daß wir umkehrten. Den Ostgrat, den wir von hier aus mit einem weiten Umweg erreichen wollten, konnten wir weder einsehen noch hatten wir die Möglichkeit, hinüberzugelangen. Es wäre sicher eine Woche vergangen, bis wir zu seinem Fuße vorgedrungen wären, und so viel Zeit konnten wir für diesen Berg nicht aufwenden. So ritten wir nach Yungay zurück. Auch ein zweiter Besuch des Champará, hätte, trotzdem wir den einzuschlagenden Aufstiegsweg nun genau kannten und wir nicht weit von dem Berg entfernt waren, bei sehr schnellem Vordringen und ohne Zwischenfälle 12 Tage Zeit gekostet. Das erläutert kurz den für diese hohen Gipfel benötigten großen Aufwand an Zeit.

In Yungay gab es einige Rasttage, die, wie gewöhnlich, in Nachtarbeit ausarteten. Dann ritten wir erneut in das Yanganuco-Tal. In den letzten Wochen hatten wir bei abendlichen Gesprächen die Südwestseite des Huandoy als die aussichtsreichste angesprochen. Begreiflicherweise reizte uns dieser Berg, den wir zweimal vergeblich angegriffen hatten. In eineinhalb Tagen stiegen wir mit den Trägern zur Südwestscharte des Südgipfels. Unter uns sahen wir den Bruch des Westgletschers. Er wäre, wohl unter großen objektiven Gefahren, zu durchsteigen. Uns trennte eine senkrechte Granitwand, die von der Scharte zum Gletscher abbricht, von der Möglichkeit, es zu versuchen. Der Grat, den wir begehen wollten, sah aber restlos abweisend aus, und nach längerem Überlegen kehrten wir wieder einmal um, nun zum drittenmal.

Wir hatten jetzt den Berg von allen Seiten eingesehen und angegriffen. Es blieb als beste Möglichkeit die Stelle, an der wir zuerst gestanden hatten, das Ostkar.

Dorthin ritten wir in den folgenden Tagen hinauf, photogrammetrierten einen Tag und lagen einige Tage im Zelt. Das Wetter war sehr schlecht, es schneite meist schon vormittags, zudem hatte sich Hein stark verkühlt, und jetzt wollten wir, beim letzten Versuch, ganz sicher gehen. Natürlich war unser erster Gang, nachdem wir das Mula-Lager erreicht hatten, am Berghang hinauf, bis wir den Bruch einsehen konnten; er sah noch genau so unangenehm aus, wie damals, als wir auf der Moräne saßen und die Möglichkeiten überlegten. Auch der große Eisklotz, der uns damals schon schwerste Sorge machte, hing noch immer in der überhängenden Eiswand, die die Rinne, die wir als einzige Möglichkeit festgestellt hatten, am oberen Ende sperrt. So blieb uns weiter nichts übrig, als zu versuchen. Wir vertrauten darauf, daß bei der verhältnismäßig geringen Eisbewegung die Wahrscheinlichkeit eines Abbrechens der Eismauer während unseres Aufstieges nicht sehr groß sein würde. Dagegen sprach freilich der Zustand des Gletschers unter der Eismauer, der von früheren Eisstürzen bedeckt und glattgefegt war. Seiner Zeit hatten wir die anderen Flanken und Grate noch nicht aus der Nähe eingesehen und wollten nichts voreilig wagen; jetzt blieb nur noch dieser Weg übrig, und als eines Tages das Wetter etwas besser zu werden schien, brachen wir auf.

Mit den Trägern gingen wir ins Innere des Kares und schlugen das Zelt an der letzten, vor Eisstürzen sicheren Stelle in 4800 *m* Höhe auf. Die Träger schickten wir zurück und sagten ihnen, sie sollten morgen nachmittag wiederkommen. Abends kochten wir und schliefen dann unruhig bis gegen Mitternacht. Wir wollten die Mondnacht ausnützen und bis zum Morgen möglichst den Bruch hinter uns haben. Was weiter kommen konnte, brachte sicher nichts Schweres mehr, das sahen wir schon von unten. Es war helle Mondnacht und windstill. Kleine Wolkenfetzen trieben nach Westen, sie hatten sich von der Wolkenbank gelöst, die noch immer, wie seit Tagen, über der Wasserscheide im Osten lag.

Um ½1 Uhr nachts gehen wir vom Zelt weg, schnallen am Gletscher die Steigeisen an und steigen schnell über die Lawinentrümmer gegen die Eismauer empor. Bald turnen wir über frischverschneite Eisklötze, die noch nicht lange hier liegen können, und halten uns nach rechts gegen die Mündung der Rinne. Der Bruch sieht in der Mondbeleuchtung feierlich aus; Nebel steigen aus dem Kar und bleiben an der Bruchkante hängen, es ist jetzt fast dunkel um uns. Zudem verschwindet der Mond langsam hinter dem Huandoy. Die Eismauer zieht geschlossen, 200 *m* hoch, von links nach rechts; meist bricht sie über ebensohohen, senkrechten Granitfelsen ab. Nur rechts, am Hauptgipfel, durchbricht eine Rinne die Mauer, die über niedrigen Felsen endet. In einer Schleife steigen wir über die vereisten Felsen hinauf, queren in die Rinne und müssen an einigen Stellen Stufen schlagen; meist vermeiden wir das, um Zeit zu gewinnen. Von unten aus hatten wir mit dem Fernglas festgestellt, daß uns eine Rampe nach links aus diesem Schlund herausführen könnte; die einzige Möglichkeit. Erst versuchen wir weiter unten, um möglichst bald dem gefährlichen Gelände zu entrinnen. Es gelingt uns nicht, wir steigen weiter und finden ein Eisband, über das wir zu den flachen Hängen darüber aussteigen. Jetzt ist der Weg zum Gipfel uns sicher. Der Mond ist inzwischen untergegangen, wir steigen ein Stück in völliger Dunkelheit weiter, bis wir an einer Stelle nicht mehr weiterfinden. Da setzen wir uns in den Schnee, hüllen uns in den Zeltsack und erwarten beim Kochen einer Schokolade den Tag, der nicht mehr fern sein kann. Den anbrechenden Morgen verschlafen wir und steigen dann gegen 7 Uhr weiter. Unter uns liegt ein Nebelmeer, das von Osten über die Wasserscheide herüberzieht und gegen das Santa-Tal langsam aufgelöst wird. Im Lager unten schneit es, heute können uns die Burschen die Gipfelaussicht nicht mehr verpatzen.

Durch tiefen Neuschnee wühlen wir uns langsam weiter, es folgt noch ein kleiner Bruch, zuletzt steigen wir über den breiten Grat zum Hauptgipfel des Huan-

doy, 6395 *m*, den wir um 10 Uhr vormittags erreichen. Es ist hier oben warm und fast windstill, wir haben eine selten schöne Aussicht, die wir aber nur unserem frühen Aufbruch verdanken. Denn die Nebel steigen langsam höher, wälzen sich über die Kämme und bald wird auch der Huandoy in dem Wolkenmeer versunken sein. Eine halbe Stunde sitzen wir auf dem Gipfel und sind, soweit das überhaupt möglich ist, restlos glücklich.

Hinter der Gipfelwächte sehen wir, 3000 *m* tief, unter uns den Parron-See. Die Hauptgipfel der Kordillere schauen aus den Nebeln, im Osten, über dem Marañon, liegt geschlossen wie ein Meer, die Wolkenbank, im Westen, weit hinter dem Santa-Tal und der Cordillera Negra, können wir das Meer ahnen. Es ist einer der seltenen Fälle, daß man auf einem hohen Gipfel mit Freude sitzt, die Aussicht bewundert und nicht nur über die gelungene Tat befriedigt ist.

Dafür macht uns der Abstieg das Leben sauer. Nach kurzer Zeit sind wir im Nebel, stapfen durch die graue Milchsuppe unseren Spuren nach und ärgern uns über die Schneestollen unter den Steigeisen. Im Bruch wird es Ernst; denn hier könnte uns ein Fehltritt ausradieren. Immerhin kommen wir bald zum Ausstieg, im Nebel kracht es, wir hören Eis stürzen und beschleunigen unseren Gang. Bald lichtet es sich um uns, wir sehen schon die Träger am Zelt, die uns erwarten, wir fegen in langen Sprüngen über die Absätze und Klötze hinunter und gehen schließlich langsam das ebene Stück zum Zelt hinüber. Ein kurzer Imbiß, die Lasten werden geschultert, und nach 24 Stunden sind wir zurück im Mula-Lager.

In den nächsten Tagen saßen wir unter dem Yanganucopaß und versuchten vergeblich, das Tal zu photogrammetrieren. Das Wetter war so schlecht, daß wir die Reise nach dem Osten aufgaben und nach Yungay zurückkehrten. Es war gut so, denn wir wurden dringend bei Hoerlin benötigt.

Die Messung der Ultrastrahlung während der Expedition

Von Hermann Hoerlin

a) Die physikalische Aufgabe

Zwischen einer Alpenvereinsexpedition und einem physikalischen Forschungslaboratorium ist ein großer Unterschied; die zu lösende Aufgabe stand aber insofern in einem Zusammenhang mit dem Alpinismus, als bei ihrer Durchführung alpine Hindernisse zu überwinden waren. Bei unserer Alpenvereinsexpedition ist außer den bergsteigerischen, den geographischen und sonstigen wissenschaftlichen Aufgaben zum erstenmal in einem solchen Rahmen eine ausgesprochen physikalische Forschungsarbeit ausgeführt worden. Es war ein besonders glücklicher Umstand, daß der Alpenverein und ein physikalisches Institut bei der Lösung der Aufgabe zusammenarbeiten konnten. Es wäre nämlich einerseits wohl allen deutschen physikalischen Instituten bei der derzeitigen Knappheit an Geldmitteln unmöglich gewesen, von sich aus eine Expedition zur Erforschung der Ultrastrahlung hinauszusenden; andererseits hielten sich die der Expedition durch die Eingliederung dieser Aufgabe in ihr Programm entstehenden Mehrkosten in erträglichen Grenzen.

Was versteht man nun eigentlich unter Ultrastrahlen? Wir alle wissen, daß es eine ganze Anzahl der verschiedenartigsten Strahlen gibt, von denen ein Teil — nämlich die Lichtstrahlen — unser Verhältnis zur Natur und die Gestaltung unseres Daseins in entscheidender Weise bestimmt. Bekannt sind die Strahlen oder Wellen,

die unsere Radios betreiben, wir kennen die Wärmestrahlen, dann die ultravioletten Strahlen, die in größeren Mengen den Sonnenbrand unserer Haut hervorrufen. Gehört haben wir alle schon von den Röntgenstrahlen und von den Strahlen, die von Radium und von den radioaktiven Substanzen ausgehen. Und dann ist seit etwa 20 Jahren die Existenz einer anderen Strahlung bekannt, die so merkwürdige Eigenschaften hat, daß man von ihrer Erforschung wichtige Erkenntnisse über das ganze Weltgeschehen erhofft.

Diese Hoffnung steht mit der Tatsache in Zusammenhang, daß die Strahlen von außen her auf unserer Erde eintreffen. Sie kommen also vom Weltenraum und daher werden sie kosmische Strahlen oder Ultrastrahlen genannt. Die Vermutung, daß die Ultrastrahlung aus dem Kosmos kommt, hat der österreichische Physiker Heß im Jahre 1912 zum erstenmal ausgesprochen. Eine ganze Reihe von Forschern in fast allen Ländern ist heuzutage damit beschäftigt, die verschiedensten Eigenschaften der Ultrastrahlung in Erfahrung zu bringen. Auf Grund dieser Eigenschaften versucht man sich dann Vorstellungen über den Prozeß zu machen, bei dem die Ultrastrahlung entsteht. Man nimmt nämlich an, daß materielle Atome, insbesondere Helium- und Wasserstoffatome, sich in Strahlung umwandeln und daß irgendwo im Weltraum solche Bedingungen herrschen, daß diese Prozesse möglich werden.

Die Art und Weise, wie man nun die Ultrastrahlen nachweist und mißt, ist im Prinzip ziemlich einfach. Man benützt ihre Eigenschaft, die Luft oder auch andere Gase elektrisch leitend zu machen. Die Entladungsgeschwindigkeit eines in einem abgeschlossenen, gasgefüllten Raum befindlichen Elektrometers ist direkt proportional der Intensität der Strahlung.

Die Messungen selbst sind oft mit großen Schwierigkeiten verbunden. Sie werden in den verschiedensten Richtungen ausgeführt. So sind ja wohl am bekanntesten die Ballonaufstiege von Prof. Piccard, der die starke Zunahme der Intensität der Strahlung in großen Höhen gemessen hat. Weniger bekannt, aber dafür wissenschaftlich wertvoller sind die Messungen, die Prof. Regener, Stuttgart, mit Hilfe von selbstregistrierenden Instrumenten mit unbemannten Ballonen gemacht hat. Er erreichte eine fortlaufende Registrierung bis in eine Höhe von 27 *km* und konnte daraus unter anderem die Intensität berechnen, mit der die Ultrastrahlung in die Atmosphäre eintritt. In anderer Richtung gehen die Versuche, die das Ziel haben, die Durchdringungsfähigkeit der Strahlung zu bestimmen. Man versenkt zu diesem Zweck selbstregistrierende Apparate in tiefe Seen. Die ersten derartigen Versuche machte Prof. Millikan in amerikanischen Seen bis zu 50 *m* Wassertiefe. Im Bodensee erreichte dann bald darauf Professor Regener eine Tiefe von 250 Metern und konnte dabei feststellen, daß ein Teil der Ultrastrahlung, ihre durchdringendste Komponente, dort unten noch nachzuweisen ist. Einer 250 *m* hohen Wasserschicht entspricht etwa eine 23 *m* dicke Bleischicht, durch die also noch Ultrastrahlen hindurchdringen können.

Meine spezielle Aufgabe, die mir Professor Regener stellte, zerfiel in zwei Teile:

1. Untersuchungen über Abhängigkeit der Strahlung von der geographischen Breite.

Man will wissen, ob die Intensität der Strahlung in Meereshöhe in verschiedenen Breiten gleich oder verschieden ist. Dieses Problem ist deshalb besonders wichtig, weil seine Lösung entscheidend darüber ist, ob die Ultrastrahlung eine reine Wellenstrahlung ist, wie das Licht, oder ob sie wenigstens zum Teil eine Korpuskularstrahlung ist, wie ein Teil der radioaktiven Strahlen. Ist das letztere der Fall, dann muß durch das magnetische Erdfeld eine Ablenkung der Korpuskeln den Polen zu stattfinden, d. h. die Intensität der Strahlung muß am Äquator geringer sein als in höheren Breiten. Der holländische Professor Clay hat dann als erster bei Messungen von Holland bis Niederländisch-Indien eine beträchtliche Abnahme der Intensität fest-

gestellt, während Professor Millikan, Pasadena, zwischen Nord- und Südamerika keinen Unterschied fand.

Es sei hier vorweggenommen, daß meine fortlaufende Registrierung auf der Heimreise von Magallanes bis Hamburg, also über 110 Breitegrade hinweg, besonders gut gelungen ist und daß die Auswertung ein deutliches Minimum in äquatorialen Gegenden von 12% ergibt. Daraus muß der Schluß gezogen werden, daß dieser Teil der Strahlung korpuskularer Natur vor dem Eintritt in die Erdatmosphäre ist.

2. Standortsbeobachtungen in großen Höhen.

Während man bei Ballonaufstiegen immer nur kurze Zeit sich in größeren Höhen aufhalten und messen kann, sollten nunmehr in diesen Höhen Messungen von möglichst langer Dauer ausgeführt werden. Es sollte sowohl eine recht genaue Abhängigkeit der Strahlung von der Höhe gewonnen, als auch versucht werden, etwas über vielleicht vorhandene kurzperiodige Schwankungen, die etwa mit der Sternzeit oder mit dem Stand der Sonne gehen, zu erfahren. Falls Schwankungen vorhanden sind, so müssen sie in größeren Höhen leichter nachzuweisen sein, da dort die Strahlung stärker ist und demnach auch die Schwankungen absolut größer sein müßten. Die Intensität der Strahlung ist in 6000 *m* Höhe etwa 10mal so groß wie in Meereshöhe.

Messungen dieser Art sind schon verschiedentlich auf Berggipfeln ausgeführt worden, so z. B. auf der Zugspitze, auf dem Hohen Sonnblick, dann auf dem Jungfraujoch und auf dem Mönchgipfel in 4100 *m*, schließlich auch auf dem über 4300 *m* hohen leicht zugänglichen Pikes-Peak in U. S. A., ohne daß jedoch der zweitgenannte Zweck der Gebirgsmessungen eindeutig erreicht werden konnte. Gleichzeitig mit unserer Cordillera-Blanca-Expedition waren 10 von Prof. A. H. Compton, Chikago, organisierte Expeditionen in allen Teilen der Welt unterwegs, um eine große geographische Studie der Ultrastrahlung zu machen. Drei von diesen Expeditionen versuchten auch, auf hohe Berge zu steigen; die eine stieg im südlichen Peru auf den 5800 *m* hohen El Misti und konnte dort etwa 8 Stunden lang Messungen machen; die zweite kam bis auf einen etwa 5800 *m* hohen Paß im Westhimalaja, während die dritte am Mont Mc. Kinley in Alaska infolge des tödlichen Spaltensturzes von 2 Teilnehmern vorzeitig abgebrochen werden mußte.

Auch hier sei vorweggenommen, daß im Verlauf der Expedition während der, insgesamt 4 Monate dauernden, Tag und Nacht währenden Registrierungen auf 7 Gebirgsstationen in Höhen von 2500 *m*, 3000 *m*, 3600 *m*, 4350 *m*, 4700 *m*, 5500 *m* und 6100 *m*, ein sehr umfangreiches und wertvolles Material gesammelt wurde. Während diese Zeilen geschrieben werden, ist die Auswertung dieses Materials noch nicht beendet, so daß über die Ergebnisse noch nichts Endgültiges gesagt werden kann.

Die praktischen Vorbereitungen der Messungen begannen im Physikalischen Institut der Technischen Hochschule Stuttgart ein ganzes Jahr vor der Expedition mit dem Bau der Apparate. Nach den Erfahrungen bei den Messungen im Bodensee und mit den ersten Ballooninstrumenten wurden von Prof. Regener Instrumente konstruiert, die den speziellen Anforderungen einer großen Expedition genügen mußten. Der wichtigste Teil des Instruments ist der Elektrometerfaden, das ist ein 7 *cm* langer, nur 3 Tausendstel *mm* „dicker" Platindraht. Man wird verstehen, daß solche Instrumente aufs sorgfältigste behandelt werden müssen und daß jeder unsanfte Stoß oder Ruck vermieden werden muß. Da wir in dieser Beziehung etwas pessimistisch waren, ferner eine gleichzeitige Registrierung mit mehreren Instrumenten immer wertvoller ist als mit nur einem, so wurden drei Instrumente gebaut. Ein im wörtlichsten Sinne des Wortes erschwerender Umstand war das Problem der Abschirmung der Apparate gegen

Strahlen, die uns nicht interessieren. Fast jegliches Gestein enthält ja Spuren von Radium, das seinerseits Strahlen aussendet, die auf die Apparate dieselbe Wirkung haben wie die Ultrastrahlen. Diese radioaktiven Strahlen dürfen nun nicht in die Meßinstrumente eintreten, und man kann sie nur dadurch abhalten, daß man die Apparate mit dicken Metallpanzern umgibt, durch die wohl die Ultrastrahlen, aber nicht die schwächeren radioaktiven Strahlen hindurchdringen können. Jedes Meßinstrument wurde also mit einem 10 *cm* dicken, insgesamt 250 *kg* schweren, zerlegbaren Eisenpanzer versehen. Dazu kam noch viel Zubehör wie Kontaktuhren, 2 Sätze Anodenbatterien von je 600 Volt-Spannung, Voltmeter, meteorologische Instrumente und schließlich noch eine umfangreiche kardanische Aufhängung für die Schiffsmessungen. Alles in allem wurde dieses ganze physikalische Laboratorium in 26 Kisten verpackt, die 1300 *kg* wogen. Ein beträchtlicher Teil davon mußte mit auf die Berge getragen werden.

b) Die Messungen an Bord

Fünf Wochen Ausreise über Panama und genau 10 Wochen Heimreise über Magallanes, das war eine schöne Zeit. Da die Apparate selbsttätig registrierten, so bestand — nachdem sie einmal aufgebaut waren — die Haupttätigkeit darin, sie jeden Tag wieder frisch in Gang zu bringen und die photographischen Registrierplatten zu wechseln und zu entwickeln. Es sei an dieser Stelle den Kapitänen und Offizieren des Motorschiffes „Erfurt" des Norddeutschen Lloyd, des Dampfers „Carl Legien" sowie des Motorschiffes „Isis" der Hamburg-Amerika-Linie für ihre tatkräftige Hilfe bei der Unterbringung, beim Auf- und Abbau der Apparatur, herzlicher Dank gesagt.

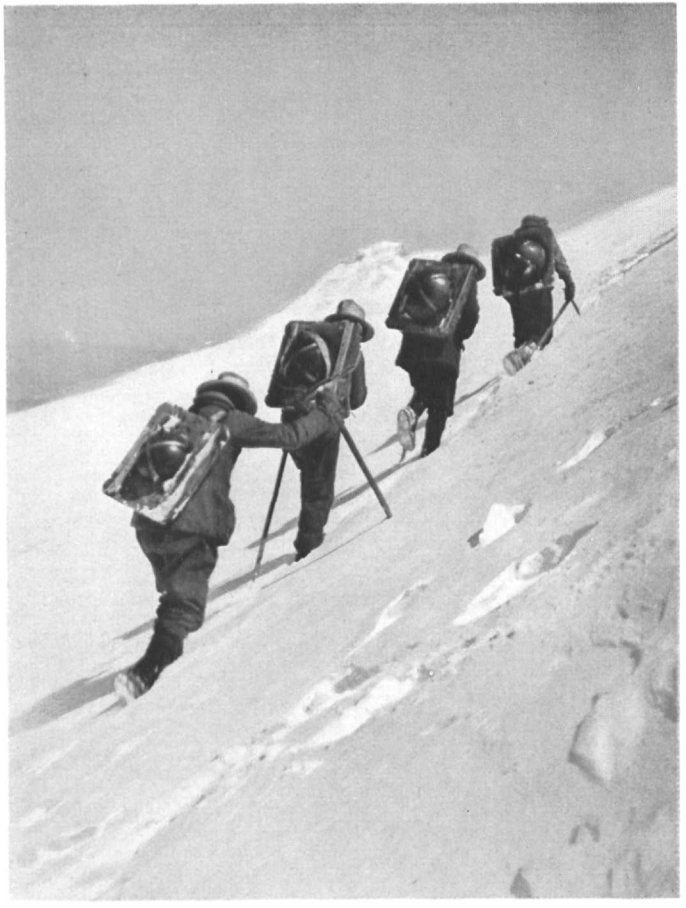
c) Die Stationen im Gebirge

Als ich Anfang Mai nach Überschreitung der Cordillera Negra in meiner ersten Gebirgsstation in Huaraz die Apparatekisten öffnete, da tat ich es mit etwas bangem Herzen, wußte ich doch nicht, wie den empfindlichen Apparaten dieser erste Transport auf dem Rücken der Maultiere bekommen war. Ich atmete auf, als ich alles heil vorfand. Auch in Zukunft bekam ich jedesmal nach einem Transport etwas Herzklopfen, bis ich mich von der Unversehrtheit der Apparate überzeugt hatte.

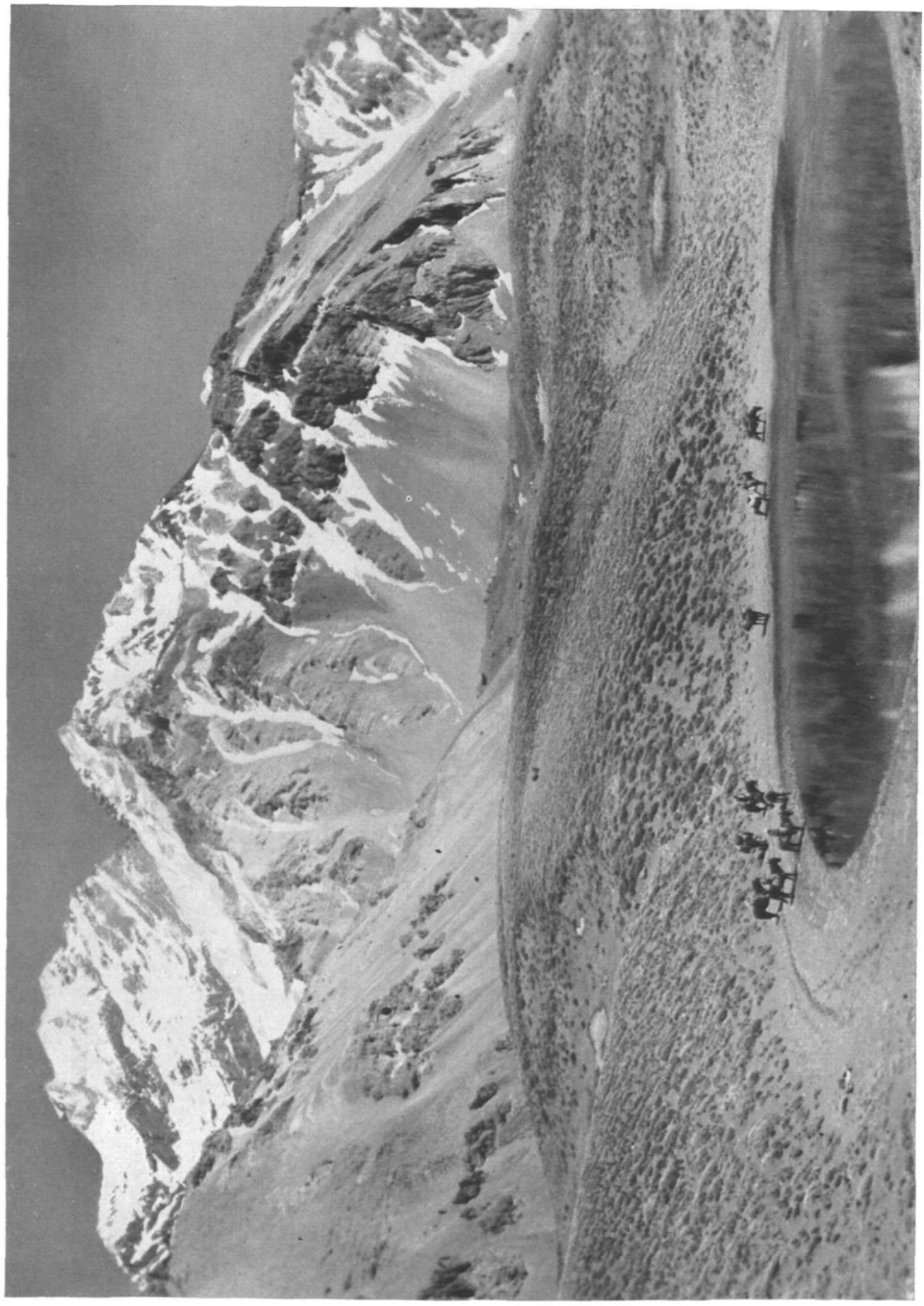
In unserem Standquartier in Yungay wurden dann die Apparate stets, wenn wir von unseren Exkursionen aus dem Gebirge zurückkamen, in Betrieb gesetzt. Die erste Hochgebirgsstation wurde im Juli, als schlechtes Wetter uns vom Huascaran abhielt, auf einem 4700 *m* hohen Gipfel der Cordillera Negra, den wir „Punta Ultra" tauften, errichtet. Das war ein ganz herrlicher Platz, direkt oberhalb des Santa-Tales gegenüber der ganzen, unvergleichlich schönen Kette der Weißen Kordillere, die ich täglich von ihren nördlichsten Pfeilern bis weit im Süden zu den Schneebergen bei Cerro de Pasco vor Augen hatte. Dank der Großzügigkeit unseres Expeditionsleiters war ich nach Schluß der offiziellen Expedition im November und Dezember noch ein zweites Mal auf dieser Punta; alles in allem waren es viele Wochen, stets war ich nur in Begleitung von einigen Peonen, und doch war es hier oben keine Minute langweilig, so herrlich schön war dieses Fleckchen Erde.

Nachdem dann Huascaran und Tschopi-Kalki erstiegen waren, wandte ich mich ganz meiner wissenschaftlichen Aufgabe zu. Der überraschend steile Aufbau der ganzen Kordillere machte die Wahl eines hohen, für meine Zwecke geeigneten Schneeberges leicht, denn es gab überhaupt nur einen Berg, der dafür in Frage kam, und das war der 6200 *m* hohe Hualcan. Alle anderen Berge waren entweder zu steil oder nicht hoch genug. Am Fuß dieses Berges standen meine Stationen 3600 *m* und 4350 *m*,

Hoerlin an seinem Strahlenapparat



Träger mit Meßinstrumenten für Ultrastrahlungen



Aconcagua vom Horcones-Tal (Süden)

beide auf schmalem, sich oft verlierendem Pfad gerade noch mit Maultieren erreichbar. Die Hauptschwierigkeiten begannen dann oberhalb 4350 *m* bei Errichtung der Stationen 5500 *m* und 6100 *m*. War ich bisher meist ohne die Hilfe meiner Kameraden ausgekommen, so war ich nunmehr in höchstem Maße auf sie angewiesen. Ganz besonders Borchers, der nicht weniger als viermal vom Tal zu meiner Station 5500 *m* und zweimal auf 6100 *m* hinaufgestiegen ist, dann Schneider, Hein und Kinzl haben mir während dieser Tage und Wochen geholfen, und ich muß ihnen für ihre aufopfernde, schwere und für sie oft sehr wenig angenehme Hilfe beim Transport und bei der Organisation unendlich dankbar sein. Dazuhin haben sie mir während der ganzen Zeit die besten und tüchtigsten von unseren Trägern überlassen und sich selbst mit weniger guten Leuten begnügt. Der Hilfe meiner Kameraden und der Tüchtigkeit der Träger ist es in erster Linie zu verdanken, daß es gelang, trotz oft widrigen Wetters in einem gar nicht sehr einfachen alpinen Gelände 12 Apparatelasten von insgesamt mehr als 300 *kg* Gewicht heil auf 6100 *m* hinauf und auch wieder herunter zu bringen.

Zwischen Station 4350 *m* und 5500 *m* war ein steiler und zerklüfteter Gletscher, dessen viele Spalten uns der Träger wegen oft Sorgen machten. Das Lager 5500 *m* lag auf einem runden Firnrücken ungeschützt auf der Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean. Über zwei Wochen saß ich fast dauernd allein auf dieser hohen Warte; die Kameraden mußten währenddessen die Zeit mit anderen Arbeiten im Tal und an anderen Bergen nützen; die Träger wollte ich durch möglichste Abkürzung des Aufenthalts auf Schnee so widerstandsfähig wie möglich erhalten. Unvergeßlich sind mir die Stunden, wenn ich bei Windstille und Sonnenschein vor dem Zelt saß und herrlich schön die weite Welt unter mir lag! Unvergeßlich sind mir aber auch die vielen Tage und Nächte, wo der Oststurm über den Kamm fegte, wo die Zeltwände wie Maschinengewehrfeuer im Wind knatterten und wo durch jede Ritze feinster kalter Schneestaub ins Zelt getrieben wurde. Nicht wiedererleben möchte ich jenes nächtliche Hochgewitter, das sich 1½ Stunden lang auf dem Kamm festgesetzt hatte und in dem mein Zelt mitten drin stand. Das Elmsfeuer knisterte hell auf dem ganzen Zeltgiebel, und ganz ungeheuer war die Wucht der Entladungen. Wie klein und winzig ist da der Mensch inmitten dieser gigantischen Naturgewalten.

Um von Station 5500 *m* zur höchsten Station, der 6100 *m* hohen Mittelkuppe des Hualcan, zu gelangen, mußte zuerst 200 Meter auf einen sehr breiten und flachen Gletscher abgestiegen werden, jenseits dessen dann erst der letzte Anstieg begann. Die Orientierung war auf dieser großen Schneefläche sehr erschwert; die nahe Regenzeit machte sich auch schon durch sehr unbeständiges Wetter bemerkbar, so daß wir mehrmals ansetzen mußten, bis alle Lasten oben waren. Einmal gab es einen noch gut abgelaufenen Zwischenfall, als 6 Träger beim Abstieg in ein Gewitter kamen und auf der großen Schneepampa die ausgetretene Spur verloren. Zwei Nächte und einen Tag irrten sie bei Nebel und Schneetreiben, das Lager suchend, auf dem Gletscher umher, bis sie dank ihrem unternehmenden Sinn einen Abstieg fanden und unten im Tal völlig erschöpft, aber ohne ernstlichen Schaden, ganz zufällig Borchers und Kinzl in die Hände liefen, die dort für die Karte arbeiteten. Ich saß unterdessen 3 Tage lang allein auf meiner Firnkuppe in 6100 *m*, besseres Wetter und die Träger mit den restlichen Lasten erwartend. Am ersten schönen Tag stieg ich dann ab, um ihnen bis zum Lager 5500 *m*, in dem ich sie vermutete, entgegenzugehen. Als ich im Lager keine Spur von ihnen fand, stieg ich, das Schlimmste befürchtend, vollends hinunter ins Lager 4350 *m*, wo glücklicherweise gleichzeitig ein Bote von Borchers mit der Nachricht von der Auffindung der Vermißten eintraf.

Nun rief Borchers schleunigst Schneider und Hein heran und mit deren und ihrer Träger Hilfe gelang dann einige Tage später doch noch die Errichtung der Station

6100 *m*. Fünf Tage blieb ich wieder allein mit meinen Messungen beschäftigt oben, bis mich dann Schneider mit einer Trägerkolonne abholte.

Peru verließ ich erst Ende Dezember als vorletzter der Expeditionskameraden und traf dann nach langer Seereise mit vollständiger und unversehrter Apparatur am 4. März 1933 wieder in der Heimat ein.

Aconcagua

Am 10. Oktober glaubten wir unsere Arbeit in der Cordillera Blanca im wesentlichen als beendet betrachten zu dürfen. Die Stunde des Abschiedes aus dem Santa-Tal kam, in dem wir so freundliche Aufnahme gefunden hatten. Unseren Trägern flossen Tränenbäche über die Wangen. Auch für sie war es die große Zeit ihres Lebens gewesen, sagten sie uns beim Scheiden. Es waren wackere Burschen, treu und anhänglich hatten sie uns gedient, sie waren uns eine große Hilfe gewesen.

Der freundlichen Einladung des Herrn Hans Gildemeister folgend, reisten wir (über Huallanca—Chimbote) nach Casa Grande und genossen dort herzlichste Gastfreundschaft. Kinzl und Hoerlin gingen dann auf einem anderen Wege noch einmal ins Santa-Tal hinauf. Kinzl besuchte anschließend die Tiroler Kolonien in Pozuzo (es sind die einzigen deutschen Bauernkolonien in Peru), später ging er nach Lima, Cuzco, Titicaca-See und Chile. Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft hatte ihm für die zeitliche und räumliche Ausdehnung seiner Studien eine Finanzbeihilfe gegeben.

Wir drei übrigen, Hein, Schneider und ich, reisten nach Lima, um Dankes- und Abschiedsbesuche zu machen. Wiederum wurden wir sehr liebenswürdig aufgenommen, vor allem natürlich in der deutschen Kolonie. In der Sociedad Geografica in Lima hielt ich einen Vortrag über die Expedition (auf spanisch natürlich — gute Freunde hatten mir das deutsche Konzept in ein tadelloses Spanisch übersetzt) und Hein erläuterte seine Lichtbilder. Der Staatspräsident selbst bekundete sein Interesse für die Expedition durch einen Empfang. Dann, von den deutschen Gesandtschaften und von den deutschen Landsleuten bestens betreut, fuhren wir drei nach Santiago de Chile. Ein deutscher Frachtdampfer über Panama war uns gerade vor der Nase weggefahren, worüber wir übrigens gar nicht traurig waren, und die Reise über Neuyork wäre viel zu teuer gewesen. Zum Weg über den Süden lockte ferner ein Besuch bei unserer Alpenvereins-Sektion Chile. Eine reizende Aufnahme ward uns dort zuteil.

Bereits in Peru hatten wir ganz leise mit dem „Gedanken Aconcagua" gespielt. In Santiago ergab es sich, daß wir bis zur Abfahrt unseres Dampfers aus Buenos Aires noch eben gerade eine Woche freie Zeit herausschlagen konnten, wenn wir uns sehr beeilten; dies, obwohl wegen Zollkrieges der Verkehr der Transanden-Bahn eingestellt war, und wir auf Maultieren über den Aspallata-Paß reiten mußten. Was hätte es für die Wartezeit Besseres geben können als den Aconcagua? Neben dem rein Bergsteigerischen war es für uns auch sehr lehrreich, hier das Gebirge näher kennen zu lernen und mit der Cordillera Blanca vergleichen zu können. Albrecht Maaß, ein Deutscher in Santiago und Mitglied der dortigen Alpenvereins-Sektion, begleitete uns.

Der Aconcagua ist zweifellos der höchste Berg der Neuen Welt, und er hat schon vor vielen Jahren die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Bergsteiger auf sich gezogen. Güßfeld war der erste, der sich dem Berg wissenschaftlich und bergsteigerisch zuwandte (1883), leider ohne den Gipfel zu erreichen. Erstbesteiger war der Schweizer Führer Zurbriggen der englischen Expedition Fitz Gerald (14. Januar 1897), die zwei-

ten Ersteiger waren Stuart Vines und Führer Lanti der gleichen Expedition (13. Februar 1897). Unsere Ersteigung ist die sechste. Mehr als zwei Dutzend Versuche sind gescheitert, auch drei Tote hat der Berg bereits gefordert. Der Berg ist mehrfach vermessen worden. Von allen Messungen halten wir die der Fitz Gerald-Expedition (23 080 Fuß = 7035 *m*) für die genaueste, weil 3 Expeditionsteilnehmer den Gipfel erreicht haben und sie somit genau wußten, welcher Punkt der Gipfelkrone als höchster mit dem Theodoliten anzuschneiden ist. Das ist nämlich bei diesem Berg sonst gar nicht so einfach, was jeder bestätigen wird, der auf dem Gipfel war. Als Mittelwert aller durchgeführten Messungen ergeben sich übrigens eigenartigerweise 7033 *m*.

Es ist immerhin ein Trost, daß der Aconcagua der höchste Berg Amerikas ist und sich über 7000 *m* erhebt. Denn die sonstigen Eigenschaften der üblichen Anstiegsroute, der man eben nicht entrinnen kann, sind so erschütternd und die Besteigung ist so geisttötend, daß den Ersteiger nur noch das Phantom der Zahl und der Rang des Berges aufrechterhält. Doch bei solcher Höhe verzeiht man einem Berg vieles. In den Alpen bewundert man die fast 3000 *m* hohen Steilabstürze der Montblanc-Südostseite. Am Aconcagua kann man zwar die vielleicht noch höhere, fabelhaft schöne und steile Südwand, aber auch an der Nordflanke einen 3000 *m* hohen Schutthang bewundern.

Puente del Inca, hier hält der Eisenbahnzug, wenn er überhaupt verkehrt, Autostraße von Argentinien nach Chile, berühmtes Schwefelbad, großes Hotel mit aller Hilfsbereitschaft, vorzügliche Maultiere und fettgewordene unfähige Träger, kurz Fremdenindustrie, auch mit entsprechenden Preisen. Eine Expedition darf man heute eine Aconcagua-Besteigung nicht mehr nennen.

Also 1. Tag, Ritt von Puente del Inca bis hinten ins Horcones-Tal. 2. Tag, Weiterritt bis auf 4000 *m* und dann zu Fuß bis 4700 *m* auf dem untersten Teile des besagten Schutthanges. In einem Winkel eines herausragenden Felsens, wo auch wir nächtigten, fanden wir einen bereits ziemlich stark verwitterten Rucksack, er hat vermutlich dem tödlich verunglückten Engländer Bazil Marden gehört. Am 3. Tage weiter über den Schutt hinauf, weiter oben auch über verharschten Firn. Bei 5300 *m* versagten die Träger endgültig, Schneider und Maaß stiegen wieder ab und holten ihre Lasten. Lager in 5500 *m* Höhe etwas oberhalb des Ansatzes des nach Norden weiterziehenden Gebirgskammes.

Am 4. Tag, dem 4. November 1932, zum Gipfel. Nur der arme Hein mußte wegen Brustschmerzen im obersten Lager zurückbleiben. Über 1500 *m* Höhenunterschied, das ist viel, dazu der übliche Sturm und der elende, unter den Füßen abrutschende Schutt. Aber auf dem gewachsenen Fels kann man nicht hinaufklettern, der ist nun wieder viel zu steil. So muß man sich schon mit der Schutthalde abquälen, die bei der leisesten Gleichgewichtsstörung sich in Bewegung zu setzen droht. Kaum glaubt man, das Körpergewicht auf den oberen Fuß legen zu können, schon fährt der „Fahrstuhl" abwärts. Besonders unangenehme Stellen zwangen uns zu einer eigenartigen Steigtechnik. Ein Dutzend oder auch nur ein halbes Dutzend Schritte hinaufgesprungen, so daß der Schutt noch nicht richtig ins Rutschen kommen kann, dann niedergeworfen und verschnauft. Von 6500 *m* aufwärts macht das ganz besonderes Vergnügen. Es ist sehr anstrengend, diese Echternacher Springprozession. Ob wir wohl mit allem Zurückrutschen unsere 2500 *m* Höhenunterschied zu bewältigen hatten?

Schließlich, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, langten wir drei, Schneider, Maaß und ich, nach und nach, „zwanglos nach der Rangordnung", auf dem Gipfel an. Eigenartiger Berg, fast der ganze Aufstieg war schneefrei. Offenbar fällt der Schnee sehr kalt und pulvrig, und er verdunstet bald oder er wird von dem Sturm gleich in die Täler geweht, wo übrigens ganz ordentliche Gletscher liegen. Der Aconcagua erhebt sich sehr hoch über seine Umgebung, relativ noch viel höher als z. B. der Montblanc. Auf seinem Gipfel hat man fast das Gefühl, hoch über dem Gebirge im Flugzeug zu schweben. Gegen

Argentinien senkt sich das Gebirge langsam ab, gegen Chile kürzer und schroffer, und in der Ferne leuchtet der Stille Ozean. Der Aconcagua ist gewiß nicht der Schönheit bar, aber es ist eine sehr herbe Schönheit.

Es war natürlich Nacht, als wir wieder beim Zelt anlangten.

Am 5. Tag hinab zum Basislager. Löschen des würgenden Durstes, denn wir hatten am Aconcagua etwa 30 Stunden lang eigentlich weder etwas getrunken noch gegessen. Nachmittags kamen die Mulas wieder herauf, und am 6. Tag ritten wir bis Puente del Inca hinab. Einen Tag, nachdem wir auf dem Gipfel gestanden, war ein schwerer Wettersturz eingetreten. Bis tief hinab war alles weiß. Da hatten wir einmal wieder sehr viel Glück gehabt.

Damit war nun aber wirklich die letzte Gipfelbesteigung durchgeführt. Wir nahmen herzlichen Abschied von Hein und Maaß, die nach Santiago zurückreisten. Schneider und ich eilten nach Buenos Aires, um auf dem schönen Hapag-Dampfer „General Artigas" nach Deutschland zurückzukehren, wo wir am 6. Dezember eintrafen.

Ein Siebentausender, 5 Sechstausender und 14 Gipfel und 2 Hochpässe zwischen 5000 und 6000 *m*, das ist das ziffernmäßige bergsteigerische Ergebnis dieser Expedition. Dabei möchte ich aber immer wieder die wissenschaftlichen Ergebnisse in den Vordergrund rücken, die Kinzlschen Forschungen, die 5000 *qm* umfassende Landkarte 1 : 100 000, die inzwischen Dr. Richard Finsterwalder ausarbeitet, und die Messung der kosmischen Strahlen.

Und alles macht uns diese Forschungsreise in die wunderschöne Cordillera Blanca sehr, sehr lieb.

In den Bergen des südöstlichen Alaskas

Von Harald Paumgarten, Graz-Neuyork

Es gibt wenige Gegenden auf der Welt, wo man mit einem Schiff bis zum Fuß 4500 *m* hoher Berge fahren und gleich an Gletschern landen kann, wo die Gletscher allenthalben direkt ins Wasser stürzen, daneben Erdbeeren, wie Ananaserdbeeren so groß, gedeihen, wo man eine Bucht zur Landung findet, die fast immer glatt wie ein Spiegel ist, wo riesige Wälder, Farnkräuter und Blumen wachsen, Ziegen und Bären in großer Zahl leben, ein Gebiet, einzigartig durch seine Wildheit und vollständig abgesondert von der Welt, eine unerschöpfliche Quelle für den Sportsmann und den Wissenschaftler. Die Berge sind die Fairweather Mountains, die Bucht die Lituya Bay. Gelegen auf derselben geographischen Breite wie der südlichste Teil der skandinavischen Halbinsel, wird die Fairweatherkette nur von einer einzigen Menschenseele, einem Einsiedler und Foxrancher, bewohnt. Zwar versuchen alljährlich Goldsucher ihr Glück in irgendeinem Teil des Gebirges, doch wurden bisher keine nennenswerten Funde an Gold oder Platin berichtet. Trotzdem treibt es immer wieder Goldsucher dorthin, denn die ursprünglichen Einwohner, ein Indianerstamm, sollen schönen Gold- und Platinschmuck besessen haben.

Der Großteil der Fairweatherkette liegt auf einer Halbinsel, die auf der einen Seite von der Glacierbucht begrenzt, auf der anderen vom Wasser des Stillen Ozeans bespült wird. Die Küste, im südlichsten Teil fürchterlich zerklüftet und in Buchten, in die kein Seefahrer sich hineinwagen würde, zerteilt, zieht sich weiter nördlich schnurgerade und ohne Landungsmöglichkeiten, der Richtung des Gebirgszuges folgend, nach dem Nordwesten. Eine Landung kann nur an einer Stelle an der Küste des Stillen Ozean bewerkstelligt werden, in der Lituya Bay, die jedoch der Seefahrer gut kennen muß, will er sein Schiff hineinführen. Auf der Glacierbayseite wäre eine Landung viel leichter zu vollziehen, wird doch dort die Küste nicht jahraus, jahrein von den mächtigen Wellen des Stillen Ozeans bestürmt. Doch die Fairweather Mountains brechen nach dieser Seite in 1000 *m* hohen, hängegletscherbehangenen Wänden ab, die dem Bergsteiger kein Betätigungsfeld bieten können.

Wer immer in diese entlegene Bergkette eindringen will, muß mittels Schiffes oder Flugzeuges in der Lituya Bay am Stillen Ozean landen. Eine nur 100 *m* breite Öffnung führt in die wie eine Axt geformte Bucht, zwei Gletscher ergießen sich an beiden Enden in ihr Wasser. Infolge des beträchtlichen Unterschiedes des Wasserstandes des Ozeans bei Ebbe und Flut und des nur 100 *m* breiten Einganges zu der immerhin etliche Quadratkilometer umfassenden Bucht, schießt das Wasser bei Flut und Ebbe mit unheimlicher Geschwindigkeit durch den schmalen Eingang, weswegen es unmöglich wäre, eine Ein- oder Ausfahrt zu diesen Stunden zu wagen. Nur wenn die Flut einsetzt und am Stillen Ozean kein stürmisches Wetter herrscht, kann die Fahrt bewerkstelligt werden. Besonders gefährlich ist die Ausfahrt zur Zeit der Ebbe, da das Buchtwasser sich mit dem niederen Stand des Ozeans ausgleicht und die Wassermengen, die sich aus der Bucht ins Offene ergießen, gegen die Wellen des Ozeans anprallen. Als der französische Weltumsegler und Forschungsreisende La Pérouse im Jahre 1786 in der Lituyabucht landete, verlor er, der keinen einzigen Mann auf seiner jahrelangen Fahrt um die Welt verunglücken sah, gleich zwanzig seiner besten Matrosen, als eines seiner Schiffe buchstäblich ins offene Meer hinaus-

gesaugt wurde und beim Anprall an die großen Wellen des Ozean zerschellte. Jetzt hat man außer der gewonnenen Erfahrung, daß die Durchfahrt durch den schmalen Eingang zur Bucht, und damit ein Eindringen in die Berge nur zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt, zwischen Flut und Ebbe, gewagt werden kann, noch das Flugzeug, das leicht eine Landung in den Gewässern der Bucht vollführen kann.

In der Mitte der Lituyabucht liegt eine Insel, Cenotaph Island, auf der der Foxrancher Jim Huscroft haust und seine Silberfüchse züchtet. Zu Ende des 18. Jahrhunderts, als La Pérouse sich in der Bucht aufhielt, und noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war die Gegend um Lituya Bay von einem den Japanern sehr ähnlich sehenden Indianerstamm bevölkert, der vom Fischfang lebte. Heute sind die ursprünglichen Einwohner ausgestorben, nur das Museum in Juneau, der Hauptstadt Alaskas, weiß über sie und über ihre Lebensweise zu berichten. Dort kann man die aus den dünnen, gespaltenen Wurzeln der Tannen geflochtenen, so geschmackvoll mit natürlichen Farben gefärbten Körbe bewundern. Aus den getrockneten Gedärmen des Seehunds nähten sie sich mit den Sehnen des Seehunds wasserdichte, gutaussehende Gewänder. Mit ihren Kajaks — nach der Insel Kayak, einige hundert Kilometer weiter im Westen Alaskas gelegen benannt — verstanden sie es, den Seehunden nachzujagen und Fische mit Spießen zu fangen. Doch von diesen Zeiten weiß nur mehr La Pérouse zu berichten. Mit dem Kommen der Russen und dem Wodka, für den sie sich äußerst empfänglich zeigten, starben sie aus, die wenigen Reste gingen mit dem Whisky zugrunde, der mit dem Kauf Alaskas durch die Amerikaner im Jahre 1860 — den Russen wurden sieben Millionen Dollar fürs ganze Land bezahlt — ins Land kam.

Als Allan Carpé, der bekannte amerikanische Bergsteiger, der im heurigen Frühjahr am Mount McKinley in Alaska, dem höchsten Berge des nordamerikanischen Kontinents, verunglückte, von einer Expedition in die sich an die Fairweatherkette anschließende St.-Elias-Gruppe mit einem Schiff nach Hause fuhr, sah er an einem ausnahmsweis schönen Tage die Fairweatherberge vom Ozean aus. Und an diesem Tage, da er diese Berge mit den mächtigen, sich direkt in den weiten Stillen Ozean ergießenden Gletschern und die stolze Reihe der in ihrer Eisrüstung prangenden Gipfel aus dem Ozean herausragen gesehen hatte, beschloß er seine nächste Besteigung in den Fairweathers zu unternehmen. Wie eine Vision erschienen ihm die Berge, vom Schiff gesehen, er hatte es nicht für möglich gehalten, daß es so eine märchenhaft schöne Vereinigung von Meer und Bergen geben könnte. 1926 sah ihn Mount Fairweather, 4600 *m*, angreifen, doch mußte er nach zwei Monaten vergeblichen Bemühens umkehren. 1931 sah ihn Fairweather bezwingen. Damit fiel der erste und bisher auch der letzte Gipfel der Fairweatherberge.

Um im Sommer 1932 Mount Fairweather über den Nordwestgrat, die noch unbekannte Route, zu besteigen oder, falls ein Landen mit dem Flugzeug in dem am Fuße des Fairweather gelegenen Gletschersee nicht bewerkstelligt werden könnte, den zweithöchsten Berg der Fairweatherkette, den am kühnsten geformten Mount Crillon, 3900 *m*, zu besteigen und das südlich von der Lituyabucht gelegene, noch vollständig unbekannte Gebiet, in dem sich Mount Crillon befindet, zu erkunden, zu vermessen und die Gletscherbewegungen zu studieren, war das Ziel der Harvard-Expedition unter der Führung des bekannten amerikanischen Bergsteigers Bradford Washburn. Außerdem sollte ein Film vom Flugzeug, vom Schiff im Stillen Ozean und in den Bergen selbst gedreht werden, der der amerikanischen Bergsteigerwelt Kunde tun sollte von den großen Möglichkeiten, die ihnen in der ganz unbekannten Fairweatherkette geboten werden. Die Mitglieder dieser Expedition waren, bis auf den Schreiber dieser Zeilen, alle Studenten der Universität Harvard, die die wissenschaftlichen Instrumente beistellte. Ausrüstung und Proviant wurde schon im Mai 1932 von Boston und Neuyork vorausgeschickt, um es den Expeditionsmitgliedern zu ermöglichen, den letzten Teil der

Kartenskizze der Berge des südöstlichen Alaskas

Reise von Juneau nach der Lituya Bay zu durchfliegen und ohne Verzögerung gleich an die Arbeit zu gehen. Die Strecke von Juneau, die unter günstigen Wetterverhältnissen mit einem Schiff in 24 Stunden zurückgelegt werden könnte, nimmt für gewöhnlich einige Tage in Anspruch, ja Carpé wurde das eine Mal wegen stürmischer See eine ganze Woche aufgehalten. Sie führt zuerst durch die Inselpassagen in ruhigem Wasser und dann um Cape Spencer, wo Nebel und tückische Strömungen die Fahrt sehr gefährden, hinaus in den offenen Stillen Ozean der Küste entlang bis zur Lituya Bay.

Wir wollen jedoch diesen Teil fliegen, wozu man nur etwas mehr als eine Stunde, bei ungünstigem Winde 1½ Stunden benötigt. Nach einer viertägigen Fahrt quer durch Kanada mit der Eisenbahn von Neuyork nach Vancouver und einer dreitägigen Fahrt mit dem Schiff von Vancouver treffen wir gegen Ende des Monats Juni in Juneau ein.

Dort erwartet uns der landesübliche Regen. Es regnet in diesen Gegenden den ganzen Winter und den größten Teil des Sommers. Verursacht wird der viele Niederschlag durch den warmen Meeresstrom, dem Kuro Siwo, der von Indo-China und Japan herüberstreicht und hier die Küste Alaskas berührt. Trotz der verhältnismäßig südlichen Lage — wir sind hier erst auf der Breite Stockholms — sind die Berge bis an das Meer hinunter vergletschert. Das Vorhandensein eines so bedeutenden Gletschersystems in einer Region, die, wie die Südküste Alaskas, ein mildes Klima aufweist, beruht auf der Tatsache, daß sehr niedrige Temperaturen zur Bildung ausgedehnter Gletscher keineswegs nötig sind, wohl aber ein feuchtes Klima im Verein mit allgemeinen meteorologischen Bedingungen, die geeignet sind, den Wasserdampf im Nährgebiet der Gletscher in Schnee zu verwandeln. Und in den Fairweather Moun-

tains fällt bis zu 3 *m* Niederschlag im Jahre, von dem der Winter den größten Teil abbekommt. Die warmen, feuchtigkeitsgeschwängerten Winde, die vom Süden über die Berge streichen, kühlen sich ab und entladen ihre Feuchtigkeit. Auf Meereshöhe bis zu ungefähr 400 *m* fällt selbst im Winter für gewöhnlich Regen oder bestenfalls sehr feuchter Schnee, der bald wieder wegschmilzt. Der Umstand, daß in den unteren Lagen das ganze Jahr hindurch Regen fällt, bedingt die üppige Vegetation, die eher an die Tropen als an arktische Länder erinnern würde. Nur dann, wenn der Wind von Norden oder Westen weht, gibt es schönes Wetter.

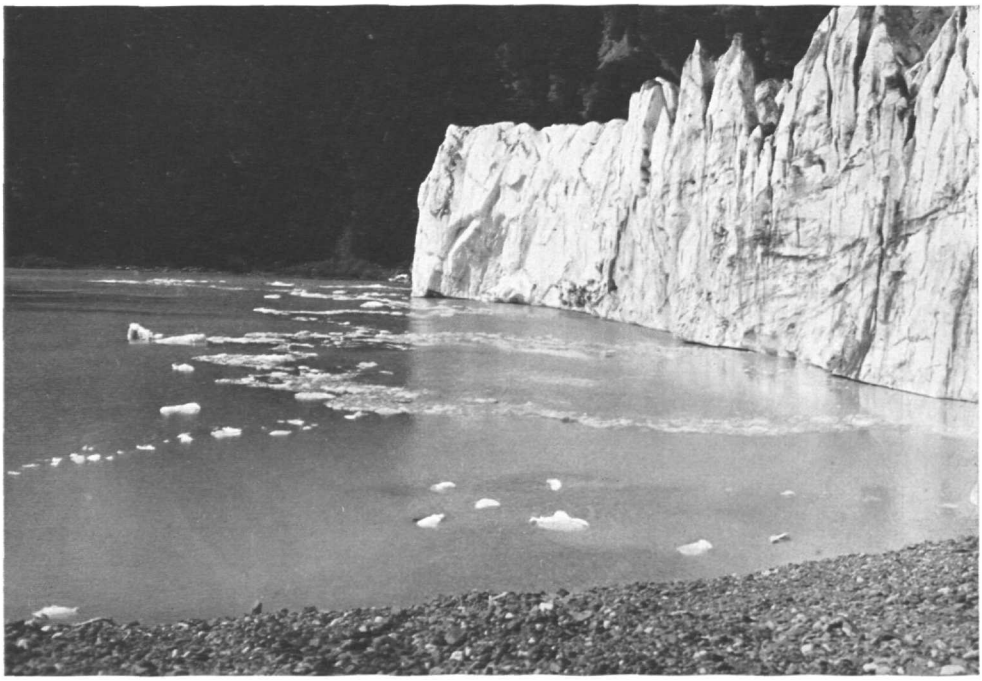
Wir sind deswegen gar nicht überrascht, als uns in Juneau ein wolkenbruchartiger Regen erwartet, der die ganze Nacht andauert und erst am nächsten Morgen einem grauen, düsteren Tag Platz macht, an dem der Nebel bis auf 700 *m* herabhängt und uns jeglichen Blick auf die Berge versperrt. Es regnet wieder zeitweise, doch nicht so andauernd und nicht so ausgiebig wie während der Nacht. Die Wolken liegen hoch genug, um den Flug zur Lituya Bay wagen zu können, die Filmaufnahmen vom Flugzeug verschieben wir auf einen späteren Zeitpunkt, jetzt haben wir nur das eine Bestreben — die Fairweather Mountains zu sehen oder zumindest schon dort zu sein, wenn man sie bei einer Wendung des Wetters sehen kann. Während wir der geradelinigen Küste des Stillen Ozeans entlang knapp über dem Wasserspiegel fliegen, öffnet sich auf einige Sekunden die Wolkenschicht, und wir erhaschen einen phantastischen Blick von einem Berg, der einen Gletscher gerade neben uns ins Meer herabsendet. Das Meer unter uns ist nicht bewegt, doch können wir sehen, daß ein Landen mit einem Schiff selbst unter den günstigsten Umständen nicht möglich wäre; die langen, ruhigen Wellen brechen wild aufschäumend an den Felsen und Gletscherabbrüchen der Küste. Warum man wohl dieses Meer den Stillen Ozean und diese Berge die Fairweather (Schönwetter) Mountains getauft hat? Darüber haben wir uns oft und oft während des Sommers gewundert, wenn unablässig fliegende graue Wolken ihren Regen- und Schneesegen auf uns herabschütteten und bei der Heimfahrt der Stille Ozean unser Boot wie einen Spielball von Welle zu Welle warf.

Eindrucksvoll wirkt der einige Kilometer lange Abbruch des La-Pérouse-Gletschers ins Meer neben uns. Das Meer ist hier vom Gletscher grau gefärbt, deutlich ist einige Kilometer weiter draußen die scharfe Linie zwischen dem Gletscherwasser und dem dunkelblauen Wasser des Ozeans zu sehen.

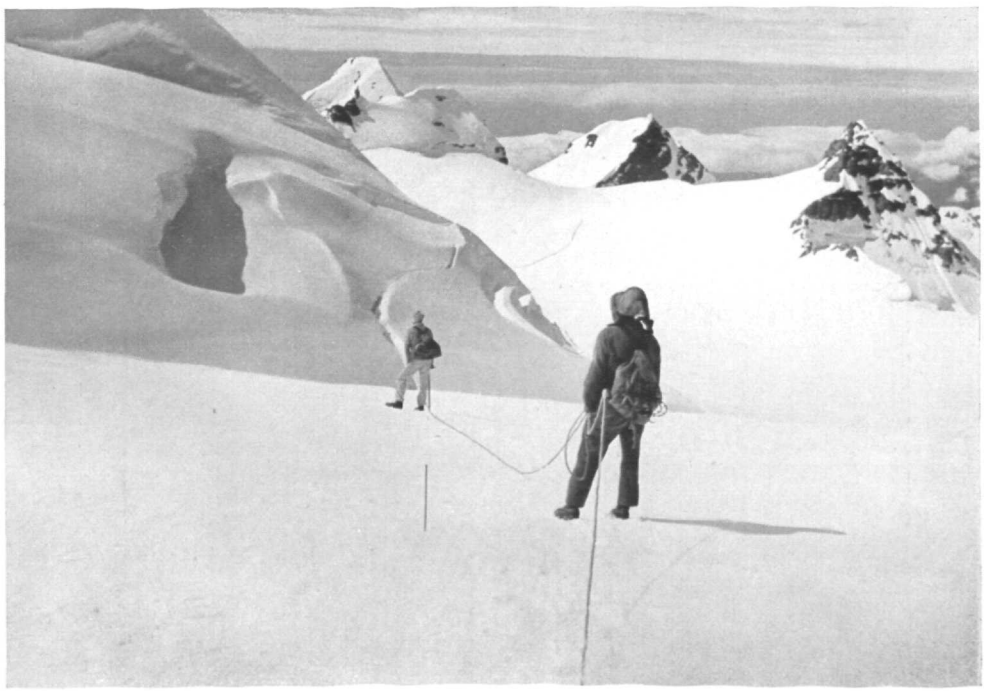
Nach einer Stunde und dreißig Minuten Flugzeit landen wir an der Cenotaph Island in der Lituya Bay. Die Einfahrt zur Bucht erscheint, aus der Luft gesehen, wildbewegt, es ist Flut, die Wassermengen ergießen sich in die Bucht. Mächtige Seelöwen sitzen wie Wächter auf den aus dem Wasser ragenden Felsen. Ja, die ganze Einfahrt ist ein Dorado fischfressender Tiere und Vögel; Kormorans, Möwen und Seehunde gibt es in unglaublicher Menge, alle haben sie es auf die durch die Strömung in die Bucht getriebenen Fische abgesehen. Außerdem ist jetzt Laichzeit der Lachse, die bestrebt sind, in den Wildbächen, die in die Bucht münden, hinaufzuspringen oder zu schwimmen, um zu laichen.

Auf Cenotaph Island empfängt uns der Foxrancher gastfreundlichst in seinem Blockhaus, bewirtet uns mit Bergziegengulasch und köstlichem Erdbeerkompott, das er im vergangenen Jahre eingekocht hat aus Erdbeeren, die in unmittelbarer Nähe seiner Hütte wachsen.

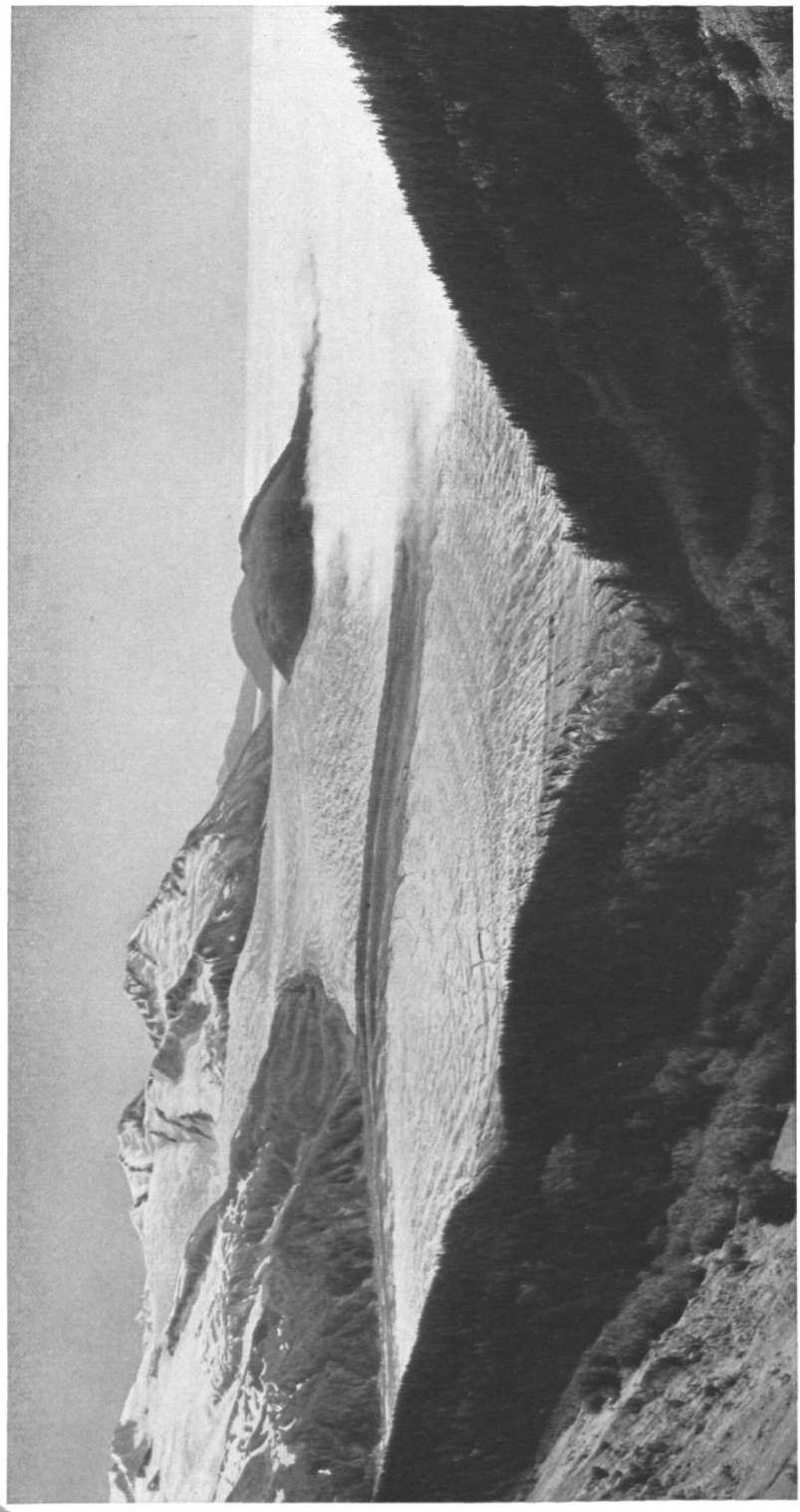
Bei dem darauf folgenden Erkundungsflug erweist es sich als unmöglich, in dem Gletschersee, der auf 600 *m* Meereshöhe am Fuße des Mount Fairweather liegt, zu landen, da das Eis noch nicht weggeschmolzen ist. Mount Crillon wird dadurch automatisch unser jetziges Ziel, denn wir würden einen vollen Monat zum Transport unseres Gepäckes zu dem Gletschersee benötigen, eine Arbeit, die das Flugzeug in zwei Stunden geleistet hätte.



Absturz des Crillongletschers in den Crillonsee



Blick auf den Stillen Ozean vom Südsattel



Blick von der Nähe der „Bäder Kleopatras" auf La Perouse Gletscher. Über dem Meer lagert Nebel

Am nächsten Morgen rudern wir unser ganzes Gepäck, 700 *kg*, mit einem von dem Foxrancher ausgeliehenen Ruderboot die 8 *km* bis zum Ende der Bucht, wo der Nordcrillongletscher sich ins Wasser ergießt. Wir landen auf einem vom Gletscherbach angeschwemmten Schotterfeld, wo unser erstes Lager aufgeschlagen wird. Anderswo wäre ein Landen am Ende der Bucht kaum möglich, da steile Gras- und Buschhänge bis ans Wasser hinunterreichen und dort, wo der Gletscher direkt ins Wasser abfällt, eine 100 *m* hohe Eiswand in die Höhe ragt. Alle paar Minuten fällt ein tonnenschwerer Eisblock, manchmal die ganze Gletscherfront ins Wasser ab, die dadurch entstehenden Wellen haben wir fürchten gelernt, denn bei unserer Landung wurde um ein Haar unser ganzes Hab und Gut weggeschwemmt. Überaus lehrreich ist der Vergleich der Lage des Gletschers zwischen den Zeiten, zu denen La Pérouse hier war, dem Jahre 1786 und heute. Nach den Skizzen und Beschreibungen La Pérouses ergossen sich damals zwei Gletscher an jedem Ende in die Bucht. Seit jenem Jahre hat der Gletscher 5 *km* an Boden, oder besser gesagt, an Wasser gewonnen. Ein anderer Gletscher, der damals noch ins Meer abfiel, ist nun längst zu einem Seitengletscher der Nordcrillongletscher geworden. Nach unseren Messungen schreitet der Gletscher jede Woche einen Meter vorwärts, insofern ein Phänomen, als alle Gletscher der Fairweatherkette, mit Ausnahme der in die Lituyabucht mündenden, in starker rückweichender Bewegung begriffen sind.

Von diesem Lager aus muß vorerst unser ganzes Gepäck auf den aperen Crillongletscher hinaufgeschafft werden bis zu der Stelle, an der einer von den Graten, die Crillon nach dem Westen entsendet, sich zum Gletscher herabsenkt. Von dort aus können wir dann Kundfahrten unternehmen oder von dem niederen Hügelzug, der sich zwischen dem Crillongletscher und dem Meer dahinzieht, eine Aufstiegsroute auserwählen. Eine Woche schwerer Arbeit nimmt die Verlegung des ersten Lagers zum zweiten in Anspruch. Das Wetter bleibt ununterbrochen regnerisch, nur des Abends erhaschen wir manchmal einen unvergleichlichen Blick auf himmelragende Spitzen, alle unbenannt und unbekannt. 30 bis 35 *kg* Lasten auf unseren Traggestellen sind die Regel. Bei 2 *m* über dem Meeresspiegel beginnt jeden Morgen schon die Eisarbeit, die Stufen müssen immer wieder neugehackt werden, denn der Regen wäscht sie über Nacht aus. Sind wir jedoch über der Eiswand auf dem flachen Teil des Gletschers angelangt, brauchen wir nur mehr wenige Stufen zu hacken. Wir schlängeln uns zwischen haushohen Moränen und an tiefen Spalten vorbei. Am 1. Juli sind wir so weit, daß wir im Lager 2 mit dem angenehmen Gefühl übernachten können, alles Gepäck heraufgeschafft zu haben. Während der ganzen Woche schwankt die Temperatur nur zwischen 5 bis 8 Grad über Null.

Nach einer zwanzigstündigen Erkundungsfahrt des für den Angriff ins Auge gefaßten Grates, beschließen wir das Lager auf diesen Kamm bis auf 500 *m* Meereshöhe hinaufzuverlegen. Im strömenden Regen wird diese Arbeit durchgeführt. Der Crillongletscher wird überquert und über die Randmoräne, die dabei ist, in den Wald vorzudringen und schon manchen Baumriesen gefällt hat, wird angestiegen. Bei unserem neuen Lager liegt jetzt die Schneegrenze, die Waldgrenze um etwa 50 bis 100 *m* höher. Der Wind hat sich nun endlich gedreht und weht vom Norden, schönes Wetter mit sich bringend. Unser Lager ist jedoch andauernd in Nebel gehüllt, erst von 1000 *m* an ist es schön und klar. Bis zu 1100 *m* hinauf erstreckt sich hier am Südhang ein herrliches Schigelände. Von 1100 *m* an verengt sich der Kamm, auf der Nordwestseite hängen Gletscher, auf der Südwestseite führen Felswände und steile Schneehänge in ein U-förmiges Tal in dem sich, gespeist von Schneelawinen und den von den Gletschern herabstürzenden Eislawinen, ein Gletscher gebildet hat. Er liegt auf ungefähr 400 *m* über dem Meeresspiegel, wird also in einer Region gebildet, in der es fast das ganze Jahr hindurch regnet.

Auf unserem Kamm ergeben sich allerhand Schwierigkeiten. Der Fels ist sehr brüchig, Wächten und steile Firnhänge gefährden das Vordringen sehr. Der Schnee bleibt nur zwischen 2 bis 6 Uhr früh gefroren, geht doch die Sonne erst gegen 10 Uhr unter. An einem schönen Tage, da noch immer ein dichtes Nebelmeer unser Lager einhüllt und die Aussicht gegen das Meer versperrt, besteigen wir in einem 22 Stunden langen „Schinder" Mount Lookout, 2000 *m*, in dem unser Grat gipfelt. Von hier gewinnen wir einen unvergleichlichen Ausblick auf Crillon.

Wie werden wir wohl dem Berge beikommen können? Über diesen Grat und weiter über die Gletscher, Felswände und Firnhänge würde es wahrscheinlich gelingen, doch nie könnten wir unser Gepäck über diese Route schaffen und zwei Lager wären für diese große Entfernung eine unbedingte Notwendigkeit.

Der Gipfelkegel des Crillon ragt am nördlichsten Ende eines 30 *km* langen und einige Kilometer breiten, flachen Gletscherplanes auf 3000 *m* Meereshöhe hervor. Nach unseren Beobachtungen vom Meer aus und nach dem zu schließen, was wir hier sehen, umgibt dieses Gletscherplateau eine 400 *m* hohe Felswand, die nur an einer Stelle von dem sich in das Meer ergießenden La-Pérouse-Gletscher unterbrochen wird, der jedoch zu weit entfernt und zu zerrissen ist, als daß er als Aufstiegsweg in Betracht käme. Die Felswand erlaubt offenbar nur an einer Stelle einen Durchstieg; an diese „Achillesferse" unseres Berges könnte man über den südlich von uns gelegenen Kamm, der parallel zu unserem Grat verläuft, herankommen. Doch nur vom Meer aus können wir diese neue Angriffslinie vollends übersehen, weswegen wir hier auf unserer sonnigen Höhe beschließen, in den nächsten Tagen zur Cenotaph-Insel abzusteigen, um so mehr als wir wissen, daß um diese Zeit ein Fischerboot dort eintreffen soll, mit dem wir ins offene Meer hinausfahren könnten.

Trotzdem wir schon bald nach Mitternacht aufbrachen, ist es jetzt bereits 4 Uhr am Nachmittag und wir haben noch den ganzen Abstieg vor uns. Doch Gott sei Dank drängt die Zeit in diesen Breiten nicht so sehr. Es wird ja erst um Mitternacht dunkel, Gewitter sind im Sommer unbekannt, die kommen sonderbarerweise erst im November und Dezember, und solange der Nordwestwind anhält, bleibt das Wetter sicherlich makellos.

Beim Abstieg können wir uns nicht sattsehen an der einzigartigen Fernsicht. Der 280 *km* weiter nordwestlich gelegene, 5500 *m* hohe St. Elias ist deutlich zu sehen, so auch der im Süden auf einer Insel gelegene, untätige Vulkan Edgecombe. Todmüde von den Anstrengungen des Tages kommen wir bald nach 9 Uhr abends zu unseren Schiern. Wie ausgewechselt erscheinen die Beine von dem Augenblick an, an dem sie auf Schier geschnallt werden; frohen Mutes wird zu Tal geschwungen und ins Nebelmeer getaucht.

Ein Prachtmorgen überrascht uns tags darauf. Als wir uns aus unseren Schlafsäcken herausschälen und die Zeltplache zurückschlagen, trauen wir unseren Augen nicht. Welch ein Blick! Wir wußten gar nicht, daß die Lage unseres Zeltes mit so ungewöhnlicher landschaftlicher Schönheit ausgezeichnet ist. Der weite, blaue Stille Ozean erstreckt sich vor dem Zelt, direkt unter uns der grüne Crillongletscher, zur Rechten die Lituya Bay. Der Nebel ist vollkommen verschwunden. Das ideale Wetter veranlaßt uns, den ganzen Tag lang zu filmen und Vermessungen vorzunehmen.

Gegen Abend, als wir vor dem Zelt sitzen, glauben wir uns in ein Paradies versetzt, wären nicht die Moskitos da, die uns ans irdische Dasein erinnern. Um uns drängt sich eine bunte Menge von Blumen, Weißes Heidekraut, Sommerlupinen, Veilchen und Speik. Kolibris, rot-, blau- oder grünschillernde, schwirren emsig um unser Zelt. Ein Flock Schneehühner läßt sich nicht weit von unserem Lager nieder, das Gewehr tritt in Tätigkeit und am nächsten Morgen auch die Kochtöpfe. Die Dämmerung währt sehr lange, vielfache Lichtabstufungen zeigen sich auf der Bucht und auf dem Meer.

Die Sonne taucht gegen 10 Uhr in die See, die wie flüssiges Gold leuchtet. Erst gegen Mitternacht verwandelt sich der Farbenreichtum des Himmels und des Meeres in jenes farblose Licht, das den Polargegenden eigen ist. Im angenehmen Schlaf unter den Moskitonetzen und auf weicher Luftmatratze verfolgt uns noch im Traum all das, was wir heute bewundert haben. Wir sehen Blumen, Tausende von Blumen, das weite blaue Meer und im Hintergrund die eisgepanzerte, himmelragende Spitze Crillons.

Am folgenden Tag wird zur Bucht und zur Cenotaph-Insel abgestiegen, um unser Vorhaben — Besichtigung unserer neuen Angriffslinie auf Mount Crillon — auszuführen. Der gute Foxrancher auf der Insel schleppt bei unserer Ankunft das Beste aus „Küche und Keller" zusammen, wir verbringen schlemmerhafte Tage unter Erdbeeren, frischgefangenen Lachsen und festem Häupelsalat aus Jims Garten. Das Fischerboot, das sich am Wege nach Juneau befindet, führt uns auf eine Stunde ins offene Meer hinaus, wo wir, obwohl das Wetter sich zu verschlechtern beginnt, einen Blick über unsere neue Aufstiegsroute gewinnen. Sie erscheint uns als die beste, wenn auch der Transport des Gepäcks hier über einen Teil des Grats recht schwierig sein wird.

Zu unserem Lager zurückgekehrt, wird von drei Mitgliedern der Expedition der auserkorene Grat erkundet. Um bis an die den Gletscherplan umgebende Felswand heranzukommen, muß nur ein kurzes Stück auf dieser Angriffslinie geklettert werden, sonst geht der Aufstieg über Gletscher, die teils wohl sehr zerrissen, aber immerhin gangbar sind. Die Nachricht erfreut uns. Vielleicht gelingt uns jetzt der Angriff auf Crillon. Wir verlegen unser Lager auf den neuen Grat, müssen zu diesem Zwecke wieder fast auf Meereshöhe herunter, Brücken bauen und durch prachtvollen Tannen-, Fichten- und Zedern-Urwald einen Weg durchschlagen; zum Teil folgen wir den von Bären angelegten Pfaden durch die Wälder, auf denen wir singend dahinziehen, um durch unsere Stimmen die Bären zu schrecken, die einen für gewöhnlich nur angreifen, wenn man sie belästigt oder wenn sie zufällig auf so einem Pfade in einen hineinrennen.

Volle sechs Tage nimmt die Verlegung des Lagers in Anspruch. Sechs Tage, an denen wir ohne Unterlaß uns mit 35 *kg* Lasten abschleppen. Wenn wir manches Mal unter der Last der schwerbepackten Traggestelle fast dem Verzagen nahe sind, trösten wir uns damit, daß wir jetzt endlich einen Weg zum Crillon gefunden haben und wir gewiß den Berg nun bändigen werden. Bei unserem neuen Lager gibt es mitten unter ganzen Teppichen von Speik, Zyklamen und Enzian kleine Tümpel, wie Badewannen geformt. Die Wände dieser Badewannen sind mit Blumen bewachsen. Wie diese Blumen gedeihen ist uns ein Rätsel. Zwar sind wir jetzt wieder in einer Regenperiode, doch auch später während unseres ganzen Aufenthaltes hier trocknen die Tümpel nur zweimal auf einen Tag aus. In diesen „Badewannen" wird von jetzt an jeden Tag gebadet. Die Temperatur der Luft hält sich sehr beständig um 8° über Null, die Schneegrenze liegt hier noch immer auf 500 *m*. Besondere Genießer unternehmen abendliche Schifahrten und unmittelbar auf den letzten Kristiania ein Bad in blumenübersäter Gegend. Das Lager wird „Die Bäder Kleopatras" getauft.

Das schlechte Wetter, das während der Verlegung des Lagers eingesetzt hat, dauert weiter an, so daß wir gar nichts unternehmen können. Volle 14 Tage sind wir zur Untätigkeit verbannt, Tag auf Tag trommelt der Regen auf die Zeltleinwand, von 1200 *m* aufwärts fällt Schnee. Auf einige Minuten erhaschen wir des Abends manchmal einen Blick von den Bergen, sie sind in Neuschnee begraben. Wir sind ganz verzweifelt ob des trostlosen Regenwetters. Weder die Vermessungsarbeiten können vorgenommen werden, noch können wir damit beginnen, Gepäck höher hinauf zu schaffen. Schon drängt die Zeit, zu Beginn des Monats September wird

uns ein Schiff in der Lituyabucht erwarten, um uns zurück zur Zivilisation zu bringen. Und jetzt in der ersten Hälfte August sind wir erst auf 500 *m* über dem Meeresspiegel, allerdings am Fuße eines offenbar ausgezeichneten Anstiegs.

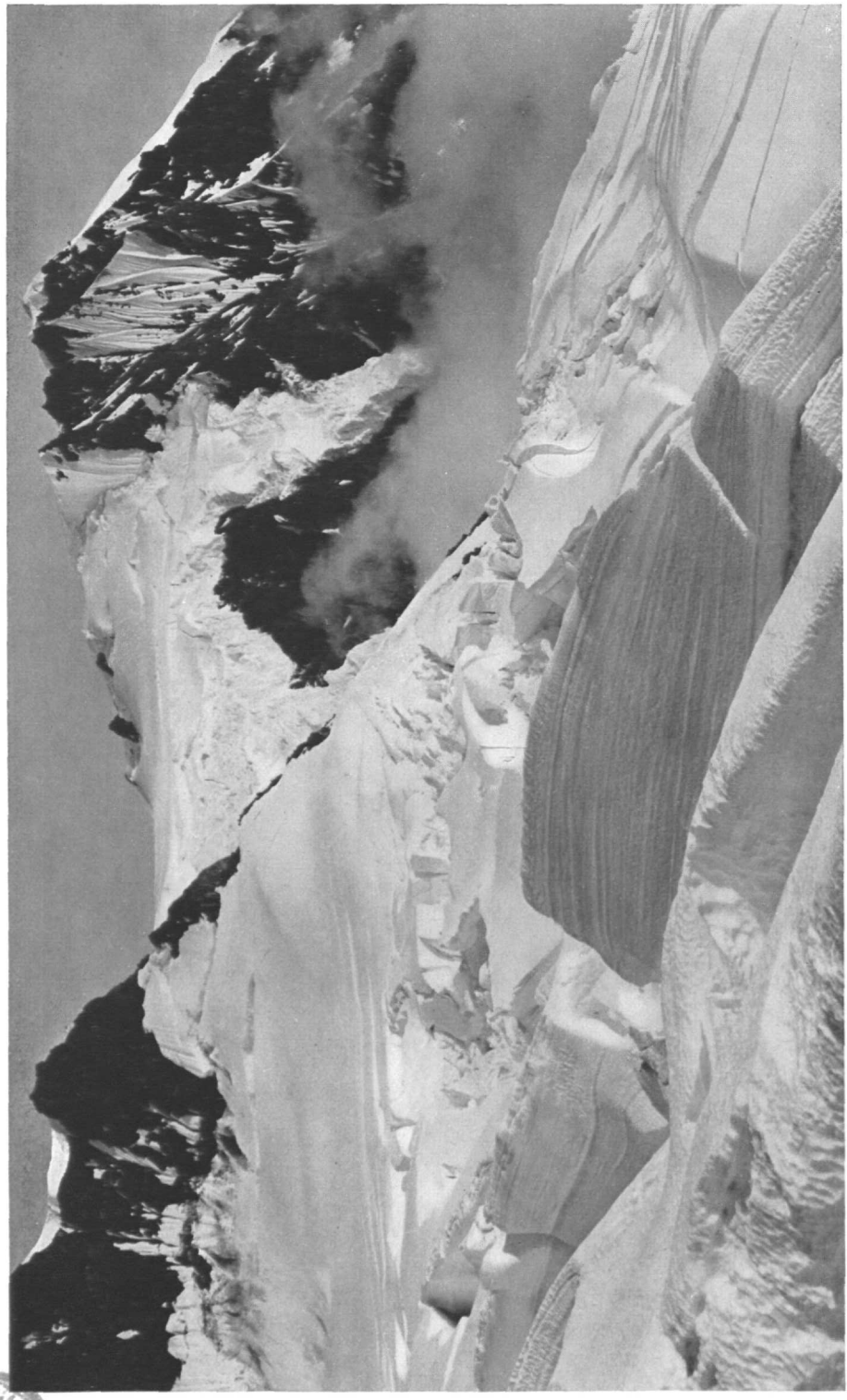
Einige Kilometer nach dem Süden zu gibt es ein paar heiße Quellen, wie uns der Foxrancher auf Cenotaph Island erzählte. Wie gern würden wir dorthin einen Ausflug machen, der gewiß nicht mehr als 2 Tage erfordern würde, doch wagen wir es nicht, da wir doch stündlich auf einen Witterungsumschwung hoffen. Allerdings haben sich die Barometer hierzulande als höchst unverläßlich erwiesen.

Die erhoffte Stunde des Windwechsels und damit des Aufhörens des Regens kommt. Mit nicht allzu schwerbepackten Traggestellen ziehen wir denn eines Morgens um 1 Uhr von dem Lager bei den „Bädern der Kleopatra" los, um am Southcol, am Fuße der Felswand unter dem Gletscherplan des Crillon, ein Lager zu errichten. Von dem Südsattel aus könnten wir Crillon in einem Tage machen, denn der Gletscherplan hat den Anschein, als ob er keine besonderen Schwierigkeiten bieten würde. Während unseres Aufstieges zum Southcol leuchtete die Endpyramide Crillons im Mondenschein uns entgegen, stolz und erhaben. Zu unseren Füßen dehnt sich unendlich groß der Stille Ozean aus. Bis auf 1000 *m* ist unser Grat jetzt aper, der Regen hat den Schnee vom Kamm selbst weggewaschen, während auf den beiden Hängen noch eine Menge Altschnee liegt. Die vielen Blumen sehen ganz unheimlich verfärbt im Mondlicht aus. Nach einer kurzen Kletterei, von 1300 *m* an, durch den Neuschnee erschwert, gelangen wir auf einen kilometerlangen, flachen Gletscher, der von ausgedehnten Längsspalten zerfurcht, sich zum Südsattel hinaufzieht, wo er bedeutend steiler und zerrissener wird und durch einen Bergschrund bis auf eine schmale Brücke vom Sattel getrennt ist. Mit schwarzgefärbten Weidenstäben wird hier der Weg über die ausgedehnten Gletscherflächen markiert.

Mit dem dämmernden Tag bietet sich ein einzigartiges Schauspiel unseren Augen dar. Die hinter der Fairweatherkette aufgehende Sonne wirft gigantische Schatten der Berge auf den Ozean, wobei der Schatten des Crillon durch seine Pyramidenform nicht zu verkennen ist. Der Schnee auf den Gletschern ist recht hart gefroren, offenbar haben die paar Stunden Sonnenschein am Vortag ihn gründlich aufgeweicht. Bald bekommen wir die Hitze der Sonne zu spüren, unsere Kleidung wird immer spärlicher, nur ein großer Hut schützt das Gesicht. Der letzte Teil des Aufstieges nimmt wieder unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, erscheinen doch die Brücken über manche Spalten und vor allem die über den klaffenden Bergschrund nicht zu vertrauenerweckend. Der Südsattel eignet sich vorzüglich zu einem Lager. Wir befinden uns hier direkt unter der senkrechten Felswand, an die zu gelangen unser großer und heißer Wunsch während des ganzen Sommers war. Am Fels liegt noch zuviel Neuschnee, als daß man einen Besteigungsversuch gleich wagen könnte. Die Zwischenzeit kann äußerst nützlich zur Errichtung eines Lagers hier ausgenützt werden. Diese Beschlüsse werden gefaßt, als wir in der Sonne liegen, um uns eine Welt stiller Größe, der Beschreibung unerreichbar. Am eindrucksvollsten wirken auf uns die Hängegletscher, die dort und da auf unserer Felswand kleben. Ein Zelt wird aufgestellt, zu dem wir am übernächsten Tag zurückkehren wollen, um dann den letzten und energischen Angriff zu unternehmen.

Der Abstieg geht langsam und mühsam vor sich, da der Schnee sehr aufgeweicht ist und man bei jedem Schritt knietief einsinkt, wodurch auch die Spaltengefahr bedeutend erhöht wird. Der Fernblick ist großartig. St. Elias und eine Reihe anderer Riesen jener Gruppe sind deutlich zu sehen. Von den Bergen der Fairweatherkette hat Mount Fairweather wie gewöhnlich ein Häubchen auf. Ein unbenannter, prachtvoll spitziger Dreitausender hat auf der Spitze kühn einen Hängegletscher buchstäblich angepickt, mit den heutigen Mitteln des Bergsteigers ein nicht zu bewältigender Berg.

Blick von Mt. Lookout auf 1) Mt. Klootch, 2) Mt. Dagelet und 3) Südsattel



Im Hintergrund der Gletscherplan, aus dem sich Mt. Crillon erhebt. Im Vordergrund: Gletscherbruch im Aufstieg unterhalb des Südsattels

Universitäts-Bibliothek

Zu unseren Füßen glitzert der Stille Ozean derart, daß das viele Licht des Schnees, vereint mit dem des Wassers, fast unerträglich wirkt.

Am übernächsten Tage wird das Lager am Südsattel fertig ausgestattet und für den Angriff auf Crillon vorbereitet. Drei von uns bleiben oben, während die anderen drei noch weitere Lebensmittel und einen Teil der wissenschaftlichen Geräte heraufschaffen sollen. Wir sind alle guten Mutes und zuversichtlich. Nur noch die schwierige Felswand und wir haben den Berg.

Die große Überraschung kommt am Vorabend des großen Tages. Das Wetter war während der letzten Tage klar und schön, der Nordwestwind dauerte an, also brauchen wir uns keine Sorgen zu machen; so denken wir. In der Nacht jedoch fangen die Elemente zu toben an, kein Gewitter, nur ein Wolkenbruch und ein heftiger Sturm. Es gießt bis auf 2700 *m*. Der Niederschlag in der einen Nacht beträgt 7 *cm*! Im Zelt am Südsattel schwimmt alles, dabei hat es nur 3½ Grad. Am nächsten Morgen sehen wir mit Schrecken, daß viele der Brücken, über die wir noch gestern anstiegen, weggewaschen wurden, daß die eine Brücke über den Bergschrund bald weggewaschen werden wird, unsere ganze wertvolle Ausrüstung damit verloren gehen würde. Schnell entschlossen wird im grauenhaft kalten Regen alles über den Bergschrund geschafft und das Zelt am flachen Teil des Gletschers unter dem Bergschrund aufgestellt. Ein bitterer Entschluß; Crillon wird aufgegeben werden müssen. Wir sind, so scheint es, gerade um eine Schönwetterperiode zu spät daran. Der alte Foxrancher hatte recht, als er uns vor den Stürmen der zweiten Augusthälfte warnte. Auch das Meer unter uns ist wild entfesselt. Haushohe Wellen brechen sich an der Küste, das Donnern ist bis hier herauf zu vernehmen.

Nach einem schönen Tage setzt das Unwetter mit erneuter Wucht ein. Der Wind weht wieder vom Südwesten, es schneit neuerlich bis auf 900 *m* herab. Ein Glück, daß wir den Mut gefaßt haben, den Berg aufzugeben, denn wir könnten Crillon in der kurzen Zeitspanne, die uns noch erübrigt ist, kaum mehr besteigen.

Bei andauerndem Schlechtwetter schaffen wir das ganze Gepäck den langen Weg wieder hinunter zum Crillon Lake. Während des Abtransportes regnet es Tag für Tag von ungefähr 1000 *m* abwärts. Tag für Tag werden wir bis auf die Haut naß. Und trotzdem es wegen der großen Feuchtigkeit der Luft unmöglich erscheint, unsere nassen Kleider abends zu trocknen, wir morgens in die kalten, feuchten Hosen und Hemden schlüpfen, leidet kein einziger von uns sechsen während dieser Zeit, ja während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in diesen Bergen, an einer Erkältung.

Bei der Heimfahrt zeigt sich der Ozean in seiner ganzen Wildheit. Sekundenlang verschwindet unser Dieselmotorboot unter den hereinbrechenden Wellen. Erst als die wundervoll stillen Gewässer zwischen den Inseln im Ozean und dem Festlande uns aufnehmen, fühlen wir uns wieder lebenslustig und froh. Und während wir so in der Sonne auf Deck liegen — es ist nur eine der hier häufigen abendlichen Aufheiterungen — lassen wir an uns im Geiste die stolze, erhabene Pracht der Fairweatherberge vorbeiziehen. Um ihren eigenen Reiz so richtig erfassen zu können, muß man von den Gletschern und blumenübersäten Wiesen das Meer unter sich funkeln und blitzen, die abenteuerlichen Formen der Kumuluswolken im Wasser des Stillen Ozeans sich spiegeln gesehen haben. Doch die Witterungsverhältnisse haben diese Berge trotz des fruchtbaren Gürtels der unteren Lagen zu ewiger Einsamkeit verbannt. Nie wird man aus dem Tale unten ein Dorfglöcklein heraufläuten hören, nie ein schmuckes Gehöft die regengepeitschten Wiesenhänge und saftigen Almböden zieren. Selbst die Indianer, die sich hier niederließen, gingen an der vielen Feuchtigkeit, allerdings beschleunigt durch den zersetzenden Einfluß des Wodka und Whisky, zugrunde.

Spitzbergenfahrt*)

Von Dr. G. Machek, Innsbruck, und Dr. R. Untersteiner, Salzburg

(U.) Unser braver Fangkutter, das „Regierungsschiff" des Amtmannes in der Adventbay hatte manchmal recht arg gebockt und unsere Seetüchtigkeit auf eine harte Probe gestellt. Wir waren alle wohl herzlich froh, als am Abend des 7. Juli 1931 die Nordwestecke Spitzbergens in Sicht kam und unser „Kapitän" Kurs auf die Einfahrt in die geschützte Südgate zwischen der Westküste und der Däneninsel nahm. Bald darauf lag unser Kutter in einer stillen Bucht der Reuschhalbinsel vor Anker und wir machten uns daran, eine kleine Fanghütte häuslich einzurichten. Die Behausung erwies sich zunächst freilich etwas klein für fünf Leute, in drangvoller Enge stauten und türmten sich die 800 *kg* Gepäck und überdies war ein Gerüchlein zu verspüren, das einer Transiederei alle Ehre gemacht hätte. Unsere beiden Salzburger Freunde Trath und Oedl erklärten denn auch, daß sie ein Zeltlager dieser „dicken" Luft vorzögen, ein Entschluß, den wir — offenbar mit weniger empfindlichen Riechorganen begabt — mit schlecht verhehlter Befriedigung über den Raumgewinn zur Kenntnis nahmen. Unsere Freude sollte aber nicht von Dauer sein — in der Nacht sprang ein eisiger Nordsturm auf und schon am nächsten Morgen beschlossen die beiden Abtrünnigen den Rückzug in die unterdessen behaglich ausgewärmte Hütte.

Nachdem wir am Vormittag den letzten Rest unseres Gepäcks an Land geschafft hatten, nahmen wir Abschied von unserem wackeren Kapitän, er sollte den Kutter wieder in seinen Heimathafen in der Adventbay bringen — in vierzehn Tagen wollten wir ihn in der Südgate erwarten.

Unser Ornithologe hatte inzwischen seine Arbeit schon aufgenommen — wir sahen ihn in wilder Begeisterung mit Kamera und Schießprügel am Ufer auf und ab rasen, er versicherte uns, daß wir in ein richtiges Vogeldorado geraten seien. Tausende von Eiderenten, Krabbentauchern, Papageientauchern und Möven besiedelten das Ufer, stellenweise war es buchstäblich schwer, einen Schritt zu tun, ohne in ein Entengelege hineinzutreten — die brütenden Mütter, die wohl noch nie einen Menschen gesehen hatten, ließen uns bis auf Reichweite herankommen, bis ihnen dann die Sache doch zu brenzlich wurde. Sie setzten sich watschelnd in Bewegung, um dann in angemessener Entfernung mehr neugierig als ängstlich ihren Beobachtungsposten zu beziehen. Zur schmerzlichen Enttäuschung unseres Koches erwiesen sich nahezu alle Eier

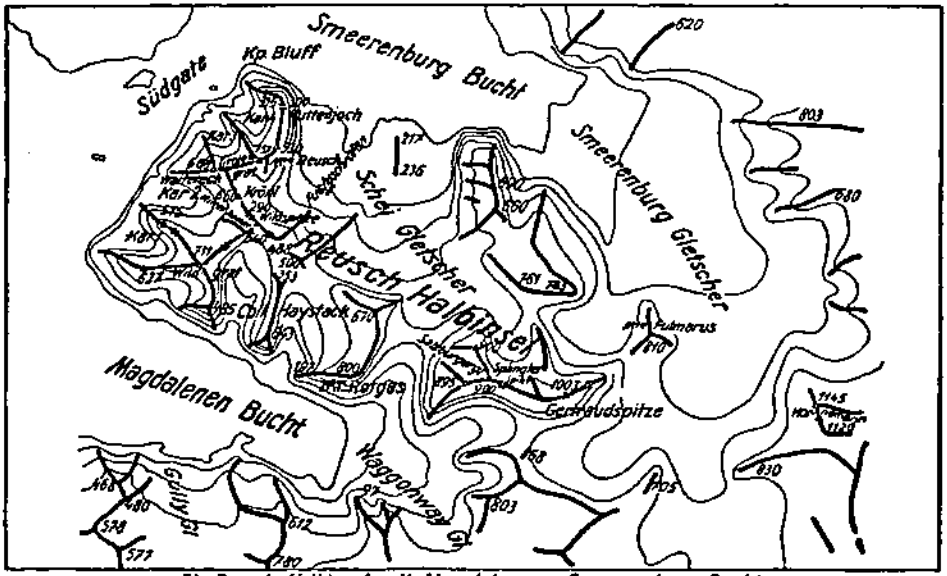
---

*) Teilnehmer: Doz. Dr. phil. G. Machek-Innsbruck, Dr. jur. F. Oedl-Salzburg, Doz. Dr. med. H. Scharfetter-Innsbruck, Dir. Dr. E. Trath-Salzburg, Doz. Dr. med. R. Untersteiner-Salzburg.

Eine ausführliche Beschreibung der Fahrt ist als „Bergland in der Arktis" in Buchform im Bergland-Verlage, Innsbruck, erschienen. Dem Verlage, der die Fahrt durch eine bedeutende finanzielle Zuwendung ermöglichte, sei auch an dieser Stelle gedankt.

Die Höhenangaben und die nicht unter Anführungszeichen gesetzten Namen sind der Karte Isachsens und Hoels (Rés. de camp. scient... Monaco 1913) und der Karte de Geers 1899—1902 entnommen.

Eine erschöpfende Zusammenstellung der Literatur über Spitzbergen findet sich in der ausgezeichneten Monographie von Dr. H. Knothe, Ergänzungsheft Nr. 211 zu „Petermanns Mitteilungen" 1931. (U.)



Die Reusch-Halbinsel mit Magdalenen-u. Smeerenburg Bucht.

schon angebrütet, waren also unbrauchbar — eine Warnung für etwaige Nachfolger, die in dieser Jahreszeit Enteneier in ihren Speisezettel aufzunehmen beabsichtigen.

Der Rest des Tages sollte nicht ungenützt verstreichen, ein kleiner Rundgang sollte uns zunächst einen Einblick in unsere nähere Umgebung verschaffen. Ein niederes, etwa 300 *m* hohes Joch am Nordabhange des Reuschberges schien uns zu diesem Zwecke besonders geeignet.

Unmittelbar hinter der Hütte bettet sich ein kleiner Gletscher in die steilen Flanken des Reuschgipfels. Wir überklettern die Stirnmoräne, bummeln dann gemächlich über das völlig spaltenfreie Eis bis zur westlichen Begrenzung der Mulde, stapfen dann über den steileren Aufschwung, der zum „Hüttenjöchl" führt. Mit jedem Schritt, den wir an Höhe gewinnen, steigt unsere Spannung, ungeduldig hasten wir über die letzten Geröllhalden, wir stehen am Joch und vor unseren Augen breitet sich ein Bild von unerhörter Pracht. Zu unseren Füßen die Smeerenburgbay, in strahlendem Sonnenlicht gleißt und funkelt der mächtige Schei- und Smeernburggletscher, im Norden schweift der Blick, vorbei an der Westküste hinaus in den schimmernden Dunst über dem offenen Eismeere, die schneegekrönte Amsterdaminsel sperrt die Sicht nach Westen. Wir schauen zurück — verfolgen unsere Spur über den Gletscher bis zu unserem Hüttlein — wir sehen hinüber über die Südgate zur Däneninsel, zu dem kleinen Felsneiland — der „Moß"insel — die uns bald einige Sorge bereiten sollte. Als südliche Begrenzung des Joches streben die steilgetürmten, wilden Grate und Wände zum Reuschgipfel. Unübersehbare Scharen von Papageientauchern und Grillteisten vollführen hier ein wahrhaft höllisches Konzert, die Luft ist erfüllt von dem unablässigen Gekreische und Gezwitscher. Wir stehen schweigend und staunend, bedrängt und fast beklommen von den Wundern dieser fremden Welt.

Es ist Abend geworden — aber die Zeit drängt hier nicht — es ist ja schließlich recht gleichgültig, ob man sich zu Mittag von der Sonne im Osten oder zu Mitternacht von Westen bescheinen läßt! — wir wollen einen Versuch machen, den Reuschgipfel direkt vom Joch zu erreichen. Wir sind lüstern geworden, noch mehr zu sehen, von

höherer Warte noch weiter in das Land zu schauen. Wir turnen zunächst über leichte Schrofen in fröhlicher Kletterei aufwärts — bald aber müssen wir einsehen, daß ein weiteres Vordringen ohne Rüstzeug — Seil und Pickel haben wir unbedacht in der Hütte zurückgelassen — nicht geraten erscheint. Ein senkrechter Gratabbruch, der nur durch Abseilen zu bezwingen wäre, erleichtert uns den Entschluß zur Umkehr. Wir turnen wieder auf das Joch hinunter, ohne Groll über die Niederlage, zufrieden mit der Gabe dieses strahlenden Tages. Eine Stunde später waren wir wieder bei unseren Gefährten, die unterdessen nützliche Arbeit getan hatten. Unser Ornithologe saß im Kreise seiner Vogelleichen, emsig damit beschäftigt, seiner Beute den Balg über die Ohren zu ziehen, die anderen hatten sich als Holzarbeiter und Hüttenordner ersprießlich betätigt. Es ist, nebenbei gesagt, eine besonders nützliche Eigenschaft der Küste Spitzbergens, daß überall reichlich Treibholz zu finden ist, das im allgemeinen, wenn es nicht erst vor ganz kurzer Zeit angeschwemmt wurde, zur Feuerung vorzüglich geeignet ist.

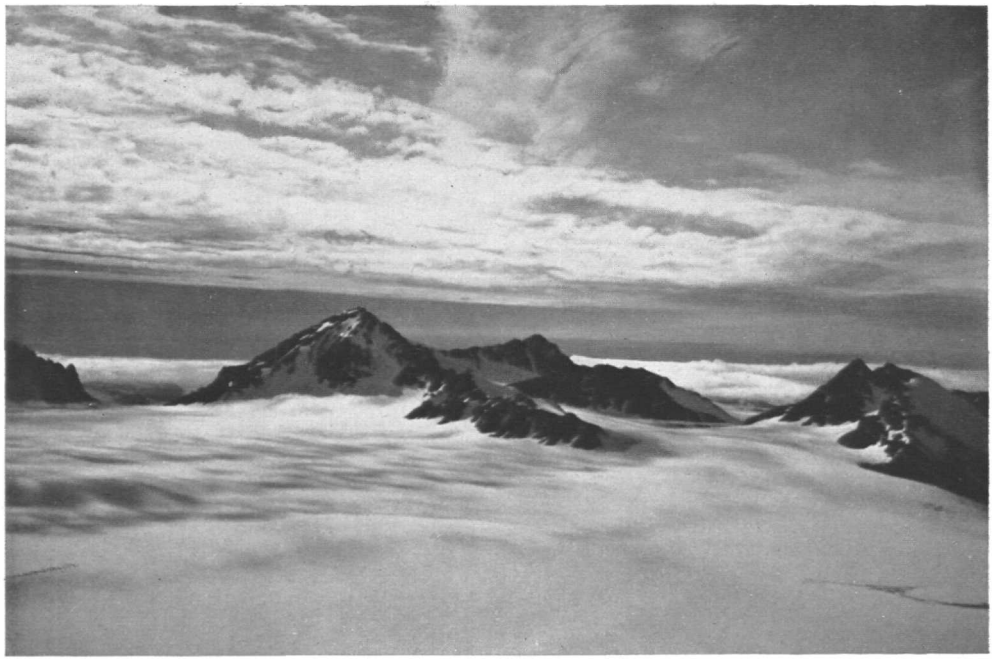
Im kleinen Eisenherd knallt und prasselt lustig das Feuer, unsere „Wohnküche" ist behaglich warm geworden und als wir unsere hungrigen Mägen mit „Südgat"-Suppe — einer Spezialmischung unseres Koches, über deren Zusammensetzung wir nie recht klar geworden sind — gefüllt hatten, wurde einhellig festgestellt, daß es sich auch in der Nähe des 80. Breitegrades recht gut leben ließ. Um Mitternacht verzog sich alles in die Schlafsäcke — der letzte mußte das „Licht auslöschen" — eine Decke vor das Fenster hängend.

Reuschgipfel, 757 m

(U.) Am nächsten Morgen rückte die alpine Gruppe zeitlich aus, der Reuschgipfel sollte ernsthaft in Angriff genommen werden. Der Ornithologe wollte mit seinem Gehilfen am Ufer der Südgate Jungvögel beringen. Wieder zogen wir über den Twostepgletscher — diesmal aber nicht zum Hüttenjöchl, sondern südöstlich haltend gegen einen bedeutend höheren Firnsattel — den wir nach einer Stunde in steilen Stufen über trefflichen Firn erreichen. Wie am Tage zuvor stehen wir wieder staunend gebannt, überwältigt von der Schönheit der Rundsicht. Von hier ab bietet der Weg keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr, über steile Geröllfelder und Firnhalden nähern wir uns rasch dem Gipfel. Zu unserem Mißvergnügen hat sich inzwischen das Wetter arg verschlechtert. Knapp unter dem Gipfel fauchen uns die ersten Windstöße entgegen, wenige Minuten später stehen wir am höchsten Punkt des Reuschberges, umtobt von einem eisigen Nordsturm. Unsere Gipfelfreude war dem auch entsprechend „gemischt" — es war keine leichte Arbeit den Steinmann aufzurichten, der natürlich so groß sein mußte, daß man ihn vom Meere aus sehen konnte. Von Norden und Osten schob sich mit unheimlicher Schnelligkeit eine breite Nebelfront heran, und da wir nicht den gleichen Weg zurück wollten, sondern die Absicht hatten, den Abstieg über den etwas ungemütlich aussehenden Südgrat („Tirolergrat") zu versuchen, setzten wir uns schleunigst in Bewegung. Der Grat erwies sich dann bei näherer Besichtigung allerdings verhältnismäßig harmlos, aber schon peitschte der Wind einzelne Schneeflocken und Nebelfetzen hinter uns her; als wir dann über das südliche Ende des Grates, einem breiten flachgewölbten Firnrücken dahinstapften, raste der Schneesturm mit solcher Gewalt, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu halten. Am äußersten Ende des Rückens bauten wir noch rasch ein Steinzeichen („Waltered") und dann ging es hinunter in mächtigen Sprüngen über eine steile Geröllhalde. Wir steigen dann nach Norden in einer ziemlich unangenehmen, vereisten Steilrinne ab und landen in einer breiten Firnmulde (Kar 3), die uns dann eine prächtige Rutschpartie fast bis an das Ufer der Südgate bietet. Nach einem etwas ermüdenden Strand„hatscher",

Blick von der „Spänglerspitze" auf die Magdalena-Bay

Tafel 13



„Gertraud"-Spitze

Blick vom P. Hornemann nach Osten

der wenig erfreuliche Ausklang fast aller Bergfahrten auf der Reuschhalbinsel, sind wir um 6 Uhr abends wieder „zu Hause".

* * *

Die Hütte war leer; unser erster Gang galt dem Boote — es war fort. Unsere Freunde waren also noch irgendwo draußen an der Arbeit. Das Wetter hatte sich unterdessen zusehends verschlechtert, von allen Seiten fiel der Nebel ein, das sonst so stille Wasser der Südgate war in Aufruhr, mit ganzer Kraft mußte man sich gegen die Böen stemmen, die über das Wasser daher fegten, um überhaupt stehen zu können. Wir suchen mit unseren Ferngläsern das Ufer der etwa 2 *km* gegenüberliegenden Dänen- und Moßinsel ab, ein Ruf Macheks zeigt uns an, daß er etwas entdeckt hat. Was wir da zu sehen bekamen, war aber wenig erfreulich! Es ist unser Boot, am Strande der Moßinsel. Unausgesetzt wird es von der Brandung hoch hinauf an das Ufer geschleudert und wieder herunter gerissen, es sieht aus, als müßte der Kahn jeden Augenblick in tausend Stücke zerschmettert werden. Von unseren Gefährten keine Spur! Es war auf einmal recht still und ernst in unserer Hütte — der Gedanke, daß die beiden auf offenem Wasser vom Sturme überfallen wurden, war naheliegend genug — und was das bedeutet, kann der ermessen, der die unerhörte Wucht und Plötzlichkeit dieser Stürme in den Fjorden Spitzbergens einmal erlebt hat. Es fiel mir die Mahnung Hoel's ein, die er mir beim Abschiede in Oslo erteilt hatte: „Bedenken Sie, daß man in Spitzbergen mehr Kenntnis des Meeres als alpine Erfahrung braucht."

Unsere bange Sorge wurde verschärft durch die Erkenntnis, daß wir zu völliger Untätigkeit verdammt waren — es blieb uns nichts als geduldiges Zuwarten, bis der Sturm abflauen würde. Es waren böse Stunden, die wir da am Fenster unserer Hütte wartend und spähend verbrachten! Es ist 9 Uhr abends, der Sturm tobt mit ungebrochener Kraft, der Nebel senkt sich immer tiefer auf das Wasser, — da — endlich — sehen wir durch das Glas zwei Gestalten auf das Boot zueilen. Gott sei Dank — es sind unsere Gefährten! Wir beobachten, wie sie das Boot hoch auf das Ufer ziehen und wieder landeinwärts gehen. Jetzt, da wir unserer schweren Sorge ledig sind, da wir unsere Freunde in Sicherheit wissen, entladet sich die Spannung der letzten Stunden in etwas rauhen Worten und wenn unsere beiden Ausreißer dabei nicht allzugut weggekommen sind — mögen sie uns darob nicht gram sein — es war wohl nur eine etwas mißlungene Freuden-Kundgebung! Wir hatten uns unterdessen überzeugt, daß die beiden „Insulaner" genügend warme Kleider mitgenommen hatten, Proviantmangel würden sie nicht zu leiden haben — die Moßinsel war ja ein Hauptbrutplatz der Eiderenten — für das nötigste war also gesorgt. In der Nacht stürmte es ohne Unterlaß, auch am nächsten Morgen zeigte sich keine Aussicht auf eine Besserung der Wetterlage. Es konnte noch Tage dauern, bis die beiden die Überfahrt wagen konnten, vorausgesetzt, daß das Boot überhaupt noch brauchbar war. Wir warteten noch bis zum Abend, dann aber hatten wir die Sache gründlich satt — wir beschlossen, in die Magdalenabay zu marschieren, um dort bei den Walfängern Unterstützung zu holen. Wir waren gerade dabei uns fertig zu machen — da sehen wir, durchs Fenster schauend, einen Walfänger in die Südgate einfahren. Wir stürzen hinaus, einer schwenkt die Fahne, ein anderer eröffnet ein rasendes Schnellfeuer — man hat uns bemerkt — das Walboot nähert sich unserem Ufer, dreht bei, stoppt und wir sehen, wie zwei Männer ausgebootet werden. Mühsam kämpfen sie sich durch Wind und Wellen zu uns herüber, es dauert eine Weile, bis wir uns mit ihnen in einem grausamen deutsch-norwegisch-englischen Kauderwelsch verständigen, ihnen begreiflich machen, was uns am Herzen liegt. Bereitwillig sagen sie uns ihre Hilfe zu, mit einem von uns an Bord fährt das Walboot zur Moßinsel, nach einer Stunde sitzen wir

wieder alle fünf beisammen in unserem Hüttlein um den dampfenden Teekessel, froh über den guten Ausgang des Abenteuers. Die beiden „Insulaner" waren auf der Moßinsel vom Sturme überrascht worden. Da eine Überfahrt bei dem hohen Seegange nicht geraten schien, hatten sie sich an einem windgeschützten Ort eine kleine Steinhütte gebaut und wollten hier das Abflauen des Sturmes abwarten. Unterdessen hatte aber die rasch steigende Flut das auf den Strand gesetzte Boot erreicht und als unsere Freunde nach einigen Stunden zum Boot zurückkehrten, sahen sie die Bescherung. Die hochgehende Brandung hatte unserem Kahne übel mitgespielt, einige Planken waren eingedroschen, in diesem Zustande war es für die Überfahrt jedenfalls unbrauchbar. Es blieb also nichts anderes übrig als abzuwarten — sie hatten sich schon darauf gefaßt gemacht, daß sie erst bei der Rückkehr unseres Fangkutters befreit würden — um so größer war die Freude, als plötzlich das Walboot auftauchte und sie aus ihrer Verbannung holte.

Wir haben die Lehre dieses Abenteuers nicht vergessen und man konnte in den folgenden Tagen bei uns allen eine gewisse „Wasserscheu" feststellen — ein Zustand den ich übrigens allen nachfolgenden meerungewohnten Spitzbergenfahrern dringend empfehlen möchte. Wer nicht mit den ganz unglaubhaft rasch treibenden Strömungen und den eigenartigen atmosphärischen Verhältnissen der Fjorde Spitzbergens einigermaßen vertraut ist und noch nicht erfahren hat, wie sehr man dort geneigt ist, Entfernungen zu unterschätzen, soll seinen Kahn schön nahe am Ufer entlang rudern!

P. 640 *m* („Wildspitze")

(M.) Eintönig umpfeift der Nordsturm unser Fanghüttchen, unentwegt knattert auf seinem Giebel die österreichische Flagge, ruhelos, wie eine Kraftmaschine. Schon so vertraut ist uns dieses Geräusch geworden, daß wir aufhorchen, wenn unser kleiner „Motor" in langsamerem Takt läuft oder gar aussetzt, was freilich bei dem Sturm selten genug der Fall ist. Endlich aber wiederholen sich die Ruhepausen immer häufiger, die Kraft des Nordsturmes erlahmt. Verheißungsvoll durchdringen die Strahlen der Abendsonne das eintönige Grau.

Jetzt haben wir das Warten satt — auf jeden Fall soll am nächsten Tag ein Vorstoß in das Innere der Reuschhalbinsel versucht werden.

Gegen Kälte und Wind trefflich geschützt, ziehen wir am Morgen des 14. Juli zum Hüttenjöchl empor, dann hinab durch eine unangenehme steile Blockrinne auf den Scheigletscher. Da wir damals noch nicht daran glaubten, daß auf Spitzbergen alle Entfernungen mindestens doppelt so weit sind als sie aussehen, wählten wir, wohl als Folge unseres durch die lange Wartezeit gesteigerten Tatendranges, den entferntesten Berg des Scheigletschers (P. 1003 *m*, „Getraudspitze") zum Ziele. Mit voller Kraft steuern wir unsere Skier in östlicher Richtung seinem Fuße zu. „Volle Kraft" ist wirklich nötig, um die Richtung, vor allem aber das Gleichgewicht ungestört beizubehalten, denn der Wind, der uns an der Küste nur mehr wie ein Mailüfterl schien, war heroben am Gletscher wieder zu einem richtigen Sturm geworden. In der Nähe einer der Gletschermitte entragenden Felsrippe, jagen wir einen Fuchs auf, seither heißen wir diesen Platz den Fuchsschrofen. Weiter und weiter ziehen wir, aber mit Verwunderung stellen wir fest, daß der ersehnte Berg nicht merklich näherrücken will. Unsere Verwunderung geht allmählich in Mißmut über, den offenbar der ganz unerträglich gewordene Sturm in unsere sonst gewiß sanftmütigen Seelen pfaucht. Schließlich wird es gar zu arg, der angestaute Groll entlädt sich in fürchterlichen Flüchen — „kehrt Euch", mit Abscheu vor dem Weiterweg ziehen wir in unserer Spur wieder zurück.

Der Rückenwind wirkt anscheinend beruhigend auf die erregten Gemüter, der Tatendrang kehrt schüchtern wieder. Warum in die Ferne ziehen, wo Gutes auch näher liegt!

Im Süden lockt eine kühn aufstrebende Berggestalt, deren Wildheit uns für sie den Namen „Wildspitze" prägen ließ. Wir verlassen unsere Anmarschspur, hinter einer Felsrippe finden wir ein windgeschütztes Plätzchen, allwo wieder Frieden in unsere ausgeblasenen Seelen zieht. Nach einer kurzen Abfahrt stehen wir vor unserem neuen Ziele. Mit den Schiern auf der Schulter steigen wir zu dem Joch zwischen der Wildspitze und dem „Krönl" hinauf, blitzartig verschwinden wir, gejagt von wildem Sturme auf der anderen Seite und finden Zuflucht und Aufstieg in der Westflanke des Berges. Über flechtenbewachsene, steilgestellte Platten turnen wir hinauf, manchmal gibt uns der frisch gefallene Schnee zu schaffen. So durchqueren wir schräg aufwärts die Westflanke der Wildspitze — in bemerkenswerter Höhe finden wir ein Rentiergeweih. Es schien uns kaum glaublich, daß diese Tiere in einem so verhältnismäßig schwierigen Gelände noch weiterkommen können. Knapp unter dem Gipfel erreichen wir den Südwestgrat des Berges. Vor uns liegt die prachtvolle Magdalenabay im Abendsonnenschein — so schön sahen wir sie nie mehr wieder, weder auf späteren Bergfahrten noch auf der Durchfahrt mit dem Fangboote.

Den letzten Gipfelaufbau bildet eine fast senkrechte etwa 20 *m* hohe Felsplatte. Droben ist kein Platz für einen Steinmann, der Gipfel selbst ist so schmal, daß er nur jeweils einem von uns Aufenthalt bietet. Eine kleine Steindaube haben wir als Zeichen unserer Anwesenheit zurückgelassen.

Auf demselben Wege steigen wir wieder ab, dann gibt es noch eine lustige Fahrt durch das Kar 2 hinaus zur Westküste der Reusch-Halbinsel zur Südgate. Warm wie an der Adria schien es uns hier, vergessen war der böse Sturm, unvergessen die Schönheit unserer Bergfahrt.

P. 711 *m* („Wildgrat")

(M.) Ein edel geformter Berg, an eine Gestalt unseres heimatlichen Kaunergrates mahnend, beherrscht das Kar 2. Sein Nordwestgrat, eine zackengekrönte Felsschneide läßt das Herz des zünftigen Kletterers höher schlagen. Steil und plattig, zerfurcht von schmalen Eisrinnen bietet die mächtige Nordwand einen wilden Anblick. Als wir die Wildspitze besuchten, sahen wir diesen Berg zum erstenmal, von seiner schönsten Seite, lange Zeit begleitete uns sein Anblick damals bei der Ausfahrt aus dem Kar 2. Ihm sollte unsere nächste Fahrt gelten.

Am 15. Juli ziehen wir wieder in dieses Kar, diesmal ohne Schier. Zu Tausenden begegnen wir unseren kleinen Freunden, den Krabbentauchern. Auf schmalen Felsleisten sitzen sie dicht nebeneinander mit ihren hellen Bäuchlein und wir sind nie satt geworden, uns an dieser possierlichen Kleinausgabe der antarktischen Pinguine immer wieder zu erfreuen.

Bei der Überquerung des Gletschers stoßen wir mehrmals auf die hier so typischen Wasserrinnen. Die geringe Steilheit der Gletscher Spitzbergens läßt meist nur eine kaum nennenswerte Spaltenbildung zu, so daß das Schmelzwasser zum größten Teile oberflächlich abrinnen muß. Vielfach überflutet das Wasser zur Sommerszeit die Rinne und verwandelt so ausgedehnte Flächen des fast ebenen Gletschers in unergründliche Schneesümpfe. Ein Ausweichen ist meist unmöglich oder mit so viel Zeitverlust verbunden, daß man sich am besten ergebungsvoll an ihr Durchwaten macht.

Über eine Scharte des Nordwestgrates wechseln wir hinüber in das südlich gelegene Kar 1. Der Anstieg ist so warm, daß wir in Hemdärmeln wandern, ausnahmsweise war es heute auch in der Scharte selbst windstill. Unser Blick zieht hinüber zur Däneninsel, die in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns liegt. Ernst stimmt uns ihr Anblick. Hier traten Andrée und seine Gefährten die kühne Fahrt zum Nordpol an, von der sie nie zurückkehren sollten. Eine der vielen Stätten ruhmreicher, oft aber auch tragischer Vergangenheit, deren dieses kleine Land so viele birgt.

Stolz reckt sich der Gipfel des Wildgrates auf. Nun sehen wir, daß auch seine Westseite eine eindrucksvolle, dem Kar 1 entsteigende Wand ist. Sie wird, gut drei Viertel ihrer Höhe, von einer steilen Schneerinne durchfurcht. Diese Rinne wählen wir als Anstieg. Da wir auf unseren Bergfahrten in Spitzbergen niemals Steinschlag beobachten konnten und auch fast nie Steinschlagspuren festgestellt haben, steigen wir in dieser Rinne empor, wie auf einer Leiter, so unbekümmert, wie wir es in unseren heimischen Alpen unter ähnlichen Verhältnissen wohl kaum gewagt hätten.

Im letzten Viertel werden wir nach links in die Wand gedrängt, die sich nun aber schon merklich zurücklegt und durch eine Reihe kleinerer Kamine unschwer zu durchklettern ist. Um 5 Uhr nachmittags flattert unsere Fahne am höchsten Punkte des Wildgrates. Der Gipfel dieses Küstenberges bietet einen umfassenden, herrlichen Überblick über die ganze Reusch-Halbinsel.

Zum Abstieg wählen wir die Rinne der Nordwand. Sie ist außerordentlich steil und, eine Seltenheit in Spitzbergen, beinhart vereist. Da wir unsere Steigeisen leider im Lager und nicht in den Rucksäcken, wohin sie eigentlich gehörten, haben, mogeln wir uns an der rechten Seite der Rinne über leidlich guten Fels hinunter. Im unteren Teil finden wir aber dann wieder guten Firn in der Rinne, in überraschend kurzer Zeit stehen wir nach einer etwas tollen Abfahrt am Gletscherboden. Glitzernd spiegelt sich die Sonne in den Wasserrinnen, zaubert weit draußen am Horizont gespenstische Lichter auf das Eismeer, leuchtet uns zum Heimweg aus dem Kar 2.

„Spänglerspitze", etwa 900 m

(A.) Der lange Marsch über den Scheigletscher lag hinter uns — an einem windgeschützten Platz am Fuße des steil aufstrebenden „Salzburger" Gletschers halten wir Rast. Warm brennt die Sonne auf das Eis, es ist so ganz und gar nicht „arktisch", eher wie daheim im Märzschnee. Wir haben an sonnenklaren, windlosen Tagen die Erfahrung gemacht, daß die Temperatur (an der Küste durchschnittlich 3—8°+) landeinwärts und mit zunehmender Meereshöhe in der Regel — bis zu etwa 12—15°+ ansteigt. Anders natürlich an windigen Tagen, an denen die Lufttemperatur auch in küstenfernen, höheren, 800—1000 m, Lagen um den Nullpunkt liegt.

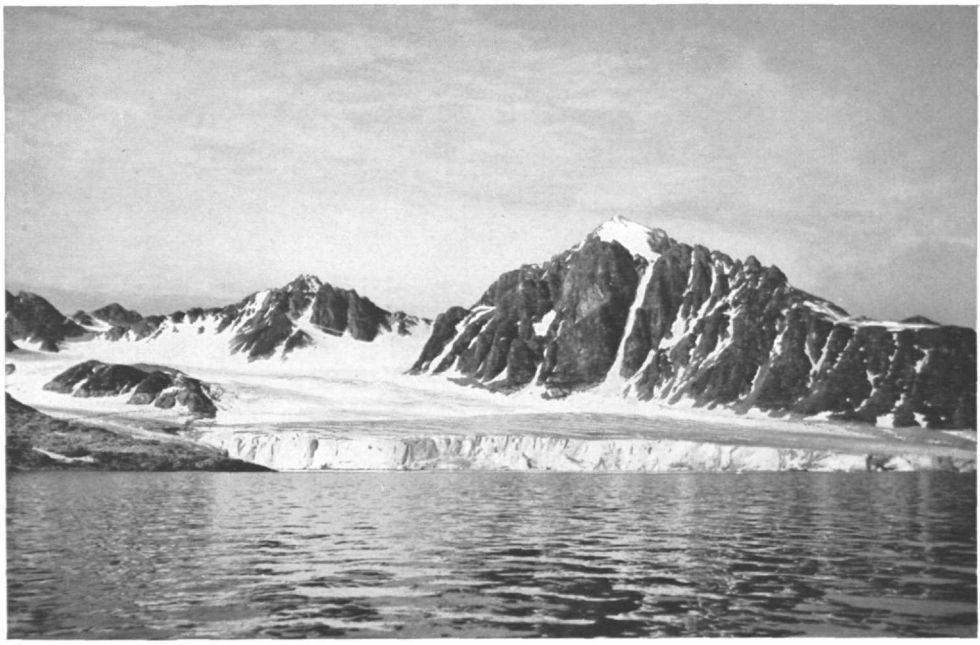
Fast widerstrebend verlassen wir unser behagliches Lager und ziehen unsere Spur in weit ausladenden Spitzkehren über den „Salzburger" Gletscher empor zu einem scharf geschnittenen Firnsattel. Wir schnallen die Schier ab und wenden uns südwärts, steil schwingt sich der wächtendrohende Grat hinauf, vorsichtig im hartgewehten Firn Stufe um Stufe vorwärtstastend, gewinnen wir die Höhe.

Wir waren überwältigt von der Pracht, die sich unseren Augen bot. Im Westen — wie ein breites schimmerndes Silberband, in blendendem Glanze — das Meer, im Süden, Osten und Norden Berg an Berg, Grat an Grat, firngepanzerte Wände, rotleuchtende Zinnen — wie ungeheuere Klippen — eisumbrandet — emportauchend aus den Fluten eines zu Firn erstarrten Meeres — das arktische Eisland Spitzbergen in seiner erhabensten Schönheit.

Als wir wieder zu unseren Schiern hinunterstapften — fast benommen und berauscht von dem Geschauten — da wußten wir, daß dieser Tag uns eine seltene, ganz große Feierstunde geschenkt hatte.

P. 1003 m („Getraudspitze")

(M.) Am 16. Juli sind wir wieder auf dem Weg, den Gipfel der Getraudspitze zu erreichen. Die Steilhänge am Fuchsschrofen am Scheigletscher sind vom Winde hart geblasen, klappernd fahren die Schier über den gepreßten Firn, kratzend greifen ihre Kanten



„Krönl" und Reusch-Gipfel

Im Kar 2

Blick vom P. Hornemann nach Süden

ins blanke Eis. Ostwärts ziehen wir dem Berge zu, dessen Antlitz von Minute zu Minute wechselt, bald sonnig und leuchtend, bald düster und drohend. Das Firnplateau beginnt allmählich anzusteigen. Damit ist der Großteil des Gletscherweges hinter uns. Leider bleiben nun die Nebelschwaden am Gipfel unseres Berges hängen, aber auf keinen Fall soll uns das von der Erreichung unseres Zieles abhalten. Am Fuße der Westflanke, die sich oben zu einem steilen Firndreieck zusammenschiebt, das den Anblick des Berges, den wir ja schon von der Spänglerspitze aus bewundert hatten, so imposant gestaltet, lassen wir die Schier zurück. Zeitweilig reißt der Nebel auseinander und drohend und abweisend sieht das Firndreieck zu uns herab. In gut trittigem Firn, unterbrochen von kurzen Gratstücken stapfen wir empor. Allmählich überhöhen wir den Sattel im Westgrat, blicken über ihn hinweg in ein brodelndes Meer von düstergrauem Nebel. Nun erreichen wir den Nordwestgrat, bald darauf den steilen vorgewölbten Buckel des Firndreieckes. Der Firn bleibt aber trotz der großen Steilheit gut trittig, wie auf einer Stiege kommen wir Schritt für Schritt höher. Wir bringen den Weg, vor dem uns am meisten gebangt hatte, leicht hinter uns. Ein kurzes Stück noch geht es über den überwächteten Firngrat, dann tritt Fels an seine Stelle. Im Nebel, der unseren Berg für heute nicht mehr freigibt, erreichen wir den Gipfel.

Für kurze Augenblicke zerreißt ein kräftiger Windstoß den Nebelschleier und enthüllt unseren Augen in östlicher Richtung, nur wenige Meter entfernt, einen schroff aufsteigenden Gratturm, der unser Gipfelzeichen um kaum zwei Meter überhöht. Abweisend genug sieht dieser Turm aus, aber wir wollen es versuchen, auch ihn zu bezwingen. Die spärlichen Tritte und Griffe sind voll Schnee, der Sturm reißt an uns, wir haben Mühe uns mit den froststarren Fingern im Gleichgewicht zu halten. Schließlich müssen wir uns, einen Klimmzug unter dem Gipfel des Turmes, geschlagen geben. Da wir schon am Ostgrat stehen, wollen wir auch diesen noch ein Stück weiter verfolgen. Unschwer erreichen wir nach kurzem Marsch den tiefer liegenden Ostgipfel. Hier treffen wir auf einen Steinmann. Weder vorher noch nachher haben wir auf unseren Bergfahrten auf Nordwest-Spitzbergen Zeichen einer früheren Ersteigung angetroffen. Mit Eifer untersuchten wir das Steinmal, leider ohne Erfolg. Wir vermuten, daß dieses Steinzeichen von der deutschen Spitzbergen-Expedition im Jahre 1925 errichtet wurde, die diesen Punkt das „Deutsche Eck" nannte und gelegentlich einer Durchquerung von der Magdalenabucht zur Liefdebay über die leicht zugängliche Südseite erreicht hatte.

Wir müssen denselben Weg zurück. Manchmal reißen die Nebel ein wenig auf, geben den Blick in die Nordflanke frei, die in steilen durch Schneerinnen unterbrochenen Felsrippen zu einem Seitenbecken des Smeerenburggletschers abfällt.

Wieder haben wir die Schier an den Füßen — in schöner, wenn auch etwas unsichtiger Fahrt, erreichen wir die Fläche des Scheigletschers, über den wir heimwärtsstreben. Unterdessen hat der Wind umgeschlagen, ein „warmer" Südwind hat den festen Firn von heute Morgen in einen abscheulichen Schneesumpf verwandelt, stellenweise schieben wir unsere Schier durch schuhtiefes Wasser. Aber wir nehmen diese Wasserfahrt gerne in Kauf, am Rückweg von einer Fahrt, die uns zum ersehnten Ziel gebracht hat.

Hornemannspitzen, 1020 m und 1040 m

(A.) In einer kleinen Bucht an der Südseite der Smeerenburgbay setzen wir unser Boot an den Strand. Mit vereinten Kräften ziehen wir es hoch hinauf — die große Eisbarriere des Smeerenburggletschers ist nahe und wenn der Gletscher „kalbt", so kann das eine arge Brandung geben. Seit dem Abenteuer auf der Moßinsel sind wir vorsichtig geworden! Wir hatten diesmal aber trotzdem den „Seeweg"

um das Kap Bluff in die Smeerenburgbay gewählt, obgleich unser Kahn alles eher als dicht war und die vorwiegend mit Schiwachs durchgeführte Reparatur keineswegs verhinderte, daß wir nach einer halben Stunde bis zu den Knöcheln im Wasser standen — aber die zweistündige Ruderarbeit schien uns diesmal doch noch reizvoller als der mühsame Marsch über den Scheigletscher, den wir ja oft genug schon genossen hatten.

Über mächtige Trümmerfelder erreichen wir die südliche Seitenmoräne und nachdem wir dieses etwas mühsame Wegstück hinter uns gebracht haben, stehen wir auf dem Smeerenburggletscher. Eine ungeheuere, kaum merklich ansteigende Firnebene dehnt sich vor uns, spaltenlos, doch zerfurcht von unzähligen Schmelzwasserrinnen. Unsere Spur zieht schnurgerade ostwärts, auf unser fernes Ziel, den P. Hornemann, den höchsten Gipfel der Umrahmung des Smeerenburggletschers.

Nach vierstündigem Marsch sind wir am Fuße unseres Berges. Die Wahl des Anstieges fällt uns leicht; ebenso wie die Berge der Reuschhalbinsel zeigt auch der P. Hornemann von Süden seine — wenn auch nicht schönere, so doch gemütlichere Seite.

Als wir in den Felsen einsteigen, um zunächst einmal auf trockenem Boden eine — wie einstimmig festgestellt wird — wohlverdiente Rast zu halten, tönt uns plötzlich ein jämmerliches Geheul aus den Wänden entgegen — fast unheimlich dünkt es uns in dieser grenzenlosen Stille. Es ist ein Füchslein, das, aus seiner Ruhe gestört, mit Protest in den steilen Schrofen verschwunden ist, ehe wir es zu Gesicht bekommen konnten.

Um die Mittagszeit setzen wir uns wieder in Bewegung. Es ist warm und windstill, die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel und als wir die recht wenig reizvollen Geröllhalden hinaufmarschieren, wünschen wir uns fast so ein kühles Lüftchen herbei, wie es uns in früheren Tagen freilich allzu reichlich beschieden war. Den Südanstieg auf den P. Hornemann würde man in unserer Gegend respektlos einen ganz gemeinen „Schotter-Hatscher" nennen und wenn wir damals diese beleidigende Diagnose nicht auszusprechen wagten, so muß uns wohl offenbar die achtunggebietende Nähe des 80. Breitengrades daran gehindert haben.

Schließlich aber nimmt auch der ärgste „Hatscher" einmal ein Ende und am Hornemann war das Ende über alles Erwarten gut.

Ein flacher, leicht begehbarer Grat führt vom Vorgipfel, P. 1120, zu dem sich steil und kühn aufschwingenden, nordwestlich gelegenen Hauptgipfel, P. 1145, den wir über riesige Granitblöcke kletternd, stellenweise recht exponiert und schwierig — erreichen.

Das ganze Nordwestland im strahlenden Sonnenschein liegt vor uns, von Osten schiebt sich über den Smeerenburggletscher eine Nebelbank herein, auch in den Fjorden der Nordküste beginnt der Nebel zu steigen, Licht und Farbe von unerhörter Pracht lassen die Wirklichkeit zum Traume werden — das Eismeer ist aus seinen Ufern getreten, höher, immer höher brandet es hinauf an den braunrot leuchtenden Klippen, überflutet es die schimmernde Eisinsel.

Die Stunde am Gipfel des Hornemann war die schönste unserer Spitzbergenfahrt.

P. 660 m („Krönl")

(M.) Im Verbindungsgrat zwischen Waltered und Wildspitze erhebt sich ein vielgipfeliger Berg, seine Türme, steil aufragend gleichen den Zacken einer Krone, wir haben ihn Krönl genannt. Er ist sowohl von Norden als auch von Süden leicht zu besteigen, man erreicht den Gipfel in wenigen Stunden von der Südgate.

Da wir in ein oder zwei Tagen schon unser Nordlager verlassen müssen, brechen wir noch am späten Abend auf, um die kurze Zeit zu nützen. Von dem zwischen der Wildspitze und dem Krönl eingesenkten Sattel erreichen wir unschwierig über die

südseitigen Blockhalden die Gipfelzacken. Erst diese bieten anregende aber nur kurze Felsklettereien. Zum letztenmal stehen wir auf einer Zinne der Neuschhalbinsel, nehmen Abschied von diesem fernen Stückchen Erde, das uns so viel Schönes geboten hat. Noch einmal überblicken wir von hier die Berge, auf die wir von unserem Lager an der Südgate gewandert waren — dann gleiten wir auf unseren Schiern im Mitternachtssonnenschein zum letztenmal durch das Kar 2 dem Meere zu.

Weißwand, 1100 m

(M.) Ganz anders als im Nordwesten Spitzbergens ist das Gepräge der Küste in der Klaas-Billenbay. Die einander überaus ähnlichen Bergformen von durchwegs sanftem Charakter vermitteln den Eindruck weltferner verlassener Öde. Für den Bergsteiger ist die Auswahl hier nicht groß, nicht etwa aus Mangel an Bergen, sondern mangels ihrer Vielgestaltigkeit. Wenn man vom Nordwesten Spitzbergens kommt, so ist man von dieser Landschaft zunächst enttäuscht. Da wir in dieser Gegend aber nur einen Berg bestiegen haben, mag unser Eindruck vielleicht unrichtig sein.

Ein Gipfel schien uns vor allem der Besteigung wert: die südlich von dem imponierenden Terrierberge liegende Weißwand. Beide Berge wurden im Jahre 1905 durch Freiherrn von Saar, Amilius Hacker und Hermann Sattler erstiegen. Sie haben über diese Bergfahrten im Alpenvereins Jahrbuche 1909 ausführlich berichtet.

Da wir nicht allzuviel Zeit opfern wollten — der Aufenthalt in der Klaas-Billenbay war vorwiegend tierphotographischen Studien gewidmet, suchten wir den kürzesten Anmarsch zum Gipfel, diesen von West nach Ost überschreitend. Abwechslung in dem nicht gerade reizvollen Anmarsch brachte uns die Auffindung von Brutstätten der gesuchten Spitzbergengänse. Nach einer wilden Jagd gelang es uns zwei von ihnen zu erhaschen. Zuerst versuchten wir die kleinen zitronengelb beflaumten Tierchen im Rucksack mitzunehmen, sie erwiesen sich aber als nicht rucksackrein, protestierten vielmehr mit so durchschlagendem Erfolg gegen diese unfreundliche Behandlung, daß wir uns entschlossen sie in einer aus Steinen erbauten Steige bis zu unserer Rückkehr einzuquartieren. Im Lager erhielt dann jede Gans zur Belohnung für die ausgestandenen Ängste einen echten Aluminiumring der Vogelwarte Rossitten.

Vom Gletscher überblicken wir die ganze Altenburgbay. In sie mündet der riesenhafte Nordenskyöldgletscher, dessen Stirnabfall an manchen Stellen 40 bis 50 *m* hoch ist. Im Hintergrund eines gewaltigen Kessels, den v. Saar mit Recht einem riesigen Hufeisen vergleicht, erhebt sich die Weißwand. Wieder einmal werden wir bei Überschreitung des in einem Kessel eingelagerten Gletschers gründlich naß. Das letzte Wegstück vor dem Kamm ist eine steile, recht mühsam zu begehende Schutthalde, in der wir eine Unmenge von schönen Versteinerungen finden.

Nordwind bringt leichten Nebel von der endlos scheinenden Fläche des Nordenskyöldgletschers als wir am Westgrat der Weißwand stehen. Lange Zeit hindurch sehen wir unseren Schatten als Brockengespenst im wallenden Nebel. Fast eben zieht der Kamm zum höchsten Punkte.

Eintönig und öde wirkt das Bild der Landschaft, kein Vogelschrei ist zu hören, alles ist im Eis erstarrt, ein Land grenzenloser Verlassenheit. Auf keinem Berge des Nordwestlandes haben wir diese unendliche Einsamkeit so stark empfunden wie hier und vielleicht war dieses Gefühl das beste Geschenk, das uns die Weißwand gab.

Als Bergsteiger und Schiläufer im fünften Kontinent

Von Franz Malcher, Zirl i. T./Baden b. Wien

Irgendwo in der weiten Welt
Soll ich die Heimat finden,
Ist's im tiefen
Meeresgrund?
Ist's im verschütteten Felsenschlund?
Ist's unter blühenden Linden?
Max Haushofer.

Schifahrten in den Australischen Alpen

Es war im Juli 1913, als ich weit drinnen im Südwesten Queenslands zum letztenmal meinem australischen Buschklepper die Zügel schießen ließ und mich noch einmal dem Taumel eines wilden Rittes quer durch den australischen Busch hingab. Leicht wurde mir der Abschied nicht von einem Gebiete, wo auf etwa 700 Quadratkilometer unser zwei über rund 3000 halbwilde Rinder ein Herrscherleben geführt hatten. Old Andy's „Good luck old boy" klang mir noch lange in den Ohren, aber ich hatte ein Sehnen im Herzen, ein Sehnen, das ich oft aus sonndurchglühtem Busch nach blendendweißem Schnee sandte. So kam es, daß, als der Südwinter, wenigstens dem Kalender nach, ins Land zog, ich mich nach Süden, den Australischen Alpen zu, wandte.

Über Brisbane erreichte ich Sydney, wo ich meine Bretteln und mein Bergzeug hinterlegt hatte. Vergebens versuchte ich eine halbwegs brauchbare Karte des Gebietes aufzutreiben, aber das Beste, was ich erhalten konnte, war eine vom staatlichen Tourist Bureau herausgegebene Karte im Maßstab 1 : 63.360, also in einem schönen Maßstab, die aber, besonders was die Bergketten anbelangt, nicht einmal den bescheidensten Anforderungen eines Mitteleuropäers an eine Skizze entsprach[1]). Am Abend des 11. August saß ich endlich im Postzug, der mich an den Rand der Australischen Alpen bringen sollte. Auf den Hochflächen von Queanbeyan wurde es empfindlich kalt, und die lange, mit heißem Wasser gefüllte eiserne Wärmeflasche, die in den Wagenabteil hereingeschoben wurde, täuschte wenigstens die Füße über die herrschende Temperatur hinweg. Früh morgens war Cooma, 811 *m*, rund 400 *km* südlich von Sydney, erreicht, der bestellte Platz im offenen Postauto eingenommen, und dahin ging es in kalter Fahrt über hartgefrorene Straßen die 58 *km* nach Jindabyne. Bald hinter Cooma durchfährt man den Manaro Distrikt, wo niedere, spärlich bewaldete Hügelreihen ein für die Schafzucht sehr geschätztes Land bieten. Mit Erreichen der Barney Range überraschte mich der Blick auf die verschneiten Bergketten der Australischen Alpen. Wie ein anderes Land, ein Gruß aus der Heimat, lagen die sanften Ketten vor mir. Bergab geht es nach Jindabyne, das 881 *m* hoch am Ufer des Snowy River liegt. Weitere 8 *km* flußaufwärts kamen wir nach The Creel, 901 *m*, das am Fuß der zentralen Australischen Alpen liegt. Hier wurde Mittagstation gemacht und das Auto mit einem Wagen vertauscht. Die Straße, die bisher bergauf, bergab geführt hatte,

---

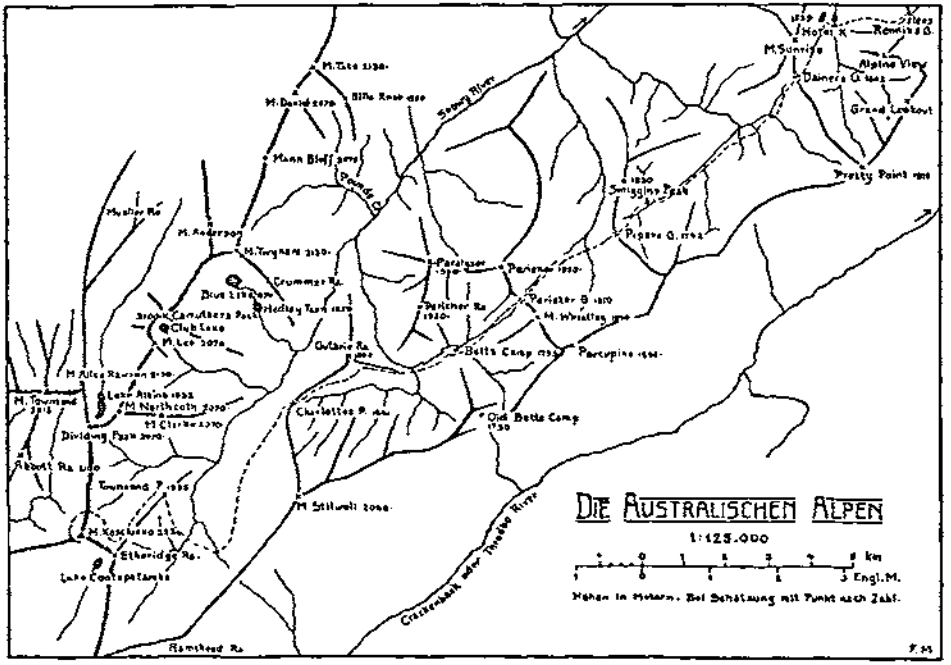
[1]) Auch jetzt (1932) gibt es noch keine bessere Karte. Der Australier hat wenig Verständnis für Karten; und Schichtenlinien und Höhenangaben scheinen überhaupt nicht beliebt zu sein.

Mount Tate vom Paralyser

Mount Townsend vom Dividing Peak

Mueller Range von unterhalb des Carruthers Peak

Mount Tate vom Charlottes Paß



Die Australischen Alpen

leitet nun steil durch hochstämmige Waldbestände hinan. Nach und nach zeigten sich Schneeflecken, und eine halbe Stunde vor Erreichen des Hotels kamen wir bei rund 1400 *m* zur geschlossenen Schneedecke. Mühsam zogen die Pferde den leichtgebauten Wagen durch den Schnee, und als der Kutscher zur Erleichterung ausstieg, da folgte ich seinem Beispiele und konnte mich nicht enthalten, wirklichen Schnee in meine Hände zu nehmen. Mit Erreichen der Boggy Plain nahm die Steigung ab, und bald darauf waren wir auf der Höhe von Rennix's Gap, 1603 *m*, von wo man den ersten Blick auf das am Digger Creek liegende Hotel hat. Eine kurze Fahrt bergab, schließlich fuhren wir um den kleinen zugefrorenen Stausee, der als Eislaufplatz dient, herum und erreichten am späten Nachmittag das Hotel Kosciusko, wo uns ein kredenzter, heißer Tee äußerst willkommen war.

Das groß angelegte, 1909 vom Staate erbaute und seither vielfach vergrößerte Hotel liegt 1529 *m* hoch und bietet vorzügliche Unterkunft. Die Regierung hat ihr Bestes getan; eine Autostraße führt hinauf bis zum höchsten Punkt Australiens, dem Mount Kosciusko, 2234 *m*. Ein bescheideneres, auch dem Staate gehöriges Gasthaus, Bett's Camp, 1753 *m*, liegt am halben Weg[1]). Bildergeschmückte Werbebüchlein schildern die Schönheiten des Gebietes zur Sommers- und zur Winterszeit, und solch ein Heftchen, das der Zufall in die Schriftleitung des „Winters" im Jahre 1912 geworfen hat, bewog mich, als ich in jenem Jahre übers Meer fuhr, meine Bretteln mitzunehmen. Im Winter, wenn die Schneegrenze für 2 oder 3 Monate bis 100 *m* unterhalb des Hotels vorgeschoben ist, da wird das Hotel zum beliebten Wintersport-

[1]) Seither wurde auf Charlottes Paß, in 1830 *m* Höhe, ein weiterer Stützpunkt geschaffen. Untereinander und mit dem Hotel sind die Hütten nun auch telephonisch verbunden.

platz, aber trotzdem entfernt sich der Großteil der Gäste selten aus dem Bereiche des Gongs. Der Australier hat noch nicht entdeckt, welchen Schatz er in diesem Gebirge hat, und diesem Umstande verdanke ich es, daß ich dieses Land in unberührter Schönheit genießen durfte. So weit sich die Baumgrenze vorschiebt, so weit beherrscht der Eukalyptusbaum mit seinen immergrünen Blättern die Landschaft. Mit den letzten zwerghaften Bäumchen aber entringt sich die Bergkette dem Banne subtropischer Vegetation und wenn der Winter Einzug gehalten hat, dann blickt das Auge über sanft anschwellende Hänge hinauf zu den weichen Gipfelformen, die sich scharf vom tiefblauen südlichen Himmel abheben. Es ist das einzige Gebirge Australiens, das sich geschlossen über die Baumgrenze erhebt.

Am nächsten Morgen kann ich es kaum erwarten, bis der Gong den Beginn des umfangreichen Frühstücks ankündigt. Es ist bereits 8 Uhr. Habe ich gestern Erstaunen hervorgerufen, als ich mit eigenen Bretteln ankam, denn die Gäste leihen sie sich im Hotel aus, so wächst das Erstaunen heute noch bedeutend, als ich durch die bindungrichtende Menge hindurchschreite, meine Schier niederlege und ein paar Sekunden später im Schuß einem kleinen Fleckchen zusteuere, das ich ausgekundschaftet habe. Etwa 200 *m* vom Hotel entfernt ein unberührter Hang mit Pulverschnee! Die Sonne scheint warm, und ich freue mich des Schnees und der Schwünge. Als ich mich etwas ausgetobt habe, steige ich den bewaldeten Hang hinter dem Hotel hinan, und bald bin ich außer Hör- und Sehweite, ganz allein. Der hier bereits kurzstämmige Eukalyptuswald, mit seinen schmutziggrünen Blättern, durch den ich nun meine Spur ziehe, ist nicht zu vergleichen mit unserem heimatlichen Wald, doch es ist derselbe Schnee und dieselbe Sonne, und so schreite ich singend durch die verschneiten Bäume und vergesse das Land, in dem dies winterliche Gebirge doch wieder nur fremd ist. — Mit Ausnahme der Gegend um Dainers Gap kann man in einem Umkreise von 2 *km* vom Hotel sich jederzeit dem Genuß eines Sonnenbades hingeben, ohne befürchten zu müssen, entdeckt zu werden. So genieße ich die Einsamkeit und als ich nach ziellosen Kreuz- und Querfahrten wieder in den Bereich des Hotels zurückkehre, da freut es mich, eine Weile dem Treiben der Schibabies zuzusehen. Manche haben noch die früher als einzig richtig gehaltene Bindung, die nur aus einem breiten, festsitzenden Zehenriemen besteht und die, wie es in einem alten Werbebüchlein heißt, deshalb von großem Vorteil ist, weil „der Läufer den Schi jederzeit verlassen kann"! Andere haben schon die üblichen europäischen Bindungen[1]).

Der folgende Tag bringt ein Wintersportfest mit Eislauf, Schilauf und Tobagganfahren; es ist das Ereignis der Saison, so daß das Hotel voll besetzt ist. Anfangs will ich mich nicht beteiligen, als ich aber einen richtigen Gegner in der Person des norwegischen Konsuls Herrn Hans Fay aus Melbourne entdecke, da melde auch ich mich zum Rennen. Die Rennstrecke „the Kerry Course" ist herrlich: kaum 400 *m* lang mit ein paar Schritten Gegensteigung und so wenig geneigt, daß das Fallen schon eine Kunst ist. Diese Kunst freilich beherrschen die meisten meiner Gegner. Meine Bretteln, besser gewachselt als die des Herrn Fay, gewinnen mir ein Rennen, dessen Ergebnis sogleich an alle Zeitungen telegraphiert wird. Abends natürlich gibt es einen großen Ball.

Die nähere Umgebung des Hotels lerne ich in den nächsten Tagen auf kleineren Fahrten allein und in Gesellschaft kennen. Nach australischer Sitte muß immer ein „Billy", ein mit Henkel versehener, blechener Topf, der ein bis zwei Liter faßt, zum

[1]) Den Wert des Schiunterrichtes scheint man aber allerdings noch nicht erfaßt zu haben, trotzdem das Hotel nun einen Schilehrer hat, denn der letzte Prospekt (1932), der zum Besuch des Hotels einladet, findet, daß „du dir ein Lehrbuch des Schilaufes kaufen kannst, du kannst Stunden nehmen bei einem Sachverständigen, aber zum Schluß wirst du doch drauf kommen, daß du dein eigener, bester Lehrmeister bist".

Teekochen mitgenommen werden, denn ohne Tee ist ein Imbiß unterwegs undenkbar. Im Schnee hat das Teekochen zwar seine Schwierigkeiten, aber dürre Zweige gibt es genug an den Bäumen und, wenn es zum Teekochen kommt, da rühren sich alle Hände, das leicht brennbare Material herbeizuschaffen. Auf einer Steinplatte wird das Feuer entfacht, darüber hängt man, von einem Ast, oder vom Schistock herab das „Billy" und wartet mit Geduld, ohne auf das Wasser zu schauen, denn das verstößt gegen die gute Sitte, aufs Kochen. Tee gehört eben zu einem richtigen Kosciusko-Schiausflug. Der Name Kosciusko, den Graf Strzlezki dem ganzen Gebirge gegeben hatte, als er 1840 gelegentlich einer Reise von Sydney nach Melbourne das Gebirge entdeckte, eine seiner Spitzen erstieg und deren Höhe mit dem Siedethermometer mit 1981 *m* bestimmte, ging in der Folge auf den höchsten Berg über, hat sich aber nun ganz auf das Hotel und die nähere Umgebung als Beiname eingebürgert. Man spricht von einem Kosciusko-Klima, -Schnee, -Golfplatz, -Wintersport usw. und „girls" (in diesem Fall mit „Haserln" zu übersetzen), und selbstverständlich, wenn jemand bis zum Hotel gekommen ist, dann war er „auf dem Kosciusko".

Herr Fay, der gerne die Fahrt zum Mount Kosciusko machen möchte, drängt mich, mit ihm einen australischen Rekord aufzustellen und die Strecke vom Hotel zum Gipfel und zurück, rund 53 *km*, in einem Tage zurückzulegen. Bisher haben die wenigen Ersteiger des höchsten Gipfels Australiens auf Schiern immer in Bett's Camp am halben Weg übernachtet. Die Höhendifferenz beträgt bloß 705 *m*, so daß von einer richtigen Abfahrt keine Rede sein kann. Vier Pässe müssen überschritten werden; es sind kleine Steigungen, die dann wieder aufgegeben werden müssen, dazwischen sind lange ebene Stellen, bloß der letzte Anstieg zum Gipfel selbst ist steiler. Endlich setzen wir für den 19. August, als das Wetter etwas beständiger zu werden schien, unsere Fahrt fest. Am Vorabend ist das ganze Hotel in Aufregung. Am nächsten Morgen erhalten wir ausnahmsweise unser Frühstück vor der üblichen Zeit, doch wird es 7 Uhr 15 Min., bis wir endlich auf unseren Bretteln stehen. Es hat 5° Kälte (C), so scheinen wir Glück zu haben. Der Himmel ist leicht überzogen, aber der Schnee ist recht gut, so daß wir rasch vorwärts kommen, trotzdem wir uns nicht sehr beeilen. Wir folgen der von Schifahrern geebneten Straße durch Wiesen und Wälder am Hang entlang zu Dainer's Gap, 1662 *m*, das wir in einer halben Stunde erreichen. Das Gebiet wird hier schon freier, aber noch sind die niederen Berge, die uns zu beiden Seiten begleiten, bis hinauf bewaldet. Rechts die Matten der „Plains of Heaven", und links der „Pretty Point", 1816 *m*, sind die für die Geübteren beliebtesten Schiziele, doch weiter traut sich das Heer der Besucher nicht vor, so daß wir hier mit einem Male alle Schispuren hinter uns lassen. Nach weiteren fünf Viertelstunden haben wir Piper's Gap, 1810 *m*, erreicht, wo vor uns schon die baumlosen Gipfel des Perisher, etwa 1950 *m*, und des Mount Wheatly, etwa 1980 *m*, auftauchen. Zwischen beiden hindurch führt unser Weg über das Perisher Gap, 1810 *m*, in die flache Mulde um Bett's Camp, wo schon der Wald auf wenige kleine Flecken zusammengedrängt erscheint. 9 Uhr 45 Min. sind wir bei Bett's Camp, 1753 *m*, wo wir vorsorglich unser Mittagessen bei dem selten gestörten Wirtschafterpaar für 3 Uhr bestellen. Nach kurzem Zwiegespräch spuren wir weiter und als wir auf Charlottes Paß, 1841 *m*, anlangen, da erblicken wir endlich noch in weiter Ferne unser heutiges Ziel. Wir sind an der oberen Baumgrenze, bei verkrüppelten Eukalyptusbäumchen, angelangt, und vor uns liegt die höchste Kette, ein Bild, das an die Ausläufer der Niederen Tauern erinnert.

Zu unseren Füßen breitet sich das flache, vollkommen baumlose Becken des Snowy River aus, das sich nach Nordosten entwässert und das zur Eiszeit von einem vielleicht 5 *km* langen Gletscher ausgefüllt war. Eine kurze Abfahrt an verharschtem Hang, und wir sind unten beim verschneiten Fluß, dem wir aufwärts folgen. Um unseren Berg ziehen nun Nebel, und als wir nach 2½stündiger Wanderung endlich den teil-

weise abgewehten breiten Nordkamm erreichen, da müssen die Schneehauben aus den Rucksäcken, denn hier heroben ist es empfindlich kalt und wir sind dem Winde voll ausgesetzt. Den scharfkantigen Granitblöcken ausweichend, folgen wir dem Kamm, der in etwas größerer Steilheit zum Gipfel zieht. 12 Uhr 40 Min. stehen wir auf dem höchsten Punkt Australiens, dem Mount Kosciusko, 2234 *m*[1]). Die Wolkendecke ist mittlerweile weiter herabgesunken, und wir stecken leider im Nebel. Die Gipfelstange ist mit langen Rauhreiffahnen bewehrt; das offene Holzhüttchen ist mit Schnee erfüllt, so daß wir nirgends Schutz vor dem wachsenden Sturm finden können. So halten wir es nur eine Viertelstunde aus, dann wenden wir unsere Bretteln talab, fahren vorsichtig zwischen den bereisten Felsblöcken durch, bis wir aus dem Nebel herauskommen. Im Schuß geht es hinunter ins Becken des Snowy River, aber der Schnee ist leider schwer, so daß wir unten, wo wir noch auf Fahrt hofften, nun im Langlauf mit den Stöcken nachhelfen müssen. Der Weg zum Charlottes Paß zieht sich, doch schließlich stehen wir auch dort oben und haben leichtere Fahrt zu Bett's Camp, das wir um 2 Uhr 45 Min. erreichen. Hier werden wir schon mit einem Mittagmahl erwartet, das uns natürlich vortrefflich mundet. Fünf Viertelstunden später sind wir auf unserem Weg, der aber nun sehr ermüdend ist, denn die Schier wollen trotz Wachselns nicht laufen. Um 6 Uhr sind wir endlich beim Hotel, in guter Zeit, um ein Bad zu nehmen und unser Berggewand mit dem üblichen Smoking zu vertauschen. — Natürlich muß dieser Rekord auch die Runde durch die australischen Zeitungen machen; ohne dem geht es eben nicht in Australien.

Die nächsten Tage bringen kleinere Fahrten, die ich bei wechselndem Wetter allein oder mit einem kleinen Kreis angenehmer Gefährten, die sich zusammengefunden haben, unternehme. Mount Vernon, Pretty Point, 1816 *m*, am Ende des langen vom Mount Kosciusko nordöstlich streichenden Zuges, Alpine View, Smiggins Peak und andere belanglosere Erhebungen sind das Ziel. Auch eine Fahrt hinab in den Frühling zu den zwei kleinen, aber schönen Wasserfällen des Digger Creek, die unterhalb der winterlichen Schneegrenze liegen, ist genußreich, wenn auch weniger vom schisportlichen Standpunkt.

Ein Versuch, mit Herrn Fay auf einen in weiter Ferne westlich vom Hotel liegenden, verlockend weißen Berg zu gelangen, endet dank der über alle Maßen schlechten Karte nach einer unangenehmen Fahrt durch engbestandenen Eukalyptuswald, der einem Brand zum Opfer gefallen war, tief unten in der Schlucht des Snowy River. Der Berg, der Mount Tate, wie ich später entdecke, blieb mir weiterhin Ziel, bis ich ihn einige Wochen später von Süden her erreichte. Ich lasse es mir nach den 6 mageren Monaten im Queensland-Busch gut gehen, vergönne mir einen Erholungsurlaub, bei dem ich selten das Mittagmahl versäume.

Der Schnee ist fast immer firnartig, zeitlich in der Frühe beinhart gefroren, im Lauf des Vormittags weicht die Decke auf und wird dann ganz erträglich — salzartig. Manchmal schneit es in der Nacht, und dann, vorausgesetzt, daß es kalt genug ist, gibt es herrlichen Pulverschnee, bis die Sonnenwärme durch das leichte Gewölk dringt und man ans Schiwachseln denken muß. Pulverschnee in den Australischen Alpen ist eben ein Göttergeschenk. Schöne windstille Tage, die sonst im sonnigen Australien die Regel sind, bilden hier die Ausnahme. Die jährlichen Niederschlagsmengen sind groß, ungefähr 1500 *mm*, und besonders die Hauptketten sind den lang andauernden heftigen Weststürmen voll ausgesetzt, während zur selben Zeit im Gebiete des Hotels ganz annehmbares Wetter herrscht.

Wenn ich mich auch anfangs gerne dem Faulenzen hingebe, so stellt sich doch nach

[1]) Dieser Gipfel wurde von Dr. R. v. Lendenfeld am 11. Januar 1886 mit 2 Begleitern zum erstenmal erstiegen, den er als höchsten Gipfel erkannt hat. Er nannte ihn Mount Townsend, ein Name, den heute sein „Müllers Peak" führt.

einer Woche wieder das alte Verlangen ein nach großen, einsamen Fahrten, fern vom Hotelgetriebe, und sehnsüchtig warte ich auf die Nachricht, daß das Wirtschafterpaar, das, wie ich vernehme, Bett's Camp mit Ende des Monates verlassen soll, von dort abgezogen ist, und ich die Hütte mitsamt den dahinterliegenden höchsten Bergen der Australischen Alpen ganz allein für mich haben kann.

So kommt der 6. September. In der Nacht hat es noch 15 *cm* Neuschnee gegeben, am Tag vorher sind zwei dunkle Augen abgereist, die mich wohl auch zurückgehalten haben, der Wirtschafter von Bett's Camp hat die Hütte verlassen, so steht sie nun endlich vereinsamt da, just wie es mir paßt. Schwer bepackt spure ich die 3 Stunden zum Camp, wo ich mich häuslich einrichte. Die Berge rund herum sind spärlich mit Zwergeukalypten bewachsen, so daß sie alle kleine genußreiche Schituren bieten, so habe ich genug Arbeit, auch wenn das Wetter nicht besser wird. Am Abend höre ich von weither wieder einmal das Geheul der Dingos, der australischen wilden Hunde, welche in den einsamen Urwäldern, welche das Gebiet umgeben, ein ungestörtes Leben führen.

Am nächsten Morgen sind die Hauptketten in Wolken gehüllt und, wenn auch die Sonne hin und wieder durch die bleierne Wolkendecke bricht, so liegt doch eine Schwere über dem ganzen Bild, zu dem die graugrünen Blätter der zwerghaften Bäume just die richtige Farbe geben. Um 7 Uhr 30 Min. stehe ich auf meinen Bretteln und wandere ziemlich ziellos zum verfallenen, alten Bett's Camp, wo ich längere Zeit im Windschatten sitze. Dann aber bahne ich meinen Weg zwischen kleine Baumgruppen hindurch zur Spitze des Porcupine, etwa 1890 *m*[1]), dem Stachelschwein, das seinen Namen wohl den aufgestellten Granitpfeilern verdankt, die seinem Rücken entragen. Ziemlich schwere Kletterei in verschneitem Fels bringt mich auf den höchsten, vielleicht 8 *m* hohen Zacken, der aber kaum höher als der Rücken selber ist. Es ist schön, wieder einmal Hand an einen Felsen zu legen, und so freut mich die Spielerei. Eine Dreiviertelstunde habe ich vom alten Camp heraufgebraucht, eine weitere halbe Stunde über den breiten Kamm bringt mich auf den Mount Wheatley, etwa 1890 *m*, von wo ich nach kurzer Abfahrt das Perisher Gap, 1810 *m*, erreiche. 11 Uhr 20 Min. stehe ich auf dem Perisher, etwa 1950 *m*. Dieser Gipfel ist der höchste der nach Osten vorgeschobenen Berge, so daß ich einen guten Einblick in die wenig ausgesprochenen Kämme des östlichen Teiles der Australischen Alpen bekomme. Eine halbe Stunde halte ich es bloß auf meiner Warte aus, dann aber verjagt mich der starke Sturm, der, wenn er auch nicht gerade kalt ist, doch die durch leichtes Gewölk dringenden Sonnenstrahlen ihrer Kraft beraubt. Schöne Wächten zieren den von Schneekehlen durchfurchten Rücken, dem ich hinab zur nächsten Scharte folge. Der Schnee ist von wechselnder Beschaffenheit, dazu muß man den latschenartigen Bäumchen ausweichen, so daß die kurze Fahrt eigentlich kein Vergnügen ist. Zeitweise jagt Nebel über meinen Kamm, doch als ich eine halbe Stunde später am Paralyser, etwa 1920 *m*, stehe, da bricht die Sonne etwas mehr hervor und ich halte Mittagrast. Während ich auf meinen Bretteln sitze, kommt von der anderen Seite, ohne mich zu sehen, ein schöner großer Fuchs[2]) bis auf

---

[1]) Meine Höhenangaben der Gipfel erheben gar keinen Anspruch auf Genauigkeit. Die offizielle Karte führt bloß die Höhen von Mount Kosciusko, Mount Townsend und Mount Clarke an und bei letzterem sicherlich zu hoch. Die übrigen Höhen habe ich nachträglich aus dem Gedächtnis und nach Photographien geschätzt, nur um ein etwas klareres Bild der Ketten zu geben. Seit Dr. v. Lendenfeld 1887 in seinem Bericht in Petermanns Geographischen Mitteilungen, Ergänzungsheft 87 den ersten Versuch einer kartographischen Darstellung dieses Gebietes machte, ist kaum ein Fortschritt, abgesehen von einigen Richtigstellungen, in der kartographischen Wiedergabe des Bildes der Hauptberge Australiens gemacht worden.

[2]) Füchse sind von Europa eingeführt worden, um der ebenfalls eingeführten und dann zur Pest gewordenen Kaninchen Herr zu werden, sie haben sich aber ihrerseits so vermehrt, ohne den Kaninchen wesentlich Einhalt zu tun, so daß sie selbst wieder in manchen Gebieten zur Landplage geworden sind.

eine Entfernung von 10 *m* zu mir herauf, und als er mich erblickt, läuft er nicht gleich weg, sondern spaziert gemächlich eine Weile hin und her. Ich verhalte mich ganz ruhig, aber schließlich kommt ihm die Sache doch nicht ganz geheuer vor und er verschwindet mit einem mächtigen Satze über die weiße Kante. Im Nordwesten steht jener weiße Berg, der mich schon früher einmal gelockt hatte und an dessen Fuß ich nicht einmal gelangt war. Wie ich jetzt erkenne, ist es der Mount Tate, der am weitesten nach Norden vorgeschobene Gipfel unseres Gebietes. Um 1 Uhr wende ich mich wieder südlich und beschließe mit der Perisher Range, etwa 1920 *m*, die Halbrunde um Bett's Camp, wohin mich eine halbe Stunde später eine schöne Abfahrt bringt.

Und wieder bringt der nächste Tag Sturm. Ich sitze beim offenen Kaminfeuer, in das ich große Scheiter Holz lege, und freue mich, daß ich allein bin. Der übernächste Tag bringt dasselbe Wetter, aber als die Sonne einmal etwas hervorlugt, da hält es mich doch nicht in der Hütte, trotzdem an eine große Fahrt nicht zu denken ist. In 40 Minuten erreiche ich den Nordgipfel der Guthrie Range, etwa 1920 *m*. Die Hauptketten sind wieder im Nebel, aber ich bekomme doch etwas Einblick in das Gebiet des Blue Lake, und ich lege meinen Weg zurecht für künftige Fahrten, wenn doch noch einmal schönes Wetter eintreten sollte. 20 Minuten später bin ich drüben auf dem Südgipfel und etwas später unten am Charlottes Paß, 1841 *m*. Bei gutem Schnee wäre die Fahrt recht schwer, aber der Schnee ist so schlecht, daß ich fast alles im Schuß fahren kann. Die Wolken lassen die Hauptkette frei, und nun heben sich die fahlweißen Berge von dem Dunkelgrau, das unter der Wolkendecke herrscht, scharf ab. Es ist ein düsteres Bild, in das der Sturm, der mich umtost, keine Änderung bringt. Sein Lied ist schwer; er und der stumpfe Schnee lösen keine rechte Freude in mir aus.

Nach kurzer Rast steige ich in 40 Minuten über den breiten Rücken, den einige schöne Wächten zieren, hinan zum Mount Stilwell, etwa 2040 *m*. Das ist ein richtiger alpiner Schiberg, und doch ist, wie bei allen Bergen hier, noch niemand auf Bretteln oben gestanden. Für alle ist der Mount Kosciusko das einzige Ziel ihrer sportlichen Sehnsucht, und die wenigen, die ihn erreichen, geben sich mit der Erfüllung ihres Traumes zufrieden. Das Bild hier heroben erinnert mich sehr an die winterlichen Hochflächen des Steinernen Meeres. Zwar ist das Gestein Granit, doch vor mir im Südwesten dehnt sich ein Plateau aus, das durch seine Weite, verstärkt durch das sonnenleere Weiß und Schwarz, in mir die Erinnerung an die einsamen Kare des Steinernen Meeres erweckt, die mir immer, wenn die Sonne fehlte, wie eine arktische Landschaft erschienen. Südöstlich blicke ich über die Wölbung des zu Tal fallenden Schneehanges hinaus auf langgestreckte, dichtbewaldete Hügelreihen, die nur mit ihrem obersten Saum in den Winter hineinragen. Kein Zeichen verrät, daß dort in den Tälern Menschen wohnen. Nicht einmal die in den unwirtlichsten Teilen des Landes gewöhnlich sichtbaren Rauchsäulen künden wenigstens die vorübergehende Anwesenheit eines Menschen an. Im Osten und Norden stehen Berge, die mir nicht mehr fremd sind, aber die Hauptkette im Westen, mein altes Ziel, ist wieder meinen Blicken verhüllt. Ununterbrochen bringt der Sturm schwere Wolken aus dem Westen heran, die er in fliegender Eile über den Hauptkamm jagt. Mein Bleiben ist nicht lange; der Nordostgrat bringt mich rasch auf den letzten steil ins Tal abbrechenden Gipfel, von wo ich trotz des nassen Schnees bald bei meiner Hütte stehe.

Und wieder gibt es Sturm und Schneetreiben am nächsten und den folgenden Tagen. An große Turen ist nicht zu denken. Ich wandere zum Hotel, hole meine Post und bummle am nächsten Tag wieder zurück, besuche wieder die Perisher Range und mache kleinere Fahrten rund um die Hütte. Am Abend des 15. September gibt es Vollmond, die Dingos setzen mit besonders kräftigem Konzert ein, so daß der Aufenthalt vor der Hütte nicht herzerquickend ist und ich zu meinem knisternden Kaminfeuer zurückkehre. Hatte ich gehofft, daß mit dem Vollmond ein Witterungsumschwung kommt, so bin

ich am Morgen sehr enttäuscht, denn mit unverminderter Kraft bläst der Sturm über die Hütte.

So kommt der 17. September. Wie alle Morgen, geht auch heute der Wecker um 6 Uhr ab. Ich traue meinen Augen kaum, denn zu meiner größten Überraschung und Freude ist der Himmel wolkenlos. Geschwind koche ich mein Frühstück, doch wird es 7 Uhr, bis ich die Hütte versperre. Gerade lugt die Sonne hinter dem Porcupine hervor, als ich die Bretteln anschnalle. Der Schnee ist gut, der Wind hat sich gelegt, und die Hauptberge sind klar. Mein Herz jubelt. Leise singen die Schier ihr altes Lied, das heute voll Verheißung klingt. Ich setze einen richtigen Langlauf ein, um zu meinen Bergen zu kommen. In 30 Minuten stehe ich oben am Charlottes Paß und sehe zum erstenmal die Hauptkette in blendender Reinheit. Vom Mount Kosciusko bis zum Mount Tate im Norden reiht sich ein Schiberg an den anderen. Mein heutiges Ziel ist der Mount Townsend, der hinter dem Hauptzug liegt. Ihn will ich über den Mount Clarke erreichen, um einen Einblick in die Täler nördlich und südlich zu bekommen. Im Nu bin ich unten beim Snowy River, von dem freilich keine Spur zu sehen ist, und ziehe meine langen Kehren hinauf zum Mount Clarke. Es ist köstlich, endlich einmal in Sonne zu schwelgen. Um 8 Uhr 45 Min. raste ich auf dem Gipfel, der vielleicht 2070 *m* hoch ist. Die flache, weiße Kuppe des Mount Kosciusko im Süden ist nicht besonders anziehend, denn die weiße Fläche, die nirgends einen kleinen Flecken Schatten aufweist, wirkt leblos. Aber im Norden gibt es Schönes zu schauen. Verträumt hält der Club Lake in einem einsamen hochalpinen Kessel unter den sogar von Felswänden durchzogenen Südhängen des Carruther's Peak seinen Winterschlaf. Mount Lee zur Linken ist der eine Wächter, während der breite Rücken, den der Carruther's Peak nach Südosten entsendet, den kleinen See zur Rechten schützt. Die Fahrt hinüber zum Mount Northcoth, etwa 2070 *m*, ist leicht. Nun stehe ich auf der Hauptkette, der Great Dividing Range, die hier die Wasserscheide zwischen den Stromgebieten des Indischen und des Stillen Ozeans bilden. Vor mir noch durch einen niederen Rücken getrennt, mein Ziel, der Mount Townsend. Dahinter, den ganzen Westen einnehmend, ein Nebelmeer, von dem sich leichte Wolken lösen und über die Sättel beim Mount Lee schwimmen. Über verharschte Hänge platteln die Bretter hinab zum Northcoth Paß, etwa 2010 *m*, wo eine dreiseitig geschlossene Unterstandshütte auf den Sommer wartet, um wieder ihren Dienst als Unterstand für Reitpferde der Turisten aufzunehmen. Steiler geht es zum Dividing Peak, etwa 2070 *m*, wo die Mount Townsend-Kette den Hauptkamm verläßt. Wolken umfluten bereits meinen Berg, manchmal werde auch ich von ihnen erreicht, doch ich hoffe, daß die höhersteigende Sonne die Kraft hat, sie aufzusaugen. Zwischen großen, scharfkantigen, rauhreifüberzogenen Granitblöcken bahne ich meinen Weg zum Mount Alice Rawson, etwa 2130 *m*, und hinunter zum Strelezky Paß. Zwischen wild zerklüftetes Blockwerk, mit dem die Ostflanke des Mount Townsend übersät ist, ziehe ich meine Spur.

Als ich auf dem Gipfel des zweithöchsten Berges Australiens, dem Mount Townsend[1]), 2213 *m*, anlange, da hat sich richtig die Wolkendecke etwas gesenkt, in Wogen brandet sie an den Hauptkamm und nur mehr selten gelangen kleine Wölkchen ins breite Becken des Snowy River, wo sie sich aber nicht lange der Sonne freuen, sondern bald von ihrem Schicksal erreicht werden und in Nichts vergehen. Es ist

[1]) Der Mount Townsend, oder Mueller's Peak, wie er auch früher hieß, galt lange Zeit als höchster Berg Australiens, bis Dr. R. v. Lendenfeld 1886 ihn dieses Ruhmes beraubte und mit seinem Nivellierinstrument im Mount Kosciusko (von ihm Mount Townsend genannt) einen höheren Berg, den endgültig höchsten Australiens entdeckte (siehe Petermanns Geographische Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 87 und Dr. R. v. Lendenfeld „Australische Reise", Innsbruck 1892).

10 Uhr, als ich mich im Windschatten des großen Steinmannes auf einer Granitplatte zu langer Sonnenrast niederlasse und auf all das Licht hinausblicke, das mich umgibt. Gerade vor mir liegen die dickbereiften Felsen des Mount Alice Rawson, scheinbar überragt im Hintergrund vom Wolkenmeer, dem wieder die Hauptkette entsteigt. Mein Auge folgt ihr nordwärts, wo Lücken in der Wolkendecke auf Sekunden Blicke auf wilde Seitenkämme freigeben, vorbei zum Mount Twynam und weiter zum letzten der Großen, dem Mount Tate. Nördlich verliert sich die Kette in ein Gewirr von Bergrücken, die an einzelnen Punkten die Wolkendecke durchdringen, bis zu den letzten Bergen in der Richtung des höchstgelegenen Ortes Australiens, dem Bergwerksdorf Kiandra, das 1414 *m* hoch, die Wiege des Schilaufes in Australien war. Im Osten sehe ich über der Hauptkette alle meine Bekannten um Bett's Camp und darüber hinaus die Waldberge, die das Hotel Kosciusko umsäumen. Im Süden liegt behäbig der breite Mount Kosciusko, der wegen seiner allseitig weichen Formen der unansehnlichste aller Berge des Zentralstockes ist. Zu beiden Seiten ziehen langgestreckte Kämme, an die südwestlich wieder die Wolkendecke anschließt, die den ganzen Westen einnimmt. Mount Bogong, 1984 *m* hoch, der höchste Berg Victorias, der rund 80 *km* von meinem Standort entfernt ist, wird heute leider von den Wolken überflutet. — 10 Tage habe ich auf Bett's Camp auf besseres Wetter gewartet und nun ist meine Geduld mit diesem unglaublich schönen Tag belohnt worden. In wunschlosem Schauen vergeht die Zeit und die Gedanken wandern weit weg über die halbe Erde. Manchmal bricht die Wolkendecke auf und das Auge blickt tief hinab auf dunkle Wälder. Das Licht das auf mich eindringt, läßt sie fast schwarz erscheinen. Wohin ich schaue ist es herrlich schön und doch kommt mein Blick immer wieder zurück zu den Wolken vor mir, die ein sanfter Wind auf und nieder wallen läßt, so daß sie einmal in hellstes Sonnenlicht das andere Mal wieder in dunkles Grau getaucht sind. Die Sonne ist warm, der Wind singt heute ein leises Lied, so möchte ich den ganzen Tag hier still liegen, aber der Gedanke, daß morgen diese Berge vielleicht wieder vom unwirtlichen Sturmwind umbraust werden, denn die Sonne ist hier ein seltener Gast, lassen mich die Gipfelrast abkürzen. Noch ein Blick in die Runde von meiner Warte, deren Gebiet ungleich wilder als das des Mount Kosciusko ist, denn fast unmittelbar steigt der Mount Townsend aus dem Hügelland im Westen heraus, während der Mount Kosciusko weiter weg vom Rande des Grundsockels liegt, auf dem die Berge aufgebaut sind. Um 11 Uhr 30 Min. stehe ich wieder auf den Bretteln, wenige Minuten später bin ich auf dem Mount Alice Rawson, dann verlasse ich den Kamm und schieße über herrlichen Pulverschnee hinab ins Wilkinsontal zum Fuß der Abbott Range. Es ist eine Fahrt, wie sie immer der höchste Wunsch einer Schitur ist. Willig gehorchen die Schier, die Augen füllen sich mit Wasser, ich fühle die mir entgegenstauende Luft. Um 12 Uhr stehe ich am südlichen, höheren Gipfel der Abbott Range, etwa 2100 *m*, und blicke durch das sich immer mehr zerteilende Wolkenmeer hinaus und hinunter auf silberne Flußläufe und bebaute Talböden im Westen. Wieder bringen mich die Bretteln in schneller Fahrt hinab ins Tal und dann steige ich langsam hinan zum Townsend Paß, 1986 *m*; das Hemd ist offen, die Ärmel aufgekrempelt, so genieße ich die hier so seltene Sonne. Bald folge ich meinen Spuren hinab zur Wetterhütte am Northcoth Paß. Nördlich unterhalb des Passes sehe ich nun die weiße Fläche des Lake Albina, der am Vormittag, als ich zum Dividing Peak anstieg, noch unter Wolken begraben lag. Der ungefähr $^3/_4$ *km* lange See, der größte unseres Gebietes, verdankt ebenso wie die anderen Seen der schürfenden Arbeit der Eiszeitgletscher seine Entstehung. Über den Mount Northcoth erreiche ich den Mount Lee, etwa 2070 *m*, auf dem ich um 1 Uhr 40 Min. eintreffe. In schöner Fahrt geht es jenseits hinab zu einer Scharte. Hier treiben wieder Wolken über den breiten Hauptkamm, so zögere ich mit unzuverlässiger Karte in unbekanntes Gebiet vorzudringen, aber so

schnell will ich mich doch nicht geschlagen geben; ich gehe weiter und habe Glück. Wieder ist die Sonne die Stärkere und die Wolken weichen zurück. Die Blicke nach Westen sind wild, wie ich es mir nie erträumt hätte. Zackige Grate ziehen steil hinab und wächtengekrönte Firnrücken heben sich vom dunklen Walde tief unten in blendender Reinheit ab. Langsam geht es in großem Bogen hoch über den Club Lake zum Carruthers Peak, etwa 2100 *m*. Knapp vor dem Mount Twynam zweigt die Tennison Woods Range ab und da ich noch einen Einblick in das Abflußgebiet des Lake Albina zu bekommen hoffe, so folge ich der Kette zum Mount Anderson. Vor mir entrollt sich wohl der schönste, vollkommen alpine Blick, den die Australischen Alpen zu bieten haben. Ein mit weit ausladenden Wächten geschmückter schmaler Kamm zieht an- und absteigend langsam an Höhe verlierend nach Norden. Zu beiden Seiten schießen zwischen scharf ausgeprägten Felsrippen, schnee-erfüllte Steilschluchten tief hinunter zu den ersten Bäumen, den Vorposten des geschlossenen Urwaldes. Es ist der Gegensatz zwischen dem sonnumwobenen Wächtenkamm mit seinen gleißenden Flanken, den leuchtenden Wolken darüber und den dunklen Wald zu meinen Füßen, der mir dies Bild unauslöschlich einprägt. Leider habe ich keine photographische Platte, um es für andere festzuhalten.

Freudig kehre ich zurück zur Hauptkette und erreiche um 2 Uhr 45 Min. den Mount Twynam, etwa 2130 *m*. Hier sitze ich fast eine Stunde in der Sonne. Vollkommene Windstille und Ruhe herrscht. Selbst die paar übriggebliebenen Wolken scheinen in der Luft still zu stehen. Für morgen lege ich mir den Weg zurecht, der mich auf den weit vorgeschobenen Mount Tate im Norden bringen soll, von wo ich die Hauptkette bis zu meinem Berg zurückverfolgen will. Bevor ich endgültig heimkehre, fahre ich etwas auf meinem Anstiegsweg zurück und sauge noch einmal das Bild der überwächteten Tennison Woods Range ein. Nur ungern scheide ich, denn so, in ihrer fast übernatürlichen Herrlichkeit, werde ich sie nie wieder schauen.

Vom Mount Twynam bringt mich ein zum Schluß unheimlich steiler Schneehang hinab zum Blue Lake, der nun zum erstenmal in seinem Winterschlaf gestört wird. Den zweiten See, den Hedley Tarn lasse ich rechts liegen und fahre über die Crummer Range hinunter zum Snowy River, den ich leider zu tief unten erreiche, wo keine Schneebrücken mehr stehen, um mir den Übergang zu erleichtern. Schließlich schwindele ich mich doch hinüber ans andre Ufer und bin bei glühender Hitze auf dem Weg zur Scharte zwischen den beiden Spitzen der Guthrie Range. Eine schöne Abfahrt bringt mich hinab auf den ebenen Talboden, den ich mit langen Schritten durchmesse. Um 5 Uhr beende ich den schönsten Tag, den mir Australien gab, mit einem Christiania vor Bett's Camp.

Das schöne Wetter hat nicht lange gedauert. Am nächsten Morgen ist es wärmer, der Himmel ist voll von hohen Wolkenfetzen. Eine richtige Schlechtwetterperiode ist wieder im Anzuge, aber ich will doch den Tag ausnützen, so gut es geht. Um 7 Uhr 45 Min. verlasse ich die Hütte und spure hinaus am Spencer's Creek entlang zu seiner Mündung in den Snowy River. Die Neigung ist gering, so geht die Fahrt langsam. Vor dem Zusammenfluß beider quere ich den Creek, dann bringen mich lange Gleitschritte schnell zum wasserreichen Snowy River. Bis hieher habe ich gerade eine Stunde gebraucht. Alle Schneebrücken sind eingebrochen, so daß es mir erst nach einigen Versuchen und manchen gewagten Gleichgewichtsverschiebungen auf den Bretteln gelingt das linke Ufer zu erreichen. In großen Kehren geht es hinauf zu einem flachen Rücken, von wo ich zum Pounds Creek hinüberfahre. Das enge, zum Teil steile Tal, ohne jeden Baumwuchs erinnert an ähnliche Täler in unseren Tonschieferbergen. Eine Stunde vergeht und ich bin ungefähr dort, wo der Gill's Knob in der Karte verzeichnet ist. Doch die Karte ist zu schlecht, um sicher zu sein, so laufe ich vorsichtshalber im Bedürfnis, mich auszutoben, auf die umgebenden Mugeln herum in der Hoffnung, daß

einer davon schon der richtige sein wird. Dann setze ich meinen Weg fort und schließlich stehe ich um 10 Uhr 45 Min. auf dem mit großen Blöcken übersäten Gipfel des Mount Tate, etwa 2130 *m*, dem Berg, dem ich früher einmal vom Hotel aus vergebens beizukommen getrachtet hatte. Auf einer großen Granitplatte halte ich meine Gipfelrast. Im Norden wölbt sich Rücken an Rücken, ein flaches, baumloses, verschneites Hochland, aus dem vielleicht 50 *km* weit weg ein einziger Berg etwas hervorragt. Dahinter muß wohl Kiandra liegen. Westlich fällt der Blick hinab zu einer Reihe von bewaldeten Bergketten, die den Murrayfluß begleiten. Sie sind von geringerer Höhe, so daß sie nicht in den Bannkreis des Winters fallen. Doch am Nordkamm des Mount Townsend setzt wieder die geschlossene Schneedecke ein, die nun der ganzen Rundsicht über Mount Townsend, Mount Kosciusko, und den Bergen östlich der Hauptkette, dem Perisher, dem Paralyser und wie sie alle heißen mögen, treu bleibt, bis sich der Kreis mit den Bergen nördlich des Snowy River's an die Kiandraberge schließt.

Der Himmel wird grauer, die Sonne verliert an Kraft, aber noch ist es warm und der zu erwartende Sturm hat noch nicht eingesetzt. Der matte Sonnenglanz auf den weiten Schneeflächen ist auch schön, aber die Stimmung ist schwerer und das Herz kann nicht jubilieren. — Nach einer halbstündigen Rast folge ich dem flachen, breiten Rücken der Dividing Range, der mich südwärts zum Mount Twynam führen soll. Gewissenhaft leite ich meine Schier trotz des heute wieder schweren Schnees auf einige Kuppen, denn irgendwo ist der Mount David, etwa 2070 *m*. Die Höhenunterschiede sind sehr gering, so daß ich schnell dem Mount Twynam näher komme. Den Mann Bluff, der etwas abseits steht, lasse ich aus, denn das Wetter wird zusehends schlechter. Kaum 50 *m* beträgt seine Überhöhung, aber da kein Fels oder Stein seine gleichmäßig weiße Flanke unterbricht, so steht er mächtig, fast gespensterisch, vom tiefgrauen Himmel ab.

Um 12 Uhr 15 Min. bin ich wieder auf meinem gestrigen Gipfel, dem Mount Twynam, doch ich halte mich nicht auf, sondern fahre hinüber zum Mount Anderson. Doch das Bild ist schal geworden, es hat all seine Leuchtkraft von gestern verloren. Unterm Kamm nehme ich mir die Mühe meine Bretteln gründlich zu wachseln, denn der Schnee ist so schlecht, daß ich gar nicht in Fahrt kommen kann. Bald spure ich wieder über den Blue Lake, überquere dann den Hedley Tarn, dessen eiszeitliche Stirnmoräne durch ihr Schneekleid prächtig sichtbar wird, und erreiche den Snowy River höher oben als gestern, wo er noch ganz unter seiner Winterdecke fließt, und bin wieder einmal auf dem Wege zum Charlottes Paß. Um 4 Uhr 15 Min. stehe ich vor Bett's Camp, wo ich schnell alles in Ordnung bringe, denn in Anbetracht des wieder eintretenden Schlechtwetters dünkt es mich am weisesten, den Rückzug anzutreten. Ich sperre die Hütte ab und ziehe über die weite Fläche zum Perisher Gap. Vor Pipers Gap brechen schon allenthalben Flüsse und Bäche auf und mit dem scheidenden Winter nehme auch ich Abschied von den Australischen Alpen. Im Dunkel treffe ich beim Hotel ein, wo ich der einzige Gast bin.

Am nächsten Morgen sind die Berge im Nebel, und der Sturm singt wieder sein altes Lied.

Nun liegen sie weit zurück die Fahrten, die ich einem gütigen Geschick zu danken habe, Fahrten, die trotz fremder Länder mich Tage und Wochen in die Heimat versetzten. Denn oberhalb der Baumgrenze ist es dieselbe Matte, derselbe Fels, und Wind und Wolken, Sonne und Schnee treiben dasselbe Spiel, bald freudig jauchzend, bald grimmig ernst, ein Abbild der Heimat, in das du dich träumend oder kämpfend verlierst. Und wenn es dir vergönnt ist, dir deinen einsamen Weg in Jugendfrische allein zu bahnen, in wunschlosem Schauen nur dich selbst zu erleben, dann sind dir die Berge, wo immer sie auch sein mögen, deine Berge, deine Heimat.

Die Deutsch-Amerikanische Himalaja-Expedition 1932

Von Willy Merkl, München

Seit vielen Jahren ringen die Bergsteiger aller Nationen um die Achttausender des Himalajas. Da ist es nur selbstverständlich, daß wir Deutschen, aller Not der Zeit zum Trotz, in diesem Kampfe nicht beiseite stehen. Was an alpiner Arbeit bisher in Deutschland geleistet worden ist, das stellt an unsere Generation die Forderung, uns unserer deutschen bergsteigerischen Überlieferung und ihrer großen Führer würdig zu zeigen. Auf ihrer Leistung und Erfahrung bauen wir auf, wenn wir uns die höchsten Gipfel der Erde zum Ziel setzen.

Von jeher ist die bergsteigerische Tat aus Entschluß, Willen und Leistung des Einzelnen erwachsen. Im Himalaja aber handelt es sich nicht so sehr um die momentane Stoßkraft einer ungeheuren Willensanstrengung, als vielmehr um ein stetiges Ausharrenkönnen, um ein ständiges Bereitsein zum Kampf. Die Eroberung eines Achttausenders bedingt andere Voraussetzungen, als die Bezwingung der schwierigen Wände unserer Alpen. Was im Himalaja entscheidet, ist vor allem das Zusammenwirken gleichgesinnter Charaktere, ist die Gemeinschaftsarbeit, die niemals dem persönlichen Ehrgeiz, sondern einzig dem großen Ziele dient.

Unser Ziel war der 8120 *m* hohe Nanga Parbat, der westliche Eckpfeiler des Himalajas. Er liegt ungefähr da, wo Rußland, China und Indien zusammenstoßen. Mit seiner absoluten Höhe steht er in der Rangliste der Achttausender an neunter Stelle. Aber durch seine beispiellose relative Höhe (7000 *m* hoch aus dem Industal), mit seiner 5000 *m* aufragenden südlichen Steilwand, der höchsten der Erde, muß man den Nanga Parbat gerade im Vergleich zu den eindrucksloseren Massiven des Everest und des K 2 zu den gewaltigsten und erhabensten Gipfeln des Himalajas zählen.

Man kann den Namen des Nanga Parbats nicht nennen, ohne zuerst des Engländers Mummery zu gedenken, der schon im Jahre 1895 mit unvergleichlichem Heldenmut und beispielloser Kühnheit, nur von zwei Gurkhas begleitet, allein den mächtigen Berg anging. Er erreichte auf der Nordwestseite die erstaunliche Höhe von über 6000 *m*. Dann ist er auf dem Diamiraigletscher verschollen; der Nanga hat ihn für immer behalten. Aber Mummerys Tat wird in der Geschichte des Alpinismus fortdauern, der Glanz seines Namens nicht verblassen.

Nach 35 Jahren griff mein Freund Dr. Willi Welzenbach Mummerys Plan wieder auf und faßte 1930 die Ersteigung des Nanga Parbats ins Auge. Äußere Umstände hinderten ihn, seine Absicht durchzuführen — für einen Bergsteiger seines Ranges ein doppelt schmerzlicher Verzicht.

Als ich den Gedanken meines Freundes übernahm, schienen sich auch vor mir unüberwindliche Hindernisse aufzutürmen. Aber Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden! Freilich hätten wir allein durch unseren Willen niemals die Expedition zum Nanga zustande gebracht, hätten wir nicht hilfsbereite Förderer und Gönner unserer Sache gefunden. Exzellenz von Sydow legte in großherziger Weise den Grundstock für die Finanzierung. Neben unserer recht erheblichen persönlichen Beitragsleistung, die man ruhig als Beitragsopfer bezeichnen kann, waren es der Haupt-Ausschuß des D. u. Ö. A.-V. und vor allem die Sektionen Augsburg,

Akademische Sektion-München, die Sektionen Bayerland, Dresden, Hochland, Jung-Leipzig, Kufstein und Trostberg, der Akademische Alpenverein München, sowie die amerikanischen Teilnehmer, die durch ihre tatkräftige Beihilfe zur Verwirklichung unseres Vorhabens mitgeholfen haben.

Wir waren 8 Bergsteiger: Peter Aschenbrenner aus Kufstein; Fritz Bechtold aus Trostberg; unser Expeditionsarzt Dr. Hugo Hamberger aus Rosenheim; Herbert Kunigk aus München; Willy Merkl aus München; Felix Simon aus Leipzig; Fritz Wießner aus Dresden; Rand Herron aus Neuyork. Als Berichterstatterin für die englisch sprechende Presse begleitete uns Elizabeth Knowlton aus Boston.

Am 9. Mai 1932 kamen wir nach herrlicher Seefahrt in Indien an, aufs herzlichste von dem deutschen Konsul Dr. Kapp begrüßt. Bombay zeigt sich uns in hellstem Lichte: als wir gerade im Begriff sind, den Zoll für unser umfangreiches Expeditionsgepäck stöhnend zu entrichten, kommt ein Telegramm der indischen Regierung, daß wir zollfrei passieren können. Wir haben auch weiterhin stets das größte Entgegenkommen der englischen und indischen Behörden erfahren. Ich glaube aber auch, daß wir dem deutschen Namen niemals Unehre gemacht haben.

Der deutsche Klub in Bombay hatte den herrlichen Einfall, uns echtes Münchner Löwenbräu zu kredenzen; das war die letzte erfrischende Angelegenheit auf lange Sicht! Denn dann müssen wir 2300 *km* durch die tropische Gluthitze Indiens zurücklegen, bis wir Jammu, die Endstation der Eisenbahn, erreichen. Tief schnaufen wir auf, als wir auf der Autofahrt nach Srinagar allmählich in kühlere Gefilde gelangen. Unglaublich spannend diese Hochgebirgsstraße von 320 *km* Länge, die in der Kühnheit ihrer Anlage alles weit hinter sich läßt, was wir von den Alpen her kennen.

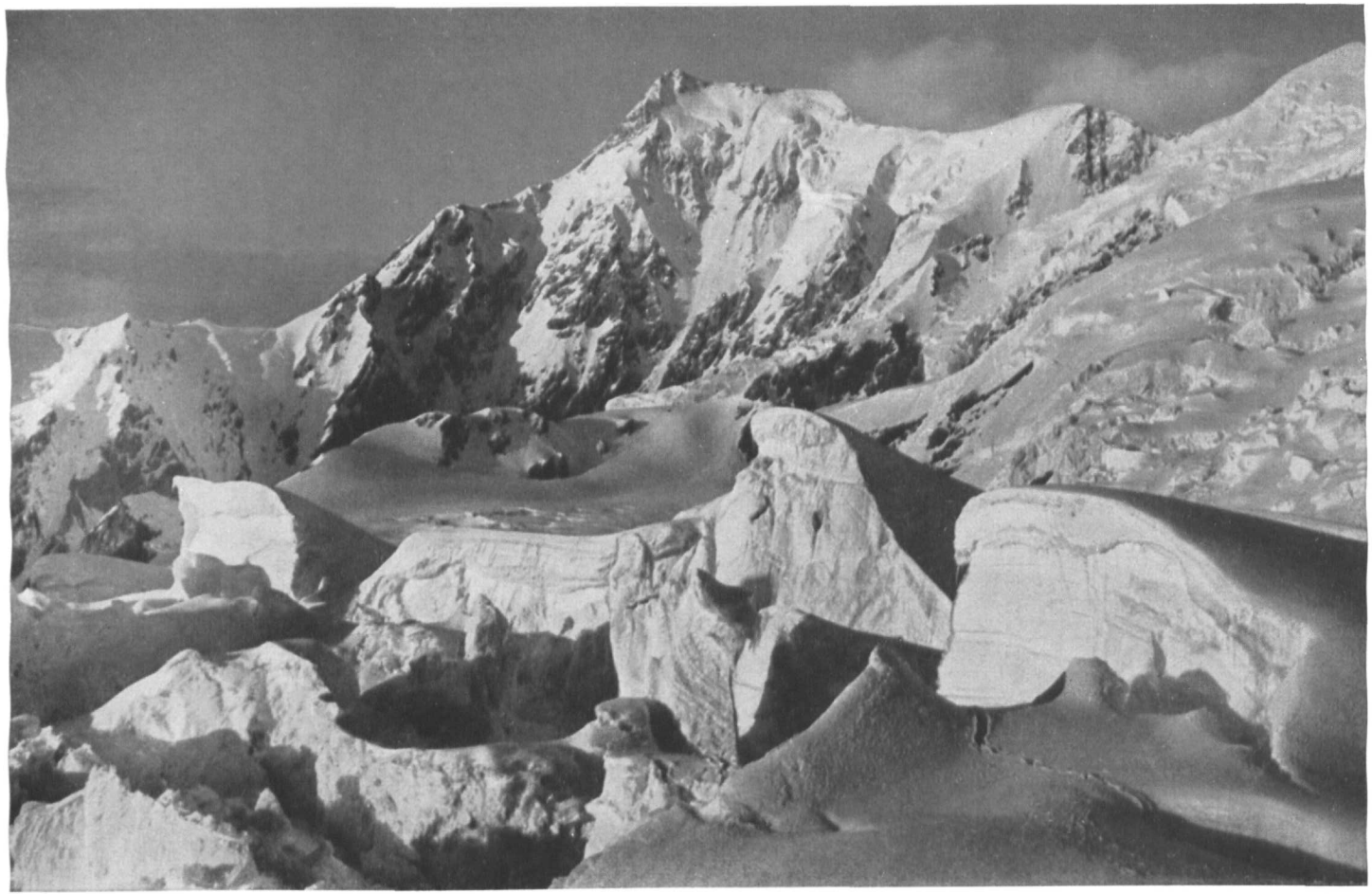
Als wir auf den 3000 *m* hohen Banihalpaß kommen, liegt Kaschmir vor uns, in eine riesige Talmulde gebettet, umschlossen und beschützt von schneeschimmernden Vorbergen des Himalajas. In breitem Mäander durchzieht der Wularfluß das herrliche Land. Rings breiten sich die glitzernden Kaskaden der Reisfelder, silbern glänzen die hochstämmigen Pappeln.

In Srinagar vergeht ein Woche mit dem Anwerben von Trägern, Einkäufen von Lebensmitteln, vor allem aber mit den Verhandlungen, die wir mit dem Residenten von Kaschmir führen, wegen Betreten des Chilasgebietes, des einzigen Zugangs zur Nordseite des Nangas. Schließlich erhalten wir die Erlaubnis, freilich mit einer für uns sehr bitteren Einschränkung, auf die ich später noch zurückkommen werde.

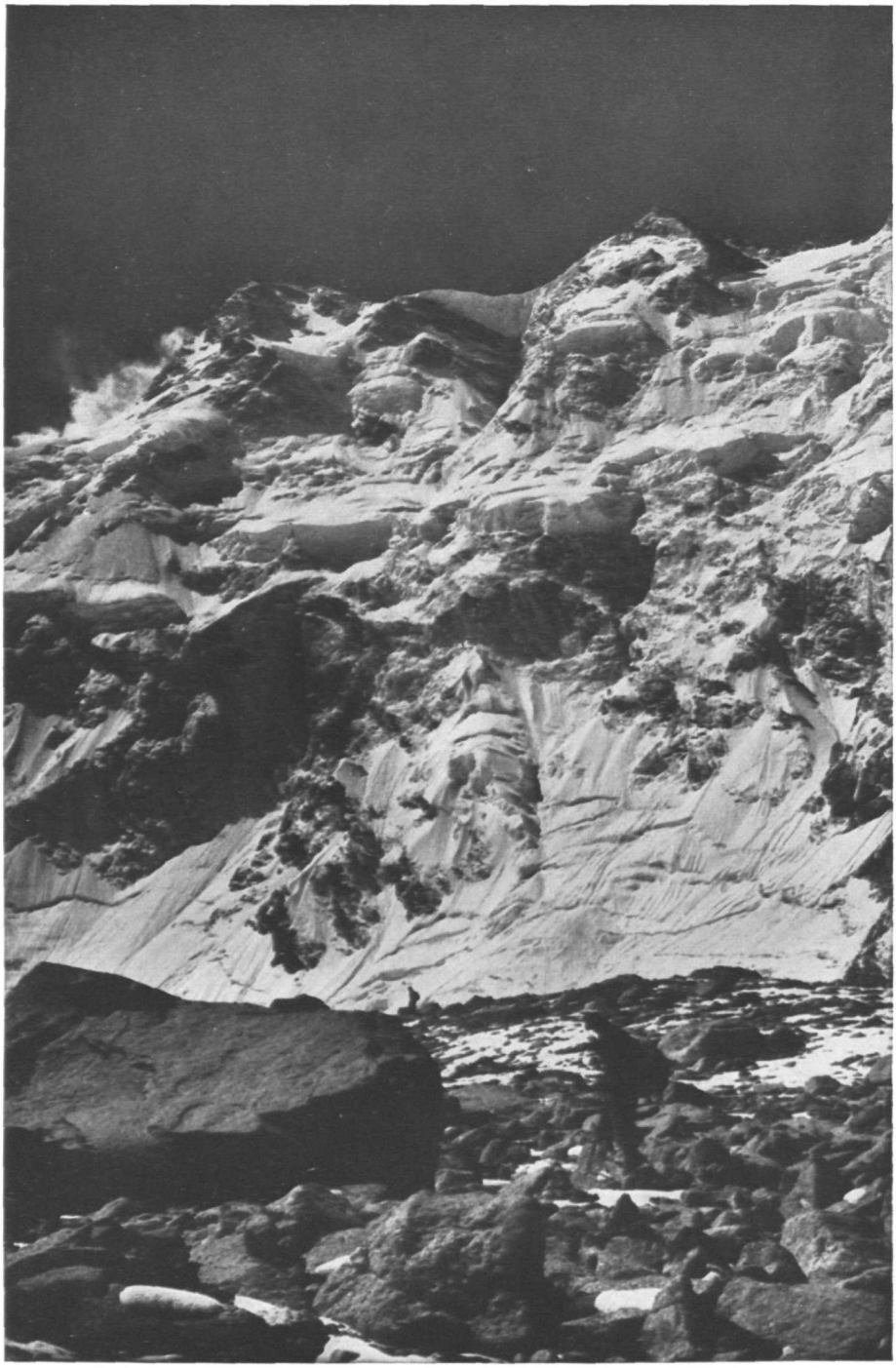
Die Fahrt nach Bandipur am Wularsee ist äußerst reizvoll. In der fabelhaft kurzen Zeit von einer halben Stunde wird dort unser gesamtes Gepäck auf die Pferde geladen. Man ist hierzulande an so viel asiatische Umwertung unserer Begriffe von Zeit und Tempo gewohnt, daß unsere englischen Gastfreunde über dieses Bravourstück staunen. Unser Gepäck haben wir von allem Anfang an so knapp wie möglich gehalten, denn unsere Mittel waren sehr beschränkt. Mit ihnen die Expedition durchzuführen, setzte die größte Anspruchslosigkeit aller Teilnehmer voraus.

Mit 110 Pferden beginnt der Marsch auf der als Verbindungsweg von Indien nach Chinesisch-Turkestan strategisch wichtigen Straße. Sie führt über Gurais und Astor nach Doian am Fuße des Nanga-Parbat-Massivs. Wir müssen mit den Pferden 300 *km* zurücklegen, hierbei den 3600 *m* hohen Tragbalpaß sowie den 4200 *m* hohen Burzilpaß überschreiten. Beide Pässe liegen noch in tiefem Winterschnee.

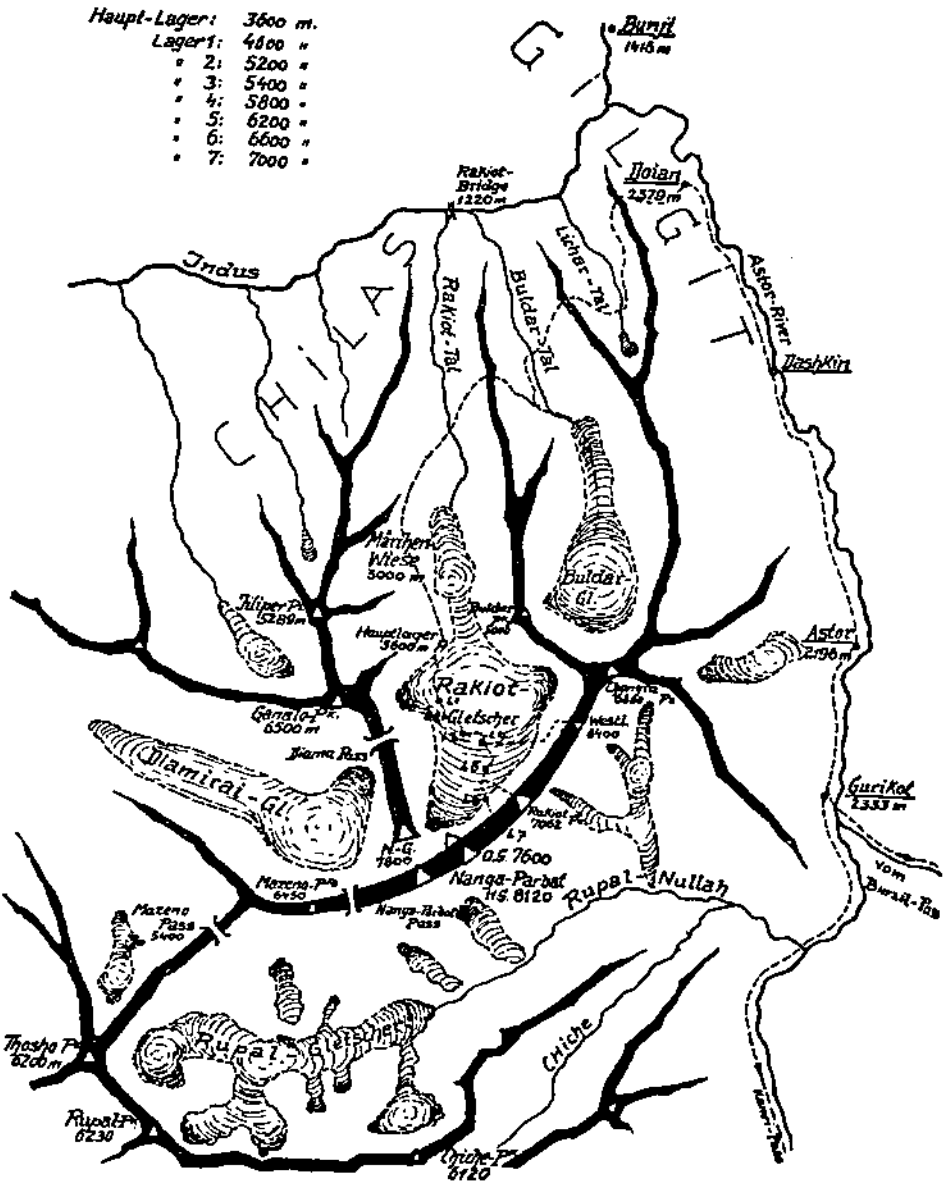
Es ist ein stattliches Bild, wie unsere Karawane bergauf zieht. Längs der Straße haben die Engländer in Abständen von etwa 30 *km* meist wunderschön gelegene Rasthäuser errichtet. Unsere erste Rast im Tragbal-Bungalow ist voll Romantik: auf sanften Matten weiden die Pferde, unter hohen Tannen brennen die Lagerfeuer, vor den Zelten weht die deutsche Flagge. Erinnerungen an heimatliche und kaukasische Lagerfeuer werden wach und in uns klingt ein Lied auf von Freiheit und Wanderlust.



Der große Chongra Peak, 6800 *m*, vom Lager 2, 5100 *m*



Unter der Nordflanke des Nanga Parbats, 8120 *m*,
auf dem Kamm der Moräne oberhalb des Hauptlagers, 3600 *m*



Anmarsch ins Rakiottal und Anstiegsweg über den Rakiotgletscher zum Nanga-Parbat

In der Nacht geht ein schweres Gewitter nieder. Und schon jetzt erleben wir an unseren Kulis die erste jener Enttäuschungen, die sich dann in ununterbrochener Kette während der ganzen Expedition fortsetzen sollten. Die Leute weigern sich bei dem Neuschnee, der angeblich über Nacht gefallen sein sollte, über den Paß zu gehen. Da wir aber der Kunde nicht trauen, machen einige von uns einen Erkundungsritt auf die Paßhöhe. Und siehe da: vor uns ziehen zwei Karawanen über den festen Schnee. Also

können wir's auch und es wird nichts aus dem vergnügten Ruhetag, den sich die Gauner auf unsere Kosten machen wollten.

Fast kriegerisch mutet es an, wie die Pferde mit ihren Lasten durch den hohen Schnee sich durcharbeiten. So mögen wohl unsere Alpentruppen im Weltkrieg aufgezogen sein. Überhaupt hat eine Expedition in diesen Gegenden mit dem Bewegungskrieg viel Gemeinsames. Auf der Paßhöhe geht ein wilder Hagelschauer nieder. Es wird empfindlich kalt. Die Pferde brechen so tief im Schnee ein, daß über ein besonders schlechtes Wegstück viele Lasten abgenommen werden müssen. Schließlich bleibt uns nichts anderes übrig, als die armen Tiere auszugraben, weil sonst die Gefahr besteht, daß sie sich die Beine brechen. Sehr steil, immer noch durch Schnee, geht es abwärts nach Koragbal.

Als wir Peshwari erreichen, sind wir schon auf einer Höhe von 3000 *m*. Grün dehnen sich die Hänge am Burzilfluß in der einfachen und großzügigen Landschaft. Wolkenlos blaut auf dem Weitermarsch der Himmel über uns. Weißschimmernde mächtige Birken säumen den Pfad. Immer steiler wird der Weg, immer breiter die Schneehänge, die wir zu queren haben. Im Burzil-Rasthaus treffen wir auf russische Flüchtlinge, die in Indien bessere Lebensbedingungen suchen. Sie haben den Weg über das Pamirgebiet durch Turkestan nach Gilgit bis hierher ohne Pferde, ohne richtige Ausrüstung zurückgelegt, eine ganz unglaubliche Leistung, die ihre Erklärung nur in der furchtbaren Not findet, von der diese Menschen vorwärts getrieben werden.

Über uns erhebt sich der Burzilpaß, der höchste Paß, den wir zu überwinden haben. Wie Gletscher schieben sich die steilen Schneehänge vor. Nachts, wenn der Schnee hart ist, wollen wir den Übergang versuchen. Schön verglühen die Berge. Wir nehmen dieses erste Himalajaleuchten als gutes Omen mit in unsern Schlaf.

Um ja rechtzeitig dran zu sein, brechen wir schon um ½1 Uhr nachts wieder auf. Mit tausend Sternen glänzt der Himmel über uns. Es ist kalt und klar, wie wir es uns für den Burzil gewünscht haben. Beim Schein der Lampen beladen die Treiber mit wüstem Geschrei ihre Pferde, laut und mißtönend zerreißt es die feierliche Stille der Nacht. Abenteuerlich bewegt sich der lange Troß der stolpernden Pferde, dazwischen leuchten die Lampen der Treiber auf. Ab und zu stürzt ein Pony, rollt eine Last den steilen Hang hinab. Aber schließlich geht alles gut und wir stehen um 7 Uhr morgens auf dem Burzilpaß, 4200 *m* hoch. Strahlend im Firnenglanz vor uns die Berge des Himalajas, strahlend unsere Laune an diesem blauen, lichtdurchfluteten Morgen.

Aber beim Abstieg ändert sich schlagartig das Bild. Der Schnee ist weich geworden, die Pferde sinken so tief ein, daß viele Lasten abgenommen und mit schwerer Mühe durch den Schnee geschleift werden müssen. Die Verhältnisse werden immer scheußlicher. Zuletzt waten unsere braven Ponys lieber im reißenden Gletscherbach als durch den tiefen Sulzschnee. Herzlich froh sind wir, als wir das Rasthaus Sardarkothi erreichen. Krönung aber und Glanzstück dieses Tages ist das Telegramm des englischen Wegoffiziers aus Gilgit. In eindringlicher Weise unterrichtet es uns, daß die Überschreitung des Burzilpasses noch unmöglich sei. Ein freudestrahlendes Grinsen geht beim Verlesen dieser Botschaft durch das ganze Lager.

Am wildschäumenden Khirinfluß reiten wir dann talauswärts. Lang zieht sich der Weg, bis Godai kommt. Noch eine Wegbiegung — und wir sehen „ihn" zum erstenmal, ihn, den Nanga, den Berg unserer Träume. Atemraubend ist der Anblick der Südwand, mit ihrer Höhe von 5000 *m* die gewaltigste Steilwand der Erde. Wir müssen den Kopf weit zurücklegen, um über die schaurige Flucht der Flanken auf den firnverbrämten Gipfel zu blicken. Eines wissen wir: das ist das Größte, was wir je in unserm Leben geschaut haben. Oder umgekehrt: nie noch sind wir uns so klein vorgekommen wie vor der einmaligen Größe dieses Berges. Langsam nur löst sich unsere Spannung. Erst viel später können wir nach dem Glas greifen, erst viel später den

Berg mit Ersteigeraugen betrachten. Vor diesen unantastbar sich auftürmenden Eisbalkonen der Südseite wird jeder Bezwingergedanke im Keime erstickt. Aber es gibt noch eine Nordseite, Ziel und Hoffnung unseres Anmarsches!

Allmählich setzt sich unsere Karawane wieder in Bewegung. Immer kahler wird das Tal des Astorflusses, der Weg führt an vegetationslosen Hängen vorbei steil bergauf bis in 2200 *m* Höhe die liebliche Talmulde Astor vor uns liegt. Aus der Öde der Berghänge leuchten die saftig grünen Matten wie Oasen zu uns herauf. Mächtig stehen in weitem Rund die schneebedeckten Gipfel, idyllisch liegt unser Rasthaus zwischen schlanken, zittrigen Pappeln. Mit dem Abbrennen eines Feuerwerks, mit dem Aufsteigen der Raketen in den dunklen Nachthimmel feiern wir diese erste Etappe unseres Aufmarsches.

Hier in Astor, unserer letzten Poststation, vergehen 8 Tage mit dem Anwerben der Träger und vor allem mit der Erkundung des Geländes. Denn unser Weitermarsch wird durch die von mir eingangs schon erwähnte Verordnung der Kaschmir-Regierung bedeutend erschwert. Wir haben nämlich die Erlaubnis zum Betreten des Chilasgebietes nur unter der Bedingung erhalten, daß wir unsern Weg durch keine Siedlungen legen. Diese Maßnahme, die hart klingt, steht in ursächlichem Zusammenhang damit, daß bei unserem Durchzug vermieden werden soll, die Bewohner ihrer ohnedies äußerst knappen Lebensmittel zu berauben. Natürlich wäre es für uns bedeutend müheloser gewesen, dem Laufe des Indus folgend, die Nordseite des Nanga zu erreichen. So aber, um die Siedlungen in den Tälern des Chilasgebietes zu umgehen, sind wir gezwungen unsern Anmarsch über drei 3000—4000 *m* hohe Himalajakämme zu legen. Dadurch war die frühere Mutmaßung, der Nanga Parbat habe den leichtesten und kürzesten Zugang von allen Achttausendern, aufs gründlichste widerlegt.

Den Weg über den ersten Kamm zu finden, ist Aufgabe des Vortrupps von Bechtold und Aschenbrenner mit vier Kulis, verwegen aussehenden Knaben, die wir in Astor angeworben haben. Sie reiten an der verfallenen Burg des Radjas vorbei durch das romantische Astortal. Wild schäumen die braunen Wasser des Flusses dem Indus zu. Dort, wo von den kahlen Hängen kleine Wasserläufe herabkommen, leuchten große Buschen Heckenrosen am Weg in roter Pracht. Nach 20 *km* langem Ritt kommen sie nach Dashkin, das mit seinen Lehmhütten wie ein Räubernest am Felsen klebt.

Der Zeitersparnis halber wird das Lager in einer prächtigen Waldlichtung oberhalb Doian aufgeschlagen und die Ortschaft selbst nicht betreten. Hier nun wird es Freund Bechtold klar, daß er seinen Packsack vergessen hat. Neben anderen unentbehrlichen Dingen haben er und Aschenbrenner keine Bergschuhe mit. Aber die beiden besinnen sich nicht lang und besteigen in gewöhnlichen Hausschuhen leicht und elegant einen schneebedeckten Viertausender. Worauf uns staunenden Mitmenschen nichts zu tun übrig blieb, als ihnen den Barfüßlerorden erster Klasse zu verleihen!

Während so Aschenbrenner und Bechtold die Route über den ersten Himalajakamm erkunden und festlegen, erleben wir in Astor die ersten großen Schwierigkeiten und entscheidenden Auseinandersetzungen mit den Kulis. Ich will hier die Kulifrage etwas ausführlicher behandeln, weil sie das trübste Kapitel unserer ganzen Expedition darstellt. Die in Srinagar angeworbenen Leute hatten sich verpflichtet, ab Astor Lasten bis zu 15 Kilo zu tragen; jetzt weigern sie sich das zu tun. Nach fruchtlosen Verhandlungen entlassen wir sie sämtlich. Nur einer, Rehman Ganai, von uns Ramona gerufen, bleibt uns treu trotz der Drohungen seiner Kameraden. Wir befördern ihn aus Dankbarkeit zu unserm Leibkoch. Er war die ganze Expedition hindurch unsere wertvollste Stütze, das Vorbild eines braven Kulis, unser einziges Exemplar dieser Gattung.

Durch Vermittlung des Bürgermeisters von Astor gelingt uns die Anwerbung von 110 Kulis aus Astor und 40 Balti-Kulis. In mühsamer Arbeit stimmen wir die Lasten auf je 23 Kilo für die Tragsäcke ab. Das ist das geringste Gewicht, was je Kulis im

Himalaja zu tragen gegeben wurde. Trotzdem weigern sich unsere Helden, selbst dieses stark reduzierte Gepäck zu befördern. Erst als wir ihnen den Laufpaß geben, besinnen sie sich eines Besseren und kehren reumütig zurück.

Leider haben wir immer wieder die bittere Erfahrung machen müssen, daß unsere Träger bei weitem nicht die Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit ihrer Kollegen vom östlichen Himalaja besitzen. Sogar die Hunzas, die wir als Hochträger angeworben hatten und die im Lichartal zu uns stoßen, haben uns schwer enttäuscht. Die großen, kräftigen Gestalten, die einen vorzüglichen, vertrauenerweckenden Eindruck machten, haben absolut nicht gehalten, was sie versprachen. Zunächst hat uns ihr gutes Aussehen, ihre stolze Haltung veranlaßt, sie als unser „Leibregiment" zu bezeichnen, bis wir in den Hochlagern ihre völlige Untauglichkeit entdecken mußten. Über Lager 4 sind nur ganz wenige hinausgekommen, bis zu Lager 6 ist nur ein einziger in gesundem Zustand gelangt. Trotzdem waren wir auf sie angewiesen, weil die erprobten, zuverlässigen Darjeeling-Träger für andere Expeditionen schon früher verpflichtet waren.

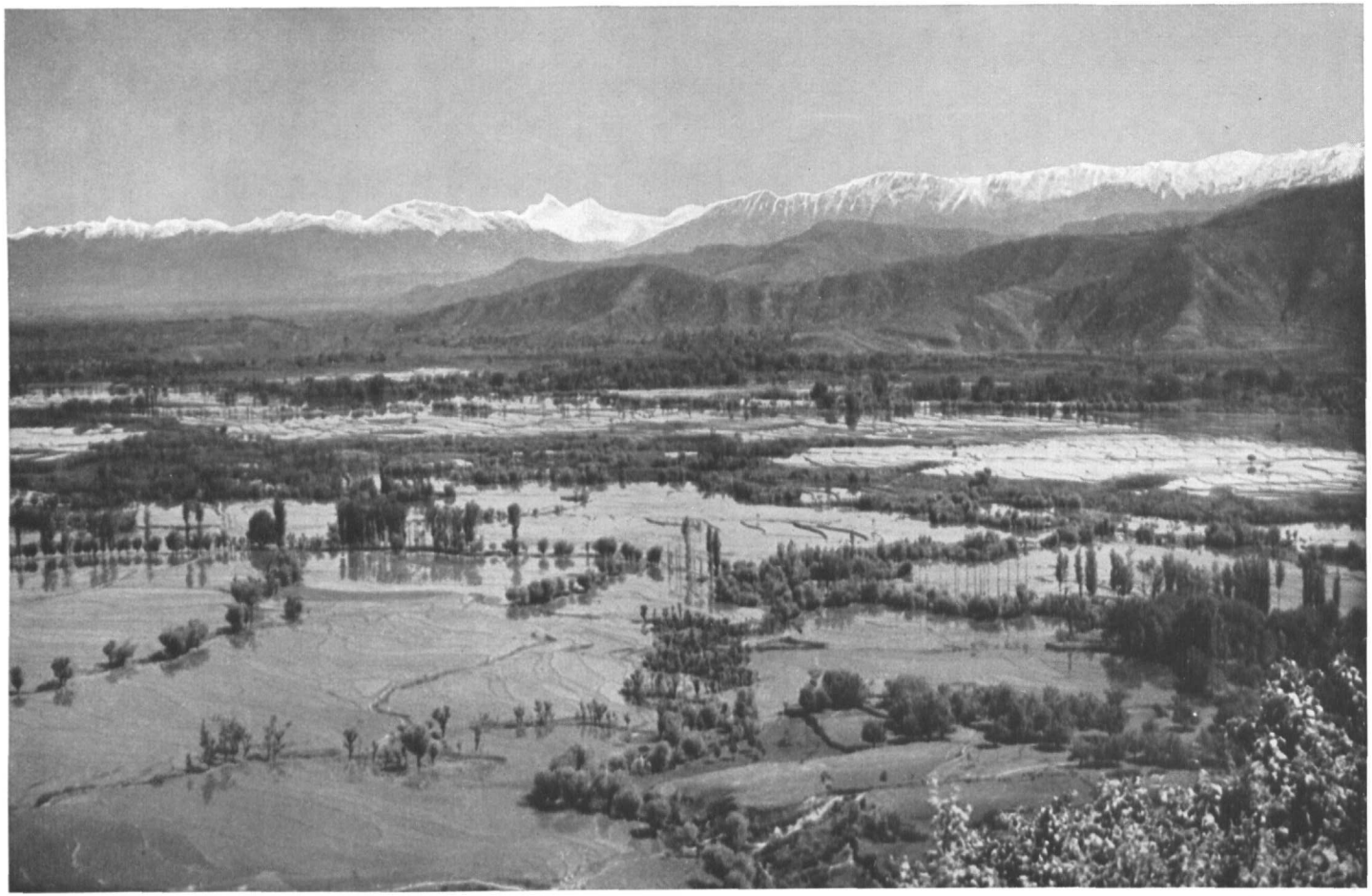
Im Osthimalaja haben die Kulis auch eine wesentlich einfachere Ernährung. Sie schütten Mehl in den Tee und kochen eine Art Knödel daraus. Unsere Leute dagegen weigerten sich grundsätzlich, etwas anderes zu essen, als ihre Tschupatis, etwa 5 *cm* dicke Fladen aus Wasser und Mehl, die auf einer Eisenplatte gebacken werden. Die dazu erforderliche Hitze konnte nur durch Holzfeuer erzielt werden, unsere Benzinkocher reichten dafür nicht aus. Daraus ergab sich die sehr unangenehme Schwierigkeit, daß die Tschupatis im Hauptlager gebacken und von dort in gewichtigen Lasten zu den Hochlagern gebracht werden mußten.

Die Überschreitung der drei Kämme, des Lichar-, des Buldar- und des Rakiotkamms läßt uns die ganze Abenteuerlichkeit eines Vordringens in fremdem, unwegsamem Land erleben. Steil müssen wir hinauf, ebenso steil wieder hinab. Nach dem Queren eines brausenden Wasserfalls gilt es einen scharfen Felsriegel zu überwinden. In der unbarmherzigen Hitze der Täler sind die endlosen Märsche, wo wir stundenlang ohne einen Tropfen Wasser waren, eine schauderhafte Angelegenheit. Nur durch die ausgezeichnete Markierung unseres jeweiligen Vortrupps finden wir uns in dem verwickelten Gelände mit schwierigen Übergängen und heiklen Kletterstellen zurecht.

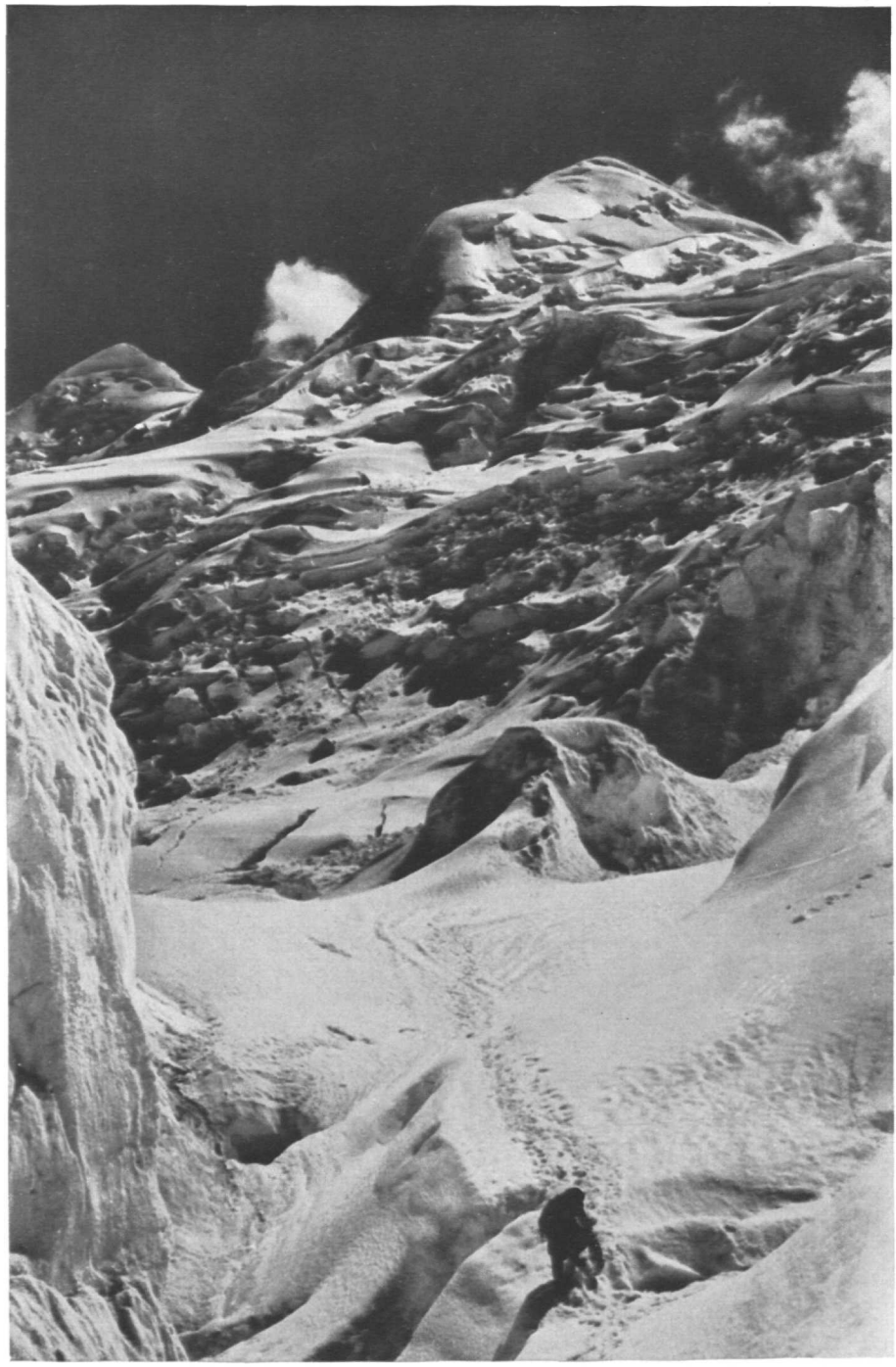
Vom Buldarkamm aus haben wir den überwältigenden Anblick des Nanga Parbats und seiner mächtigen Trabanten; neben dem himmelstürmenden Dreigestirn der 6800 *m* hohen Chongrapeaks ragen die kühne Spitze des 7062 *m* hohen Rakiotpeaks und der trutzige 6500 *m* hohe Ganalopeak auf.

Im unteren Buldarlager entschließen wir uns einen Vorstoß über den Buldargletscher zu versuchen. Vielleicht war es möglich, den Nanga schon von hier aus zu erreichen, was uns den schwierigen Lastentransport über den Rakiotkamm und viel Zeit und Kosten erspart hätte. Außerdem hatte uns zu diesem Plan die neueste Nanga Parbat-Karte des Survey of India ermutigt, in der fälschlicherweise der Buldargletscher so eingezeichnet ist, als ließe sich über ihn der kürzeste Anstieg zum Nanga durchführen. Ihn zu erkunden, ziehen Bechtold, Hamberger und Herron in hoffnungsfreudiger Stimmung los. Aber bei einer Gletscherwindung zeigt sich die Bescherung; denn hier stellt sich heraus, daß der Gletscher, über den der Aufstieg erfolgen sollte, in einen überhängenden, absolut unüberwindlichen Eisbruch übergeht. Damit ist der Traum von dieser Zugangsmöglichkeit zum Nanga Parbat zu Ende geträumt.

Also müssen wir es anders packen. Von Kunigk und Aschenbrenner, die seit Tagen im Rakiottal den Weg erkunden, kommen günstige Meldungen. Sie sind bereits bis zum Rakiotgletscher vorgedrungen und erwarten uns. Nach wilden, rinnendurchfurchten Hängen leuchten uns endlich die grünen Matten des heiß ersehnten Rakiottales, des Zugangs zum Nanga. In majestätischer Größe türmen sich seine Mauern vor uns auf, unser ganzes Denken gilt von jetzt ab dem Ausfindigmachen der besten Anstiegsroute.



Kaschmirlandschaft mit unter Wasser stehenden Reisfeldern



Der Westliche Chongra Peak, 6400 *m*, vom Lager 2, 5100 *m*, aus gesehen

Auf einem vorgebauten Felsriegel stehen unsere Zelte. Steil unter uns brausen die Wasser des Rakiotflusses dem Indus zu. Dieses erste Lager im Rakiottal taufen wir wegen der in unvorstellbaren Mengen vorhandenen Fliegen das „Fliegenlager". Es war gerade kein angenehmer Aufenthalt; leider gab es bei der drückenden Hitze auch viele Kranke unter den Kulis, so daß unser Arzt Dr. Hamberger alle Hände voll zu tun hatte. Bei solchen Marschpausen ist er immer die gesuchteste Persönlichkeit des ganzen Lagers. Vor den Medizinkoffern stehen die Leute in langen Reihen und klagen ihre Gebrechen; der eine hat Zahnweh, der andere Schmerzen in der Magengegend, dem dritten fehlt gar nichts, aber er möchte halt auch gern eine so schön rosa schimmernde Leukoplastbinde tragen!

Wir dringen nun weiter ins obere Rakiottal vor. Über einen steilen Rücken gelangen wir schließlich auf ein ausgedehntes Wiesenplateau. Noch ein kurzes Wegstück und die „Märchenwiese" breitet sich vor uns aus. In grandioser Lieblichkeit liegt sie da in dem hellen Grün der Matten, bestickt mit den Sternen des Edelweiß, umschlossen von den Stämmen des Hochwaldes. Wie ein Stück unzerstörtes Paradies erscheint uns die Märchenwiese oberhalb der Gletscherzunge, überragt von der eisgepanzerten Nordflanke des Nanga und seiner Gefolgschaft. Überraschend für uns Europäer, wie hier in 3000 *m* Höhe noch über dem Gletscher uralter Hochwald mit mächtigen Tannen, mit leuchtenden Birken steht. Ganz stark empfinden wir vor diesem Anblick die Verwandtschaft mit den Bergen unserer Heimat, nur daß hier Verhältnisse und Eindrücke der Alpen gesteigert sind, in die unvorstellbaren Maße des Himalajas, Heimat für den indogermanischen Menschen, der in den Bergen geboren und ihnen verfallen ist.

Hier errichten wir das zweite Rakiotlager. Unter den Klängen des Liedes „Teure Heimat sei gegrüßt" wird das erste bayerische Gselchte angeschnitten, ein großer Augenblick, dem auch das unentwegte Edelweißpflücken unseres sächsischen Weggenossen Felix Simon nichts von seiner Bedeutung rauben kann!

Am 24. Juni ersteht im oberen Rakiottal das vorläufige Hauptlager. Es liegt 3200 *m* hoch und noch in der Waldzone. An uns vorbei zieht der Rakiotgletscher; seine zerborstenen Eismassen reichen tief in das dunkle Grün der Wälder, schieben sich zwischen die Bergwiesen, auf denen Herden der langhaarigen Kaschmirziegen weiden.

Alle Teilnehmer sind nun versammelt, die Lasten treffen im Pendelverkehr ein und können zum erstenmal seit zwei Wochen wieder gezählt werden. Dabei stellt sich heraus, daß 10 Transportsäcke gestohlen worden sind, die die gesamte Kuliausrüstung für 40 Mann enthielten. Dieser Schlag war für uns der folgenschwerste, der uns überhaupt getroffen hat, in seiner unheilvollen Auswirkung bestimmend für den ganzen Verlauf der Expedition, weil er unsern Aufmarsch in der dafür festgesetzten Zeit unmöglich machte. Wie und wo der Diebstahl geschehen ist, blieb unaufgeklärt. Die beiden in Betracht kommenden Täler sind vom Political-Agent mit hohen Geldstrafen belegt worden. Aber das hat uns unsere unersetzlichen Kuli-Ausrüstungen auch nicht wieder zurückgebracht. Wir besitzen nur mehr 4 gute und 5 geringere Ausrüstungen für die Leute, eine ganz verzweifelte Situation. Doch was nützt alles Jammern — wir müssen auch diesen Schicksalsschlag schließlich mit gutem Humor überwinden. Gottlob ist immer einer da, der die Fahne hochhält und die bedrückte Stimmung in eine fröhliche wendet.

Der Berg lockt und zieht. 400 Meter höher finden wir einen noch geeigneteren Standort für das Hauptlager, das wir hier endgültig 3600 *m* hoch in grüner Mulde errichten. Wer den idyllischen Frieden unserer Zelte sieht, ahnt nicht, daß hinter der nahen Stirnmoräne täglich ein harter Kampf gekämpft wird. Höher läßt sich das Standlager nicht mehr vortreiben infolge der Beschaffenheit des Gletschers. Auch in dieser Hinsicht zeigt der Nanga eine besonders reservierte Haltung im Vergleich zu seinen anderen Kollegen vom Himalaja, die wenigstens ein näheres Herankommen der Standlager gestattet haben.

Der Nanga hält sich uns gebieterisch vom Leib und schiebt zwischen seinen Gipfel

und unser Hauptlager eine Höhendifferenz von 4500 *m*. Von Jammu, der Endstation der Eisenbahn, bis zum Hauptlager haben wir in 45 Tagen eine Strecke von etwa 600 *km* zurückgelegt. 5 Pässe, darunter 3 weglose, sind überschritten worden, unser Anmarsch, dreimal so weit wie der zum Kangchendzönga, wurde zu einem der bisher längsten aller Himalaja-Expeditionen.

Beim Studium des Nangamassivs war ich zu dem Entschluß gekommen, den Berg von der Nordostseite anzugreifen. Die von uns angetroffenen Verhältnisse haben dieser Entscheidung recht gegeben. Der Südabsturz war schon von Mummery als unersteigbar erkannt. Mummery hatte zunächst einen Versuch von Nordwesten her gemacht, ihn aber in 6400 *m* Höhe als aussichtslos abgebrochen. Er wollte dann ins Rakiottal hinüberwechseln, ist aber auf dem Wege dorthin verschollen. Die Wegführung Mummerys durch die Diamiraiflanke ging über einen schwierigen Felsgrat bis in eine Höhe von über 6000 *m*. Von dort bis zum Gipfel erhebt sich ein steiler, geschlossener Eishang von fast 2000 *m* Höhe. Um diesen äußerst lawinengefährlichen Gipfelhang und die den Transport sehr erschwerende lange Felskletterei zu vermeiden, habe ich mich im Gegensatz zu Welzenbach, der Mummerys Route durchführen wollte, entschlossen, den Anstieg auf die Nordostseite zu legen. Auf dieser Seite besaß ich drei Möglichkeiten: den Nordgrat vom Diamapaß her, den Ostgrat vom Rakiotpeak aus und die Nordostflanke. Für uns hat sich eine Kombination der Begehung des Rakiotgletschers mit der Erreichung des Ostgrates ergeben. Dieser Grat führt, wie wir von Lager 7 aus feststellen konnten, in allmählicher Steigung in den Sattel zwischen den beiden Ostgipfeln. Vom Rakiot- und Buldarkamm aus sahen wir deutlich das sanft geneigte Plateau, das von den Ostgipfeln aus mit einer Höhendifferenz von 400—500 *m* das letzte, technisch leichte Wegstück zum Gipfel bildet.

Wir wollen nun über den Rakiotgletscher vordringen, wollen über ihn in den Sattel zwischen Rakiotpeak und den Ostgipfel des Nanga gelangen um von dort über den Grat den Gipfel zu erreichen. Auf den Terrassen des Gletschers legen wir den ungefähren Standort der Hochlager fest.

Am 30. Juni beginnt der Angriff. Gleich der erste Tag ist ein Großtransporttag. 6 Sahibs und 12 Kulis machen sich auf den Weg zum Lager 1, das von Simon und Wießner angelegt worden ist. Um 3 Uhr morgens ertönt der Weckruf. Im Schein der Lampen stolpert der Zug langsam über die Matten, über die klobigen Blöcke hinauf bis zur Moränenschneide. Über dem formenschönen Dreigestirn der Chongrapeaks beginnt es zu tagen. Am wildzerklüfteten Ausläufer des Gletschers seilen wir uns an; jeder Sahib nimmt zwei Kulis. Auf dem harten Schnee kommen wir rasch vorwärts. Hoch droben am Gipfel des Nanga Parbats, etwa 4000 *m* über uns, flammt das erste Licht des jungen Tages auf. Langsam flutet die blendende Helle über die gewaltige Steilmauer auf den Gletscher herab. In den Eisflanken krachen die ersten Lawinen. Unsere Träger sind in bester Stimmung; hinter uns tanzen vier Leute unter ihren Lasten zum Rhythmus ihrer Heimatlieder — und das sind die gleichen Männer, die am nächsten Tag Streit und Zank und Ärger machen!

Scheinbar nahe liegt das Lager 1 unter einem großen Serak. Aber endlos scheint uns der Weg bis dorthin. Hier bekommen wir den ersten Vorgeschmack von den Ausmaßen des Himalajas. Der letzte Steilhang entpuppt sich als böser Schinder. Mehrmals fliegen die schweren Rucksäcke in den Schnee zu kurzer Rast. Endlich stehen wir droben am kleinen Zelt des Lagers 1, 4600 *m* hoch.

Aschenbrenner und Wießner bleiben mit 6 Kulis hier, um am nächsten Tag nach Lager 2 vorzudringen. Wir andern steigen mit den restlichen Leuten wieder zum Hauptlager ab. Der Weg über den aufgeweichten, spaltenreichen Gletscher erfordert alle Umsicht. Dann und wann bricht einer durch eine trügerische Brücke in eine Spalte ein und wird von kräftigen Händen wieder heraufbefördert.

Einmal entgleitet einem Träger eine Last und stürzt tief in eine Gletscherspalte hinab. Alle mit großer Angriffsfreudigkeit unternommenen Bergungsversuche bleiben erfolglos. Nun ist dazu zu berichten, daß unter den Gepäckstücken viele waren, denen nicht eine Träne nachgeweint worden wäre. Aber diese verlorene Last war natürlich der besten eine: eine Sammlung edlen Camembertkäses, nach dem am Abend die müde Hand des abgekämpften Kriegers verlangend greift; außerdem ein Sack wundervoller kalifornischer Birnen, ein Hochgenuß für den ausgedörrten Gaumen des Eismannes. Die Last ist hin — möge ihr das Eis des Rakiotgletschers leicht werden.

Am nächsten Morgen sitzen wir gerade beim Frühstück, als Wießner mit 4 Hunzas höchst unprogrammäßig wieder im Hauptlager erscheint. Was ist los? In der Nacht ist eine riesige Eislawine in der Nähe des Lagers 1 niedergegangen. Der gewaltige Luftdruck hat die Zelte eingedrückt und die Bambusstäbe wie schlechte indische Zündhölzer geknickt. Noch im Banne des schauerlichen Eindrucks sind die Kulis in ihrem fassungslosen Schrecken kaum zu beruhigen und weigern sich weiterzugehen.

Wie schon so oft, versucht Captain Frier sachlich und mit großem Geschick zu vermitteln. Diesen englischen Hauptmann hatte uns der Political-Agent von Gilgit zu unserer Unterstützung gesandt. Durch seine Sprachkenntnisse und seine Erfahrungen mit den Kulis war uns Captain Frier ein besonders wertvoller Begleiter. Weit über das konventionelle Maß hinaus ging die Kameradschaft unseres englischen Freundes, der uns während der ganzen Expedition niemals im Stich gelassen hat und immer, auch unter den schwierigsten Verhältnissen, der Verabredung gemäß zur Stelle war.

Aber an diesem Unglückstag bleiben auch seine Bemühungen erfolglos. Die Leute sind maßlos verstört und durch nichts zu bewegen aufzusteigen. „Jetzt hat der Gott des Nanga nach uns geworfen", dies Wort geht unheilkündend von Mund zu Mund, schlimme Geistergeschichten spuken herum.

Erst am nächsten Tag gelingt es die Träger etwas zu beruhigen. Aber die Helden stellen eine ganz unerhörte Lohnforderung. Vorläufig bleibt uns nichts anderes übrig als in den sauren Apfel zu beißen und ihnen das Verlangte zu zahlen. Die Kulis werden nun in vier Gruppen eingeteilt, die abwechslungsweise unterwegs sind und gegenseitig die Ausrüstungen austauschen müssen. Viele unserer Kulis werden schon in 5000 *m* Höhe bergkrank; wenn man mit 6 Mann Nachschub rechnet, kommen nur 4. Wenn man mit 4 Hochträgern aufbrechen will, dann gehen nur 2. Als Eisenbahner lag mir das Fahrplanausarbeiten nahe. Ich hatte deshalb einen „Fahrplan" verfertigt, welcher die Fortbewegung zwischen den einzelnen Lagern übersichtlich graphisch darstellte — leider nur auf dem Papier! Die rauhe Wirklichkeit am Berg schrieb andere Zeiten.

Der Angriff geht weiter. Der Weg zum Lager 2 führt sehr steil hinauf. Aschenbrenner hat es mit Friers Diener Wahab 5100 *m* hoch auf der ersten großen Terrasse des Gletschers inmitten wildzerklüfteter abenteuerlicher Eisgebilde errichtet. Der Gletscher ist in derart schneller Bewegung, daß sich in kurzer Zeit die eben noch passierbaren Spalten in ganz starkem Maß erweitern und dadurch ihre Überschreitung unmöglich wird. So sind wir gezwungen, den Weg des öfteren umzulegen. Besonders der untere Teil des Gletschers wurde so spaltenreich, daß wir den gefürchteten und mühsamen Schinder über das grobblockige Geröll der Moräne in Kauf nehmen mußten.

Gleich hinter Lager 2 geht es durch eine abenteuerliche Serakgasse in großem Bogen steil hinauf durch die Eisbrüche des westlichen Chongrapeaks. Lang ist der Weg bis Lager 3; die Kulis bewegen sich auf dem harten steilen Schnee äußerst unsicher. Endlich, nach einem Eiswall, stehen wir unvermittelt vor dem kleinen Zelt auf der Firnterrasse in 5400 *m* Höhe. Auf unser Kampfgeschrei kommen Kunigk und Herron hervor und zeigen uns voll Stolz ihre bereits halbfertige Eishöhle.

Als wir alles für die Nacht gerichtet haben, sehen wir nochmals gegen Sonnenuntergang. Langsam verglühen die Firne im Licht, höher und höher steigen die blauen

Schatten an den Eisflanken. Nur um den Gipfel des Nanga leuchten noch die letzten Sonnenstrahlen. Da plötzlich tönt in den unsäglichen Glanz und Frieden dieses Abends ein donnerndes Krachen. In den Wänden des Nanga-Ostgipfels geht ein Eisbruch von unvorstellbaren Ausmaßen nieder. Hinter einer Geländewelle, unseren Blicken verborgen, schlagen die gewaltigen Eismassen auf dem Gletscherboden auf. Wieder herrscht Stille, atemlose unheimliche Stille. Und dann wächst aus der Tiefe mit weißem Brodeln die Wolke, steigt höher und höher, wird zum Wolkenphänomen und deckt den ganzen Berg. Wie festgebannt stehen wir vor dem anwachsenden Spuk. Erst als der alles durchdringende Eishauch unser Lager trifft und die klare Helle des Abends verdunkelt, tasten wir uns schaudernd nach dem Höhleneingang. Minutenlang wird es Nacht. Aus dem Grauen geboren fegt der Sturm über uns hin. Als sei Neuschnee gefallen, liegt eine dicke Schicht Eisstaub vor unserer Höhle.

Für unsere Angriffslust geht das Vordringen viel zu langsam. Immer wieder schauen wir hinauf zum leuchtenden Gipfel, erregt von dem Gedanken, daß der mächtige Berg vielleicht unser werden könnte. Am Morgen des 8. Juli mache ich mich mit Bechtold auf, um das Lager 4 festzulegen. Unter drohenden Seraks führt der Anstieg in eine Firnmulde. Dies ist das einzige Wegstück am Nanga, bei dem man Skier verwenden könnte. Droben auf der obersten Terrasse des Gletschers finden wir einen durch viele Vorteile ausgezeichneten Platz, für Lager 4 in 5800 *m* Höhe.

Bei der Errichtung der Hochlager kommt es mir deutlich zum Bewußtsein, wie glänzend die Zusammenarbeit mit den Kameraden ist, wie hervorragend alles klappt, in welch uneigennütziger Weise jeder der Sache dient und wie die schwersten Anstrengungen, die langweiligsten Wartezeiten, die schwierigsten Lagen durch die Unbedingtheit der Kameradschaft ertragen und überwunden werden. Von rückhaltloser Offenheit auch der gegenseitige Meinungsaustausch. Hie und da haben einige kräftige Donnerwetter entschieden eine erfrischende Wirkung! Oft haben wir miteinander gesungen, während der Schneesturm um unsere Zelte heulte. Oft hat ein frohes Wort, ein guter Witz zur rechten Zeit uns das Lachen nicht verlernen lassen. Und wenn ich hier das Hohelied der Kameradschaft anstimme, ist es ein Dank an alle Freunde, die mit der Treue ihres Zusammenstehens diesen restlos harmonischen Verlauf unserer Unternehmung ermöglicht und verbürgt haben.

Ich kann der Freunde nicht gedenken ohne den Namen dessen zu nennen, den uns ein grausames Geschick für immer entrissen hat: Rand Herron. Er ist auf der Heimreise am 13. Oktober von der Chefren-Pyramide tödlich abgestürzt und noch am gleichen Tage im katholischen Friedhof von Kairo begraben worden. Allen Gefahren des Achttausenders hat er getrotzt. Aber die 150 *m* hohe, von Menschenhand erbaute Pyramide hat ihm den Tod gebracht. Darin liegt die besondere und unfaßbare Tragik seines Endes. Während der ganzen Expedition war er uns ein idealer Gefährte, immer in vorderster Linie, immer opferfreudig für das hohe Ziel. Heiter und gefällig, alles mit allen teilend, ausgezeichnet durch eine jedem wohltuende Güte und Hilfsbereitschaft und nicht zuletzt durch die männliche Entschlossenheit seiner Tatkraft — so steht er vor uns, unser lieber Rand, unser unvergeßlicher Kamerad.

Eine Eishöhle fachgemäß zu bauen, nimmt zwei Leute volle zwei Tage in Anspruch. Während der eine sich intensiv gleich einem Maulwurf in den harten Schnee mühsam hineinwühlen muß, obliegt es dem andern, die herausgeschleuderten Schneebrocken wegzuräumen. Kunigk und Aschenbrenner haben sich bei dieser schweren Arbeit besondere Verdienste erworben; Aschenbrenner hat die Höhle von Lager 2 fast allein gebaut, Kunigk und Herron die von Lager 3 mit entschieden künstlerischem Schwung angelegt. Die Inneneinrichtung besteht zur Hauptsache aus einem vierschläfrigen „Bett", einer Bank aus Schnee, auf die die Schlafsäcke gelegt werden. Die Unterlage vermittelt eine 1 *cm* starke Platte aus Schaumgummi. Kann man in einem derartigen

Schneeloch schlafen? Ausgezeichnet; denn wenn des nachts mit einem leeren Packsack der Höhleneingang verhängt ist, herrscht im Innern eine so erträgliche Temperatur, daß man sogar die Jacken ausziehen kann. In die Seitenwände der Höhle sind zur Unterbringung des Proviants Nischen eingebaut. Leider stößt man dabei zuweilen auf eine große Spalte, durch welche der „Atem der Natur" mehr schneidend wie romantisch in das Gemach hereinpfeift.

Hauptsächlich aber waren es die Temperaturunterschiede, die uns die Freude an unseren Höhlen verleideten. Im Gegensatz zu der herrschenden Meinung, daß man im Himalaja keine Flanke benützen soll, waren wir gezwungen, unsern ganzen Anstieg durch Hänge zu führen. Diese Hänge, die, beschützt von hohen Graten, im Windschatten liegen, sind der Bestrahlung derart ausgesetzt, daß die Sonne wie in einem Hohlspiegel darin brennt. Die Hitze im Juli und August war so unerträglich, daß wir nur bis 11 Uhr vormittags arbeiten konnten; dann mußten wir es aufgeben.

Die starke Strahlungswärme auf dem Gletscher wirkte sich für die Eishöhlen höchst nachteilig aus. Den ganzen Tag über rieselte es an den Wänden und Decken herunter, tropfte und rieselte und machte dadurch den Aufenthalt mehr zu einer feuchten als gerade fröhlichen Angelegenheit. Nachts natürlich war heilige Stille. Das Tropfen hörte auf. Wände und Decken wurden eisig hart, was man beim ersten Aufrichten, wenn man sich schlaftrunken den Kopf daran stieß, einwandfrei feststellen konnte. Die Temperaturunterschiede sind zu kraß: von der glühenden Sonnenhitze des Gletschers bis zum Eishauch der Höhle ist's nur ein Schritt und schon nach einigen Minuten schüttelt uns die Kälte derart, daß wir schleunigst die Höhle verlassen. Wir sind also damit nicht zu dem gleichen positiven Ergebnis gekommen wie Paul Bauer, der ja am Kantsch ganz andere Verhältnisse hatte als wir hier am Nanga.

Dagegen haben wir mit den Zelten die besten Erfahrungen gemacht. Neben einigen anderen Modellen hatten wir in der Hauptsache die geschlossene Hauszeltform, die uns viel lieber war als die offene, weil sie rascher und stabiler aufzustellen war und durch ihre völlige Schnee- und Windabdichtung größeren Schutz gewährte. Wir haben die größeren Typen bevorzugt, da sie mehr Luftraum boten als die kleinen. In Lager 4 hatten wir Zelte von Schuster, Klepper und Sixt aufgeschlagen; einträchtiglich standen sie hier in 6000 *m* Höhe, wo jeder Konkurrenzneid aufhört, nebeneinander und haben sich alle drei vorzüglich bewährt.

Der Chongrapeak und der Rakiotpeak standen zwar weder auf unserm Programm, noch auf dem Wege zum Gipfel des Nanga, aber sie standen verführerisch nahe vor Lager 4. Meine Freunde konnten denn auch der Lockung nicht widerstehen, diese hohen Tausender für ihr Fahrtenbuch zu hamstern.

Die klare Nacht des 14. Juli sah Aschenbrenner und Hamberger auf dem Anstieg zum westlichen Chongrapeak. Sie querten zunächst das oberste Firnbecken von Lager 4 aus und kamen bald an die Einsattelung zwischen Chongra- und Rakiotpeak. Von hier aus wurde in allmählich ansteigendem Queren der Nordwestgrat und über diesen zuletzt über steile Firnhänge der Gipfel erreicht. Da es bitterkalt war, gab es nur eine kurze, aber wunderschöne Gipfelrast mit dem Blick auf die Kaillaskette und die Berge des Karakorums.

Der Rakiotpeak, dessen scharfer, felsiger Nordgrat sich vom oberen Ende des Rakiotgletschers steil aufschwingt, ist außer den Nebengipfeln des Nanga der einzige Siebentausender der Gruppe. Durch einen langgezogenen Grat ist er mit den Ostgipfeln des Nanga verbunden, wodurch die Wirkung seiner Höhe stark beeinträchtigt wird. Immerhin ist er ein imponierender Berg, des Schweißes der Edlen wert.

Am 15. Juli brechen Aschenbrenner und Kunigk zu seiner Ersteigung auf, Hamberger und Herron leisten ihnen Trägerdienste bis zum Biwak, das in 6400 *m* Höhe bezogen wird. Langsam arbeiten sie sich im Bruchharscht am nächsten Tage zum Fuße

der Nordostflanke hinauf. Von hier aus gab es zwei Möglichkeiten: entweder über ein steiles Schneefeld einen Sattel im Nordgrat des Berges zu erreichen oder über eine Felsrampe weiter unten schon zum Grat zu gelangen. Die Freunde wählten das letztere, weil nach der ständigen Schneestapferei der Fels unwiderstehlich lockte. Doch erwies sich die Rampe viel ungünstiger als es von unten den Anschein hatte. Die steilen Platten waren mit blankem Eis überzogen, darüber lag lockerer Pulverschnee, so daß die Sicherung recht problematisch war. Der 100 *m* lange Quergang kostete 2½ Stunden umsichtige Arbeit, dann war der Nordgrat gewonnen. Türme und Zacken stellten sich drohend in den Weg, aber der Schnee in den Felsen war gut und es ging rasch aufwärts. Ein leiser Wind brachte angenehme Kühlung und ermöglichte die Kletterarbeit am Grat auch in der Mittagszeit. Beim letzten Stück des Anstiegs verlangte das Atmen in der dünnen Luft ein sehr gemäßigtes Tempo. Schließlich werden auch diese Mühen überwunden und 9 Stunden nach dem Aufbruch wehen am 16. Juli die deutsche und die tiroler Fahne auf dem Gipfel des Rakiotpeaks, dem elften unter den bisher erstiegenen Siebentausendern der Erde.

Im Süden brandet ein gewaltiges Wolkenmeer an die Steilwand des Nanga heran, untrüglicher Vorbote eines drohenden Wettersturzes. Wird uns der bisher gnädige Wettergott vor dem entscheidenden Angriff auf den Berg im Stich lassen?

Lager 4, das am 8. Juli in 5800 *m* Höhe errichtet wurde, wird das Standlager für den eigentlichen Angriff, für den letzten harten Entscheidungskampf um den Berg. Es hat eine ungemein günstige Lage. Wir können von hier aus den ganzen Weg bis zum Hauptlager hinab übersehen und alle aufsteigenden Partien feststellen, ein Vorteil, den wir später bei den starken Schneefällen, als die einzelnen Lager oft tagelang voneinander abgeschnitten sind, besonders schätzen lernen. Bergwärts geht der Blick frei über die 800 *m* hohe Steilmulde. Sie ist das stärkste Bollwerk des Rangas, gefürchtet wegen ihrer enormen Steilheit und drohenden Lawinengefahr und dennoch die einzig für uns in Frage kommende Anstiegsroute.

Wir bauen Lager 4 mit Zelten und zwei großen Eishöhlen sorgfältig aus. Lustig flattern die Wimpel unserer kleinen Zeltstadt, bunt leuchten die deutschen, österreichischen, amerikanischen und englischen Farben in dieser Welt des ewigen Eises. Eines Tages bekommen wir hohen Besuch: Miß Knowlton steigt tapfer herauf bis zu uns, als seltener Gast herzlich begrüßt. Sonst erledigt sie mit großem Eifer und Geschick die wöchentlichen Presseberichte für die englischen und amerikanischen Zeitungen und waltet im Hauptlager durch Verteilung des Proviants, Anweisungen für die Köche und allerhand Näharbeiten hausfraulich ihres Amtes. Die Ankunft der Post ist hier in 6000 *m* Höhe jedesmal ein Fest. Da wird alles stehen und liegen gelassen, die Gedanken und Träume gehen über das Gipfelmeer des Hindukusch in die ferne Heimat. Ein sehr nettes Telegramm erreichte uns leider nicht und das kam so: ein Augsburger Freund wollte uns ein Kabel und gleichzeitig einem jungen Paar ein Telegramm zur Hochzeit schicken. Bei der Aufgabe wurden die Depeschentexte verwechselt und das erstaunte Brautpaar erhielt folgendes Hochzeitstelegramm: „Heißeste Glückwünsche zum Endkampf!"

Am 18. Juli haben sich sämtliche Teilnehmer in Lager 4 gesammelt, alle Vorbereitungen für den großen Angriff sind getroffen. Und am gleichen Tage, als ob's der Teufel so will, hat die Schönwetterperiode ein Ende. Es beginnt zu schneien. Wir sind zum Warten verdammt. Warten ist nie schön; im Schnee liegen und warten aber ist häßlich. Wir warten auf die Sonne und auf den Nanga Parbat, wir warten von einer Mahlzeit auf die andere, die uns der getreue Ramona bringt. Ramona ist unser Juwel, ein Geschenk des Himmels, und bereitet unermüdlich mit viel Liebe und manchmal vom Geschick begünstigten Gelingen unser Essen. Wir hatten eine reichhaltige Speisekarte: Konserven aller Art, Dörrgemüse, Teigwaren, getrocknetes Obst,

Butter und Käse. Unser köstlichstes und bevorzugtes Getränk war Himbeersaft mit Schneewasser. Zum Frühstück gab es Haferflocken in Milch, Kaffee oder Kakao mit Zwieback, mittags Maggi- oder Knorrsuppen, Fleischkonserven mit Makkaroni, hie und da als besonderen Leckerbissen Kartoffeln und geräucherten Schinken. Das feudalste Essen war aber doch die Keule von einem Oorial oder Steinbock, der im Hauptlager erlegt wurde. Infolge unseres Völkergemisches sind wir auf Grund der ausgetauschten Kochgeheimnisse auf die raffiniertesten Genüsse gekommen.

Freilich haben wir diese Künste nur im Hauptlager anwenden können. Denn in den Hochlagern, wo wir auf uns selbst angewiesen waren und die Zubereitung der einfachsten Gerichte viele Stunden dauerte, waren wir meistens zu angestrengt um noch zu kochen. Nach den schweren Mühen des Tages sind wir oft ohne Essen todmüde in unsern Schlafsack gekrochen. Es gehörte trotz unseres Hungers eine eiserne Energie dazu, daß wir uns wenigstens vorm Aufbruch ein warmes Frühstück machten. Zu diesem Zweck mußten wir in der bitteren Nachtkälte aufstehen und vor der Höhle oder dem Zelt im Freien den Benzinkocher bedienen. Unsere Primuskocher zeigten leider nicht die gleiche Anpassungsfähigkeit wie wir und streikten in den Höhen in boshafter und zeitraubender Weise. Hatten wir sie durch pflegliche Behandlung dann endlich zum Brennen gebracht, so kostete es noch allerhand Mühe aus großen Mengen Pulverschnee ein bißchen Wasser zu gewinnen.

In Lager 4 hat unser treuer Ramona uns alle diese Unbequemlichkeiten abgenommen und uns sorglich herausgefüttert; das war aber auch unser einziger Trost in jenen Julitagen, wo es nach 4 Wochen ununterbrochener Schönwetterlage zu schneien anfing. Unser Tatendrang wurde da auf eine harte Probe gestellt. Gipfel- und Siegerträume lagen begraben unter dem tiefen Neuschnee. Zu allem Überfluß stellt Dr. Hamberger bei Kunigk eine ernstliche Blinddarmreizung fest. Das Wort Blinddarmentzündung hat in 6000 *m* Höhe einen besonderen Klang. Erst allmählich begreifen wir, daß es heißt, gerade jetzt beim Hauptangriff einen unserer Tüchtigsten vom Stoßtrupp und unseren vielbenötigten Arzt zu verlieren; für diesen ist es besonders bedauerlich, daß er seine mit soviel Aufopferung und Sorgfalt durchgeführten höhenphysiologischen Versuche nun jäh abbrechen muß. Die beiden müssen einen qualvollen Marsch zurücklegen bis sie nach der mörderischen Hitze und entsetzlichen Wasserarmut der Sandwüsten am Indus endlich nach Gilgit kommen, wo Dr. Hamberger die Blinddarmoperation an Kunigk vornehmen konnte.

In unser Sorgen um unseren Kameraden klart das Wetter auf, leuchtet verheißungsvoll das Blau des Himmels. Überwunden und vergessen die lähmende Zeit untätigen Wartens. Mit siegender Kraft lockt die Sonne zum Angriff, zur Tat!

Am 23. Juli brechen Bechtold, Aschenbrenner, Herron und ich nach Lager 5 auf. Wir müssen ohne Kulis gehen, unsere Träger sind ausnahmslos erkrankt. Also kämpfen wir vier uns allein in redlicher Arbeit vorwärts. Grausam drücken die schweren Rucksäcke. Langsam nur kommen wir in dem tiefen, immer schlechter werdenden Schnee weiter. In der steil sich aufbäumenden Firnwand der Abbrüche des Rakiotpeaks wird die Spurarbeit zur hundertprozentigen Qual. Als endlich nach harter Mühe die nächste Eisterrasse erreicht wird, ist es noch ein gutes Stück Wegs bis zum Lager 5. In die Eintönigkeit des Aufwärtsstapfens bringt ein klaffender Bergschrund erwünschte Abwechslung. Ein 8-Meter-Sprung über die gähnende Tiefe der Spalte — und wir gelangen bald zu jener Stelle, wo die Rakiotbezwinger auf ihrem Rückweg eine kleine Eishöhle angelegt haben.

Ein herrlicher Platz, dies Lager 5 in 6200 *m* Höhe. Vor uns türmen sich die ewigen Eisburgen des Karakorums auf, der in seiner Wucht noch größer, in seinen Formen noch kühner ist als der Hindukusch. Nah erscheint der Ostgipfel des Nanga, berechtigt die Hoffnung, morgen den Grat zu erreichen.

Aber über dem folgenden Tag leuchtet kein guter Stern. Um 3 Uhr früh brechen wir auf. Der anfänglich gute Schnee geht bald in tiefen Bruchharscht über, mit unseren Lasten sinken wir knietief ein. Die Spurarbeit in 6300 *m* Höhe erfordert die letzten Kräfte. Wir kommen mit unsern schweren Rucksäcken trotz aller Willensaufbietung nicht mehr weiter und müssen, so hart es uns fällt, wieder zurück. Aschenbrenner, der sich am Rakiotpeak die Zehen erfroren hat, klagt über große Schmerzen; da die Erfrierungen 3. Grades sind, entscheidet es sich rasch, daß er absteigen und sich behandeln lassen muß. Dadurch scheidet wieder einer unserer Besten für den Weiterangriff endgültig aus. Uns allen fällt dieser Abschied von unserm Peterl sehr schwer.

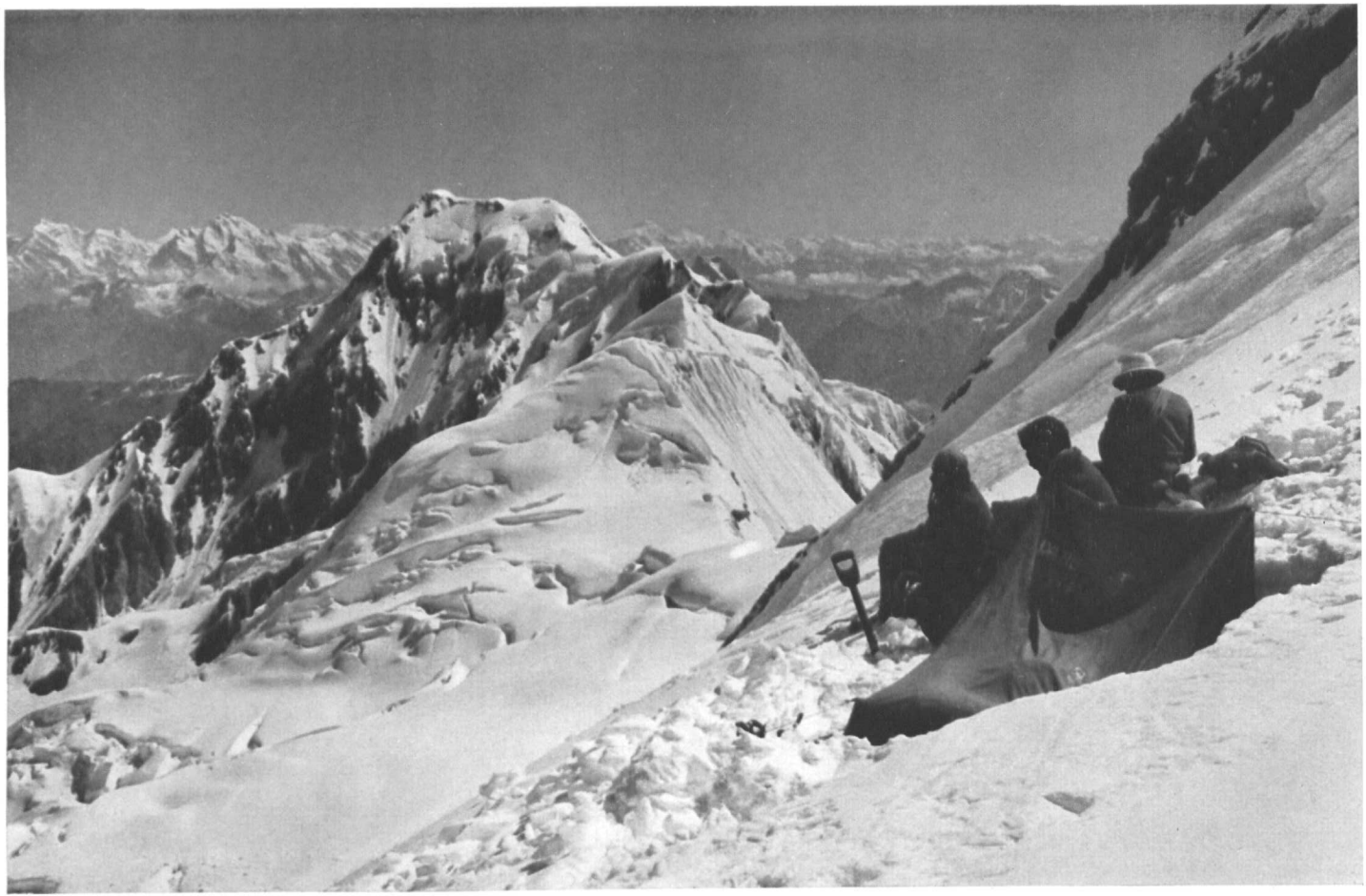
Jetzt gilt es vor allem das Problem der Mulde zu lösen. Ein Aufstieg über den Rakiotpeak zum Grat kam nicht in Frage. Zunächst bedeutete er einen beträchtlichen Umweg, dann aber wäre er auch infolge seiner technischen Schwierigkeiten für keinen Träger gangbar gewesen. So blieb nur die Möglichkeit über die Mulde vorzudringen. Die „Mulde" war unser Sammelausdruck für eine nahezu 800 *m* hohe Steilwand, deren unterer Teil durch steile Eishänge und gefährliche Seraks gekennzeichnet wird, deren oberer Teil aus Schneehängen besteht, die durchschnittlich 50° Neigung aufweisen. Die Mulde ist die Schlüsselstellung zum Gipfel des Nanga.

Am 25. Juli mache ich mich mit Bechtold auf den Weg, um das Gelände ganz genau zu erkunden. Seit Wochen beobachten wir es. Nie ist während dieser Zeit eine Lawine abgegangen, trotzdem die Seraks bös genug ausschauen. In diesem Augenblick aber, als wir gerade im Begriff sind, in die Mulde einzusteigen, löst sich vom Grat ein Eisturm und geht als riesige Lawine durch die Mulde nieder. Während von Lager 4 aus alles voller Spannung hinaufsieht und dies Naturereignis empfindsame Gemüter stark bewegt, sind wir nur um so entschlossener, den Weg durch die Mulde zu nehmen. Denn an jenem Teil des Grates, wo wir aufsteigen wollen, stehen keine Seraks.

Ich hätte mir zu diesem entscheidenden Gang keinen besseren Seilgefährten wünschen können als Bechtold, den Jugendfreund, den Treuesten der Treuen, der auch diesmal während der ganzen Monate am Nanga wieder mit mir durch dick und dünn gegangen ist. Ich werde es dem Freund nie vergessen, welch besonderen Dienst er neben seinen hervorragenden Qualitäten als Mensch und Bergsteiger der Expedition als deren unermüdlicher Chronist und tonangebender Photograph geleistet hat.

Ob wir es auch heute mitsammen zwingen werden? Seit langem beschäftigt die Mulde unser Sinnen und Trachten. Nun gilt es den Bann dieser drohenden Wand zu brechen. Wir kommen rasch zu den Seraks. Hier wird das Gelände sehr schwierig. Die Steilheit der überhängenden Eisbrüche ist ebenso groß wie die Gefahr der mit Einsturz drohenden Blöcke. Wir müssen jedes Wegstück vorher genau berechnen, um die heikelsten Stellen in möglichst raschem Tempo bewältigen zu können. Die Überlistung der Gefahrzone gelingt, jetzt setzen die technischen Schwierigkeiten ein: wir müssen den steilen Eishang hinauf die Stufenreihe legen, müssen den Anstieg für die Nachfolgenden gangbar machen. Kerbe um Kerbe schlagen wir in das harte Eis, eine anstrengende Arbeit in dieser Höhe. Pfeifend geht der Atem. Aber Zoll um Zoll arbeiten wir uns stetig hinauf, bis wir die Steilwand überwinden und ein harmloserer Hang ins obere Drittel der Mulde leitet. Aufatmend schütteln wir uns die Hände. Was ist erreicht? Der Weg durch die Eisbrüche ist gefunden. Der Anstieg ist so gelegt, daß die Lawinengefahr in der Mulde ausgeschaltet ist. Nunmehr ist's nur eine Frage der Zeit, bis wir den Grat gewinnen, der Weg zum Gipfel frei liegt.

Hart am Rand einer Spalte errichten wir in 6600 *m* Höhe Lager 6. Nach unserm Abstieg ins Lager 5 treffen wir dort Herron, Simon und Wießner. Noch immer ist es nicht gelungen einige Träger für den Stoßtrupp einzusetzen, noch immer sind wir deshalb gezwungen alle Lasten selbst zu schleppen, den Weg zwischen den einzelnen Hochlagern zwei- und dreimal zu machen, um Lebensmittel, Zelte und Schlafsäcke für



Blick vom Lager 6, 6600 *m*, auf die Chongra Peaks und das Karakorum

Der Nanga Parbat, 8120 *m*, von der „Märchenwiese", 3000 *m*, im Rakiottal

den Angriff nach vorn zu bringen. Im Gegensatz zu den Kulis ist von uns Sahibs niemand während der ganzen Expedition bergkrank geworden.

Bechtold und Herron sowie Simon und ich suchen nun oberhalb des Lagers 6 den Weiterweg zum Grat. Jedoch das harmlos aussehende Gelände steckt voller Tücken. Der Pulverschnee ist eiskalt und grundlos wie Fließsand. Ein Meter Höhe wird mühsam errungen — aber schon gleitet der Spurende wieder zurück. Schließlich bringen nur noch Herron und Simon die Energie auf, sich vorwärts zu kämpfen und schaffen mit unerhörter Willenskraft noch ein weiteres Stück. Aber dann müssen auch sie es aufgeben. Sollen wir hier steckenbleiben, wo der leuchtende Lichtsaum des Gipfelgrates so nahe lockt? Nein, wir müssen hinauf!

In diesem Augenblick, der alle Kräfte auf den Plan ruft, haben wir einen weiteren unersetzlichen Verlust: Herron und Simon sind infolge starker Angina gezwungen nach Lager 4 abzusteigen. Die Anstrengungen in dieser Höhe bedingen gesteigerte Mundatmung, damit verstärkte Neigung zu Erkältungen. Sauerstoffapparate hatten wir nicht mit, haben sie auch bis zu den von uns erreichten Höhen nicht entbehrt.

Der ganze Stoßtrupp ist nun auf uns drei, Bechtold, Wießner und mich zusammengeschmolzen. Wießner, der mir immer mit den Kulis viel Arbeit abgenommen hatte, brachte 2 Leute herauf, die einzigen Träger, die bis zum Lager 6 gekommen sind.

Am 29. Juli versuchen wir zu dritt über den oberen Teil der Mulde vorzudringen, diesmal ohne Rucksäcke, nur mit einer Schneeschaufel bewaffnet. Die Fortbewegung im spurenlosen Gelände ist ungeheuer mühsam. Bauchtief waten wir im Schnee. Die dünne Luft macht sich empfindlich spürbar. Im Schneckentempo gewinnen wir Höhe. Ein Schritt — fünf tiefe Atemzüge — der nächste Fuß, so kommen wir mit größter Anstrengung weiter. Noch eine Seillänge und wir stehen am Gipfelgrat!

Die Freude dieses Augenblickes läßt sich nicht beschreiben. Was wir seit langem gewünscht und erträumt haben, ist nun Erfüllung geworden. Heiß und hart waren die Kämpfe um diesen Grat. Glückstrunken stehen wir droben auf der lichtumflossenen Warte. Zum erstenmal zeigt sich der Hauptgipfel des Nanga. In lotrechtem, 5000 *m* hohem Sturzflug bricht er ins Rupaltal nieder, ein Eindruck von unvergleichbarer und nie gesehener Wucht der Linien.

Wir steigen nach Lager 6 ab, um am nächsten Tag die notwendigen Ausrüstungsgegenstände auf den Grat zu bringen. Der eine Träger, bergkrank, ist gänzlich auszuschalten, der andere weicht nicht von seiner Seite. Solche Schicksalsschläge sind hart. Aber nur jetzt nicht nachgeben, jetzt nicht den Angriff zusammenbrechen lassen!

Deshalb packen Bechtold und ich unverdrossen an und bewerkstelligen den Lastentransport, der ursprünglich für vier bestimmt war, zu zweit. Schwer beladen brechen wir zum Grat auf, wo Lager 7 errichtet werden soll. Grausam drücken die Lasten. Keuchend arbeiten unsere Lungen, unendlich langsam geht es vorwärts. Erst um 7 Uhr abends kommen wir auf den Grat. Es ist bitterkalt, wir haben keine Zeit mehr lange nach einem Lagerplatz zu suchen. Kurzerhand schlagen wir unser kleines Sturmzelt auf einer schmalen Brücke in einer Spalte auf. Morgen wollen wir den sanft geneigten Grat zum Ostgipfel begehen. Nur 5 bis 6 schöne Tage noch und der Sieg kann unser sein! Nichts anderes können wir mehr denken, mit dieser alles beherrschenden Hoffnung fallen wir ohne zu essen hier in 7000 *m* Höhe in einen tiefen, bleischweren Schlaf.

Am nächsten Morgen aber brauen dichte Nebelschwaden um den Berg. Trotzdem versuchen wir vorzudringen. Umsonst! Schneefall setzt ein und treibt uns zurück. Wir kauern in der Spalte und warten. Es hört nicht auf zu schneien. Uns bleibt nichts übrig als den Abstieg nach Lager 6 anzutreten. Undurchdringlicher Nebel zwingt uns zweimal zur Umkehr, bis wir endlich beim dritten Versuch den Weg durch die Mulde finden. Die Spuren des Vortages sind verweht. Bis zu den Hüften müssen wir durch den Schnee stapfen. Um keine Lawine loszutreten, steigen wir senkrecht ab. Einmal,

als wir keine andere Wahl mehr haben, müssen wir einen Bergschrund in sehr heikler Ausgesetztheit überwinden. Todmüde erreichen wir Lager 6.

Der unverminderte Schneefall am 1. August läßt uns den schweren Entschluß fassen auch von Lager 6 abzusteigen um die in mühsamer Arbeit heraufgeschafften Lebensmittel der Hochlager zu schonen. Überaus schwierig, zeitraubend und verantwortungsvoll ist der Rückweg mit dem bergkranken Kuli. Der Mann kann sich nicht mehr aufrecht halten, alle Augenblicke stürzt er ins Seil, bleibt lange liegen und schleckt dann wie idiotisch den Schnee. Über die steile Eiswand der Mulde bringen wir ihn nur mit Aufbietung unserer ganzen Kräfte und Nerven hinab. In Lager 5 treffen wir Captain Frier, unsern zuverlässigen Helfer, mit 4 Kulis; nur durch sein Zureden hat er die Leute durch den tiefen Neuschnee bis hierher gebracht.

Anhaltend schlechtes Wetter treibt uns weiter zurück auf Lager 4. Der Berg hat sich mit seiner stärksten Waffe, dem Schneesturm, unserer erwehrt. Der Schnee und das ständige Kuli-Elend sind uns zur Katastrophe geworden. Der erste große Angriff auf den Nanga ist abgeschlagen.

Wir warten nun in Lager 4 voll Ungeduld auf die Sonne, auf die Möglichkeit eines neuen Angriffes. Von den heraufkommenden Kulis ist schon wieder die Hälfte bergkrank. Trotzdem planen wir, als das Wetter am 4. August etwas aufklart, den zweiten Ansturm auf den Berg. Aber der nächste Tag schon vereitelt unsere Absicht mit neuem Schneefall. Trüber noch als das Wetter ist unsere Stimmung.

An einem Morgen, als sich für ein paar Stunden die Wolken verziehen, sehen wir hinunter ins Rakiottal, sehen die Matten leuchten, den Lagerrauch aufsteigen, blicken sehnsüchtig auf das dunkle Grün der Tannenwälder. Das alles aber lockt uns nicht mehr, wenn nach langen Tagen einmal der Nanga sein Haupt aus den Wolken hebt und nahe und klar sein Gipfel gleißt. In solchen Augenblicken reißt es uns empor aus der Stumpfheit des Wartens, mächtig lodern unsere Wünsche auf. Wieder setzt Schneefall ein. Die Decke des Neuschnees begräbt Siegeszuversicht und Gipfelglück.

Bechtold, Aschenbrenner und Simon, die zur Heimreise absteigen, raten zur Umkehr. Schwer trennen wir uns von den allzeit getreuen Kameraden. Wießner, Herron und ich aber wollen angesichts des am 14. August sich aufhellenden Wetters noch einmal unser Glück versuchen. Um alles für den letzten Angriff vorzubreiten, müssen wir zur Beschaffung der für die Kulis notwendigen Lebensmittel ins Hauptlager absteigen. Darüber vergeht eine Woche. Als wir endlich am 28. August vom Hauptlager aufbrechen können, ist die kurze Schönwetterperiode vorüber. Unser Aufstieg wird durch den am letzten Tag gefallenen Neuschnee sehr erschwert. Besonders für die Träger ist der jäh ansteigende Weg nach Lager 2 im haltlosen Pulverschnee eine Qual. Die Sonne brennt unbarmherzig auf uns nieder, als wir durch knietiefen Schnee die Steilhänge nach Lager 3 hinaufspuren. Bis wir Lager 4 erreichen, setzt neuerdings Schneetreiben ein. Unsere Leute klagen fast alle über Erfrierungen, von 12 sind 9 krank.

Am nächsten und jedem folgenden Tag fällt wieder Schnee, fällt und fällt und hält uns fest in Lager 4. Die Lager 5, 6 und 7 können nicht mehr geräumt werden. Bei 1,20 *m* Neuschnee und mit 9 kranken Kulis muß man die Hoffnung auf einen Achttausender aufgeben. Wir müssen zurück! Trotz dieser Einsicht kostet es eine schlaflose Nacht, bis wir uns zu diesem Entschluß durchgerungen haben. Denn hart war der Kampf, nahe der ersehnte Gipfel, doppelt schwer ist deshalb der Verzicht. Das aber bringen wir vom Nanga mit: er i s t ersteigbar, er ist auf u n s e r e m Weg ersteigbar. Wird er von uns erstiegen werden?

Streifzüge in den Cottischen und Grajischen Alpen

Von Fritz Müller, Wien

I. Cottische Alpen

Keine Großstadt im weiten Bereiche der Alpen erfreut sich einer derartig prächtigen und abwechslungsreichen Umgebung wie Piemonts Hauptstadt Turin. Keine eignet sich infolge der günstigen Lage, der vielen Täler, die hier zusammentreffen, und der zahlreichen Eisenbahnverbindungen, die allerdings hauptsächlich auf militärische Beweggründe zurückzuführen sind, besser als Standort für leichte, schwierige und schwierigste Unternehmungen aller Art. An beiden Ufern des Po gelegen, ist Turin eine der vornehmsten Städte Italiens, die sich durch breite lange Straßen, zahlreiche Denkmäler, schattenspendende Bogengänge und gute Gaststätten auszeichnet. Im Osten der Stadt erhebt sich in den Colli Torinesi auf einem 672 *m* hohen Hügel die Superga, eine weithin sichtbare Gruftkirche des savoyischen Königshauses. Aber nicht dieses gewiß sehr sehenswerte Bauwerk allein ist es, das den Bergwanderer dorthin lockt, sondern die geradezu überwältigende Schau, die sich an klaren Tagen auf dem Platze vor der Kirche entfaltet. Von den Ligurischen Alpen über die Cottischen, Grajischen und Walliser Alpen reicht der Blick bis zum Adamello, eine Aussicht wie sie im ganzen Alpenlande von einem so bequem zu erreichenden Punkte nicht mehr zu erschauen ist. Der Rundblick ist hauptsächlich deshalb ungemein eindrucksvoll, weil sich die nahen Riesen der Grajischen und Walliser Alpen fast ohne Vorberge aus der piemontesischen Ebene zu erheben scheinen. Im Südwesten ist es ein Berg, der immer wieder unser Auge auf sich zieht; es ist eine wunderbar ebenmäßige Pyramide, die sich kühn in die Luft bohrt, der Monviso, der König der Cottischen Alpen. Als ich im Herbste des Jahres 1931 auf der Superga stand und den Monviso erblickte, den ich noch nie aus so geringer Entfernung gesehen hatte, war mein Entschluß feststehend, daß ich ihn auch besteigen müsse. Weil die Jahreszeit schon weit vorgeschritten und ich ohne Gefährten war, mußte ich für dieses Jahr ohne Gipfelsieg von Turin abziehen. Jedoch war es mir auf der Fahrt nach dem Mittelmeere längere Zeit möglich, die steile Ostflanke des Monviso zu beobachten. Da ich für das Jahr 1932 einen Besuch von Turin und dessen Umgebung auf meinen alpinen Wunschzettel gesetzt hatte, war es nur natürlich, daß darauf der höchste Gipfel der Cottischen Alpen nicht fehlen durfte.

Die Cottischen Alpen, die, sei es infolge ihrer Entlegenheit, sei es infolge des Mangels an Gletschern und hervorragenden Schaustücken, die in den benachbarten Gruppen so zahlreich vorhanden sind, nur einen sehr geringen Besuch von deutschen Bergsteigern erfahren, liegen zwischen den Seealpen im Süden und den Grajischen Alpen im Norden und erstrecken sich zu beiden Seiten der französisch-italienischen Grenze vom Colle della Maddalena, 1996 *m*, bis zum Tale der Dora Riparia. Sie nehmen einen Flächeninhalt von rund 1600 km^2 ein, was, auf Ostalpenverhältnisse übertragen, ungefähr dem Gebiete der Schladminger, Wölzer und Rottenmanner Tauern, also einem gewiß sehr ansehnlichen Fleck Landes, entspricht. Um den Fuß des königlichen Viso gruppiert, sind die übrigen Gipfel der Cottischen Alpen, die ihren Namen von Cottius, dem Führer der Segusier ableiten, von be-

scheidenerer Höhe (2500—3300 *m*). Die Hauptkette wendet sich vom Viso unmittelbar nach Norden über die Berge Mt. Granero, 3171 *m*, Mt. Paravas, 2929 *m*, Pta. Ramiere, 3304 *m*, und Pta. Merciantaira, 3293 *m*, während die südliche Kette in den Gipfeln der L'Aiguillette, 3297 *m*, des Gd. Rubren, 3341 *m*, des Mt. Chambeyron, 3379 *m*, und des Mt. Sautron, 3166 *m*, ihre Haupterhebungen findet. Die franco-italienische Grenze verläuft entlang dieses Hochkammes. Von der Hauptkette zweigen die Täler ab, die an der französischen Westseite von den Wasserläufen der Durance, des Guil (Val Queyras) und der Ubaye, an der italienischen Ostseite von der Dora Riparia, dem Chisone, Pellice und Po, der Varaita und Maira durchströmt werden. In Turin enden alle diese Wasserläufe, die von den Cottischen Alpen nach Osten abfließen, im Po. Das Tal der Dora Riparia, die am Mt. Genèvre entspringt und das große Talbecken von Susa bewässert, wird in seiner größten Ausdehnung von der Bahnstrecke Turin—Modane durchfahren und begrenzt die Gruppe, wie schon erwähnt, im Norden. Außerdem ist unser Gebiet durch die Straßensättel Col de Genèvre, 1865 *m*, und Colle della Maddalena, 1996 *m*, überschreitbar. Ferner darf der Hauptkamm auf dem Colle di Sautron, 2689 *m*, Colle delle Traversette, 2950 *m*, und Colle Bousson, 2402 *m*, überquert werden. Es besteht also die merkwürdige Tatsache, daß auf dieser nur 100 *km* messenden, sehr wenig begangenen Grenzlinie sich außer in der Eisenbahngrenzstation noch 5 Paßkontrollstellen befinden, während auf der dreimal längeren, ungleich lebhafteren Verkehr aufweisenden österreichisch-italienischen Grenze nur an vier Punkten ein Grenzübertritt gestattet ist. In der Weltgeschichte hat das so abgelegene und einsame Gebiet der Cottischen Alpen wiederholt eine Rolle gespielt. Der Übergang über den Mt. Genèvre, den Mons Matrona der Römer, ist einer der ältesten der ganzen Alpenkette. Hier soll nach Aussage vieler Schriftsteller Hannibal seinen berühmten Übergang über die Alpen ausgeführt haben und Cottius soll es gewesen sein, der die Straße erbauen ließ. Die piemontesischen Täler im Osten sind jetzt der Hauptsitz der evangelischen Waldenser, die zur Zeit der Albigenser Kriege aus Frankreich dorthin flüchteten und sich trotz der blutigen Verfolgungen durch die Päpste behaupteten. Die ganze Gegend ist streng gehütete Militärzone, was besonders den Lichtbildnern zur Darnachachtung dienen möge, um vor unangenehmen Überraschungen verschont zu bleiben. Dafür wird die Gruppe von gutgehaltenen, breiten Wegen durchzogen, die von der Militärverwaltung für ihre Zwecke angelegt wurden und dem Bergsteiger zustatten kommen.

Ich verließ am 7. August 1932 in den frühen Morgenstunden Bozen, um über Verona und Mailand nach Turin zu reisen, das ich zum Standorte für unsere Unternehmungen gewählt hatte, und wo ich mit meinem Gefährten Hugo Tomaschek aus Wien zusammentreffen wollte. Im Bahnhofe Verona bekam ich schon einen Vorgeschmack der heißen Zeit, die uns bevorstand. Da mein Reisetag ein Sonntag war, war der Zuspruch an Fahrgästen besonders groß und es bedeutete eine wahre Erholung, sich nach der Schwüle in der lombardischen Tiefebene einige Zeit in dem Riesenbau des neuen Mailänder Bahnhofes ergehen zu können. Als der Zug Richtung Turin in die Halle geschoben worden war, wurde er von den vielen Hunderten in nervöser Hast gestürmt und weiter dauerte das Schwitzbad bis 3 Uhr nachmittag, als ich endlich an meinem Ziele anlangte. Da Turin von der Bahn in einem großen Bogen umfahren wird, hat man, bevor man zum Hauptbahnhofe Porta Nuova gelangt, Gelegenheit, noch in anderen Vorortestationen den Zug zu verlassen. Ich wählte dazu Porta Susa, weil sie gerade gegenüber dem Großgasthofe Dock & Milan liegt, in dem ich gute und preiswürdige Unterkunft fand. Weil ich von der großen Hitze des Tages recht ermüdet war und meinen Kameraden erst am nächsten Morgen erwartete, begab ich mich zeitlich zur Ruhe, um einen langen Schlaf zu tun. Ich mochte ungefähr 2 Stunden geschlummert haben, als ich durch eine laut kreischende Frauenstimme aufgescheucht wurde, aus-

deren aufgeregten Worten ich vorläufig nur „il signor Tomaschek" verstand. Ich vermutete zunächst ein Telegramm, einen Unglücksfall oder irgendeine Verhinderung meines Begleiters Tomaschek, denn um ihn handelte es sich. Allmählich konnte ich doch herauskriegen, daß Tomaschek bereits angekommen sei und mit mir zu sprechen wünsche. Rasch kleidete ich mich an und erfuhr von Tomaschek, daß alles in schönster Ordnung wäre und daß er von Wien mit einem früheren Zuge als vereinbart abgereist und daher entsprechend früher angekommen sei.

Monviso, 3841 *m*. Als Einleitungstur für unsere mehrwöchige Unternehmung hatten wir den Monviso auf den Plan gesetzt, um dadurch einen Einblick in die Cottischen Alpen zu gewinnen. Wir verließen daher am 8. August in den ersten Nachmittagstunden Turin und reisten über Pinerolo nach Barge, 357 *m*, das die Endstation der Bahnlinie und den Ausgangspunkt für Viso-Besteigungen bildet. Mit Rücksicht auf den mangelnden Kraftwagenanschluß und die große Tageshitze warteten wir in Barge die kühleren Abendstunden ab und traten unseren Marsch erst um 17 Uhr 15 Min. an. Anfangs noch der kräftigen Nachmittagsonne ausgesetzt, wurde es doch allmählich schattig und über eine Reihe von Straßenkehren erreichten wir den Engpaß La Coletta, 613 *m*, wo wir mit einem Schlage das grüne Talbecken von Paesana, 614 *m*, vor uns liegen sahen. Im Hintergrunde wurde auch die schroffe Pyramide des Monviso sichtbar, der gespensterhaft aus dem Dunst und Nebel aufragte. In Paesana, wo wir um 19 Uhr eintrafen, kehrten wir im Gasthofe Club Alpino ein, der uns recht gute und besonders billige Unterkunft und Verpflegung bot. Paesana wird wegen seiner reizenden, almenähnlichen Umgebung und hochflächenartigen Lage vielfach als Sommerfrische besucht, und auch in unserer Herberge befanden sich mehrere Sommergäste. Da es in Italien nicht Gepflogenheit zu sein scheint, selbst an schönen Sommerabenden das Nachtmahl im Freien einzunehmen, war auch in unserem Gasthofe die Damenwelt in Abendkleidung im Speisesaale versammelt. Wir ließen uns natürlich auf einer kühlen Terrasse nieder, wo für uns bereitwillig gedeckt wurde. Wenig erfreut waren wir über das plötzliche Auftauchen einer Jazzkapelle, die vom Tal für die Sommerfrischler zum Tanze eigens heraufgekommen war und uns mit ihren „echt italienischen" Weisen doch überaus schnell in den Schlaf spielte. Am nächsten Tage, dem 9. August, verließen wir um 5 Uhr 15 Min. Paesana. In der Morgenkühle konnten wir in dem anfangs breiten Wiesentale kräftig ausschreiten. Nach ungefähr einer Stunde nimmt das Tal schluchtartigen Charakter an, hohe Felswände treten nahe zusammen und lassen nur für den jungen Po und die Straße Raum. Nach 1½ Stunden strammen Marsches ließen wir uns nach dem 11 *km* langen Morgenspaziergange um 7 Uhr 45 Min. in Crissolo, 1333 *m*, im empfehlenswerten Albergo Club Alpino zu einem ausgiebigen zweiten Frühstück nieder. Crissolo, der letzte Ort im Tale, bis wohin auch Kraftwagen verkehren, besteht aus zwei Teilen. Villa, dem östlichen Teile, in dem sich mehrere große Gasthöfe befinden, und dem westlichen höher gelegenen Serre, das ein echt italienisches Bergnest ist. Außer den zahlreichen Sommergästen in Villa war auch viel italienisches Militär anwesend, das in der Umgebung Manöver abhielt. Der Besitzer des Albergo Club Alpino, ein freundlicher Mann, der auch Bergführer ist und den wir vorsichtshalber über den Weg zum Rifugio Quintino Sella, das wir zur Nächtigung in Aussicht genommen hatten, befragten, teilte uns zu unserer geringen Freude mit, daß in dem Hochtale, das von Crissolo den nächsten Zugang zum Schutzhause vermittelt, Scharfschießen der italienischen Gebirgstruppen stattfinde und es an diesem Tage für den Touristenverkehr gesperrt sei. Es blieb uns also nichts anderes übrig, den zwar viel lohnenderen, aber auch bedeutend weiteren Weg über Pian del Re zum Rifugio einzuschlagen. Um 8 Uhr 30 Min. schulterten wir unsere Säcke und stiegen, noch ein Stück von dem gefälligen Wirt begleitet, den größtenteils schattenlosen Saumpfad in westlicher Richtung hinan. Tief unten rauscht der noch ungestüme

Po, während unser Weg zwischen schönen Bergwiesen an dem Albergo Regina vorbei nach dem wichtigen Knotenpunkte Pian del Re, 2020 *m*, 10 Uhr 45 Min., führt. Hier steht südlich vom Wege auf einem kleinen Hügel das Berggasthaus gleichen Namens, während sich rechts eine Carabinierikaserne befindet. Pian del Re, das vom gewaltigen Viso beherrscht wird, ist der Schnittpunkt mehrerer Wege und infolge seiner nahen Lage an der Grenze von Finanzieri- und Carabinieri-Patrouillen überwacht. Westlich setzt sich der Weg zum Grenzsattel Colle delle Traversette fort, nördlich führt ein Militärweg zum Colle delle Gianna, wogegen sich der Weg zum Sellahaus scharf nach Süden wendet. Um 11 Uhr 5 Min. setzten wir uns wieder in Bewegung und zogen, an den Poquellen vorüber, dem stark ausgeprägten, ehemals vergletscherten Hochtale am Fuße des mächtigen Visostockes entgegen. Bald ist der prächtige Lago Fiorenza erreicht, der an seinem östlichen Ufer umgangen wird; allenthalben deuteten Strohreste auf kürzlich verlassene Truppenlager hin. Der Militärweg führt auf einen flachen Sattel, von dem aus links unten der Lago Chiaretto und unmittelbar vor uns die riesige Stirnmoräne des alten Visogletschers sichtbar werden. Da der Weg sehr fürsorglich angelegt ist, wird trotz der namhaften Hitze der höchste Punkt der Moräne ohne übermäßige Anstrengung erreicht, von wo uns eine geröllreiche, wilde, aber flache Talfurche zwischen Viso Mozzo östlich und Monviso westlich über die unbedeutende Anschwellung des Colle dei Viso zum Lago Grande di Viso bringt, an dessen Ostufer sich das neue stattliche Rifugio Quintino Sella, 2640 *m*, erhebt. Um 14 Uhr war unser Tagewerk beendet. Der erzwungene Umweg hatte uns 2 Stunden Zeit gekostet. In der Hütte wurden wir freundlich aufgenommen und fanden gute, aber teure Verpflegung. Um 3 Uhr 50 Min. des nächsten Tages verließen wir das Schutzhaus. Der breite Militärweg wendet sich, anfangs etwas abwärts, südlich dem Passo Gallarino zu, während von ihm am Südende des Lage di Viso bei der Militärmarke 27 ein Pfad westlich abzweigt und hinüber an die Visoseite leitet. Es tauchten in der Dunkelheit bald einige hohe Kletterstellen auf, die Achtsamkeit erfordern. Jedoch sind durchwegs deutliche Spuren vorhanden, so daß das Wegfinden vorläufig keine Schwierigkeit bereitet. Nachdem eine Felsrippe überschritten war, gelangten wir in eine von der Hütte aus nicht sichtbare steile, geröllreiche Schlucht, durch die wir auf den Passo delle Sagnette, 2991 *m*, 5 Uhr 15 Min., stiegen. Dieser wilde Hochsattel, der im Südostkamme des Visostockes gelegen ist, eröffnet nach Westen den Blick in ein altes Gletschertal, dessen Überreste die Laghi delle Forciolline bilden. In dieses Gletschertal, das ungefähr 100 *m* unter dem Sagnette-Sattel liegt und bei diesem aus der West-Ost-Richtung in eine nordsüdliche übergeht, um sich dann in den Viso-Abstürzen und dem kleinen Ghiacciaio del Viso zu verlieren, stiegen wir auf deutlichen Steigspuren ab und hätten, die Talsohle erreicht, dann vollen Einblick in die Südflanke des Berges gehabt. Leider war uns diese wichtige Orientierungsmöglichkeit infolge Nebels vorläufig versagt. Aber, als ob der Viso den Wunsch zweier so seltener Gäste aus dem rauhen Norden gehört hätte, er entledigte sich in kurzer Zeit seiner Nebelkappe und wir konnten unseren weiteren Anstieg an dem prachtvoll aufragenden, ungemein eindrucksvollen Berge in großen Zügen festlegen. Links abseits vom Wege auf einem Felshöcker thront das alte Rifugio Quintino Sella, 3047 *m*, das aber ausgebrannt und zum Übernachten nicht mehr geeignet sein soll.

Wir stapften also im öden Hochtale zwischen großen Felsblöcken und auf langen Schneefeldern aufwärts. Infolge der reichlichen Altschneelage verfehlten wir die Abzweigung zum gewöhnlichen Wege, der sich auf der ersten breiten Rampe nach Osten wendet, und stiegen etwas weiter nördlich davon über steile Firnfelder zwischen dem Ost- und Südgrat steigeisenbewehrt sehr flott in die Höhe, bis wir in einem kleinen Sattel von rechtsher den gewöhnlichen Weg trafen (7 Uhr 30 Min.). Über Schnee-

kehlen und den Felsgrat, der zwar brüchig ist, aber an keiner Stelle eine ernste Schwierigkeit bereitet, geht es aufwärts, Geröll wechselt mit kaminartigen Gebilden und Querungsstellen. Die Steilaufschwünge werden mit Ausnahme des obersten links umgangen, die Gipfelrinne gequert und in der nächsten Begrenzungsrinne zum Gipfel angestiegen. Nach zweistündigem Klettern verkündet eine Menge leerer Konservenbüchsen und Glasscherben die Nähe des Zieles und um 9 Uhr 45 Min. standen wir bei dem mächtigen eisernen Kreuz, das, ähnlich wie auf dem Großglockner, die Spitze krönt. Alle Täler waren mit dichtem Nebel erfüllt und nur die höchsten Bergspitzen sichtbar. Von der vielgerühmten Viso-Aussicht blieben bloß der Montblanc und einige Dauphinériesen übrig, die sich aber auch bald im Nebel verkrochen. Eigenartig war jedoch das Schauspiel, das sich uns aus dem Hochtale im Osten bot. Von dort aus ertönten ganz deutlich die Klänge einer Militärkapelle und nächst dem Lager fand eine Parade statt, bei der die Truppen im Gänsemarsch defilierten. Da an Fernsicht heute nicht mehr zu denken war und im Gegenteile ein Gewitter im Anzug zu sein schien, verließen wir um 10 Uhr 30 Min. unsere Hochwarte. Ich war zwar von der ersten anstrengenden Bergfahrt etwas ermüdet, erholte mich aber beim Abstieg sehr rasch. Nebel krochen von allen Seiten heran und unsere roten Markierungsblätter leisteten uns sehr wertvolle Dienste. Den steilen Schneehang, der uns im Aufstiege so sehr gefördert hatte, vermieden wir wegen seiner gründlichen Durchweichung und stiegen im Fels auf der gewöhnlichen Route ab, auf der das Wegfinden nicht leicht war. Die nächste Umgebung nimmt schluchtartigen Charakter an, deren Landschaftsbild durch das Nebeltreiben noch wilder gestaltet wurde. Nach Verlassen der Felsen betraten wir einen gänzlich aufgeweichten Schneehang, über den wir in der Ziehung nach rechts das Hochtal erreichten. Im Rückblicke macht die soeben verlassene, außerordentlich zerrissene Schlucht einen derartig unwegsamen und unsäglich wilden Eindruck, daß es begreiflich war, daß wir am Morgen hier ein Durchkommen nicht für möglich gehalten hatten. Da sich das Wetter schon sehr verschlechtert hatte und der Ausbruch des Gewitters zu erwarten war, rasteten wir im Kar nur kurze Zeit und stiegen zum Col delle Sagnette an, wo wir uns von 14 bis 14 Uhr 15 Min. aufhielten. Die Schlucht war schon gänzlich vernebelt, so daß wir sie mit möglichster Eile zurücklegten und in der dritten Nachmittagstunde im Rifugio eintrafen. Nach gründlicher Rast und Stärkung schieden wir um 17 Uhr und stiegen auf dem Reitwege in dem öden, vollständig baumlosen Hochtale in nordöstlicher Richtung ab, wo uns auch endlich das schon so lange erwartete Hochgewitter in ausgiebiger Weise ereilte. Doch gestrenge Herren regieren nicht lange, und so zog auch dieses bald vorüber und um 19 Uhr 10 Min. marschierten wir in Crissolo ein. Unsere Visofahrt war zur vollsten Zufriedenheit verlaufen und wir hatten einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick in das schwach besuchte Gebiet der Cottischen Alpen erhalten. Bei weniger großem Verständnis des Wirtes vom Gasthof Club Alpino hätte mich ein kleines Versehen beinahe dem Arme der Gerechtigkeit ausgeliefert. Ich hatte nämlich meinen Reisepaß in Turin vergessen, und da in den italienischen Alpen die Meldevorschrift in den Hütten zwar gar nicht, im Tale aber dafür sehr streng gehandhabt wird, so kostete es keine geringen Schwierigkeiten, über diese Klippe hinwegzukommen. Weil ich aber glücklicherweise die Angaben in meinem Passe im Kopf hatte, so erklärte sich der Herbergsvater schließlich auch ohne Paß zufrieden.

Ganz eigenartige Zustände bestehen bei der Postkraftwagenverbindung Crissolo—Barge. Nicht nur, daß der Wagen zu der bloß 20 *km* betragenden Strecke, die noch dazu 1000 *m* Gefälle aufweist, 1½ Stunden benötigt, also nur die halbe Zeit eines flotten Fußgehers. Diese übermäßig lange Fahrzeit wird dadurch erreicht, daß der Wagen, der auf der Strecke flott fährt, in Paesana und selbst noch im Orte Barge, knapp vor dem Bahnhofe, unerklärlich langen Aufenthalt nimmt. Der letzte Wagenkurs von Crissolo bringt es sogar fertig, den Anschlußzug in Barge trotz der langen

Fahrzeit um eine Minute zu versäumen. Man merkt die Absicht und wird verstimmt! Da der Viso als Einölungstur sehr ausgiebig war und auch meinen Kameraden Tomaschek in bezug auf Kraftverbrauch vollkommen befriedigt hatte, das Wetter überdies noch sehr gewittrig aussah, verbrachten wir die Vormittagstunden des 11. August in Crissolo und reisten nachmittag nach Turin, wo wir um 19 Uhr eintrafen. Den Vormittag des nächsten Tages verwendeten wir zum Besuche des Alpinen Museums des italienischen Alpenklubs auf dem Kapuzinerberg. Dieser ist ein unmittelbar am Po aufragender bewaldeter Hügel, zu dem eine Seilbahn hinanführt. Im Alpinen Museum sind Bilder, Karten und Hüttenmodelle, hauptsächlich aus dem Arbeitsgebiet der Sektion Turin, ausgestellt; selbstverständlich hält es mit dem Alpinen Museum in München keinen Vergleich aus. Von der Aussichtwarte umfaßt der Blick an klaren Tagen die Stadt, die Ebene und die Alpenkette von den Seealpen über den Monviso bis zur Monte-Rosa-Gruppe.

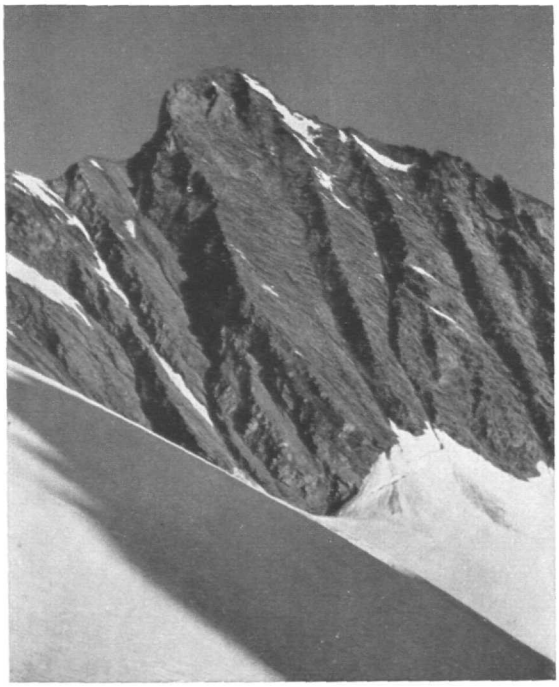
II. Grajische Alpen

Das nächste Gebiet, das wir zu durchwandern beabsichtigten, waren die Grajischen Alpen. Mit Ausnahme des Gran Paradiso, der von deutschen Bergsteigern manchmal vor oder nach dem Besuche des Montblanc „mitgenommen" wird, wird auch diese Gruppe von Deutschen stiefmütterlich behandelt. Von ihrer Ausdehnung auf italienischem und französischem Boden macht man sich bei uns kaum eine Vorstellung. Begrenzt von der Dora Riparia im Süden und der Dora Baltea im Norden, von der Isère und dem Arc im Westen und der italienischen Ebene im Osten, nimmt sie einen Flächeninhalt von mehr als 3000 km^2 ein, was in den Ostalpen annähernd dem Gebiete der Zillertaler Alpen, Venedigergruppe und Rieserferner entspricht. Die Grajischen Alpen zerfallen in mehrere, an sich schon bedeutende Untergruppen, die sich alle durch namhafte Vergletscherung und prächtige Bergformen auszeichnen, und von denen die Paradiso-Gruppe mit den höchsten Gipfeln die schönste ist. Da sie sich unmittelbar vor den Toren Turins erhebt, erfreut sie sich auf ihren Hauptwegen eines lebhaften Besuches der Bergsteiger dieser Stadt. Nur sie hat von den ganzen Grajischen Alpen einen nennenswerten Verkehr aufzuweisen, der allerdings hauptsächlich mit dem Stolz der Italiener, dem Nationalpark, zusammenhängt. Dies um so mehr, als nicht nur von Norden, der gewöhnlich als Zugang gewählt wird, sondern auch von Süden tief eingeschnittene Wasserläufe, die drei Sturatäler und das Orcotal, in die Bergwelt eindringen und mit Eisenbahn- und Kraftwagenverbindungen versehen sind.

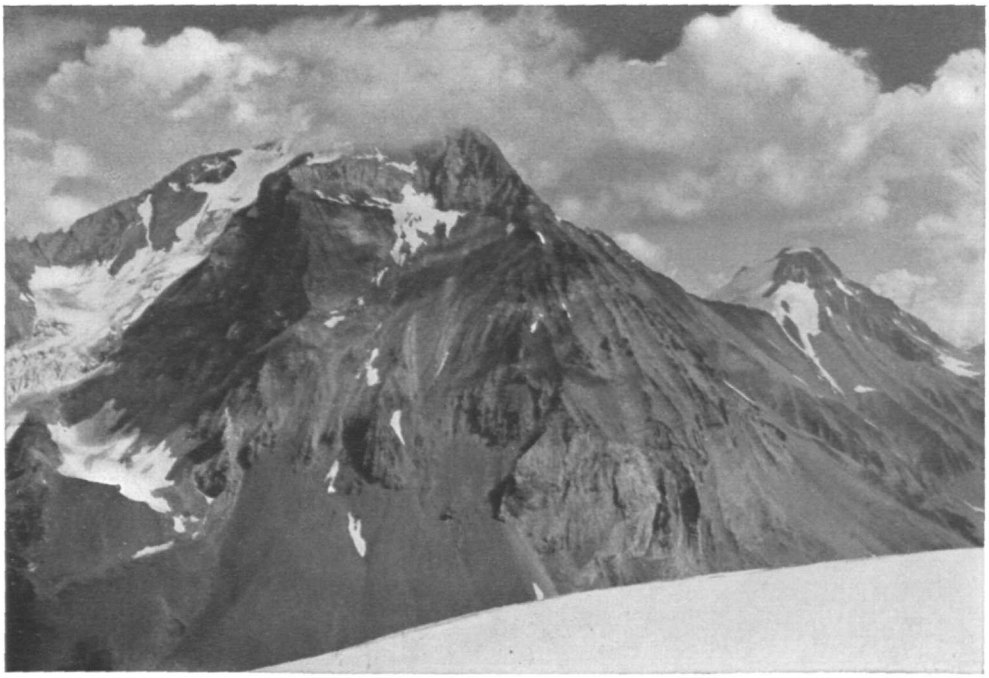
Ziemlich gleichmäßig verteilt liegen die Grajischen Alpen, die Alpes Graiae des Altertums, auf italienischem und französischem Gebiete und leiden als Grenzgebirge ebenso wie die Cottischen Alpen auf beiden Seiten unter der militärischen Bewachung. Zur Sommerszeit halten die beiden lateinischen Brüder mit Vorliebe hart an der Grenze ihre Manöver ab, die häufig auch mit Scharfschießübungen und entsprechender Absperrung verbunden sind. Außer der Weltverkehrslinie, der Mont-Cenis-Bahn, im Süden, kann die Grenze noch auf folgenden Sätteln begangen werden: Colle della Scala (Col de l'Echelle der Franzosen), 1760 *m*, verbindet Bardonnecchia mit Briançon; Colle del Piccolo Moncenisio, 2182 *m*, wird von einem Saumwege überschritten, der vom Mont-Cenis-See an von der Mont-Cenis-Straße ins oberste Ambintal und damit in die Maurienne führt; Colle del Grande Moncenisio, der allbekannte Mont-Cenis-Paß, 2084 *m*, über den die von Napoleon I. angelegte Straße zieht, die Susa im Tale der Dora Riparia mit Lanslebourg in der Maurienne verbindet; Colle d'Arnas, 3010 *m*, ein mäßig vergletscherter Hochpaß zwischen Punta d'Arnas und Cima Martelli, der aus

Paradisogruppe vom Col Lauzon

Ciamarella, 3676 *m*, vom Albaron



Grivola von Süden



Grande Casse, 3861 *m*, und Grande Motte, 3663 *m*, von der Pointe de la Réchasse

dem Tale der Stura di Ala in das oberste Arctal führt; Colle di Rhêmes, 3094 *m*, gleichfalls ein vergletscherter Paß, der das Val di Rhêmes mit dem obersten Isèretal verbindet; der Col du Mont, 2646 *m*, der unvergletschert ist und über den man vom Val Grisanche das Isèretal bei St. Foy-Tarentaise erreicht; schließlich als letzter und für die Gruppe am wenigsten wichtig der kleine St. Bernhard, über den eine gut gehaltene Straße in vielen Kehren aus dem Tal der Dora Baltea ins Isèretal führt, das sie bei Séez trifft. Wir sehen auch im Gebiete der Grajischen Alpen die auffallende Erscheinung, daß in einem Grenzabschnitt mit geringem Verkehr und von nur 120 *km* Länge nicht weniger als 8 erlaubte Übergänge, einige sogar in der Gletscherregion, vorhanden sind. Eine einfache Verhältnisrechnung ergibt, daß infolgedessen auf 300 *km* Länge der österreichisch-italienischen Grenze 20 Übergänge entfallen müßten. An Schutzhütten sind die Grajischen Alpen für Westalpenverhältnisse nicht schlecht ausgestattet, da sie ungefähr zwei Dutzend Unterkunftstätten zählen, von denen fünf auf das französische Gebiet entfallen.

Versuch auf die Levanna. Da wir zunächst beabsichtigt hatten, die Paradisogruppe zu besuchen und sie von Süden nach Norden zu durchwandern, verließen wir in den ersten Nachmittagstunden des 12. August das backofenähnliche Turin, um in das Tal des Orco, Valle di Locana genannt, zu gelangen. Die Eisenbahn fährt über Rivarolo nach Pont Canavese, einem Städtchen mit zwei verfallenen Wartürmen. Die nach Westen ziehende Landstraße führt im lieblichen Locanatale zwischen Fruchtäckern, Rebengeländen, Kastanien- und Walnußbäumen aufwärts bis Noasca. Hier ändert sich das Landschaftsbild gründlich. Noasca, ein winziges malerisches, ärmliches Bergnest, das förmlich in die Felsen hineingebaut ist, wird durch einen prächtigen Wasserfall belebt, der der Schlucht der Noaschetta entströmt. Die Straße leitet in steilen engen Kurven zwischen haushohen Felsblöcken durch einen wilden Engpaß, der vom Orco durchbraust wird. Nachdem der Kraftwagen in schneidiger Fahrt die Talstufe überwunden hat, wird das Tal wieder etwas breiter und wir gelangen nach Ceresole Reale, 1495 *m*, wo wir im Albergo Levanna Nachtlager fanden. Ceresole ist eine kleine Gemeinde, die außer weitzerstreuten Häuschen aus den drei Gasthöfen Grand Hotel, Levanna und Blanchetti besteht. Da unser Aufenthalt in Ceresole in die italienischen Ferien „Ferragosto" fiel und der Ort von Sommergästen stark besucht wird, mußten wir froh sein Platz zu finden. Die Haupttätigkeit dieser auf kurze Zeit der Stadt Entflohenen besteht darin, daß sie stundenlang vor den Gasthöfen sitzen oder auf der Fahrstraße lustwandeln, mit großer Spannung die Zeitungen erwarten, die der Corriere täglich bringt, und mit besonderer Pünktlichkeit bei den reichlichen Mahlzeiten erscheinen. Eine Sehenswürdigkeit allerdings hat Ceresole in der letzten Zeit dadurch erhalten, daß man mit Hilfe von uralten Gletscherschliffen und einem gewaltigen Damm das Wasser des Orco zu einem prächtigen, mehrere Quadratkilometer umfassenden See gestaut hat und zum Betriebe eines Kraftwerkes verwendet. Unsere Reise nach Ceresole hatte nicht nur den Zweck, den Ausgangspunkt für unsere Paradisofahrten zu erreichen, sondern wir beabsichtigten vorher eine der Levanna-Spitzen, die das Talbild im Südwesten beherrschen, zu besteigen. Der mächtige Levannastock, über den die Grenze in westöstlicher Richtung verläuft, zählt vier Gipfel; Levanna occidentale, 3593 *m*, Levanna centrale, 3619 *m*, Levanetta, 3428 *m* und Levanna orientale, 3555 *m*. Zwischen den beiden letztgenannten liegt der tiefeingeschnittene Col Perduto, 3242 *m*. Am leichtesten ist, wie wir uns bei einer späteren Gelegenheit überzeugen konnten, die Erreichung der Levanna-Spitzen von der französischen Seite, von wo sich die Ersteigung der Levanna centrale über den auf der Südseite eingebetteten Glacier de la Source de l'Arc, die Levanna occidentale mit Benutzung des gleichen Gletschers von Nordwesten und die Levanna orientale

über den Südgrat vom Col Girard, sowie vom Col Perduto über den Nordgrat durchführen läßt. Herr Eugenio Ferreri, Sekretär der Sektion Turin des C. A. J., an den ich mich infolge der sehr spärlichen Literatur um Auskunft über die Levanna-Besteigung von Osten gewendet hatte, hat mir in liebenswürdiger Weise folgenden Bescheid gegeben:

Als Ausgangspunkt für die sehr lohnende Besteigung der Levanna orientale gilt das kleine nicht bewirtschaftete Rifugio de la Gura, 2230 *m*, im Valle Grande di Lanzo, einem der Quelltäler des nördlichsten Stura tales, der Valle Grande di Stura. Das Schutzhaus ist geschlossen, der Schlüssel beim Sekretariat der Sektion Turin oder beim Hüttenwart, Johann Girardi in Forno, zu beheben, von wo es in 3 Stunden zu erreichen ist. Das Schutzhaus ist nicht im guten Zustande, weshalb in einer Entfernung von 20 Minuten östlich das neue Schutzhaus Paolo Davisso, 2400 *m*, erbaut wird und im September 1932 in Benützung gegeben werden soll. Von der Gurahütte geht man auf Steigspuren über Wiesen und Moränen zum Fornogletscher, von diesem kann man den Passo del l'Arc, 3203 *m*, ersteigen und weiter den zackigen felsigen Südgrat bis auf die östliche Levanna unter mittleren Schwierigkeiten verfolgen; oder man erklimmt die leichte Ostseite über Schnee und Felsen, 4 Stunden. Den Abstieg führt man zum Col Perduto auf dem leichten Nordgrat über Fels und Schnee in 40 Minuten aus. Vom Col Perduto führt in der Richtung Ceresole eine steile Schneerinne hinab. Wenn günstige Verhältnisse herrschen, kann man durch diese Rinne absteigen, indem man sich, um dem Steinfall zu entgehen, links hält bis auf die Höhe des Levanna-Schutzhauses, Rifugio Leonesi, 2800 *m*. Bei schlechten Verhältnissen steigt man ein kurzes Stück durch die Rinne ab, wendet sich links um ein Felsband zu erreichen, das zum Schutzhause hinabführt. Von diesem leitet ein Steig bis Ceresole.

Da die Besteigung der Levanna von der Gurahütte aus für uns einen zu großen Umweg und Zeitverlust bedeutet hätte, wählten wir als Stützpunkt das Rifugio Leonesi, das in der unklaren italienischen Militärkarte 1 : 50 000 am Nordostausläufer der Levanetta zu suchen ist. Als ich nach unserer Ankunft in Ceresole vom Hotelfenster aus die Levanna betrachten wollte, machte ich die unliebsame Entdeckung, daß aus meinem Gepäck mein Zeißfeldstecher fehlte, der mir nur im Rifugio Quintino Sella abhanden gekommen sein konnte. Wir hatten, so wie es im ganzen Alpenbereiche üblich ist, unser Gepäck auf unserer Lagerstätte während der Bergfahrt zurücklassen und diese günstige Gelegenheit hat offenbar ein Liebhaber optischer Instrumente benutzt, um sich in den Besitz meines Zeißglases zu setzen. Aber nicht genug daran. Auch Tomaschek hat mehrere Tage nach unserem Aufenthalte in der genannten Hütte entdeckt, daß ihm sein Höhenmesser und sein Kompaß fehlen, die sich zweifellos derselbe Sammler angeeignet hat. Eine sofortige Anzeige an sämtliche in Betracht kommenden Stellen, auch an die S. Saluzzo des C. A. J., der die Hütte gehört, war ohne Erfolg. Dieser schwere Verlust möge allen Bergsteigern zur Lehre dienen, daß sie bei Verlassen der Hütte ihr Gepäck dem Hüttenwirt zur Aufbewahrung übergeben, damit nicht in ihrer Abwesenheit ein Marder sich auf bequeme Weise in den Besitz so wertvoller und unentbehrlicher Ausrüstungsgegenstände setzt und dadurch das Vertrauen schmälert, das man noch in den Bergen den Menschen entgegenbringt.

Wir brachen also am 13. August bei schönem Wetter um 8 Uhr 20 Min. von Ceresole auf, um das unverproviantierte und geschlossene Rifugio Leonesi zu erreichen, das 5 bis 6 Stunden entfernt sein soll. Durch den großen Stausee hat sich oberhalb Ceresole das Landschaftsbild gründlich geändert; dort wo man früher wahrscheinlich bequem an das andere Ufer des Orco gelangen konnte, breitet sich jetzt eine gewaltige Wasserfläche aus. Leider hatten wir dieser wichtigen Angelegenheit bei unserer Erkundigung nicht den entsprechenden Wert beigelegt, so daß wir jetzt auf dem guten

Sträßchen am Nordufer des Sees nahezu eine Stunde dahinwandern mußten, bis es uns beim Weiler Villa am Ende des Sees möglich war, auf einem Steg den Bach zu überschreiten. Nun waren wir wohl endlich auf der richtigen, der südlichen Talseite, mußten aber ein ganz gehöriges Stück zurückgehen um endlich den Beginn des Hüttenanstieges zu erreichen. 1½ Stunden waren trotz großer Beschleunigung verloren gegangen. Der schmale Weg windet sich nun durch Lärchen- und Krummholzbestände steil schräg rechts aufwärts, umgeht den tief eingerissenen Rio del Dres und erreicht über schon vielfach verwachsene Karren- und Geröllfelder, die auf einem Hügel befindliche Alm Foppa, wo wir um 12 Uhr eintrafen. Diese Alm liegt nebst mehreren anderen auf einem großen, nach Norden offenen Almboden, der einst von den Eisfluten des stark zurückgegangenen Ghiaccaio del Forno bedeckt war. Südöstlich von der Hütte befindet sich der von hier nicht sichtbare Lago di Dres und den Abschluß des Kessels im Süden bilden die Felshörner Corno Bianco bis zur Levanna. Auch durch die grünen Wiesenflächen verliert dieses Bild nicht an Düsterkeit, um so mehr als inzwischen sich das Wetter, das am Morgen recht günstig erschienen war, gründlich geändert hatte. Dichte Nebel rangen um die Bergspitzen und erfüllten den Kessel. Die Aussicht, bei diesem Wetter ohne Weg und Steg die Levannahütte zu finden, war sehr gering, da ein schweres Gewitter unausbleiblich war. Ich konnte mich daher zum Weitergehen nicht entschließen; nach langer Beratung wollte Tomaschek doch einen Angriff versuchen, um unter Vermeidung des Rifugio Leonesi durch die oben erwähnte steile Schneerinne, die vom Col Perduto herabzieht, den Levannagipfel zu erreichen. Er überquerte mit flinken Schritten den Almboden gegen Westen und entschwand im Nebel rasch meinen Blicken. Um 15 Uhr verließ ich die recht schmierige Alm, die wir nur für den äußersten Notfall zum Übernachten ausersehen hatten, und stieg wieder zu Tal. Das schon mehrere Stunden drohende Unwetter entlud sich nun mit Macht und ich beeilte mich, die Hochfläche möglichst rasch zu verlassen. Ich stürmte durch den Wald abwärts und stand nach drei Viertelstunden wieder am Stausee. Da uns schon im Aufstiege zur Alm Sommerfrischler begegnet waren, war es uns klar, daß es einen bedeutend näheren Weg dorthin geben müsse, als den wir eingeschlagen hatten. Ich wendete also jetzt meine Schritte auf dem guten Sträßlein nach Osten und stand auch alsbald in der Nähe des mächtigen Dammes, den ich auf betonierten Treppen erreichte. Am linken Ufer jedoch ist das Wegfinden zur Straße durchaus nicht leicht und ich war mit unserem Schicksale von heute morgen vollkommen ausgesöhnt, da ich mir sagen mußte, daß der Durchschlupf durch dieses Wirrsal von Wegen, Treppen und Brücken bei vollständigem Mangel von Wegweiser-Tafeln für den Unkundigen nicht zu finden ist. Um 16 Uhr 30 Min. rückte ich in Ceresole wieder ein und stärkte mich im Kaffeehaus des Albergo Blanchetti, das Bergsteigern infolge seiner weniger hotelmäßigen Aufmachung bestens empfohlen werden kann. Nach einer Stunde folgte auch Tomaschek nach, der wegen des mächtigen Hochgewitters und der damit verbundenen Blitzgefahr die Besteigung aufgeben mußte. Unser Unterkommen für die Nacht suchten wir wieder im Hotel Levanna, da wir dort unser Gepäck hinterlegt hatten.

Col di Nivolet, 2641 *m*. Nachdem es die ganze Nacht heftig geregnet hatte, zogen wir am Morgen des 14. August bei sehr unsicherem Wetter um 6 Uhr 15 Min. los. Unser Ziel waren der Col di Nivolet und das Val Savaranche. Auf guter Straße zieht unser Weg nach Westen, am Stausee und einigen unter Wasser gesetzten Häusergruppen vorbei, ein ansehnliches Stück in sanfter Steigung taleinwärts. Wiederholt setzte Regen ein, den wir zu nicht unerwünschten kleinen Rasten benutzten, um die schweren Säcke von den Schultern zu bringen. Zu sehen war von der wilden Gegend nur das Fußgestell der Berge, da die Nebel tief herabhingen. Auf der Automobilstraße, die selbstverständlich nur aus strategischen Gründen gebaut wurde, gelangten wir bis zur Häuser-

rotte Chiapili, wo die Straße endet und eine sogenannte „mulattiera" beginnt, wie man in den italienischen Alpen die Saumpfade und Jochwege, die aber auch zwei Meter breit sein können, benennt. In Chiapili di sotto ladet eine Osteria mit Übernachtungsgelegenheit zur Rast ein. Wir machten davon keinen Gebrauch, sondern setzten unseren Marsch bis zur nächsten Weggabelung fort. Westlich zieht von dieser ein Pfad über den verhältnismäßig bequemen aber nicht offenen Grenzsattel Passo di Galisia, 2998 *m*, ins Isèretal, wogegen sich der Weg zum Col di Nivolet in sehr langen, mäßig steilen Kehren, in allgemeiner Richtung nach Norden wendet. Von dem zweifellos prächtigen Blick auf die wilden Tarentaise-Berge genossen wir infolge des Nebels nicht gar viel, wir waren jedoch wegen unseres schweren Gepäckes froh, daß der Regen aufgehört hatte und kühles Wetter herrschte. An der Alm Bestalone, 2360 *m*, die wir gegen 10 Uhr erreichten, vorbei zieht der Paßweg ins Hochtal hinein, wendet sich unter einer Felswand nach links, durchbricht diese in einem Tunnel und nach 5stündigem strammem Marsche ist um 11 Uhr 30 Min. der Col di Nivolet, der niedrigste und beste Übergang zwischen Val d'Orco und Val Savaranche, erreicht. Während sich am Grenzkamm im Süden und Südwesten die Regenwolken nicht lockerten, war das Wetter im Norden bedeutend besser geworden. Die Aussicht von der Paßhöhe auf die Schneegipfel, die rechts vom Val Savaranche sichtbar werden, ist wunderschön. Die nächste Umgebung dagegen wird nur von nackten Felshöckern gebildet, die an die ehemalige Vergletscherung erinnern. Auch mehrere Seeaugen deuten auf diese Abstammung hin, während etwas tiefer der blaugrüne Lago dell'accampamento heraufblinkt, an dessen Westufer das private Rifugio Savoia sich durch das italienische Dreifarb ankündigt. Nach kurzem Verweilen stiegen wir zu dem Schutzhause ab, vor dessen Türe uns zwei Grenzmilizsoldaten zur nicht recht begreiflichen Ausweisleistung verhielten. Nachdem diese zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen war, zogen wir durch das öde, nahezu ebene Hochtal dahin, das von der Dora del Nivolet bewässert wird. Diese krümmt sich in mäanderartigen Windungen, deren Überschreitung manchmal auf schmalsten Stegen Seiltänzerkunststücke verlangt. Riesige Herden von schwarz-weiß gefleckten Vieh beleben die Hänge und den Talgrund, in dem die Almen Nivolet und Grand Collet liegen. Wegen des schwer zu beschaffenden Brennholzes werden die Kuhfladen sorgfältig gesammelt, an die Hüttenwände zum Trocknen gehängt und dann zum Heizen verwendet. Nach einstündiger Wanderung war endlich bei einem Kreuz das Ende des Hochtales erreicht und das oberste Val Savaranche mit der Ortschaft Pont, 1946 *m*, sichtbar. Ein steiler Zickzackweg, der dem wilden Gehänge abgerungen ist und an dessen linker Seite ein Wasserfall über hohes Felsgemäuer herabstürzt, führt zu dem 400 *m* tiefer gelegenen Spielereidorfe hinab. Da man von der Höhe nur auf die gutgehaltenen roten Ziegeldächer sieht, könnte man zur Ansicht kommen in ein schmuckes Ortchen zu gelangen. Wie wir uns später überzeugen konnten, war es wieder der Schein, der trügt. Wir bewunderten die prächtige Schau auf die Paradisoberge und erreichten, ohne das Dörfchen Pont zu berühren, in dem es keine Nächtigungsgelegenheit gibt, das 10 Minuten südlich gelegene Hotel Paradiso um 14 Uhr, knapp vor Ausbruch eines ganz anständigen Gewitters. Da hier infolge Anwesenheit mehrerer Ferragosto-Gäste sämtliche Zimmer belegt waren, mußten wir mit einem Strohlager vorlieb nehmen. Der Gasthof hat eine malerische Lage, er besteht aus einem Haupt- und mehreren Nebengebäuden, die, um von dem kostbaren Talgrunde nicht viel in Anspruch zu nehmen, knapp an den Felshang gestellt sind. Sogar ein ganz ansehnlicher Gemüsegarten fehlt nicht, in einer Höhe von 2000 *m* eine nicht so selbstverständliche Erscheinung. Die landesübliche Bocciabahn ergänzt das ganze Um und Auf. Da sich unser Lager unmittelbar über dem Viehstall befand, war unsere Nachtruhe sehr mäßig und häufig durch Glockengeläute gestört.

Gran Paradiso, 4061 *m*. Bei zweifelhaftem Wetter verließen wir am 15. August um 9 Uhr 15 Min. das Albergo, wendeten uns dem südlich sich öffnenden Trogtale, dem Val della Seva, an seiner flußwärts rechten Seite zu und verfolgten hierauf den gut erhaltenen Jagdweg, der in unzähligen Kehren zu dem 2 Stunden entfernten Rifugio Vittorio Emanuele, 2575 *m*, emporführt. Ostalpenwanderer, die dank der Fürsorge des Alpenvereines heutzutage gewöhnt sind, selbst in bedeutenderen Höhen Unterkunftstätten mit fließendem Wasser, elektrischem Licht und Einrichtungen für den verwöhntesten Geschmack vorzufinden, hätten vielleicht über das Rifugio Vittorio Emanuele die Nase gerümpft, denn dort gibt es derlei vorläufig noch nicht. Das alte Rifugio, eine ehemalige Jagdhütte, die in mehreren Räumen die notdürftigste Einrichtung für den Schutzhausbetrieb enthält, hat jedoch mit dem Sommer 1932 das Zeitliche gesegnet, denn einige 100 *m* davon entfernt hat die S. Turin des C. A. I. ein neues Haus im Bau, das auch den modernsten Ansprüchen gerecht werden wird. Um der in dieser Höhe schwierigen Holzbeschaffung und der vom Wetter so stark abhängigen Maurerarbeit zu entgehen, wird es aus einem Stahlgerüst bestehen, das eine Bedachung aus Aluminium erhält. Das Gebäude bekommt nicht die Gestalt eines Viereckes, sondern den Querschnitt eines Hufeisens. Das Dach ist abgeflacht und mit einem Laufsteg versehen. Da die Baukosten bei der weiten Zufuhr sehr nennenswert wären, hat der Präsident der S. Turin erwirkt, daß die gesamten Eisenteile sowie die Arbeiter und der bauleitende Ingenieur von namhaften Turiner Firmen unentgeltlich beigestellt werden. Liebenswürdige Ingenieure ließen uns in der Hütte in die Pläne Einsicht nehmen. Schon im Sommer 1933 soll das neue Haus seine Pforten öffnen und das alte für immer in den Ruhestand versetzt werden. Die Lage des Hauses oberhalb eines kleinen Gletschersees bietet einen vortrefflichen Blick auf die Eispyramide des Ciarforon, 3640 *m*, auf die Tresenta, 3609 *m*, und den Becco di Monciair, 3544 *m*, sowie auf den unmittelbar davor sich ausbreitenden Ghiacciaio di Moncorvé. Der Gran Paradiso ist von der Hütte nicht sichtbar, sondern von einem mächtigen Felsvorbau verdeckt, der den Paradiso- vom Moncorvégletscher trennt. Die unsichere Witterung änderte sich erst in den späteren Nachmittagstunden, nachdem sich der Wind nach Nordosten gedreht hatte und Besserung versprach. Da das Wetter in den Morgenstunden des 16. August nicht sehr hoffnungsvoll aussah, brachen wir erst um 5 Uhr 45 Min. auf, um den Gran Paradiso zu ersteigen. Wir benutzten den im Zickzack durch die Moräne führenden Steig, der merkwürdigerweise plötzlich aufhört. Bei einiger Achtsamkeit findet man jedoch, wenn man sich schräg links aufwärts hält, den Pfad sehr bald wieder und kann ihn dann bis auf die Höhe des schon erwähnten Felskopfes nicht leicht verlieren. Eine italienische Gesellschaft, die uns bald nach dem Abmarsche von der Hütte überholt hatte, ließ sich durch die Wegunterbrechung verleiten, die Fortsetzung weit rechts zu suchen; sie erlitt dadurch einen Zeitverlust von drei Viertelstunden, den sie nicht mehr einbringen konnte. Links von dem Felsvorbau stiegen wir über Platten und Blöcke kleinen und großen Umfanges hinan, umgingen einen zweiten Felskopf gleichfalls links und waren damit auf einer ziemlich ausgedehnten, nur wenig ansteigenden Schuttvorlagerung des Paradisogletschers angelangt, die wir schräg rechts aufwärts querten. Auf dem Gletscher steuerten wir in der Richtung des Felskammes zur Rechten hinan und gewannen bei abwechselnder Steilheit in guten Stufen rasch an Höhe. Als auffallendes Felsgebilde ist mir der Becco Moncorvé in Erinnerung, der wie sein Name besagt, ein schnabelförmiger Felsturm ist und den südöstlichen Eckpfeiler des Paradisogletschers bildet. Die Schneeverhältnisse waren die denkbar günstigsten, die Randkluft war ausgezeichnet verschneit und auch der Gipfelgrat, der nahezu schneefrei war, bot kein nennenswertes Hindernis, so daß wir um 9 Uhr 45 Min. die Spitze des angeblich leichtesten Viertausenders der Alpen er-

reichen konnten. Tomaschek besuchte noch die Schneespitze, die sich 5 Minuten nördlich davon befindet und stellte fest, daß beide Erhebungen gleichhoch sind. Nicht immer dürfte sich der letzte Anstieg auf den Paradiso so leicht gestalten wie im Sommer 1932, denn in manchem Berichte liest man von nicht unerheblichen Schwierigkeiten, die der König der Grajischen Alpen bereiten kann. Schon während unseres Anstieges hatte ein kräftiger Wind für vollständige Ausheiterung gesorgt, und als wir auf dem Gipfel angelangt waren, bot sich uns eine prächtige Schau auf den gewaltigen Bergkranz, der sich vor uns entfaltet. Die Glanzpunkte sind wie auf allen Bergen dieser Gegend der Montblanc, die Walliser Alpen, die formenreichen Gipfel Savoyens und die stolzen Riesen des Dauphiné. Aus dem Gewirr der Cottischen Alpen ragt selbstverständlich der Monviso hervor. Besonders fesselten unsere Blicke die Grivola und das Heer der westlichen Grajischen Alpen im Gebiete der Maurienne und der Tarentaise, denen wir einen Besuch abzustatten beabsichtigten. In fleckenloser Reinheit, ohne jegliche Spur, fast ohne Spalten liegt zu unseren Füßen im Osten der prächtige Tribolazione-Gletscher, der den Abstieg nach Cogne vermittelt, aber wegen seiner riesigen Ausdehnung in dem schneereichen Sommer 1932 wenig Liebhaber gefunden haben dürfte. Nachdem die italienische Seilschaft, die am Morgen als Fleißaufgabe den Abstecher zum Moncorvé-Gletscher unternommen hatte, eingetroffen war, verließen wir um 10 Uhr 30 Min. unsere Hochwarte, eilten über den im oberen Teile noch gut tragfähigen, im unteren Teile aber schon gänzlich durchweichten Paradiso-Gletscher abwärts, rasteten an seinem Ende auf sonnendurchwärmten Platten eine halbe Stunde und trafen um 13 Uhr wieder im Rifugio Vittorio Emanuele ein. Nach ausgiebiger Rast, bei der wir der schmackhaften Kost alle Ehre angedeihen ließen und als Germanen natürlich auch keine Verächter des billigen, guten Weines waren, rüsteten wir uns um 15 Uhr zum Abmarsch. Bei Bezahlung der Zeche fiel mir auf, daß uns 10% als Hüttenbaubeitrag wie als eine Selbstverständlichkeit in Rechnung gestellt wurden. Wir haben darüber kein Wort verloren, haben uns aber im Geiste den Aufruhr vorgestellt, den es verursachen würde, wenn sich in unseren Alpen eine Sektion ähnliches erlauben würde, da doch schon Hüttenerhaltungsbeiträge von 10 und 20 Groschen sehr unwillig aufgenommen und noch unwilliger bezahlt werden. In froher Laune über die gelungene Bergfahrt kamen wir auf dem ausgezeichneten Wege raschen Schrittes abwärts, begegneten einer großen Mulistaffel mit Baustoffen aller Art für das neue Schutzhaus und zogen schon um 16 Uhr 15 Min. im Gasthofe zum Gran Paradiso ein. Da noch immer alle Zimmer vergeben waren und wir für den nächsten Tag die Überschreitung des Col du Lauzon vorhatten, wozu uns ein Nachtlager am Ausgangspunkte zu diesem Sattel sehr förderlich war, wollten wir den angebrochenen Nachmittag nicht ungenützt lassen und noch die zwei Stunden Weges nach Valsavaranche unter die Beine nehmen. Glücklicherweise erfuhren wir aber von der freundlichen Wirtin, daß es eine für unsere Zwecke viel günstigere und nähere Übernachtungsgelegenheit gäbe, nämlich den Gasthof Eaux Rousses in dem Dörfchen gleichen Namens, das nur 1 Stunde von Pont entfernt ist und gleichfalls am Beginn eines Weges zum Col du Lauzon liegt. Wir ließen uns dies nicht zweimal sagen, schulterten um 17 Uhr unsere Lasten und wanderten frohgemut auf gutem Karrenwege nach Eaux Rousses hinab, wo wir um 18 Uhr anlangten. Eaux Rousses, ein malerisches Örtchen, drei Viertelstunden südlich von Dégioz (Valsavaranche), hat seinen Namen nach einem mächtigen steilen Erdrutsch, der rötliches Gestein zu Tage gefördert und dem Wasser eine entsprechende Farbe verliehen hat. In dem schon erwähnten Gasthofe fanden wir trotz starker Besetzung treffliche Unterkunft und Verpflegung. Ich kann es nicht unterlassen, auf die dem Bergsteiger so bekömmliche nahrhafte Kost hinzuweisen, die man in den italienischen Alpen allenthalben erhält, und die das Reisen in diesem Lande recht angenehm gestaltet. Es wäre dringend zu

wünschen, daß man auch in den Gaststätten unserer Alpengegenden und namentlich in den Schutzhäusern auf eine größere Pflege und Mannigfaltigkeit der Kochkunst achten würde, die so viel zum leiblichen Wohle des Bergsteigers beiträgt.

Col du Lauzon, 3300 *m*. Der Morgen des 17. August brach in strahlender Schönheit an. Da dieser Tag von uns als Rasttag bestimmt war, beeilten wir uns mit dem Aufbruche nicht gar zu sehr, sondern verließen erst um 7 Uhr die gastliche Stätte. Wir überschritten den Torrente Savara und schlenderten an der Ostseite des Tales auf dem ausgezeichneten, parkähnlich gehaltenen Jagdwege aufwärts, dem Col du Lauzon zu. Nachdem wir 1 Stunde gewandert waren, kamen wir zur Einmündung des anderen Wegastes, der von Dégioz heraufführt und nun gemeinsam mit dem Wege von Eaux Rousses zum Sattel zieht. Knapp danach waren wir Zeugen einer allerliebsten Szene. Hart am Wege trafen wir eine kleine Herde von jungen Steinbockbastarden, Kreuzung von Ziege und Steinbock, die von einem Hirten gehütet wurde. Als uns der Mann bemerkte, kam er sofort auf uns zu und lenkte in seiner fast unverständlichen Mundart unsere Aufmerksamkeit auf diesen seltenen Anblick. Er ließ uns verstehen, daß er gegen eine kleine Entschädigung eine Lichtbildaufnahme der reizenden Tiere gestatten würde, was wir uns natürlich nicht zweimal sagen ließen. Da dieser Teil des Nationalparkes häufig begangen wird, hält sich der für die Fremdenindustrie sehr verständige Mann mit seinen Schutzbefohlenen unmittelbar am Wege auf, um sich ein kleines Nebeneinkommen zu sichern. Bis jetzt waren wir im kühlen Schatten gewandert, beim Einbiegen in das Hochtal, dessen Hintergrund der Col du Lauzon bildet, kamen wir nächst der Alm Levionna, 2272 *m*, in den Wirkungsbereich der kräftigen Südsonne, die vom wolkenlosen Himmel schien. An einem Bache zieht sich der Weg in dieses uralte Gletscherbecken, woran noch die mächtige Stirn- und die Randmoränen erinnern, anfangs ganz flach, später in vielen langen Kehren einwärts. Unser Auge wurde durch eine Kraftradspur auf dem Boden gefesselt, die wir bis auf den Sattel verfolgen konnten. Wie wir nachher erfuhren, war sie durch einen Motorfahrer aus Biella verursacht worden, der den Ehrgeiz hatte, mit seinem Rade fahrend und es vielfach tragend den Col du Lauzon zu überschreiten. Gegen Süden zu hatten wir den Genuß eines wunderbaren Anblickes der Paradisogruppe, die sich vom Gran Paradiso bis zur kühnen Punta dell'Erbetet entfaltet. Unterhalb des Cols ist der Weg mehrfach verschüttet und mag dem Sportsmann keine geringen Schwierigkeiten bereitet haben. Auf dem Sattel, wo wir um 12 Uhr 15 Min. anlangten, erfreuten wir uns einer herrlichen Sicht auf die südöstliche Paradiso-Gruppe mit dem Hauptgipfel Grand St. Pierre. Unser Ziel des nächsten Tages, die Grivola, ist vom Sattel und auch beim Abstieg zur Hütte nicht sichtbar. Mit Schauen und anregender Unterhaltung mit einem deutschsprechenden Mailänder verging die Zeit sehr rasch. Da wir an dem Rasttage das Bestreben hatten, uns möglichst bald im Schutzhause unserer Rüstung entledigen zu können, verließen wir um 13 Uhr unseren Platz und stiegen auf gutem Pfade in das sich östlich öffnende kahle Hochtal hinab. Wir unterließen es nicht, uns für den nächsten Tag den deutlichen Jagdsteig zum Col della Nera einzuprägen und kamen um 14 Uhr 15 Min. beim Rifugio Vittorio Sella, 2588 *m*, gleichfalls einem ehemaligen königlichen Jagdhause, an. Dieses ist in ungleich besserem Bauzustande als das Rifugio Vittorio Emanuele und aus gutem Mauerwerk mit Lawinensporn errichtet. Es besteht aus zwei räumlich getrennten, ebenerdigen, langgestreckten Gebäuden, von denen das eine der Wirtschaft, das andere der Nächtigung dient. Wir sind hier im Mittelpunkte des Nationalparkes angelangt. Bei Tag bevölkern große Herden schönen Viehes die umliegenden Weidegründe, während in den Morgen- und Abendstunden nicht selten Steinböcke in Sicht der Hütte kommen. Cogne, das italienische Heiligenblut oder Pontresina, aber mit streng national italienischem Anstrich, ist der Talort des Sellahauses

und mit ihm durch einen ausgezeichneten Reitweg verbunden. Es ist naheliegend, daß an schönen Tagen Cogneser Sommergäste in stattlicher Zahl heraufpilgern, um das Nationalheiligtum, die Steinböcke, kennenzulernen. In den Abendstunden suchen die Hüttenbummler wieder die Hotel-Bequemlichkeit von Cogne auf und die nicht übermäßig zahlreichen Grivola-Bewerber sowie die Col du Lauzon-Wanderer bleiben zurück. Da auch wir für nächsten Tag die Ersteigung der Grivola beabsichtigten, begaben wir uns zeitlich zur Ruhe.

Grivola, 3969 *m*. Am Morgen des 18. August wachten wir bei tadellosem Wetter auf, rasch war unsere Rüstung beendet und auch das Frühstück nahm wegen der großen Spannung, die sich meiner infolge der gewaltigen Bergfahrt bemächtigt hatte, nicht lange Zeit in Anspruch. Zuviel hatte ich schon von den wechselnden Gefahren und der Schwierigkeit der Grivola gehört und gelesen, so daß mein ganzes Denken nur auf sie gerichtet war. Wird das Wetter halten? Wird uns der Berg gnädig sein oder, wie schon so manchen, mit seinem gefürchteten Steinschlag empfangen? Werden wir das Glück haben, allein zu sein oder werden wir noch auf andere Rücksicht nehmen müssen? Alle diese Fragen beschäftigten mich, als wir um 4 Uhr in die wunderbare Sternennacht hinaustraten. Von der Hütte verfolgten wir zuerst den Weg zum Col du Lauzon, zweigten jedoch nach den ersten Kehren nach rechts auf einer Steigspur ab, die uns zum gebauten Jagdsteig führte, den wir schon am Vortage beim Abstiege zur Hütte ausgekundschaftet hatten. Mühelos erreichten wir auf ihm das obere Kar bei einem Eissee (5 Uhr 15 Min.). Ein Lausanner samt Frau und Führer waren, wie wir schon beim Verlassen der Hütte bemerkt hatten, für heute unsere Weggenossen. Sei es, um der Dame eine kleine Schnaufpause zu gewähren, sei es, um uns die Ehre des Wegfindens zu überlassen, kurz der Führer rastete beim See. Da aber die weitere Wegrichtung vorläufig ganz klar ist, setzten wir uns sofort an die Spitze, umgingen den Eissee an seinem nördlichen Rande und stiegen in westlicher Richtung zuerst über Hartschnee, dann über feinen, nachgiebigen Schutt auf deutlicher Spur der Eisrinne zu, die vom Col della Nera, 3450 *m*, der Einsenkung zwischen Punta Nera, 3692 *m*, westlich und Punta Rossa, 3652 *m*, östlich, steil herabzieht. Weil uns die Felsen an der orographisch rechten Seite der Rinne wenig günstig erschienen, bedienten wir uns der Steigeisen und legten so die 40 bis 50 Grad steile Schlucht rasch zurück. Um 6 Uhr 30 Min. betraten wir den flachen Sattel, wo wir uns zum Schutze gegen die kühle Morgenluft unter Felsen zur Frühstückrast niederließen. Wunderbar war der Blick auf die Walliser Riesen im Nordosten mit dem Matterhorn als Glanzpunkt, herrlich die Schau auf die Gran St. Pierre-Gruppe im Südosten. Vor uns im Norden der kleine, fast spaltenlose Trajogletscher, der von der riesigen, ungemein steilen Pyramide der Grivola überhöht wird, die uns ihre Südflanke zuwendet und deren dunkles, zerrissenes, bröckliches Gestein dem Berge ein ernstes, ruinenhaftes, abweisendes Aussehen verleiht. Von unserem Standpunkte aus überblickt man den ganzen Anstieg durch die Wand. Sie wird in der Fallinie rechts vom Gipfel von zwei plattigen Hauptrinnen durchfurcht, deren östliche Begrenzungskanten den Aufstieg vermitteln. Der Einstieg für beide Rinnen ist gemeinsam am Fuße der östlichen Rippe der Ostrinne. Bei dieser Betrachtung verrann die Zeit sehr rasch; inzwischen war die zweite Seilschaft angelangt und wir rüsteten uns um 6 Uhr 45 Min. zum Aufbruche. Zunächst querten wir absteigend und dann waagrecht den Trajogletscher, überstiegen die gut verschneite Randkluft und befanden uns um 7 Uhr am Fuße der Wand, beim Einstieg. Den Beginn der Kletterei bilden Bänder und plattige Rinnen, die schräg nach links aufwärts zu einem Felshörndl führen, wo sich die Wege trennen. Um die westliche Rippe zu gewinnen, die gleichzeitig die Ostrippe der Westschlucht bildet, überschreitet man hier die Rinne und erreicht den Felsgrat, den man ständig verfolgt. Zu achten hat man wieder auf rechtzeitige Querung nach Osten, die unter

einem plattigen Steilaufschwung ansetzt. Nach der Querung steigt man schräg rechts gegen den Hauptgrat hinauf. Diesen Weg verfolgte die Führerpartie, was für uns deshalb sehr angenehm war, weil sie dadurch vor den vielen lockeren Steinen sicher war. Wir benutzten die östliche Rippe, die vom Felshörndl wenig ausgeprägt hinanführt. Dann durchstiegen wir auf Bändern den Steilaufschwung bis zu einem Rastplatze unter einer auffallend gelben Wand. Man wendet sich auf einem brüchigen Bande gegen den Grund der linken Rinne zu, steigt jedoch vor ihr gerade zum Grat hinauf, den man in einer scharfen Scharte erreicht. Auf der anderen Seite klettert man etwas abwärts und quert in die rechte Flanke hinein. Nun wendet man sich im Zickzack auf Bändern wieder auf den Grat zurück, bis man auf ihm gezwungen ist, einen Turm in der linken Flanke zu umgehen. Um dieses luftige Manöver ausführen zu können, muß man sich durch einen Spalt auf ein kleines Plätzchen hinablassen und von diesem durch einen kurzen Kamin wieder auf den Grat gelangen. Nun geht es größtenteils auf diesem selbst, der nun leichter wird und gut gestuft ist, bis man den Hauptgrat erreicht hat. Auf ihm weicht man wieder in die Flanke aus, bis der Kamm abermals gangbar wird. Da wir bisher ohne Aufenthalt hochgekommen waren, benutzten wir eine flache Stelle des Grates, um von dem kostbaren Naß zu genießen, das ein kleines Schneefeld zur Linken spendete. Beim Wasserholen mußten wir sehr vorsichtig zu Werke gehen, um die tief unten befindliche Gesellschaft die gerade beim Queren der Rinne mit Wassernehmen beschäftigt war, nicht durch abbrechende Eisstücke zu gefährden. Nach kurzem Aufenthalte setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir überkletterten zum Teil die nun folgenden schwierigen Grattürme, was wegen der Eiszungen an ihrer linken Seite weniger zeitraubend war. Wo es möglich war, querten wir in die Flanke und erreichten nach abwechslungsreicher, durchwegs schwieriger, sehr anstrengender, vierstündiger Kletterei um 11 Uhr 15 Min. den Gipfel. Nicht ein Steinchen hatte Königin Grivola für uns vermeint gehabt. Während des ganzen Anstieges war es in der Wand vollkommen ruhig geblieben. Der Tag hatte im vollsten Maße gehalten, was der Morgen versprochen hatte. Es war uns ein Wetter beschert, wie wir es uns für diesen achtunggebietenden, steinfallberüchtigten Berg nicht besser wünschen konnten und wie es auch im wunderschönen Monat August des Jahres 1932 nicht oft zu treffen war. Bei wolkenlosem Himmel und voller Windstille war uns eine überwältigende Aussicht beschert, wie sie wohl noch wenig Grivola-Fahrer genießen konnten. Zur Geltung kam von unserer Hochwarte nur der Montblanc, der uns seine herrliche Südseite zuwendet, die Walliser Berge mit den Glanzpunkten Matterhorn und Monte Rosa, das Dauphiné und das Heer der Grajischen Alpen, aus deren Gewirr wir die Grande Motte und Grande Casse feststellen konnten. In der Nähe fesselten unser Auge die prächtigen Bergformen der Paradiso-Gruppe. Auf einer Felsplatte gemächlich ausgestreckt verdämmerten wir so eine Stunde im süßen Nichtstun, was mir nach der ermüdenden Felsarbeit sehr wohl tat. Inzwischen waren auch unsere Nachfolger auf der Spitze eingetroffen und es war sogleich unser Bestreben zu erfahren, in welcher Richtung sie den Abstieg zu nehmen gedächten, da dies bei der großen Zahl lockerer Steine auf unserem Wege für uns von besonderer Wichtigkeit war. Der Führer, der bei dem prächtigen Wetter mit voller Sicherheit für den nächsten Tag wieder eine Tur erwarten durfte, wollte natürlich zum Sellahause zurückkehren, was bei dem schon stark in Anspruch genommenen Kräftezustand der Dame das vernünftigste gewesen wäre. Jedoch sein Herr ließ nicht locker und verlangte unbedingt den noch schwierigeren und längeren Abstieg ins Valsavaranche, also auf die Westseite, zu unternehmen. Wir waren darüber sehr froh, war doch dadurch für uns eine bedeutende Gefahrenquelle ausgeschaltet worden, und unsere Alleinherrschaft auch im Abstiege gesichert geblieben. Den Rückweg nahmen wir fast vollkommen auf unserer Anstiegsroute, wobei uns in

diesem Wirrwarr von Bändern, Rinnen, Absätzen und Gratstellen unsere Markierungsstreifen ausgezeichnete Dienste leisteten. Da es in den Westalpen vorkommen soll, daß Führer den Führerlosen insoferne einen Streich spielen, als sie Markierungsblätter beseitigen oder gar auf unrichtige Stellen legen, hatten wir schon am Morgen den Führer aus Cogne gebeten, unsere Markierungsstreifen liegen zu lassen, was er auch bereitwilligst zusagte und pünktlich einhielt. Er legte sogar an einigen Stellen, wo wir die übliche Route nicht genau eingehalten hatten, unser Markierungspapier auf den richtigen Platz, wofür ihm unser stiller Dank gebührt. Wegen der großen Hitze, die an diesem Tage herrschte und sich besonders an der Südseite stark fühlbar machte, sowie infolge des durchwegs heiklichen und brüchigen Gesteins nahm unser Abstieg auch 4 Stunden in Anspruch. Immer und immer wieder glaubten wir schon am Ende der Kletterei zu sein und neuerdings schob sich eine Wandstelle oder ein Band dazwischen. Doch blieb uns unser Glück abermals treu und nicht der kleinste Stein beunruhigte uns. Endlich um 16 Uhr 45 Min. betraten wir den ziemlich aufgeweichten Trajogletscher, den wir schräg aufwärts zum Col della Nera querten. Hier hielten wir Rast, doch trieb uns die Kühle des schon gänzlich im Schatten liegenden Sattels bald wieder zum Aufbruche. Die Eisrinne ließen wir links liegen und stiegen über die bratschigen Felsen bequem bis zum Auslauf der Schlucht, wo wir uns des Seiles entledigten. Rasch eilten wir auf dem weichen feinen Geschiebe zum Eissee und auf dem Jagdsteig ins Hochkar hinab. Nun war uns der reizvollste Teil des ganzen Tages vorbehalten. Große Rudel von Steinböcken und auch einzelne Tiere waren auf den Almenmatten zum Abendimbiß versammelt, und ließen sich selbst durch unser Kommen nicht sonderlich stören. Da wir ohnedies beabsichtigt hatten, wieder im Schutzhause zu nächtigen, gaben wir uns mit voller Ruhe des seltenen Anblickes hin und schlenderten allmählich abwärts, so daß wir erst in der Dämmerstunde bei der Hütte eintrafen, hochbefriedigt von der überaus gelungenen, vom besten Wetter und von ausgezeichneten Verhältnissen begünstigten Grivolafahrt. Nach Einnahme unseres Nachtmahles begaben wir uns zeitig zur Ruhe, um frei von der schweren Bergsteigerrüstung dem müden Körper gründliche Entspannung zu gewähren. An Schlaf war vorläufig trotz dem guten Nachtlager nicht zu denken, da das Gehirn noch zuviel mit den Erlebnissen des Tages beschäftigt war. Immer wieder traten die Einzelbilder vor mein geistiges Auge. Ich mußte Vergleiche zwischen den zwei bedeutendsten Bergfahrten meines Lebens anstellen, dem Piz Roseg und der Grivola. Jede hat etwas Geheimnisvolles, Unnahbares an sich. Zum Schluß fiel der Vergleich doch zugunsten des Dämons Grivola aus, da uns an ihr unerhörtes Wetterglück beschieden war, was uns am Roseg versagt geblieben ist. Wir mochten 1 Stunde gelegen sein, als plötzlich in unseren Schlafraum, der sich durch das stete Kommen und Gehen von Gästen ohnehin keiner großen Ruhe erfreuen durfte, 6 bis 8 Männer stürzten und sich meiner Lagerstelle zuwendeten. In drei Sprachen redeten sie auf mich ein und wollten wissen, ob wir bei unserer Bergfahrt einem Führer mit 2 Turisten begegnet seien und ob diese noch am Abend zur Hütte zurückkehrten. Als ich ihnen mitteilte, daß wir zwar den Führer getroffen hätten, daß er aber auf Wunsch seines Herrn ins Val Savaranche absteigen mußte, und daher auf ihn am selben Abend nicht mehr zu rechnen sei, bedankten sie sich recht schön für meine Auskunft, waren aber darüber nicht erfreut, weil sie diesen Führer für den nächsten Tag zu einer Grivolabesteigung aufnehmen wollten. Noch lange war von Schlaf keine Rede, denn immer wieder kamen neue Gäste, das Kichern und Lachen nahm kein Ende, bis ich durch energische „silenzio"-Rufe Ruhe gebot. Doch schon um 3 Uhr begann wieder das bekannte Manöver der Abreisenden und erst gegen Morgengrauen waren wir endlich allein und konnten uns noch einige Stunden ungestört der Ruhe hingeben.

Der 19. August brach in ebenso strahlender Bläue an, wie sein Vorgänger und die Sonnenbeleuchtung war bei der außerordentlichen Reinheit der Luft von besonderer Ausgiebigkeit. Um 8 Uhr 30 Min. verließen wir die gastliche Stätte und wanderten gemächlichen Schrittes auf dem breiten Reitwege ins Valnontey hinab, das wir bei dem Dorfe gleichen Namens erreichten (9 Uhr 45 Min.). Hatte uns schon im Abstiege wiederholt der Blick auf die prächtige Grand St. Pierre-Gruppe und den Paradisostock gefesselt, so war es hier unten der wunderbare Talschluß mit dem Tribolazionegletscher und seinen Randbergen, die das Auge entzückten. Von Valnontey zieht ein bequemes, von zahlreichen Sommerfrischlern belebtes Sträßchen in drei Viertelstunden nach Cogne, 1534 *m*, dem Hauptort des Tales der Grand'Eyvia. Dieses teilt sich hier in drei Äste, das Valnontey, das Val d'Urtier und das Val di Grauson. Cogne, das aus einem alten oberen und einem neuen, durch unschöne Hotelbaukasten verunzierten unteren Teil besteht, liegt in einem prächtigen Wiesentalbecken. Am schönsten ist die Schau nach Südwesten durchs Valnontey auf die Paradisogruppe, während das Val d'Urtier eng und bewaldet ist, und keinen Einblick gestattet. Die Magneteisenerzgruben der Ansaldo-Werke an den Nordosthängen tragen durch die zahlreichen Werksgebäude, Förderanlagen, Stollenbauten und Ausbruchhalden keineswegs zur Verschönerung der Gegend bei. Wie alle Modeorte ist auch Cogne ein teurer Boden, in den wenigen Hochsommerwochen aber von den naheliegenden Großstädten Mailand und Turin recht zahlreich besucht. Wir hatten nicht die Absicht uns hier aufzuhalten, sondern nahmen unser Mittagessen in dem empfehlenswerten Gasthofe Londra ein. Nachmittag waren wir Zeugen des Einmarsches einer großen Alpini-Abteilung, die mit Infanterie, Artillerie und Train von Aosta herauf kam und in der Nähe des Ortes Lager bezog. Wie alljährlich sollten in den nächsten Tagen in der Gegend Manöver stattfinden. Um 15 Uhr reisten wir nach Aosta ab. Bereits in Cogne war infolge Platzmangels im Kraftwagen eine Auseinandersetzung entstanden, die zu unliebsamer Verzögerung der Abfahrt führte. Uns berührte dies um so unangenehmer, da wir noch am Abend Turin erreichen wollten und der Zuganschluß in Aosta sehr knapp ist. In dem ersten Örtchen Cretaz verengt sich die Straße derart, daß der Wagen nur mit großer Vorsicht durchfahren kann. Wir bewunderten die malerischen Bilder, die das großartige tiefeingeschnittene Cognetal bietet, das von der wilden Grand'Eyvia durchströmt wird. Bald links, bald rechts vom Flusse führt die gutgehaltene Straße, an einer Stelle muß sie sogar wegen der glatten Wand von einem Eisengerüst getragen werden. Wieder ein plötzliches Halt! Einige Gesteinstrümmer liegen auf der Fahrbahn, die vom Wagenführer erst beseitigt werden müssen. Knapp nachdem das Cognetal sich verbreitert und den Blick auf das noch immer tief unten liegende fruchtbare Tal der Dora Baltea freigegeben hat, wird links auf einen Augenblick die Grivola sichtbar. Nun windet sich die Straße zwischen Weingärten am Hange ziemlich steil abwärts und erreicht bei Aymaville die Talsohle. Schon hatten wir geglaubt freie Bahn nach Aosta zu haben, als bei der nächsten Biegung eine Trainkolonne die ganze Straßenbreite verstellte. Alles Schimpfen und Schreien der Fahrgäste, die gleich uns den Zug erreichen wollten, alles Tuten der Privatwagen, die sich allmählich hinter uns angesammelt hatten, nutzte nichts, an ein Vorfahren war nicht zu denken, da vor den Trainwagen ein Infanteriebataillon marschierte, das seine Unterkünfte beziehen wollte. Endlich, nach langem Hangen und Bangen konnte sich unser Wagen wieder in Bewegung setzen und raste nun auf der staubigen Straße nach Aosta, so daß wir doch noch knapp vor Abgang des Zuges den Bahnhof erreichten. Kurz darauf entführte uns der Schnellzug nach Turin, wo wir um 22 Uhr anlangten, und unser Standlager im Gasthofe Dock & Milan bezogen.

Grande Rocheuse und Aiguille du Jardin

Von Dr. Karl Blodig, Bregenz

Als ich im Jahre 1913 den Führer durch die Montblancgruppe des Österreichischen Alpenklubs durchblätterte, las ich zu meiner nicht gerade kleinen Überraschung auf Seite 169, daß nach Dr. Karl Diener zwei „Rückfallkuppen" im Stocke der Aiguille Verte als selbständige Gipfel genannt wurden. Es waren dies die Grande Rocheuse, 4103 *m*, und die Aiguille du Jardin, 4035 *m*. Ich hatte für 1914 selbstverständlich die Besteigung dieser für mich wenigstens neuen Viertausender auf meinen Wunschzettel gesetzt, aber der Krieg und seine Folgen machten es mir unmöglich. Im Jahre 1923 erlebte ich anläßlich einer Führungsbergfahrt im Berner Oberlande einen schweren Sturz in einem Gletscherbruche und konnte nun durch Jahre erst recht nicht daran denken, eine so bedeutende Besteigung zu unternehmen.

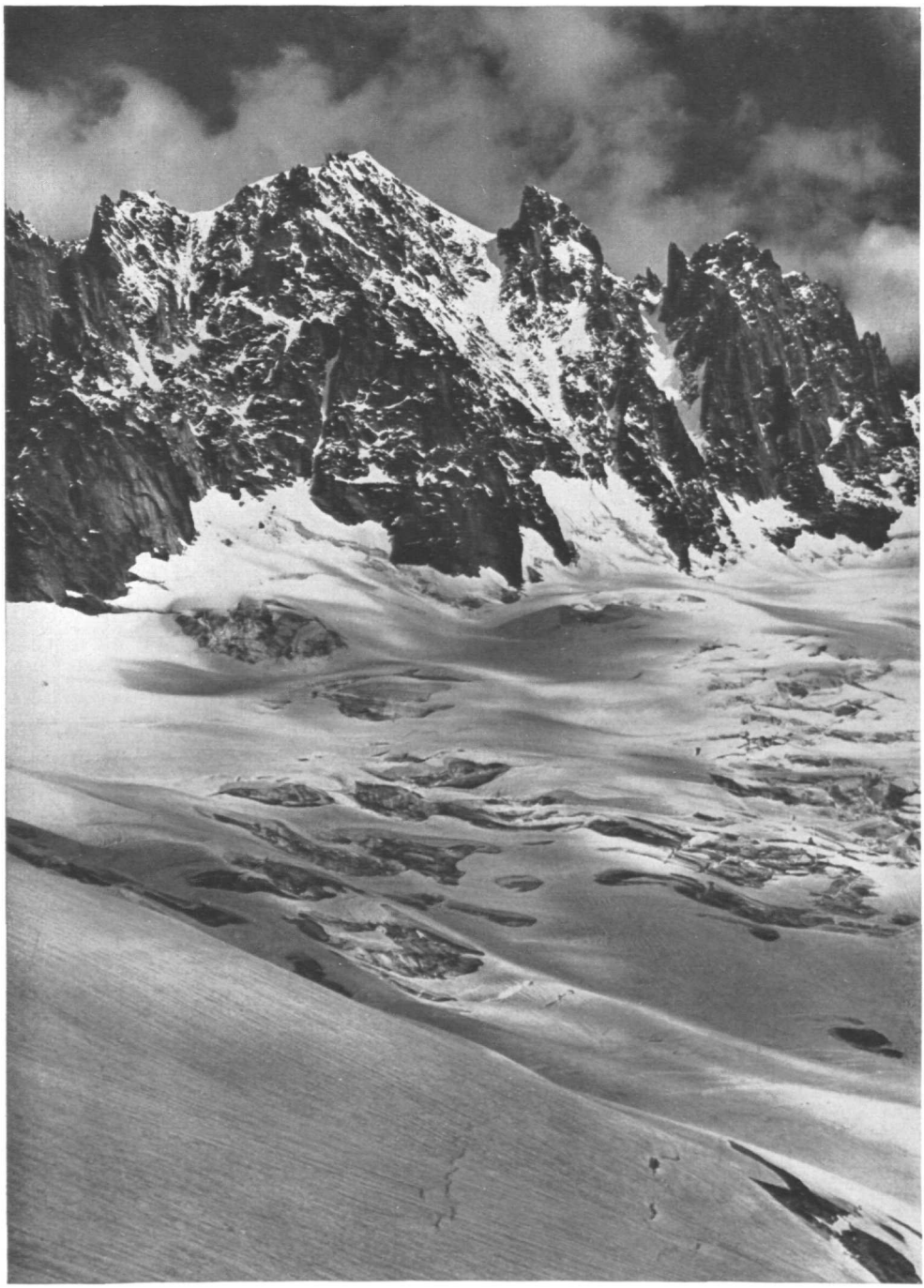
Als mir aber 1929 und 1930 einige recht langatmige Bergfahrten gelungen waren, faßte ich neuen Mut und fuhr im Juli 1931 in Gesellschaft meines Freundes Adolf Buck und meines Sohnes Erich nach Chamonix. Nach Überschreitung der schweizerisch-französischen Grenze, oberhalb Châtelard, tritt bei Vallorcine die Gruppe der Aiguille Verte das erstemal hinter waldigen Vorbergen vor den verblüfften Reisenden.

Mein ziemlich berggewohnter Sohn saß anfänglich ganz stolz am Fenster.

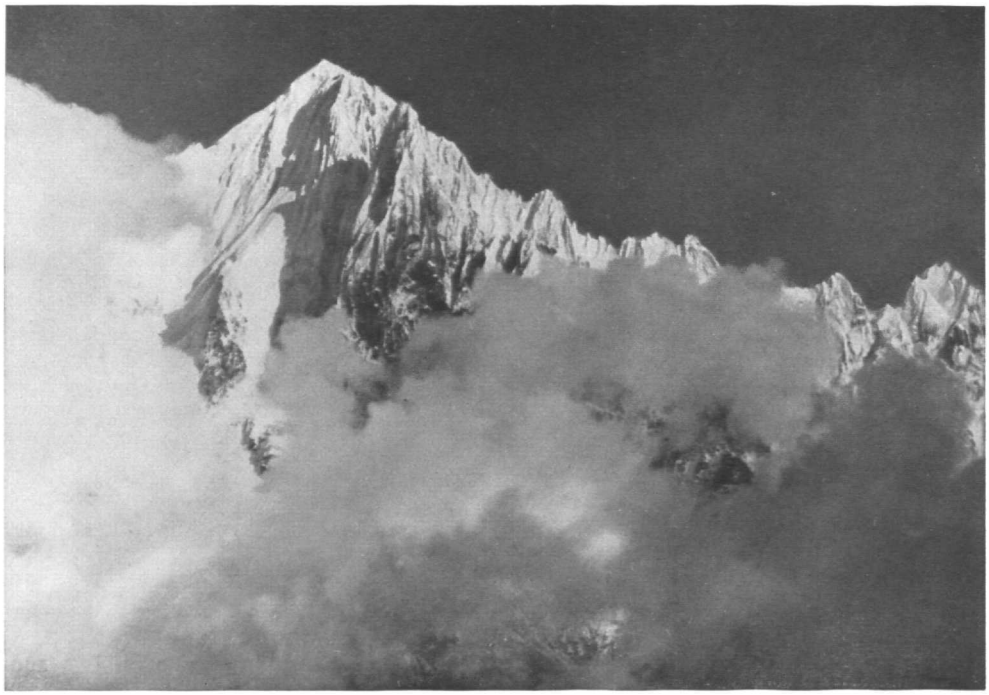
Als endlich in Les Tines die herrliche Verte mit ihrem Eismantel und dem Hängegletscher erschien, als die furchtbare Westwand der Dru mit ihrem nicht endenwollenden Aufbau sich in den blauen Himmel bohrte, als dann die Aiguilles von Chamonix mit ihren von steilen Eisrinnen durchfurchten starren Wänden auftauchten und als zuletzt zwischen Praz de Chamonix und Chamonix selber sich die ganze wildschöne Majestät der Montblancgruppe entfaltete, da saß er kleinlaut auf ein Häufchen Unglück zusammengesickert da und sprach kein Wort.

Am andern Morgen fuhren wir mit der Bergbahn nach Montenvers hinauf. Ich erinnerte mich mit Behagen des Tages, an dem ich 1904 mit meinem lieben Freunde Gottlieb Stopper, meine wohlgewogenen 45 *kg* auf dem Buckel hinaufgekeucht war. Diesmal fiel der ganze Ballast weg, da ja die Couverclehütte bewirtschaftet war.

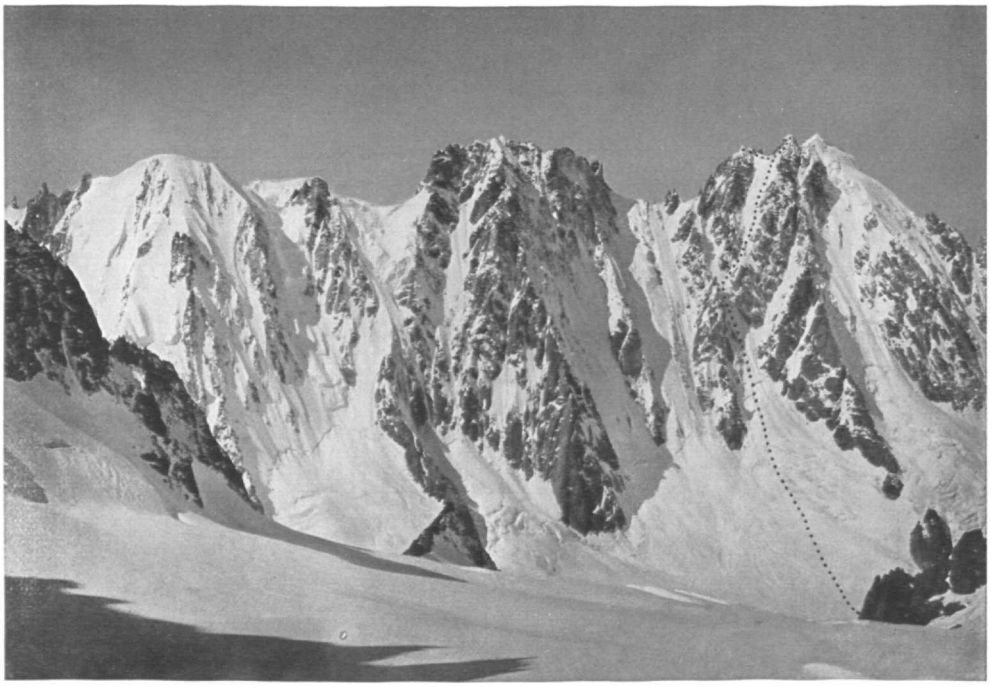
Wir brachen gegen 11 Uhr von Montenvers auf und schritten auf dem elend gehaltenen Fußpfade gegen das Eismeer dahin. Meine Begleiter waren über die klassische Gegend entzückt, in der Saussure, Bourrit, Balmat, Paccard, Forbes, Tyndall und andere Größen ihre Tätigkeit entfaltet hatten. Ich zeigte ihnen die Unfallstelle Purtschellers, die Nordwand der Aiguille des Grands Charmoz, in der unser Welzenbach fünf Nächte hing, die Nordwand der Aiguille de Grépon, die von meinen Freunden G. W. Young und H. O. Jones unter Führung Josef Knubels erklettert wurde, für die die Taxe von 1000 Franken angesetzt ist. Sie staunten über die Kühnheit unserer Volksgenossen, die seit einer Woche die Nordwand der Grandes Jorasses bestürmten. Erst gegen 15 Uhr kamen wir bei den Egralets an, die durch eine Anzahl Eisenstifte und in die Felswand eingehauene Tritte gangbar gemacht sind; der sonst recht schwierige Aufstieg zu den oben befindlichen Rasenhängen wird dadurch sehr erleichtert. Um 17 Uhr betraten wir die schon ziemlich vollgepfropfte Couverclehütte. Ich wurde vom Hüttenwarte, dem berühmten Führer Josef Ravanel



Aiguille Verte, Grande Rocheuse, Aiguille du Jardin vom Talèfregletscher gesehen



Aiguille Verte von der Flegère gesehen



Les Courtes, Les Droites, Aiguille du Jardin, Grande Rocheuse, Aiguille Verte vom Col du Chardonnet gesehen

genannt Le Rouge, dessen Name mit der Erschließung der Montblancgruppe unzertrennlich ist, aufs herzlichste willkommen geheißen.

Auf dem elenden kleinen Kochherde zauberte seine wackere Frau wahre Wunder der Kochkunst hervor. Immer ein Scherzwort auf den Lippen, sorgte sie für Bergsteiger, Führer, Träger und Arbeiter aufs beste.

Der nächste Tag ging dahin, wie eben Tage in einer Hütte hingehen, in der man nicht weiß, wohin man seine Habseligkeiten geben kann, in der Rucksäcke und Proviant, Seile und Steigeisen auf dem Hüttenboden herumliegen. Ich war wie gerädert, als ich mich am andern Tage erhob und bei dem vielen Neuschnee in den obersten Lagen beschloß, wenigstens einen Ausflug auf die Aiguille du Moine zu machen.

Wir verließen die Hütte um 6 Uhr morgens und kamen um 17 Uhr wieder zurück. Buck hatte eine Reihe prächtiger Aufnahmen gemacht, das war der Zweck der Übung. Am anderen Morgen war das Wetter mehr als zweifelhaft. Wir bummelten den Mauern des Moinegrates entlang bis zu jener Stelle, wo sowohl Kugy mit seinen Führern, als ich mit Stopper bei Laternenschein anläßlich der Ersteigung der Aiguille Verte zu früh in einer falschen Eisrinne eingestiegen waren und auf den Moinegrat kamen. Hier mußten wir die Steigeisen anschnallen, und standen um 8 Uhr 30 Min. dicht am Bergschrunde. Wir überzeugten uns, daß seine Überschreitung in diesem Jahre ganz leicht zu bewerkstelligen sei und gingen nach Aufnahme einiger mehr oder minder gelungener Bilder zur Hütte zurück. Wiederum begann das die Nerven zermürbende Herumstehen in der namenlos überfüllten Hütte. Endlich gegen Abend, nach Sonnenuntergang, schien das Wetter gut werden zu wollen. Wir brachen um 1 Uhr 30 Min. auf, eine Führerpartie war vor Mitternacht weggegangen, eine zweite folgte ihr etwa eine halbe Stunde später. Wir blieben absichtlich noch liegen, da wir den anderen nicht gar so in die Kniekehlen stoßen wollten.

Es war eine herrliche Nacht, der Mond beleuchtete unseren Weg taghell. Ich war durch das Herumlungern in der Hütte, sowie durch die schlecht verbrachten Nächte körperlich und seelisch arg herabgestimmt. Vielleicht ging ich auch, da ich fast unbelastet war, zu schnell. Meine tüchtig bepackten Gefährten, besonders Buck mit seinem großen Kasten und den vielen Platten, hatten es um so schwerer. Kurz, schon am Bergschrunde, dessen Schneebrücke von den zwei vorangehenden Partien tüchtig zerstampft worden war, fühlte ich mich recht unpäßlich.

Es war 4 Uhr, als wir das Seil anlegten und uns anschickten hinaufzuturnen. Eine schmale lange Schneide bildete die untere Lippe des Schrundes; sie mußte von rechts nach links in wagrechter Richtung beschritten werden, dann mußte man auf dem gefrorenen Lawinenrest etwas hinabsteigen und dann konnte man den oberen Rand des Bergschrundes erklettern und damit stand man im untersten Teile des Whympercouloirs.

Die Neigung kam uns mit unseren gut geschärften Eckenstein- und Schustereisen recht mäßig vor, obgleich sie nach Ch. Vallot zwischen 45° und 48° beträgt. Wenn nur der jede Viertelstunde schlechter werdende Schnee nicht gewesen wäre. Auf blankem hartem Eise lagen zwischen 25 und 35 *cm* nasser Neuschnee, der aber schon gar keine Verbindung mit seiner Unterlage aufwies und jeden Augenblick abzugleiten im Begriffe war. Zu allem Mißgeschick hatte ich mich noch durch die Mitteilung eines Führers aus Chamonix verleiten lassen, den unmittelbaren Anstieg zu wählen, statt über dem Bergschrunde den Hang zu queren, im kleinen Eistälchen anzusteigen und erst weiter oben in das Whympercouloir hinüberzugehen. Der Mann war in den letzten Wochen auf der Aiguille Verte gewesen und bezeichnete die kleine, im Aufstiege rechte Eisschlucht als ungangbar. Nach etwa einer Stunde Aufstieges kamen wir an die einzige schwere Kletterstelle: ein glattgescheuerter Felshang mit sehr spärlichen runden Griffen machte uns ziemlich zu schaffen. Erich, der voranging, erkletterte

die plattigen Felsen ziemlich rasch, ich arbeitete mich schwer hinauf. Als ich nach vielem Pusten oben stand, sicherte ich Buck, der mit seinem umfangreichen schweren Rucksacke auch nicht gut dran war. Als wir wieder auf dem Firn standen und uns anschickten weiterzugehen, kam uns schon die erste der vor uns aufgebrochenen Seilschaften entgegen. Es dauerte einige Zeit, bis wir aneinander vorbei gekommen waren. Im weiteren Aufstiege wurde der Schnee immer schlechter, er ballte sich an den Steigeisen in ganzen Klumpen an, so daß man bei jedem Schritte genötigt war, den Schnee mit dem Pickel abzuklopfen. Ich will es kurz aber schmerzhaft heraussagen, daß wir erst um 10 Uhr 30 Min. auf dem Col de la Grande Rocheuse, 4051 *m*, standen. Die letzten 100 Meter, deren Neigung nach den Messungen des Herrn Ch. Vallot 55° beträgt, kosteten noch manchen Seufzer. Wir breiteten unseren großen, für 3 Mann berechneten Zeltsack aus, setzten uns hinein und schlugen den oberen Teil über unsere Köpfe. Es war bitterkalt, die Füße waren gefühllos, die Finger klamm. Das wäre alles eine Kleinigkeit gewesen, aber wir hatten andere schwerere Sorgen. Schon während der letzten Stunden umzog sich der Himmel in bedenklicher Weise, der alte Herr — in Chamonix sagt man: „Le vieux fume sa pipe" — hüllte sich in Nebel, der Ausblick gegen das Wallis und das Berner Oberland ließ mit seinen in Wolken gehüllten Bergen das Schlimmste befürchten. Ein heftiger Wind sprang auf, es fing leicht zu graupeln an, und im Nu waren die Felsen der Grande Rocheuse weiß überzogen. Nach längerer Beratung entschlossen wir uns zum Abstiege; die Aussicht, zwischen Grande Rocheuse und Aiguille du Jardin oder etwas später, von einem tüchtigen Schneesturme überrascht zu werden, war trotz des Besitzes eines Zeltsackes so wenig einladend, daß wir, wenn auch schweren Herzens, auf die Fortsetzung unserer Tur verzichteten.

Mir besonders lag die Beschreibung des Abstieges von der Aiguille du Jardin aus der Feder von E. R. Blanchet im ersten Jahrgange der „Alpen" und die prächtige Schilderung des verunglückten Aufstieges auf diesen Berg von Karl Egger in seinem Buche „Höhenluft" derart schwer am Herzen, daß ich mich den Gründen meiner Gefährten zur Umkehr zugänglich zeigte.

Um 11 Uhr entschlossen wir uns zum Abstiege. Buck ging voraus, Erich beschloß den Zug. Nicht die Steilheit des Hanges, sondern die scheußlichen Verhältnisse des Schnees zwangen uns, nur in den seltensten Fällen gleichzeitig abzusteigen. Sehr oft mußten wir mit dem Gesichte zum Hange gewendet hinabgehen, der Pickel mußte bei je zwei Schritten möglichst tief eingestoßen werden, bevor wir uns in die nächst tiefere Stufe hinablassen durften. Am meisten graute mir vor der großen Felsplatte; wenn die jetzt noch dazu mit nassem Neuschnee bedeckt war, dann konnte es eine recht gemütliche Arbeit abgeben. Als ich eine diesbezügliche Andeutung fallen ließ, beruhigte mich mein Sohn sofort. Er hatte während des Aufstieges fleißig Umschau gehalten, da ihm mein langsames Steigen hiezu genügend Zeit gelassen hatte. Hiebei hatte er deutlich gesehen, daß der kleine rechte Seitenast des Whympercouloirs ebenso leicht erreichbar, als gut zu begehen war. Von einem Bergschrund war überhaupt nichts zu sehen, die Umgehung der von mir gefürchteten Felspartie war somit gut durchführbar. Ich hatte im Laufe der Jahre das überragende Pfadfindergeschick meines Sohnes so oft anerkennen müssen, daß ich ihm auch diesmal blindlings vertraute. Während des stundenlangen Abstieges vom Whympercouloir ermüdeten meine Arme durch das unausgesetzte Einstoßen und Herausziehen des Pickels derart, daß ich anfing mutlos zu werden, da rief mir mein Sohn zu, ich solle es einmal mit seiner Art versuchen. Er faßte nämlich den Pickel mit beiden Händen vor sich wagrecht und drückte ihn gegen den Berghang. Ich tat dies auch und war sofort zu seiner Gepflogenheit bekehrt. Die mühelos tief eindringende Klinge und der ganze Stock gab genügenden Halt, wenn wirklich ein Tritt nachgab. Das Herausnehmen des Pickels gelang ebenso leicht und schnell. Ich

hätte es nicht geglaubt, daß mir mein Sprößling noch etwas Neues im Eis und Schnee zeigen könnte! Wir waren endlich so tief hinabgestiegen, daß das Abbiegen in die kleine seitlich gelegene Eisschlucht nahegerückt war.

Buck stand dicht an einem großen Felssporn, der umgangen werden mußte. Er hatte — eine Seltenheit, seinen Pickel bis zur Klinge in guten Firn eintreiben können und das Seil umgelegt. Ich stand etwa 7—8 *m* über ihm, konnte meinen Pickel höchstens zwei Spannen tief durch den weichen Schnee einstoßen, wickelte aber das zu meinem Sohne hinaufführende Seil gleichwohl mehrere Male herum. Außerdem hatte ich eine geknüpfte Schlinge in Reichweite von meiner Leibesmitte gut in der Hand. Da der Hang sehr steil war, wies ich Buck an, recht gut aufzupassen. Dann forderte ich Erich auf langsam herabzukommen, es handle sich nur um wenige Meter, dann seien wir im kleinen Firnhange neben dem verwünschten Whympercouloir und aller Fährlichkeit entronnen. Während er herabstieg, bemerkte ich, daß er kopfgroße Schneeknollen an den Füßen habe und wollte ihm eben zurufen, daß er doch mit dem Pickel auf die Fußsohlen klopfen solle, sonst sei sein Abgleiten mit Sicherheit zu erwarten. Im selben Augenblicke schlüpfte er aus und da er wohl glaubte, Skier statt Steigeisen an den Füßen zu haben, machte er rasch die Bewegung zu einem Christianiaschwunge und sauste gleich darauf gegen mich herab. Sofort flog sein Pickel durch die Luft gegen Buck, der ihn blitzschnell fing und in den Schnee stieß. In unmeßbar kurzer Zeit darauf flog mein Herr Sohn ihm auf diesem Wege nach. Ich stand auf alles gefaßt ruhig da und als ich dachte, daß das Seil im nächsten Augenblicke gespannt werden mußte, da Erich schon beinahe auf Buck fiel, riß ich die Schlinge mit aller Kraft an mich und wurde kaum um Haaresbreite aus meiner wohlvorbereiteten Stellung gebracht. Erich sprang sofort auf und machte ein so namenlos blödes Gesicht, daß Buck und ich trotz des furchtbaren Ernstes der Lage hellauf lachen mußten. Erich erzählte dann später, daß er zuerst einen gewaltigen Ruck an den Hüften gespürt, dann aber auch einen festen Halt mit dem Fuße gefühlt habe: er war zufällig gegen den eingerammten Pickel Bucks zu stehen gekommen. Genau nach dem Plane Erichs, der nun voranging, verlief nun der weitere Abstieg. Die Rinne erwies sich als gut gangbar, ein und der andere kleine Felsabsatz bereitete uns nicht die geringste Schwierigkeit. Da der unmittelbare Abstieg auf den Talèfregletscher bei der herrschenden Dunkelheit — es war inzwischen 21 Uhr geworden, viel schwieriger schien, stiegen wir oberhalb des Bergschrundes etwas hinauf, querten in das große Couloir und gingen zur Fußspur hinab, die wir am Morgen ausgetreten hatten. Die Überschreitung des Bergschrundes war inzwischen nicht besser geworden. Mit einiger List und unter Hilfe unserer Taschenlampe gelangten wir glücklich über die zertrampelten Schneebuckel auf die oben beschriebene Firnschneide hinab. Erich stand schon in völliger Sicherheit auf dem Firnhange, der zum Gletscher hinabführte, er stieß den Pickel in den Firn, schlang das Seil herum und beleuchtete den Weg für mich. Buck sicherte rückwärts. Im selben Augenblick ging der Mond hinter der Aiguille des Leschaux auf und erhellte die großartige Landschaft ganz prächtig. Die schwarze unheimliche Kluft zur Linken, die darüber befindliche silbrig glänzende Eiswand, die schmale anscheinend sturzbereite Schneide, das rötliche Licht der Lampe, das alles gab ein Bild von phantastischem Reize, der an die ausgeklügelten modernsten Filmvorstellungen erinnerte. Als wir alle auf dem Firnhange standen, entledigten wir uns des Seiles und fuhren beschwingten Fußes auf den Gletscher hinab.

Um 22 Uhr 30 Min. breiteten wir unsern Zeltsack aus und aßen nun seit 21 Stunden das erstemal nach Herzenslust. Es war inzwischen ganz klar geworden, furchtbar schön stand die Gruppe der Grandes Jorasses vor uns da. Wie es wohl mit unseren Landsleuten stand, die dem Zauber ihrer Nordwand verfallen waren? Eine Woche hernach erfuhren wir in Bregenz, daß sie in den ewigen Frieden eingegangen waren. — Über dem zerklüfteten Talèfregletscher erhob sich der schimmernde Montblanc in erhabe-

ner Pracht und Größe. Wenn es uns in den nassen Schuhen nicht so jämmerlich an den Füßen gefroren hätte, wären wir am liebsten für den Rest der Nacht heroben geblieben. Eine Stunde vor Mitternacht setzten wir uns wieder in Bewegung. Der Schnee war in völliger Auflösung befindlich, alle zwei oder drei Schritte brachen wir bis an die Knie ein und torkelten nur so hin und her. Um 1 Uhr 35 Min. des 1. August betrat ich mit Buck die Hütte. Erich war, durch brennenden Durst getrieben, vorausgeeilt. Als er die Hüttentüre öffnete und die Taschenlampe aufleuchten machte, kam der Vater Ravanel aus seinem Verschlage heraus, stürzte auf meinen Sohn los, packte ihn bei den Schultern und rief mit allen Zeichen des Schreckens ihm ins Gesicht: „Où est le père"? Erich beruhigte ihn über unser aller Wohlbefinden und als ich bald darauf die Hütte betrat, umarmte mich der besorgte Mann ein über das andere Mal. Da ich keinen Schlaf finden konnte, stand ich sehr früh auf und breitete unsere Schuhe und Strümpfe in der strahlenden Sonne aus. Wir hätten also doch trotz Schneetreibens, bei sinkendem Barometer und schlechter Wettervorhersage unsere Tur fortsetzen können!

Während unseres Marsches über das Eismeer erwischte uns ein schweres Ungewitter. Kleppermäntel, Gummibeinkleider, und ein nordindischer Rock aus dem Nachlasse meines treuen Freundes Oskar Eckenstein erwiesen sich aber auch diesen Wassermassen gegenüber als überlegen.

Da am andern Morgen eine kräftige Schlechtwetterzeit einsetzte, fuhren wir nach der Heimat, ohne noch einmal die gewaltigen Berge der Montblancgruppe gesehen zu haben.

Während des Winters schmiedeten Buck und ich neue Pläne, als dritter sollte mein Freund Hans Moldenhauer mittun; es war ausgemacht, daß Buck und ich an einem Seile, Moldenhauer und sein inzwischen an der Fleischbankspitze verunglückter Gildenbruder Ludwig Hall am andern gehn sollten.

Da erhielt ich anfangs Juli die traurige Freudenkunde, daß Buck infolge außergewöhnlich großer Aufträge nicht abkommen könne. Ich teilte dies Moldenhauer mit, dieser konnte aber keinen passenden und Hall gar keinen Urlaub bekommen. Der erste Eindruck dieser Hiobsbotschaften war für mich lähmend. Ich durchlas das ganze Schrifttum nochmals genau und beschloß, allein zu gehen. Nach reiflicher Überlegung entschied ich mich für die Seite von Argentière. Erstens hatte ich dort keinen spaltenreichen Gletscher zu überschreiten und zweitens gab es hier keinen Bergschrund von irgendwelcher Bedeutung, vor welchen Dingen ich einen heillosen Respekt habe. Ich hatte die entsetzliche Flucht von steilen Eis- und Felsrippen, Firnschluchten und breiten Eisflächen 1899 von den Gipfeln der Aiguille du Chardonnet, der Aiguille d'Argentière und dem Mont Dolent zur Genüge betrachtet, um nicht leichtsinnig an dieses vielleicht in seiner Gesamtheit gewaltigste Bollwerk der ganzen Alpenkette heranzutreten. Aber infolge der Absage meiner Freunde war eine gewisse Verbissenheit über mich gekommen, die mich alle Einwände, die ich mir selber im geheimen machte, in den Wind schlagen ließ. Von den möglichen Ersteigungen dieser furchtbaren Wandflucht waren bislang vom Argentièregletscher aus die Aiguille Verte 4127 *m*, der Col de la Grande Rocheuse, 4051 *m*, der Col de l'Aiguille Verte, 3782 *m*, die Droites, 4030 *m*, der Col des Droites, 3726 *m*, die Courtes, 3855 *m*, der Col des Christaux, 3569 *m*, und der Col des Courtes gleichfalls 3569 *m*, erklettert worden. Dagegen hatten die Aiguille du Jardin, 4035 *m*, der Col Armand Charlet, 3998 *m*, und die Grande Rocheuse, 4103 *m*, noch keinen Liebhaber gefunden. Nach der Ansicht der Herausgeber des Montblancführers des Österreichischen Alpenklubs gehören alle Ersteigungen in diesem Kamme von der Argentièreseite zu den schwierigsten und gefahrvollsten Unternehmungen in den gesamten Alpen.

Am meisten Mut zu dieser Tur gab mir ein Aufsatz über die Überschreitung des

Col des Droites durch Fräulein Eugenie Rochat mit zwei Führern aus Chamonix. Wer daran Anteil nimmt, möge ihn im Jahrbuche XXXVIII des Schweizer Alpenklubs nachlesen. Er schwelgte in den sattesten Farben und war nicht etwa eine Fundgrube zur Überwindung von Schwierigkeiten, er gab auch keine guten Ratschläge, im Gegenteile, Frl. Rochat erreichte es durch ihre meisterhafte Schilderung weit eher, die mutigsten Leser abzuschrecken. Es gab aber da eine kleingedruckte, anscheinend unwichtige Fußnote unter dem Striche, die für mich gleichwohl entscheidend war. Die Verfasserin des Aufsatzes weist es nämlich mit einem gewissen, ich möchte sagen, Abscheu von sich, daß sie jemals Steigeisen benutzt hätte. Und überall, wo man auf steiles Eis kam, tritt in der lebendigen Beschreibung die Unzulänglichkeit aller Teilnehmer deutlich zutage. „Jetzt, Fräulein, können wir auf keinen Fall mehr zurück, und geht's auch vorwärts nicht, so sind wir verloren!" „Diesmal sind wir sicher verloren, es geht nirgends mehr weiter!" „Die Felsplatten sind auch hier vereist. Unmöglich weiterzukommen!" „Nous sommes tout de même perdus, tant pis!" „Ja, wir sind so fest, daß wenn einer ausgleitet, wir alle hinabstürzen!" „Ich rutsche, schnell den Pickel unter den Fuß!" Solche Reden, wie sie bei der ersten Überschreitung des Col des Droites aus dem Munde des leitenden Führers erschallten, sind nicht gerade geeignet, Vertrauen zu erwecken oder den Mut zu heben, da bin ich schon weit lieber allein am Berge. Uns österreichischen und deutschen Bergsteigern, die seit ihrer Jugendzeit mit Steigeisen gingen, wie es die Tiroler Führer ihnen zeigten, fehlt das Verständnis für ein solches Gebaren vollständig. So gut wir uns eines Eispickels und Seiles, eines genagelten und eines Kletterschuhs bedienen, ebensogut tragen wir Steigeisen. Ich gewann endlich die feste Überzeugung, daß ich mit meinen Eckensteinsteigeisen und meinem Feuerwehrbeile bei entsprechenden Verhältnissen wohl fähig sei, eine gleichwertige Tur auszuführen. Ich beschloß vom Argentièregletscher aus auf den Col Armand Charlet hinaufzugehen, in meinem Zeltsacke zu übernachten, am nächsten Tage die beiden Gipfel zu besuchen und auf demselben Wege wieder zurückzugehen.

Ich verreiste am 25. Juli 1932, bewunderte zwischen Solothurn und Biel die Berner Alpen und eilte über Martinach nach Argentière. Nachmittag lief ich noch zur Flegère hinauf und schwelgte im Anblicke der Aiguille Verte. Am andern Morgen ging ich zum Pavillon de Lognan hinauf, frühstückte oben und ließ mir vom Hüttenwirte E. Simond einiges über Dr. Kugy erzählen. Dann schaute ich mir den Weg zum Einstieg in das große Couloir, das zum Col Armand Charlet führt, gut an. Ich querte den Gletscher über dem oberen Eisbruche bis gegen seine Mitte und bekam einen trefflichen Einblick in die Bergflanke. In fleckenloser Weiße und furchtbarer Steilheit, nirgends von Felsen unterbrochen, schießt die Eisfläche gegen einen großen Lawinenkegel hinab. Dieser ist vom linken Gletscherrande aus leicht erreichbar.

Mit Ausnahme eines kurzen, sehr steilen Stückes schien das ganze Couloir gangbar zu sein. Bald nach meiner Ankunft auf dem mittleren Gletscherboden hüllten sich die Gipfel in Wolken, später fing es etwas zu regnen an. Ich hatte genug gesehen und ging nach Argentière hinab. Dann fuhr ich nach Chamonix und besorgte einige Einkäufe. Bei guter Zeit traf ich wieder in Argentière ein und ging sehr früh zu Bette. Punkt Mitternacht brach ich auf und schlich langsam zum Pavillon de Lognan hinauf. Mein Gepäck bestand aus dem Schlafsacke, Handschuhen, einer Schneehaube, der Feuerwehrhacke, den Steigeisen, drei Büchsen Leberpastete, einer Büchse eingemachter Pfirsiche, etwas Himbeersaft, 30 *m* dünner englischer Hangmanschnur, und vier 35 *cm* langen Eishaken aus Hartaluminium.

Als ich den Berghang hinanstieg, waren einige Sterne zu sehen, der Himmel war stark bewölkt, ließ aber kein Anzeichen von Wind bemerken. Es war angenehm kühl, gegen 2 Uhr 30 Min. ging ich beim Pavillon vorbei und stieg auf dem mir wohlbekannten Wege zum Gletscher hinauf. Kurz darauf trat der Viertelsmond aus den Wolken

hervor und beleuchtete magisch die phantastisch geformten Eisklippen im oberen Gletscherbruche. Ich hatte am Vortage während meiner Fahrt von Chamonix nach Argentière die Bekanntschaft von vier jugendlichen Genfer Klubgenossen gemacht, die am Abend nach der Klubhütte auf dem Argentièregletscher hinaufgingen. Ich fand bald ihre Spuren auf dem schmutzigen Gletscher und folgte ihnen einige Zeit. Weiter oben verlor ich sie, der fast spaltenlose Gletscher führte mich aber mühelos zum Fuße des Lawinenkegels hinauf. Es hatte bis zum 23. Juli viel geschneit. Am 24. und 25. Juli herrschte herrliches warmes Wetter, die Lawinen donnerten nur so über die Hänge. Wie ein Führer in Chamonix meinte, konnte man den Weltuntergang erwarten. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, kam herunter. Am 26. Juli regnete es ein wenig, gegen Abend klarte es auf. So kam es, daß auf dem Schnee eine gut angefrorene Schicht lag, die mir ein prächtiges Fortkommen gestattete. Ich hatte mir vor meiner Abreise auf meine Absätze neue Allgäuerstollen anpassen lassen, die so schön eingriffen, daß, um mit Purtscheller zu sprechen, jeder Schritt einen Genuß bedeutete.

Da ja eine schier unendlich lange Eisarbeit vor mir lag, sagte ich mir immer vor: Langsam, langsam, denn der gefrorene Hang lockte zu stürmischem Steigen. Der gute Peter Dangl sagte einmal zu mir: „Am Morgen muß man so langsam gehn, als ob man gar nirgends hingehn möcht."

Die Lawinenreste bildeten bis ziemlich hoch hinauf eine Art Treppe, über die ich ohne Anstrengung rasch aufwärts kam. Um 5 Uhr 15 Min. hatte ich diese Stelle hinter mir und nun flog mein Blick den glatten, allmählich steiler werdenden Firnhang hinan. Im Besitze meiner Axt dachte ich einmal daran, den Pickel unten zu lassen, aber die Vorsicht riet mir, dies erst jenseits des Bergschrundes, der doch einmal kommen müßte, zu tun. In gleichmäßigem Schritte stieg ich hinan und bemerkte zu meinem Schrecken, daß die Aiguille du Chardonnet, die sich über dem rechten Ufer des Argentièregletschers mauergleich auftürmt, an ihrer Spitze rosig beleuchtet wurde. Wenn der Tag klar und heiß wurde, dann mußte ich schleunigst umkehren, denn dann ging die Kanonade aus allen Kalibern von neuem los und ich war verloren. Die Beschreibung der Ersteigung der Droites durch Lagarde und Arsandaux in Nummer 1111 der Österreichischen Alpenzeitung gab da ein nettes Beispiel.

Aber schon nach wenigen Minuten blaßte der zarte rote Ton ab und machte einem fahlen Weiß Platz. Um 6 Uhr 25 Min. stand ich am untersten Bergschrunde, 3134 *m* (Vallot). Nach der Schilderung des Herrn von Ségoigne in der Österreichischen Alpenzeitung hatte ich deren noch zwei zu erwarten. Gesehen hatte ich allerdings am Morgen des 26. Juli überhaupt nur einen. Auch ein Bild, aufgenommen vom Col du Tour Noir, das ich nach Argentière mitgenommen hatte, ließ auf der von mir gewählten Route außer dem unteren kleinen Schrunde nichts Derartiges mehr erblicken. Wie ich es gar nicht anders erwartet hatte, war der Bergschrund bis zum Rande zugeschüttet. Nur ein kleiner, nicht mal einen halben Meter breiter Spalt war alles. Es bedurfte nur eines kräftigen Schrittes, um hinüberzugehen.

Nach der Überschreitung des Bergschrundes, Ségoigne bezeichnete den untersten an der Verte als harmlos, wurde die Neigung der Firnschlucht rasch größer. Ich ließ meinen Pickel über dem Bergschrunde stehen und nahm nun die Eisaxt zur Hand. War ich schon vorher ein und das andere Mal in leichtem Zickzack aufgestiegen, so mußte ich die Kehren nun ziemlich flach anlegen. Endlich zog ich es vor, seitlich hinaufzugehen und wechselte meiner Knöchel halber öfters nach rechts und links ab. Mit einer leicht erklärlichen Beklemmung schaute ich immer wieder hinauf auf die buchstäblich wandartige Steilstufe, die sich gegen den Col de l'Aiguille Verte hinaufzog. Ober ihr gabelte sich dann das Couloir ypsilonförmig. Dem, von mir gesehen, rechten Aste mußte ich zum Col Armand Charlet folgen.

Aber der Eisbang dicht unter der Teilung war schauerlich anzusehen. Ich schätzte ihn

auf etwa 80 *m*, es können aber auch nur 60 gewesen sein. Die Verkürzung spielt einem da die wunderlichsten Streiche. Gegen 8 Uhr hüllte sich die ganze Gegend in Wolken. Hatte ich von der Umrahmung des Argentièregletschers noch immer den größten Teil gesehen, so stak ich bald darauf in den Nebeln. Die Neigung wurde so bedeutend, daß es schon längere Zeit keine Kehren mehr gab. Die letzte Stunde unter diesem Firnhang stieg ich nur mehr seitlich an. Wäre die gefrorne Kruste nicht gewesen, ich hätte schon lange zum Stufenschlagen meine Zuflucht nehmen müssen.

Meter um Meter rückte ich der dräuenden Steilstufe näher; eine Felsrippe, die völlig vereist war, zwang mich, gegen die bergkundlich linke Seite der Schlucht auszubiegen. Hier war der Firn etwas härter, ich bedauerte schon, meinen Pickel unten gelassen zu haben, aber gleich darauf griffen meine Eckensteiner wieder herrlich ein. Endlich bekam ich einen guten Einblick in die östliche Begrenzung des Eishanges. Zwischen Fels und Firn war eine seichte Rinne eingelassen. Mächtige Eiszapfen hingen von den Felsgesimsen herab, jeder einzelne hätte mich mitleidslos hinabgeschleudert, wenn er etwa meinen Fuß getroffen hätte. Ich erinnerte mich an Purtschellers und meinen Aufstieg auf Elliots Wängeli am Großen Schreckhorn: Dort klemmten wir uns auch zwischen Fels und Eis ein und kamen prächtig vorwärts. Heute freilich sah die Sache etwas ernster aus, denn auf dem Schreckhorn war die Neigung des Firns etwa 35° höchstens 40°, während hier wohl 56° (Vallot) zu überwinden waren. Dafür hatte ich aber keinen langschäftigen, unhandsamen Pickel, sondern die unvergleichlich bequemere Art bei mir, die um so leichter handzuhaben war, je steiler die Wand anstieg. Mit der Linken hielt ich mich an den freilich ziemlich grifflosen vereisten Felsen an, mit der Rechten schlug ich Kerben in das Eis, die ich für den morgigen Abstieg recht gewissenhaft groß machte. Meist konnte ich aber im Grunde der Rinne auf dem guten Schnee genügenden Halt finden. Es war etwas nach 9 Uhr geworden, als ich bei 3400 *m* (Vallot), ich finde den Ausdruck am passendsten, diesen gemischten Kamin betrat. Diese Strecke bildet wohl den Schlüssel zur Erreichung des Col Armand Charlet vom Argentièregletscher aus, wenn die, wie in meinem Falle vereisten Felsen ihr Betreten untunlich machen.

Eine Abbildung dieses Eisfalles ist weiteren Kreisen zugänglich. In der öfters angeführten Nr. 1041 der Österreichischen Alpenzeitung befindet sich ein Lichtbild Pelletiers. Dort sieht die Sache allerdings so aus, als ob es sich um eine senkrechte Eiswand handeln würde. Womöglich noch schlimmer wird die Stelle auf einer Aufnahme Sydney Spencers dargestellt, die sich zwischen Seite 272 und 273 der deutschen Ausgabe des G. W. Youngschen Werkes Mountain Craft, zu deutsch „Die Schule der Berge", befindet.

Wenn die ganze Wirklichkeit den Abbildungen entspräche, würden wohl nur ein halbes Hundert Eishaken zum Ziele führen. Wenn die Eisverhältnisse denen glichen, die Lagarde, Lépiney und Ségoigne an der Aiguille Verte antrafen, dürfte die Erreichung des Col Armand Charlet vom Osten her für gewöhnliche Sterbliche kaum ausführbar sein. Denn wenn man da schon von unten her anfangen müßte, Stufen in wirklich blankes Eis zu schlagen, so wäre kein Ende der Arbeit abzusehen. Kaum war ich, es war inzwischen 12 Uhr geworden, bei 3509 *m* (Vallot), über der verwünschten Steilstufe angelangt, als plötzlich die Beschaffenheit des Firns sowohl bezüglich Steilheit als Begehbarkeit so günstig wurde, daß ich wieder unmittelbar, wenn auch mit einer Art Grätenschritt, aufwärts gehen konnte. Mit jedem Hundert Schritte nahm die Neigung, wenn auch langsam, ab, im obersten Schenkel des Ypsilons betrug sie nach meiner oberflächlichen Schätzung gewißlich keine 40° mehr. (Gesamtneigung nach Vallot 51°.)

Ich war durch die hehre Stille in solche Sicherheit gewiegt worden, daß ich gar nicht mehr daran dachte, daß es in einer Eisrinne auch Steinschläge und Eisfall gibt. Wäh-

rend ich so recht siegessicher anstieg, hörte ich plötzlich in den Felsen der Aiguille du Jardin, die die Eisschlucht beherrschen, ein kurzes schrilles Klingen, das mir das Herz für einige Augenblicke still stehen machte. Ich hieb die Axt schmetternd in den Firn und beugte mich darüber hin, wie es die Bilder Egger-Lienz' bei einer Sturmtruppe zeigen. Nach etwa 5 Sekunden, als alles ruhig blieb, richtete ich mich wieder auf und schaute nach oben, woher der Ton erschallt war, aber ich hörte nichts als das Schlagen meiner Pulse am Halse. Offenbar war nur ein Eiszapfen herabgefallen und zerschellt. Also nur hinauf, so bald wie möglich.

Ich wagte es aber noch immer nicht, schneller zu gehen, aus Furcht, mich auszupumpen. Großartig ist der Blick nach links und rechts auf die Strebepfeiler der Grande Rocheuse und Aiguille du Jardin. Auch bei aperen Felsen — ob es aber diese auf der nach Nordost gewendeten Bergflanke jemals gibt? — wird die Ersteigung der beiden Berge über die Felsen eine geradezu haarsträubende Leistung bedeuten. Ich sah nirgends das kleinste Plätzchen, auf dem man bequem sitzen könnte, während man auf dem Firnhange mit Hilfe eines Pickels sich jederzeit einen Sitz herstellen könnte. Ich weiß nicht, ob ich mein Geschick preisen soll oder nicht, daß ich während des Aufstieges auch nicht ein einziges Mal eine freie Ausschau in die Tiefe hatte.

Der Nebel ermöglichte mir nur auf kurze Augenblicke einen Blick auf kurze Strecken. Als ich einst so recht con amore im dichten Nebel auf dem Ostgrate des Weißhorns bei Randa hinaufging, rief mir mein Freund Louis Friedmann öfters zu: „Du paß auf, da geht's rechts 1000 und links 1200 *m* hinab!" Ich mußte mich heute lebhaft daran erinnern. Wohltätige Wolken verhüllten den Eishang dem Blicke, ich beschäftigte mich aber überhaupt mehr mit der Höhe als der Tiefe. Gegen 14 Uhr legte sich die Bergflanke merklich zurück und um 15 Uhr 15 Min. stand ich 3998 *m* hoch auf dem Col Armand Charlet, wohl einem der schwerst zu erreichenden Sättel in den Alpen. Ich glaube, daß nur etwa der durch Lawinen und Steinschlag bedachte Col Emile Rey mit ihm in dieser Hinsicht in Wettbewerb treten kann.

Ein mächtiger Felsturm tauchte zu meiner Linken auf, rechts steht ein vergleichsweise zierlicher, nach Westen zu stark verschneiter Felszacken. Ich hatte gefürchtet, daß mich oben ein tüchtiger Sturm empfangen werde, da während der letzten 15 oder 20 *m* des Anstieges der Jochwind ziemlich kräftig auf mich niederstürzte. Um so angenehmer war ich überrascht, als oben völlige Windstille herrschte. Ich kratzte an einem Felsblocke, der wenige Meter gegen die Grande Rocheuse zu ein wenig herausguckte, den Schnee weg und setzte mich, in den Zeltsack gehüllt, darauf. Meine Finger waren so kalt und steif, daß es mir nicht gelang, die Büchse mit eingekochten Pfirsichen zu öffnen; stundenlang hatte ich mich auf diesen Genuß gefreut und nun hatte ich das Nachsehen! Ich nahm nur einige Schluck Himbeerwasser, das ich vorsorglich heraufgetragen hatte. Nach einer halbstündigen Ruhepause entschloß ich mich, wenigstens einen der beiden heiß ersehnten Gipfel sofort zu besuchen. Um 15 Uhr 45 Min. zog ich die Handschuhe an, die bislang im Rucksack geruht hatten, setzte die Schneehaube auf und kroch, denn Gehen kann man meine Art Fortbewegung füglich nicht nennen, manchmal aufrecht, aber meistens auf allen Vieren auf dem flachen, fast durchwegs mit vortrefflich tragendem Schnee bedeckten Grate der Grande Rocheuse hinauf. Nach dem Aussehen des Berges von Westen her hatte ich mich auf eine tüchtige, wenn auch nicht besonders schwierige Kletterei gefaßt gemacht, ich war daher erstaunt, einen mäßig ansteigenden Schneegrat anzutreffen. Hier heroben hatte sich der im Juni und Juli massenhaft gefallene Schnee halten können. Ich hatte meine Uhr im Verdachte, daß sie plötzlich von einer Art Höhenkoller befallen sei, und wie wahnsinnig zu rennen begänne. Es war aber alles in Richtigkeit. Nach der unerhörten Anstrengung, die ich meinen alten Muskeln abgetrotzt hatte, kam ich eben nur in einem wahren Schneckengang vorwärts. Ich erinnerte mich lebhaft an meines verewigten Freundes George Mallory Brief, den er

mir nach seiner Rückkunft von seiner zweiten Himalajareise geschrieben hatte. Ich sackte nämlich auch nach drei oder vier Schritten zusammen und kniete bald rechts und bald links nieder. So kam es, daß ich erst 5 Minuten vor 18 Uhr auf dem Gipfel der Grande Rocheuse, 4103 *m*, stand.

Mit einem seltsam gemischten Gefühle unsäglicher Wonne und berechtigten Stolzes setzte ich meinen Fuß auf die Spitze. Denn gleich einem stürmischen Bräutigam hatte ich seit Jahren diesen Augenblick ersehnt und gar manches Mal hatte ich daran gezweifelt, ob mir der große Wurf noch gelänge. Und nun hatte ich ihn doch noch erlebt und durfte mich seiner doppelt freuen, denn nicht kampflos hatte ich den Preis eingeheimst. Keinem Besseren, Stärkeren war ich in seinen Stufen gefolgt, sondern ich hatte den Sturm allein gewagt und durfte mich auch des endlichen Sieges allein rühmen.

Und dann forderte die Natur gebieterisch, übermächtig ihre Rechte, ich setzte mich nieder und — schlummerte ein wenig ein. Plötzlich hörte ich etwas rauschen, ein leichter Wind war aufgesprungen, ich schaute mich um, aber nicht mal die Spitze der Aiguille Verte tauchte aus den Nebelschwaden auf. Ich hinterlegte eine leere Konservenbüchse mit einem Zettel, der meinen Namen trug. Ich tat dies aber erst nach einem Kampfe mit mir selber.

Es war auf einem hohen Schweizer Gipfel. Mein Freund Louis Friedmann schrieb den Tag auf seine Besuchskarte und schob sie in die Gipfelflasche. Sein damaliger Führer, der alte Kederbacher schaute ihm zu, war aber viel zu taktvoll, um vor Leuten eine abfällige Bemerkung vom Stapel zu lassen. Am Abend in Zermatt sagte er zu Friedmann: „Was habe ich denn heut da oben sehen müssen, was haben Sie denn auf dem Zettel aufgeschrieben?" „Nun", sagte mein Freund, „wie's halt Brauch ist, meinen und Ihren Namen." — „Aber lassen Sie doch so was", meinte der alte herrliche Kederbacher, „das haben Sie doch nicht nötig und zweitens hat das kan Wert, wenn nur I' weiß, daß I' oben war!!!"

Also wie gesagt, ich kämpfte und unterlag, möge mir Kederbacher vergeben! Um 18 Uhr 15 Min. begann ich den Abstieg, und mir ist es heute unerklärlich, daß ich erst um 19 Uhr 30 Min. im Col Armand Charlet ankam. Ich fühlte eine ziemliche Unsicherheit im Tritte, wankte öfter hin und her und setzte mich ab und zu nieder. Als ich im Sattel angekommen war, kam endlich die Eßlust über mich. Glücklicherweise sind die Büchsen mit der Leberpastete mit einem Schlüssel zu öffnen. Ich drehte ihn mit Hilfe der spitzen Haue meiner Axt und verschlang den köstlichen Inhalt auf eins, zwei, drei. Dann begann ich mir eine geräumige Höhle aus dem Schnee zu graben, denn wenn es hier heroben in der Nacht, oder besser gesagt gegen Morgen zu stürmen begann, so konnte das trotz des Zeltsackes sehr unangenehm werden.

Da ich allein war, konnte ich mich in den für drei Mann berechneten Sack sehr gut einwickeln.

Ich schlief, — es ist ja keine Schande, es einzugestehen, mit Hilfe einer bescheidenen Gabe von Veronalnatrium bald ein. Mein altes Herz, von dessen Anwesenheit ich sonst nie Kenntnis nahm, arbeitete nämlich so heftig, daß ich fürchtete, nicht schlafen zu können. Nach einigen Stunden wurde es mir so warm, daß ich das kleine Schiebefenster öffnete. Es war völlig windstill, der Himmel stark bedeckt. Um 5 Uhr morgens erwachte ich und da ich mich völlig erfrischt fühlte, nahm ich einige kräftige Schlucke Himbeerwasser und begann vor 5 Uhr 30 Min. den Aufstieg auf die Aiguille du Jardin. Es sind ja nur 37 *m* eigentlicher Höhenunterschied, die ich überwinden mußte, sie kosteten mich aber eine Stunde und vierzig Minuten. Man konnte nämlich nicht so ohne weiters hinaufgehen, sondern mußte mehrere abenteuerlich geformte Felstürme umgehen.

Als ich am Vortage auf den Col Armand Charlet hinaufgekommen war, machte mir der zur Aiguille du Jardin hinaufführende Felsgrat keinen besonders gewaltigen Ein-

druck. Heute aber schienen die Felstürme abschreckend plattig und hoch, die Firnflanke von einer ganz entsetzlichen Steilheit zu sein. Wohl hatte ich es schon oft erfahren, daß der Nebel den kleinsten Felszacken als einen mächtigen Gratturm erscheinen ließ; kam man dann dicht heran, so entpuppte sich der Riesengendarm als harmloser Block. So stieg ich denn mutig auf dem schmalen Firngrate etwa 20 bis 30 Meter hinauf und wandte mich dann auf dem prächtigen Schnee zwischen zwei Grattürmen auf die Nordflanke. Mit jedem Schritt wuchs mein Zutrauen, endlich konnte ich auf dem Grate selber weiter klettern, wenn nur der Nebel nicht gewesen wäre, hätte ich es nicht besser gewünscht. Die Nacht mußte ziemlich mild gewesen sein, denn auch an den steilsten Stücken des Nordhanges, auf dem ich die Umgehung der Grattürme ausführen mußte, griffen meine gesegneten Eckensteineisen genügend gut ein. Ich brauchte keine einzige Stufe zu schlagen. Dennoch kostete mich die Ersteigung meines 76. Viertausenders manchen Seufzer. Ich war nicht gerade von der Bergkrankheit befallen, aber das Atmen ging doch recht schwer. Der Gipfel der Aiguille du Jardin war völlig verschneit. Einige Aufnahmen zeigen ein phantastisches Felshaupt, nur ein Bild, das mir Herr Vittorio Sella vor Jahren sandte, zeigt auf dem obersten Felsen eine zierliche Schneehaube. Die Strecke von der Grande Rocheuse bis zur Aiguille du Jardin wurde einmal in 50 Minuten zurückgelegt. Ich stellte einen neuen Rekord, den der Langsamkeit auf, da ich hiezu — 2 Stunden 55 Minuten gebrauchte.

Hatte ich doch beim Abstiege von der Grande Rocheuse zum Col Armand Charlet einen 18stündigen Marsch hinter mir und der Aufstieg auf die Aiguille du Jardin zwang mich in Ansehung der Schwierigkeit zu vorsichtigem Gehen. Heute hatte ich etwas mehr Glück in bezug auf die Aussicht. Ab und zu rissen die Nebel etwas auf und dann erschien die Spitze der Aiguille du Chardonnet, die Eishalden der Aiguille d'Argentière und einmal glaubte ich auch ein Stück der Droites zu sehen. Ich blieb aber nur wenige Minuten auf dem Gipfel stehen und kam mit ganz geringen Verbesserungen meines Weges, die mir im Aufstiege in der Aufregung entgangen waren, nach drei Viertelstunden wieder im Sattel an. Ich hätte es viel schneller machen können, aber der Umstand, daß die Brüder G. und W. von Meyendorff im Jahre 1924 beim Übergange von der Aiguille Verte zur Aiguille du Jardin spurlos verschwanden, lastete wie ein Alp auf mir. Ich untersuchte fleißig, ob ich nicht auf vereiste Felsen träte und das kostete viel Zeit. Bei meinem Gepäck angelangt, vertilgte ich den Inhalt einer dritten Büchse Crême Marie und begann um 8 Uhr 15 Min. den Abstieg. Wie ich es gar nicht anders erwartet hatte, war die Spur meines Aufstieges vom Vortage noch deutlich sichtbar. Der Schnee war glücklicherweise auch auf dem obersten Teile des Hanges in bestem Zustande. Ich ging längs der Spuren, die ich am Vortage zurückgelassen hatte, langsam hinab. Wäre der Hang in einen schwach geneigten Gletscher ausgelaufen, ich hätte wie seinerzeit vom Col Emile Rey glattweg abfahren können. Je tiefer ich kam, um so vorsichtiger mußte ich gehn, denn die Neigung nahm gegen den Eisfall stetig zu. Ich fand es am besten, mich möglichst an Eckensteins Vorschrift zu halten und recht taktmäßig zu gehn. Kurz vor der Vereinigung der beiden Ypsilonäste des Couloirs zog ich es vor, im Zickzack hinabzusteigen; allgemach spürte ich nämlich eine leichte Schwäche in meinen Knöcheln, die sich aber bald wieder verlor.

Einmal blieb ich, um etwas zu verschnaufen, eine Minute ruhig auf dem Firnhange stehen und malte mir im Geiste die Lage aus, in der ich jetzt stünde, wenn etwa ein Gefährte vor mir und einer hinter mir ginge. Einige Seilschlingen in der linken Hand, statt nur auf mich denken zu müssen, jeden Schritt des Vorangehenden beobachten; dann, wie es nun einmal vorkommt, auf den Nachgehenden immer Rücksicht nehmen sollen, in geheimer, wenn auch unausgesprochener Furcht leben, daß der oben Gehende ausgleitet und rascher als es ihm und mir lieb ist, herunterkommt! Mir graute und ich dankte dem Geschicke, daß ich allein war. Die „Seilbandlerei", wie Purtscheller sich

gerne ausdrückte, bewog uns des öfteren, auf steilen Firnhängen das Seil abzulegen, denn „da gibt's kein Halten, da muß jeder für sich einstehen können, sonst soll er daheim bleiben", lautete unser Wahlspruch.

Als ich am Eisfalle bei P. 3509 *m* (Vallot) ankam, überfiel mich offen gestanden ein gewisses Angstgefühl. Der Anblick der Wand und der unter ihr ins Bodenlose abschießenden Firnhalde dürfte einzig dastehn. Ich glaube, daß auch die beste Seilschaft, die etwa beim Übergange von der Talèfreseite nach dem Argentièregletscher bei dieser Eiswand ankäme, Zweifel hegen würde, ob es möglich ist, da hinabzukommen. Ich hatte die Stelle doch im Aufstiege überwunden, als ich aber am Rande des abschreckend aussehenden Schlundes ankam, drehte ich mich mit dem Gesichte zur Wand und schlug ohne den geringsten Gewissensskrupel gleich beim Einstiege einen meiner langen Eishaken ein. Ich hoffe damit auch vor dem strengsten Berggerichte zu bestehen, da ich ja die Stelle am Vortage frei im Aufstiege erklettert hatte. Ich zog meine Schnur durch die peinlich rund gefeilte Öse und band meinen Rucksack daran. Dann ließ ich ihn hinab, damit die doppelte Schnur immer gut gespannt bliebe; hierauf kletterte ich vorsichtig tastend hinab. Wie wohl taten jetzt die Kerben, die ich gestern geschlagen hatte! Es kam dann eine, bessere Griffe im Felsen zeigende, etwa 10 *m* hohe Stufe, dann kam der zweite Haken dran. Das Öffnen des Rucksackes, die Entnahme eines Hakens, das Einschlagen desselben, das Nachziehen der Schnur, das Einfädeln, das Anbinden des Rucksackes, das alles war in meiner dem labilen Gleichgewichte sich nähernden Stellung eine wirkliche Geschidlichkeitsprobe. Dann kam der dritte Haken dran, den letzten benutzte ich nicht mehr. Als ich nach schier unendlich langer Zeit unten auf dem Firnhange, 3400 *m*, stand, da hatte ich das Gefühl, daß mir nun nichts mehr geschehn könne, wenn nicht von oben eine Stein- und Schneelawine herabstürzte, und diese Gefahr schien bei der Bedeckung des Himmels und der ruhigen Witterung recht fernliegend zu sein.

Auf die Gefahr hin, als kindisch geworden zu gelten, will ich gestehen, daß ich mich nicht enthalten konnte, eine Reihe von kräftigen Jauchzern auszustoßen; das Gefühl „Wohin mit der Freud?" hatte mich urkräftig erfaßt. Kaum aber befand ich mich außerhalb der größten Gefahr, als ich eine gewisse Wehmut aufsteigen fühlte. Seit 19 Jahren hatte ich mich danach gesehnt, die beiden Berge zu besteigen, wie viele Pläne hatte ich in ruhigen Tagen und schlaflosen Nächten geschmiedet und wieder verworfen, und als ich endlich am Ziel meiner Wünsche stand, da blieb ich nicht mal fünf Minuten auf der Spitze; die Sorge, was wohl Wind und Wetter mir noch bescheiden würden, trieb mich rasch hinunter, nur zwei Tage weilte ich insgesamt auf den Bergen und dann war alles wieder in die Vergangenheit untergetaucht. Es war nun 15 Uhr geworden, ich glaube zum Abstiege über diese Stelle bedeutend mehr Zeit als zum Aufstiege benötigt zu haben. Nach der haarsträubenden Kletterei, die ich hinter mir hatte, kam mir der folgende Firnhang geradezu gemütlich vor. In drei Viertelstunden stand ich am Bergschrunde, 3114 *m*, versorgte meine Feuerwehrhake und nahm meinen lieben Pickel auf. Um 17 Uhr 45 Min. langte ich bei den ersten Lawinenblöcken an. Ich entledigte mich der Steigeisen, denn die Allgäuerstollen hatten hier den Vorteil, daß man ab und zu einen Sprung wagen durfte, was mit Steigeisen immerhin Schwierigkeiten bereitet.

Leider verbargen die bis etwa 3000 *m* Höhe herabhängenden Wolken mir neidisch den Anblick „meines" Couloirs. Ich gab mir aber, als ich mich außer aller Gefahr wußte, das Versprechen, nach Jahr und Tag mit ihr, die den Mut gehabt hatte, mich ruhig ziehen zu lassen und auf mich zu warten, wiederzukehren und vom Jardin d'Argentière aus mich am Anblick der unvergleichlichen Eisrinne zu weiden. Ich lief und sprang zum Gletscher hinab, erreichte mühelos den Pfad, der vom Pavillon de Lognan zur sogenannten Mont-Dolent-Schau hinaufführt, und verfehlte zuleht im Hinabstür-

men noch den Weg nach Argentière. Als ich meines Irrtumes gewahr wurde, war es schon recht spät geworden. Ich ging dann auf allerliebsten Alm- und Waldwegen nach Les Tines hinab und verbrachte auch die Nacht dort.

Diesmal brauchte ich kein Schlafmittel zu nehmen, ich mußte mich sogar am Morgen wecken lassen, um die Abfahrt des ersten Zuges nach Argentière nicht zu verschlafen. Als ich vor die Türe trat, schauten die Aiguille Verte und ihr furchtbarer Nachbar, die Aiguille du Dru aus überirdischer Höhe auf mich Zwerg herab. Demütig und doch stolz winkte ich den beiden von Vallorcine noch einmal zu, dann entführte mich das Auto eines liebenswürdigen Franzosen nach Zürich. Vor 52 Jahren klebte ich zitternd am mächtigen Bergschrunde in der Ostwand des Monte Rosa. Christian Ranggetiner stand auf meinen Schultern und schlug eine Stufe in den oberen Rand des dunklen Rachens, dann zog er mich mit dem Seile hinauf. Wo war ich in größerer Gefahr, damals oder in den Schluchten der Grande Rocheuse? Diesmal trug ich wenigstens nur meine eigene Haut zu Markte, und dieser Gedanke hielt mich während 40 schlimmen, aber unsäglich erhabenen Stunden aufrecht. Ich habe auch heute noch die feste Überzeugung, daß durch die Anwesenheit eines Zweiten oder gar Dritten und wären es auch die Allerbesten gewesen, meine innere und äußere Ruhe bedeutend vermindert worden wäre. Auch hätte die Tur noch bedeutend länger gedauert, ja hätte vielleicht mit einer zweiten Beiwacht geendet. Als ich meine Behausung in Bregenz betrat und meinen Rucksack ablegte, hatte ich das Gefühl, daß ich nun eigentlich das Recht hätte, Pickel und „Strick", wie einmal Peter Dangl sagte, ins Ofenloch zu werfen und in das gewiß auch schöne Reich derer „Von Hütte zu Hütte" herabzusteigen. Ich fürchte aber, daß die guten Vorsätze nicht gar zu lange anhalten werden. Ich hatte meine Erlebnisse sofort nach meiner Heimkehr zu Papier gebracht. Um aber bezüglich meiner mutmaßlichen Erstersteigung ganz sicher zu gehen, wandte ich mich an den Hauptschriftleiter des C. A. F. und bat ihn um Mitteilung, ob ihm etwa aus Klubkreisen etwas von einer früheren Ersteigung des Col Armand Charlet vom Argentièregletscher aus bekannt sei. Herr Pierre Dalloz schrieb mir dann, daß im letzten Hefte der Zeitschrift „Alpinisme" eine Nachricht abgedruckt sei, daß ein Herr Paul Dillemann mit den Führern Armand Charlet und Jules Simond am 22. Juli 1932, also fünf Tage vor mir die Ersteigung der Grande Rocheuse über den Col Armand Charlet vom Argentièregletscher aus durchgeführt hätte[1]). In liebenswürdiger Art versicherte er mich, daß nach seiner Ansicht das Verdienst meiner Tur dadurch nicht im geringsten geschmälert sei. Das Urteil darüber muß ich meinen Vereinsgenossen überlassen. Als ich nach meiner Erkundigungsfahrt nach Argentière zurückgekehrt war, wollte ich schon beim berühmten Führer Armand Charlet, der fünf neue Wege auf die Aiguille Verte eröffnet hatte, zukehren. Heute segne ich meinen Entschluß, daß ich es zuletzt doch unterließ, denn so habe ich, wenn auch nicht de jure, so doch de facto für mich die geplante Ersteigung im guten Glauben als erster ausgeführt.

Ich begann meine Bergsteigerlaufbahn als achtjähriger Knabe mit einer Alleinbesteigung des Schöckels bei Graz. Ich beschloß sie als Dreiundsiebzigjähriger mit der ersten führerlosen Ersteigung des Col Armand Charlet vom Argentièregletscher. Damals dünkte ich mich groß und dachte, jedermann müsse mir mit Neid nachsehen; heute bin ich klein und bescheiden geworden, weil ich weiß, wie oft nur ein gütiges Geschick, eine freundliche Geste des Berges mich ungekränkt dem Leben wiedergab.

---

[1]) In der Nummer 245 der Zeitschrift „La Montagne" des C. A. F. vom Januar 1933 findet man einen Artikel über alle Unternehmungen an der Nordflanke des Stockes der Aiguille Verte mit einem hübschen Bilde. Dort teilt Herr Pierre Dalloz, der Hauptschriftleiter, mit, daß mein Abstieg der erste war, der an der Nordseite dieses Gebirgsteils jemals ausgeführt wurde. Also wenigstens ein kleiner Trost für mich.

Der Anblick des Montblanc im Spiegel der Zeiten

Von Oskar Erich Meyer, Breslau

Es wäre müßig zu fragen, ob das Matterhorn schöner sei oder der Montblanc. Jeder Vergleich scheitert am Unvergleichbaren. Wie sich auch ein gotischer Dom und ein griechischer Tempel nicht vergleichen lassen, sondern nur verstehen: aus dem Geist der Erbauer, aus dem Wesen der Landschaft, aus dem Baumaterial. Dome und Berge sind singende Steine. Ein jeder hat sein eigen Lied. Die Frage, welches schöner sei, bleibt Bekenntnis.

Ich liebe den Montblanc, von Norden gesehen: den weißen Dom über dunklen Wäldern.

Als ich in jungen Jahren das Matterhorn zum erstenmal sah, hat es mich zu Tränen erschüttert: ein Kampfruf, so wild, daß ich sofort und blindlings annahm. Ich sah nur den Berg. Ich sah nicht die wachsende Tiefe des Tales, ich sah nicht den Blick vom Gipfel, von dem uns ein eisiger Sturm in gleicher Minute verjagte — ich sah nur den Fels, gigantisch getürmt, mit Schildern von Eis gepanzert, eine drohende Faust, aus Tiefen emporgereckt — titanisches Abbild der eigenen gärenden Seele.

Heut, da mir die Berge, auf vielen Fahrten erwandert, auf Gedankenbahnen durchdacht, lebendiges Leben geworden sind, kommend und gehend wie wir, seh ich am Fels des Hornes den Meißel, der es aus flachen Bänken schlug, seh ich den Schutt auf Leisten und Bändern, seh ich das Heute des Berges, Titanengeberde, der ein Gestern des Werdens vorausging, ein Morgen des Untergangs folgt.

Schon Güßfeldt hat in seiner kühlen Art gesagt, daß die Schönheit des Montblanc erst dem reiferen Geschmack zu würdigen vergönnt sei. Auch er meint den Berg, von Norden gesehen. Dem Eindruck der Südabstürze freilich, die ihresgleichen in den Alpen nicht finden, entzieht sich keiner, so sind hier die Mauern getürmt, die Rinnen gefurcht, die Grate geschärft und das Eis geschrundet. Hier ist die Wucht — jenseits die Schönheit, das Maß.

Das Matterhorn ist ganz Gerüst; das Gerüst des Montblanc ist fast völlig verkleidet, mit weißem Schnee überworfen, zum Dome gewölbt. Das Gerüst formt nur den gotischen Zierrat der Flanken; die Rundung des höchsten Domes bildet in reiner Vollendung die Schönheit der Linie.

Wer das Feierliche liebt, das Zeitlose, die Größe, die frei von jeder Geste ist, der liebt den Montblanc. Das Matterhorn ist ganz Geste, ist Zeit, ist Kampf, ist Verfall.

Mit dem Horn kann man ringen, zum Montblanc kann man beten.

Der Schweizer Grat des Matterhorns birgt bergsteigerisch eine Enttäuschung: Was von ferne unnahbar glatt in die Lüfte stieg, gliedert sich von Absatz zu Absatz, von Verwitterungsschutt überworfen. Der Weg zum Montblanc-Gipfel ist stete Steigerung des Eindrucks. Die Vollendung der Linien, die Weite des Eises, die Reinheit des Schnees wachsen ins Überirdische, je mehr sich der Pilger dem höchsten

Altare naht. Der Blick vom Gipfel ist Blick in Unendlichkeit: Bedeutungslos wird das Einzelne: vom Horn bei Zermatt bis zum Haus, das du bautest[1]).

Von ein paar hundert Gipfeln zwischen Dent du Midi und Pointe Percée du Repofoir hab ich den Montblanc gesehen, den Halbkreis ziehend um den weißen Dom. Ein Vierteljahrhundert liegt zwischen dem ersten und letzten Blick auf ihn: Durch Wirren und Wandlungen meiner Tage blieb er erhaben und schön.

Nicht jedem freilich entschleiert er sich ganz. Wer an schönem Sommertage, zwischen der Abgestumpftheit heimischer Führer, eine Karawane zwischen Karawanen, emporsteigt, erklimmt nur den höchsten Gipfel der Alpen, ein Objekt der Fremdenindustrie. Einmal war mir das Glück vergönnt, nach einer Reihe von Schlechtwettertagen allein in der Hütte zu sein, allein in der Mondnacht die Weite seiner Gletscher zu messen, allein auf dem Gipfel zu stehen[2]). Dann erst ist seine Größe groß, seine Weite weit, sind seine Schneefelder rein, löst er dich ganz von allem, was dein schien, los.

Diese Wirkung des Weißen Berges erstreckt sich nicht nur auf die Ebene unserer Zeit, die mit besonderem Verständnis die Alpen zu verehren meint (während sie in Wahrheit nur die Form der Verehrung gewandelt hat). Längst ehe der Bergsteiger dem Gipfel nahte, war er das Ziel der Bewunderung, die ihn nicht zu betreten verlangte. Sieben Jahre vor der ersten Ersteigung des Montblanc erschien er Wolfgang Goethe, der von Servoz nach Chamonix reiste, in klarer mondloser Nacht in überirdischem Licht:

„Wir ließen Sallanches in einem schönen offenen Tale hinter uns. Der Himmel hatte sich, während unserer Mittagsrast, mit weißen Schäfchen überzogen. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Tal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, teils in der Tiefe, teils uns gleich. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluten die Länge des Bergs hinab zerreißen und wieder füllen. Von da in ein sehr angenehmes, eingenommenes, flaches Tal, worin das Dörfchen Servoz liegt. Von da geht der Weg, um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden immer größer. Die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Tale Chamonix näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar, die Sterne gingen nacheinander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten, hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielte es lang unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln der Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblancs war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich, denn da er mit den Sternen die um ihn herumstanden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu jener höheren Sphäre zu gehören und man hatte Müh, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen, dämmernder auf

[1]) Vgl. meine ausführlichere Schilderung des Ausblicks vom Montblancgipfel in „Tat und Traum", Bergverlag, München, 3. Auflage, S. 36, 37.

[2]) Vgl. O. E. Meyer: „Das Erlebnis des Hochgebirges", S. 9—16; Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin 1932.

den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen, und wir sahen ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern hinunter ins Tal steigen[1])."

Die Wirkung des Bildes, das Goethe zeichnet, liegt in der Art der Gestaltung begründet: Er geht als feiner Beobachter den Weg der Natur. Er zeigt, allmählich den Eindruck steigernd, den beweglichen und wechselnden Rahmen: die Wölkchen am Himmel, den Strom in der Klamm, den Schutt eines Wildbachs, den Wald auf den Hängen, kahle Felsgipfel zur Linken, Schneeberge zur Rechten. Der Abend kommt, Sterne blinken, die Massen werden immer größer, bis schließlich die Natur „mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten" beginnt: die bleich leuchtende Kuppel über den Gipfeln. Der Zweifel des Wanderers: ist's Wahrheit, ist's Schein? steigert den Eindruck des Überirdischen.

Diesen Eindruck, den ersten und stärksten, den der Montblanc zu geben vermag, suchen die meisten der älteren Beobachter zu gestalten. Viel später erst entdeckt man Einzelheiten: den majestätischen Stufenbau des Massivs, die Linienschönheit der Grate. Wie auch ein großes Kunstwerk zuerst seine Größe offenbart, dann erst, bei tieferer Versenkung, die Schönheit des Zierrats. Dieser Eindruck des Überirdischen wechselt je nach Temperament und Rasse des Beschauers. Stellen wir neben Goethes Brief die Schilderung des Franzosen Théophile Gautier, die ich in dem Bestreben, den prunkenden Stil des Meisters zu wahren, verdeutsche:

„Am Ausgang des Tales von Magland riß uns ein Taumel der Bewunderung hin: Der Montblanc enthüllte sich plötzlich unseren Blicken, in so strahlender Pracht, so jenseits irdischer Formen und Farben, daß es uns schien, als öffnete sich vor uns mit beiden Flügeln die Pforte des Traumes. Als wäre dort ein unermeßliches Stück des Mondes vom Himmel herabgefallen. Der Glanz des funkelnden Schnees, den die Sonne traf, hätte die „Dur-Symphonie in Weiß[2])" bei jedem Vergleiche schwarz erscheinen lassen. Das war das ideale Weiß, das Weiß an sich, das Weiß des Lichtes, das Christus auf dem Tabor verklärte. Prächtige Wolken, vom selben Farbenton wie der Schnee, daß man sie nur an ihren Schatten von ihm unterschied, stiegen an den Hängen des Berges auf und ab wie die Engel auf der Jakobsleiter, glitten durch rieselndes Licht über den erhabenen Gipfel hinauf, den sie in den Himmel erhöhten, und schienen mit der Spannweite ihrer riesigen Flügel zum Flug ins Unendliche auszuholen. Bisweilen riß der Wolkenvorhang, in der weiten Öffnung erschien der alte Montblanc auf seinem Altan und grüßte als König der Alpen sein Volk der Berge auf leutselig erhabene Art. Er geruhte, sich einige Minuten zu zeigen, dann schloß er den Vorhang wieder. Für diese Vereinigung von Wolken und Schnee, dies silberne Chaos, diese Wogen von Licht, die sich weiß schäumend brachen, für dies Strahlen von innen her gibt es keine Worte in der menschlichen Sprache, es fände sie denn der Träumer der Apokalypse im Zustand verzückter Schau. Niemals entfaltete sich vor unseren überraschten Augen ein strahlenderes Schauspiel, und wir hatten in diesem Augenblick die Empfindung des vollendet Schönen, des Großen, des Erhabenen. Die Berge wie die Dichter haben ihre Tage der Eingebung, und an diesem Abend war der Montblanc in Schwung[3]).

Es war Ende Mai 1868, als Gautier solches erlebte, zur Zeit also, da sich die weißen Wolken häufiger ballen, da der Schnee noch reicher leuchtet. So sammelt sich seine Ergriffenheit ganz um dieses eine Bild: wogendes Weiß über ruhendem Weiß. In immer neuen Vergleichen wirbt er um seine Gestaltung, fühlt ihre Unzulänglich-

[1]) Aus einem Brief an Charlotte von Stein aus Chamonix vom 4. November 1779, abends gegen 9 Uhr.

[2]) „Symphonie en blanc majeur" ist der Titel eines Gedichtes von Gautier, das in der Sammlung Emaux et Camées zu finden ist.

[3]) Théophile Gautier: Les Vacances du lundi, Paris 1881, S. 153, 154.

keit, die nur im Zustand der Ekstase weicht. Um dieses Einen, des Überirdischen willen, verzichtet er auf alles Beiwerk, das Goethe, der Naturforscher, liebevoll malt. Er versucht nicht zu steigern, wo es keine Steigerung gibt, er stößt beim ersten Anblick in die Posaune.

Kaum hat eine Zeit die Berge so mit dem Gemüt erfaßt wie die zwischen Goethes und Gautiers Alpenfahrt. Selbst in den Worten des Marquis de Pezay (1771) liegt noch Ergriffenheit, wenn er ruft: „O ihr ewigen Gletscher, die ihr von ferne der Natur einen so schönen Rahmen gebt, wie seid ihr von nahem schrecklich[1])!" — Zum Paradox übersteigert sich das Gefühl im Ausspruch der französischen Dichterin George Sand angesichts der Mer de Glace (1836): „Ich trage die Natur in meinem Busen, ich sehe sie ohne Unterlaß; was muß ich hierherkommen, sie zu bewundern[2])?" — Das ist die Fülle, die durch das Bild von außen nicht mehr beeindruckt wird, die ihren Sinn verliert, die sich selbst widerlegt, und in der doch vielleicht ein wärmeres Empfinden wohnt als in der Sachlichkeit, die die Beziehung zu den Bergen technisiert — mit Bergbahn und Mauerhaken.

Zu denen, die von dem Anblick des Montblanc erschüttert wurden, gehört auch Victor Hugo. Er fühlt, wie die Natur den Eindruck auf dem Wege von Genf nach Chamonix steigert: „Das Tal von Sallenche ist ein Schaustück, das Tal von Servoz ist eine Gruft, das Tal von Chamonix ist ein Tempel." Aber wie nicht der Tempel am meisten ergreift, sondern die in Einfalt andächtige Seele, die in ihm betet, so wird ihm zum tiefsten Erlebnis die Prozession am Fuße des Weißen Berges (15. August 1825):

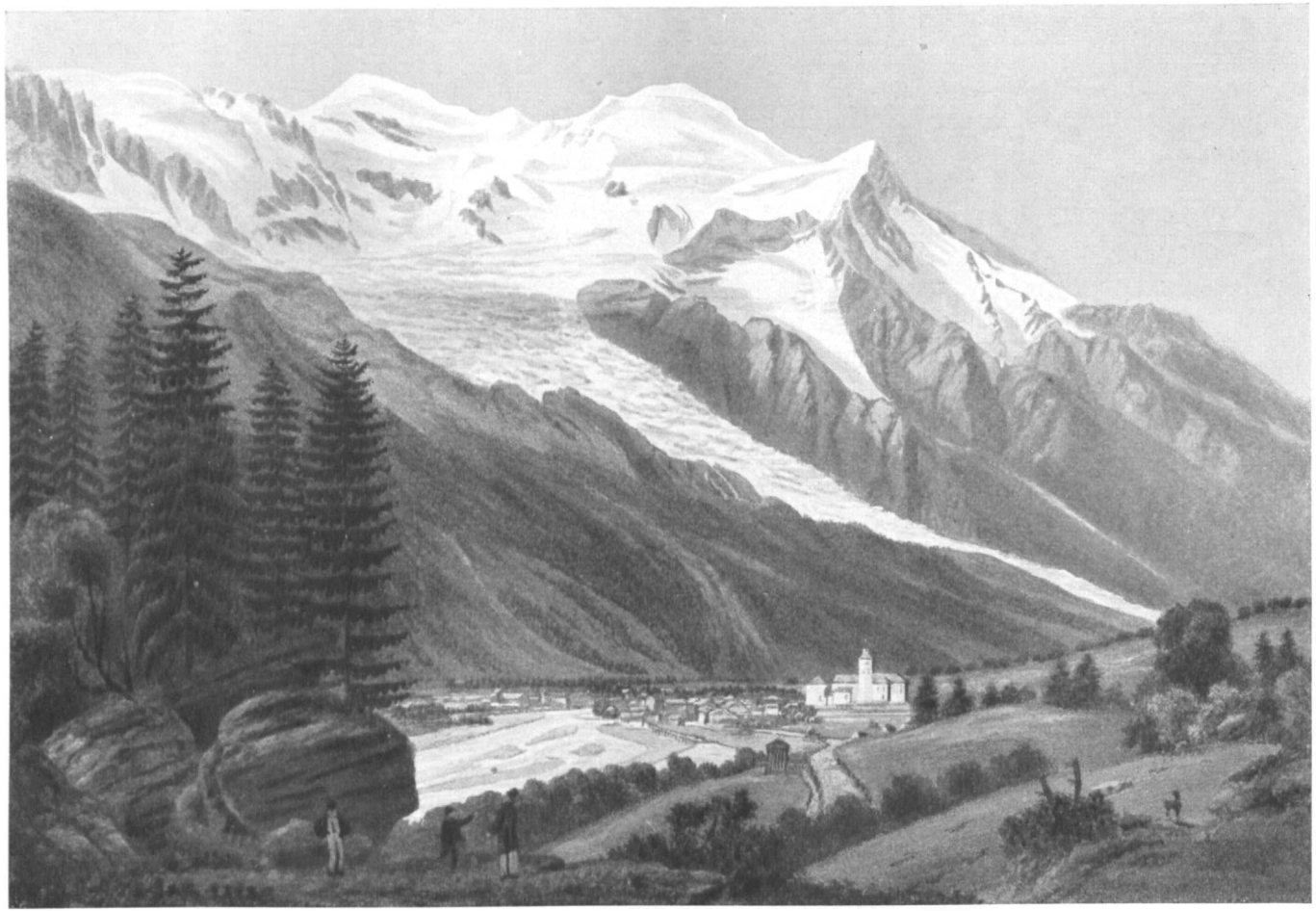
„In der grünen Ebene zu unseren Füßen, da krochen schlangengleich über den Hang des Hügels, der hoch über dem Dorfe die Kirche von Les Houches trägt, zwei Reihen von Dörflern mit gefalteten Händen, verschleierte Mädchen und Kinder, denen einige Priester mit einem Kreuze voranschritten. Von Zeit zu Zeit trug uns der Wind einen abgebrochenen Hall ihrer Gesänge zu. Zugleich erfüllten alle Laute der Berge das Tal. Die Arve sprudelte über ihr Felsenbett; die Wildbäche grollten; die regengeschwellten Wasserfälle brausten und brachen sich am Grunde der Wände; der Sturmwind wirbelte die Wolken in einer Nische des Brévent umher; die Lawine donnerte von der einsamen Höhe des Montblanc; aber für mein Gefühl sprach keine dieser furchtbaren Stimmen der Berge so vernehmlich wie die Stimme dieser armen Hirten, die den Namen der Jungfrau anriefen[3])."

Die schönsten Worte für den Anblick des Montblanc hat Charles Durier (1877) gefunden. Längst ist der Gipfel auf verschiedenen Wegen erstiegen. Die Wissenschaft hat sich seiner bemächtigt. Da ersteht dem Berge aus reichstem Wissen, aus heißestem Herzen das Buch der Beziehungen zwischen ihm und uns. Hier spricht nicht mehr der ferne Beobachter, den ein Gemälde ergreift oder ein Schauspiel erschüttert. Der empfindsame Bergsteiger redet, der das Eis der Gletscher durchmaß, der um die Toten des Berges weiß, der selbst auf dem Gipfel stand (1869):

„Wir stiegen die letzte Schwelle zum Col d'Anterne hinan. Es war 6 Uhr abends. Es hatte schon gestern den Abend über geregnet, die ganze Nacht und den Morgen. Und es regnete immer noch, als wir mittags die Herberge von Sixt verließen. Wolken huschten über die Steine. Hinter uns lag tief schwarz der See, umrahmt von Schutt und Schneefleden. Vor uns dehnte sich endlos der eintönige Pfad. Entmutigt zogen wir alle des Wegs, als ein Ruf des Führers uns aufschauen ließ. An einer Stelle nur war der Nebel zerrissen und bildete dort ein fehlerloses Oval. In dem hellen

---

[1]) Soirées helvétiennes, Amsterdam 1771.
[2]) Adolphe Pictet: Une course à Chamounix, Genève 1872, S. 66.
[3]) Ich übersetze nach dem Zitat im „Annuaire du C. A. F." 1896, S. 536.



Vue du Mont-Blanc et de la Vallée de Chamouni

Aus: Raoul-Rochette, M.: Voyage pittoresque dans la Vallée de Chamouni et autour du Mont-Blanc 1826

Tafel 29

Montblanc und Bossonsgletscher vom Brevent

Ausschnitt war, rot überhaucht, ein blendend weißer Gipfel zu sehn, auf einem Himmelsgrund von unsagbar zartem Blau. Seine ragende Höhe, seine reine Farbe, der Nebel, der ihn umrahmte, schienen ihn ganz von der Erde loszulösen. Paul und ich drückten uns, keines Wortes mächtig, die Hand. — So sah ich ihn zum erstenmal, und niemals ging ein strahlender Bild in meine Augen ein.

Zwei Jahre später sah ich ihn wieder von der Croix de Javerne, wohin wir über Les Plans gekommen waren, — diesmal in hellem Licht und bei sengender Sonne. Mit Stöcken und Tüchern bauten die Kinder eine Art von Zelt, das der Wind unter lautem Jubel wieder umwarf. Ich will nicht versuchen, das alles zu schildern, denn denke ich heut an das Glück dieser Stunde, dann kommen mir Tränen anstatt der Gedanken. Ich weiß nur, die Alp in ihrem Grün, die Schrofen der Dent de Morcles, das Rhonetal zu unsern Füßen, der Genfer See, der in der Ferne schimmerte, die Dent du Midi, die sich jenseits erhob — alles verblich vor seinem Glanz.

Später einmal, da war's auf einsamem Felsen inmitten seines Eises. Ein Strom von Wolken füllte das Tal und verbarg das letzte Grün, — da dachte ich jener Zeiten, von denen unzählige Jahre uns trennen, als das Gebirge seine Eisströme diesseits bis zum Jura sandte und jenseits bis in die Ebenen von Piemont hinein. Und ich sagte mir, die Berge, die ehemals Europa Jahrhunderte lang brachlegten, bringen ihm heute großmütig den Segen nie versiegender Ströme, und unser Wohlstand ist ihr Werk.

Oft habe ich auf benachbarten Bergen des Tages Scheiden erwartet, um die letzten Strahlen der Sonne aufleuchten zu sehen auf seinem Schnee. Oft hab ich auch unten im Schatten einer Tanne ganze Stunden verbracht, versunken in den Anblick seines blitzenden Firns und seiner im Winde stäubenden Grate.

Er ist so manches Mal erstiegen worden, und das ist gut. Es würde ihm etwas fehlen, böte er unserm Geiste nur die kalte Größe der Natur. Denn wo gibt es auf Erden einen so eng begrenzten Raum, so unwandelbar und schon an sich so erhaben schön, der so viele Male Schauplatz des Mutes und der Selbstverleugnung gewesen wäre? Auf seinen ewigen Schneefeldern haben der gebildete Mann und der einfache Führer miteinander das Edelste gen Himmel getragen, das unsere Seele birgt, — die Hingabe an die Wissenschaft und die Hingabe an Unsergleichen.

Mag spotten wer will über solche Leidenschaft um einen Berg: Ja, er hält mein Herz gefangen, — weil er Erinnerungen weckt an Freundschaft und Glück; weil ich hier die Schönheit der Natur geschaut und menschliches Heldentum[1]."

In dieser Reihe von Bildern, aus verschiedener Stimmung, aus verschiedener Beleuchtung erwachsen, fehlt uns das eine noch, das den Pilger zeigt, der von innerem Drange gezogen, zum Gipfel zieht; das aus Sternennacht steigend in den leuchtenden Mittag führt; das im Wechselspiel zweier Spiegel die menschliche Seele und die Hoheit des Berges enthüllt: Berg und Mensch, Mensch und Berg, ewig geschieden und dennoch verschmelzend in der einen Stunde der Ergriffenheit:

„Mondnacht über den Gletschern. Hang um Hang und Hügel um Hügel, wie sanfte Wellen aus silbernem Firn, steigen die Flanken des Berges auf, hinein in die weiße Unendlichkeit. Und über die weißen Hänge steigt meine kleine, rasch im Wind überrieselte Spur, schwankt das kleine warme Leuchten meiner Laterne höher, immer höher über die silbernen Hügel hinauf, hinein in die weiße Unendlichkeit.

Sonne. Blendendes Licht auf tausendfach blitzendem Schnee. Sturm pfeift um die Arête des Bosses. Hände voll stechender Eiskristalle wirft er mir johlend in Hals und Gesicht, reißt im Fluge die Schollen fort, die mein Pickel aus kleinen Kerben kratzt.

---

[1]) Meine Übertragung ist die Einleitung zu Charles Durlers Buche Le Mont-Blanc, Paris 1877, huitième édition annotée et illustrée par Joseph et Charles Vallot, Paris 1923.

Täler und Wälder und Gletscher und Gipfel versinken zu meinen Füßen. Nur eine Mauer aus reinem Weiß steigt durch lauter leuchtendes Blau höher und höher hinauf.

Allein auf der breiten Gipfelwölbung des Weißen Berges. Hier wohnt nur die Stimme des Windes, die Schneeschauer über mich jagt. Menschen und Liebe ließ ich im Tale.

Rieselnde Körner verschütten die Spuren, die mein Fuß in die reine Decke des Gipfels prägte. Noch ehe die Sonne sinkt, weht der Wind von neuem über die unberührte weiße Unendlichkeit. Und Jahre werden kommen wie kühler Schnee, meiner Erinnerung Spuren zu löschen. Ein stiller Jubel nur, eine stille Traurigkeit raunen leise das alte: Woher? — Wohin?..."[1]).

Je mehr der Bergsteiger von dem Berge Besitz ergreift, je mehr er in alle Falten dringt, um so mehr verschwindet im Schrifttum das Bild der ganzen Gestalt. Immer mehr wird die Einzelheit zum Bildner des Eindrucks, zum sportlichen Ziel. Eisbrüche treten hervor, die früher im Bilde des Ganzen verschwanden, Felstürme zucken auf, die man früher nicht sah, Wächten hängen, im Nahblick entdeckt, über die Grate herein. Der Montblanc aber bleibt, unberührt von der Zeiten Blick, immer sich gleich, so lange der Mensch ihn sieht, wölbt und formt seinen Dom nach Gesetzen, die nicht unsre sind, füllt bildend den Raum nach seinem Maß, lebt und vergeht im Gang einer Zeit, die dem Menschen nicht meßbar ist: e w i g.

[1]) O. E. Meyer: „Tat und Traum, ein Buch alpinen Erlebens", 3. Auflage, S. 177.

Nordwände in den Berner Alpen

Von Dr. Willi Welzenbach, München

Die Berner Alpen bargen bis in die jüngste Zeit alpine Probleme von gewaltiger Größe und Wucht, die unberührt geblieben waren durch all die Zeitläufe. An diesen letzten Problemen des Berner Oberlandes vollzog sich in einem Zeitraum von wenig mehr als einem Jahrzehnt eine wohl einzigartige Erschließungstätigkeit. Nach einer geruhsamen alpinen Vorkriegsentwicklung sollte es einer neuen Generation nach dem großen Krieg vorbehalten bleiben diese Aufgaben zu lösen.

Es würde zu weit führen, die Namen und Fahrten all jener zu nennen, die an dieser Erschließungsarbeit Anteil hatten. Besonders würdigen möchte ich jedoch die Erfolge Dr. Laupers (Zürich) und seiner Seilgefährten an den Nordabstürzen der Jungfrau, des Mönchs und des Eigers, die jüngst in der Bezwingung der Eiger-Nordwand ihre Krönung fanden.

Daneben wurde auch vom Verfasser dieser Zeilen und seinen Freunden eifrigst gearbeitet. Den Auftakt bildete die Durchsteigung der direkten Nordwand des Groß-Fiescherhorns im Jahre 1930[1]). Wetterunbilden verhinderten damals die Verwirklichung weiterer hochfliegender Pläne. Im Sommer 1932 wurde jedoch das Versäumte reichlich nachgeholt. Den Schwerpunkt unseres alpinen Wirkens verlegten wir dabei in das Gebiet des Lauterbrunnentales, das im Süden von einer gewaltigen Fels- und Eismauer abgeschlossen wird. Diese in zahlreichen Gipfeln kulminierende Steilmauer bot ungelöste bergsteigerische Aufgaben, die zu den größten zählen, welche unsere Alpen zu bieten vermögen.

Wie sie bewältigt wurden, soll nachfolgend berichtet werden.

I. Die Nordwand des Großhorns, 3765 *m*

Unser erster Angriff sollte dem 1200 *m* hohen Nordabsturz des Großhorns gelten. Die gewaltige Wand dieses Berges ist eines der prächtigsten Schaustücke der eisigen Umrahmung des obersten Lauterbrunnentales. In Freund Schulze vom A. A.-V. München fand ich einen begeisterten und zuverlässigen Begleiter; zur Partie gesellten sich außerdem die Herrn Alfred Drexel und Dr. Hermann Rudy, beide Mitglieder der Akademischen Sektion München.

Das Wetter des jungen Sommers blieb jedoch unentwegt schlecht. Woche um Woche verschoben wir die Abreise; schließlich riß uns die Geduld. Mit meinem schnittigen D.K.W.-Wagen brausten wir eines Mittags los in der Hoffnung, daß das Wetter sich endlich bessern möge zur Verwirklichung unserer Ziele.

Am 19. Juli stiegen wir von Stechelberg durch das Tal der Weißen Lütschine bergwärts. Es regnete; Nebelschwaden verwehrten uns den Blick zur Höhe. Unser Ziel war die Oberhornalpe am Oberhornsee, die einen idealen Stützpunkt für die Nordanstiege im Kammverlauf Breithorn—Großhorn—Mittaghorn darstellt. Gerade vor einbrechender Dämmerung fanden wir noch die Hütte, von der aus der Sturm auf die weiße Wand des Großhorns erfolgen sollte.

Sechs Tage lang belagerten wir die Wand in einer Alm, in der es am Notwendigsten fehlte. Sechs Tage trommelte der Regen auf das Schindeldach der Hütte. Ebensoviele Tage gingen wir in unserem Stall im Kreise spazieren mit geduckten Köpfen,

---

[1]) Siehe hierüber Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1931.

damit unsere Schädel nicht in unliebsame Berührung kämen mit dem verräucherten Gebälk der Hütte. Und immer wieder blickten wir zur Tür hinaus in den fließenden Regen, ins Grau der wogenden Nebel.

Ab und zu zerteilten sich die dichten Wolkenbänke. Dann konnten wir, oft nur für wenige Minuten, durch zarte Schleier unser Ziel sehen. Mehr als tausend Meter hoch steigt die ebenmäßig steile Eisflanke der Großhorn-Nordwand aus dem Schmadrigletscher auf. Unwirklich schön, abschreckend und doch wieder verlockend stand sie dann vor uns, bis neue Nebelschwaden heranzogen und das herrliche Bild verbargen.

Endlich kam eine klare Nacht. Unter flimmerndem Sternhimmel wandten wir uns zum Einstieg. Als wir aber am Lawinenkegel am Fuße der Wand unsere Steigeisen anlegen wollten, zogen schon wieder graue Nebelfetzen durch die Lüfte; wir mußten, noch nicht begonnen, unseren Plan fallen lassen.

* * *

Abermals kam ein prächtiger Morgen. Wieder leuchteten die Gestirne in unendlicher Pracht.

Es war Montag, der 25. Juli. Um 2 Uhr 30 Min. verließen wir die Oberhornalpe und stiegen über grasdurchsetzte Felshänge und Moränenhalden südwärts empor zum Breithorngletscher. Beim spärlichen Licht unserer Laterne überschritten wir ihn in westöstlicher Richtung und gewannen über steile Moränenhalden die zwischen den Zungen des Breithorn- und des Schmadrigletschers eingelagerte, begrünte und wasserdurchflossene Moränenmulde des „Schmadribrunnens" (etwa 2300 *m*). Als es graute, standen wir zum zweitenmal auf dem Lawinenkegel am Fuß der Wand in 2550 *m* Höhe. 1215 *m* trennten uns von dem sich über uns reckenden Gipfel.

Hier hatten wir erstmals Gelegenheit, die Wand aus nächster Nähe zu studieren, suchenden Auges den Weg zu verfolgen, den wir gehen wollten: Durch den unteren Teil der Wand zieht ein steiler, beiderseits von Felsbollwerken eingesäumter Gletscherarm bis zum letzten Schrund (etwa 2900 *m*) empor. Darüber setzt eine außerordentlich steile Eiswand an, die sich in nahezu gleichmäßiger Neigung, teilweise von Felsbollwerken durchsetzt, bis unter die felsige Gipfelwand aufschwingt. Der naturgegebene Anstieg mußte vom Lawinenkegel am Fuße der Wand in der Fallinie der Scharte zwischen West- und Hauptgipfel bis oberhalb der in halber Wandhöhe eingelagerten Felsbollwerke emporführen. Über den Weiterweg von dort zum Gipfel konnten wir uns noch nicht schlüssig werden. Sollten wir zur Scharte emporsteigen? Zweifellos wäre dies möglich gewesen. Aber gelang es uns dann den senkrechten bisher noch nicht begangenen Grataufschwung zum Hauptgipfel zu bezwingen? Oder sollten wir die Gipfelwand direkt angehen? Bei trockenen Felsen ja! Aber jetzt, nach einer wochenlangen Schlechtwetterperiode, die einen weißen Neuschneemantel über die Flanken der Berge gebreitet hatte? Oder sollten wir die Gipfelwand zur Linken umgehen? Dieser Weg mußte auf jeden Fall möglich sein. Er sollte begangen werden, wenn die Gipfelwand sich als unangreifbar erwies.

Auf einem Eisblock hockend, zogen wir unsere Steigeisen an, dann gingen wir in zwei Zweierpartien die Wand an. Rasch stiegen wir über die untersten, von seichten Lawinenfurchen durchpflügten Firnhänge empor. Einige Klüfte hemmten für kurze Zeit unseren Ansturm. Um 7 Uhr 15 Min. standen wir vor dem obersten Schrund.

Die Überwindung dieses Hindernisses bot ernstliche Schwierigkeiten. Freund Schulze schlug Kerben für die Hände, Löcher für die Füße in die jenseitige Firnwand, schob sich sachte empor, rammte den Pickel in den obersten Spaltenrand, eine Rückstemme und er war oben. Der Seilschaft Drexel-Rudy gelang es indes, den Schrund auf einer dünnen Brücke weiter rechts zu überlisten.

Nun standen wir an dem Beginn der Eiswand, die in nahezu gleichmäßiger Nei-

Die Nordwand des Großhorns

Die Nordostwand des Gspaltenhorns

gung bis unter die Gipfelfelsen emporzieht, jener Wand, von der wir glaubten, sie mit Steigeisen in wenigen Stunden meistern zu können. Firn hofften wir vorzufinden, hartes Eis trafen wir an, das nur von einer fingerdicken Lage lockeren Schnees bedeckt war. Das war eine bittere Enttäuschung.

Stufe um Stufe rangen wir dem spröden Element ab, legten Kehre um Kehre in die steile Wand. Dünne durchsichtige Schollen der gläsernen, grauen Schicht brachen bei jedem Pickelhieb los und jagten klirrend und polternd in tollen Sprüngen in die jähe Tiefe. Kameradschaftlich teilten wir uns in die harte Arbeit: Nach je zwei Seillängen wechselten wir im Vortritt.

Oft jagten züngelnd dünne Schlangen glitzernden Pulverschnees über uns hinweg, und zogen stäubend weiter über die Eisfläche. Und jedesmal, wenn so eine wilde, kleine Staublawine heranjagte, mußten wir uns zusammenreißen und unser ganzes Augenmerk darauf verwenden, das Gleichgewicht zu wahren.

Mit der Annäherung an die Felsen der Mittelzone nahm die Neigung der Wand noch um einige Grade zu. Wir durchstiegen die Engstelle zwischen den die Wand durchsetzenden Felsbollwerken und erreichten einen riesigen Felsklotz, der hier aus der Eiswand herausragt. Sein Rücken bot spärlichen Platz für uns vier; unsere Beine ließen wir über dem Abgrund baumeln.

Wir nahmen einen kleinen Imbiß zu uns und besprachen unsere Lage: Würde es möglich sein, heute noch aus der Wand zu kommen? Es war 2 Uhr nachmittags. An eine Durchsteigung der Gipfelwand war nicht zu denken, das erkannten wir jetzt klar; aber wenn wir die Eiswand zur Linken in Angriff nähmen? Wenn die Schneeverhältnisse, die Eisbeschaffenheit im oberen Wandteil günstiger wären wie im unteren, vielleicht gelänge es uns doch, noch am heutigen Tage den Gipfel zu erreichen?

Während die andern noch berieten, trat ich den Weiterweg an. Wieder reihte sich Stufe an Stufe. Ich schlug die Kerben nun kleiner und weiter voneinander entfernt als bisher, denn wir mußten Zeit und Kraft sparen. Wieder kamen wir höher, der Gipfel aber schien nach wie vor in unnahbarer Ferne zu bleiben. Wir strebten nach links einer Steilrinne zu, welche das zweite Felsbollwerk der Wand durchreißt, arbeiteten uns über vereisten Fels empor und erklommen in heikler Arbeit eine felsige Kante zur Linken der Rinne. Eine Seillänge weit verfolgten wir noch eine steile Firnrippe, dann hielten wir inne. Wir hatten die zweite Felszone überwunden.

Im harten Kampf hatten wir nicht bemerkt, wie die Stunden des Tages zerrannen, hatten nicht beachtet, wie Wolkenbänke sich von Westen heranschoben, wie die Dämmerung in die Niederungen kroch. Noch strahlten die Ränder der Wolken in allen Farbstufen zwischen Gelb und Rot; allmählich aber verlor der Himmel sein Leuchten, wurde matt, grau. Aus den Tälern schlichen kalte Schatten empor, der letzte Schimmer des Tages verglomm an den Zinnen der Berge.

In dunkler Nacht gruben wir in die Firnrippe eine Höhle. Bald fanden wir an hartem Eis fast unüberwindlichen Widerstand. Mit kleinstem Raum mußten wir uns zufrieden geben. Den Eingang der Höhle verschlossen wir durch einen Zeltsack, den wir an zwei eingerammten Eispickeln aufhängten.

Eisige Kälte drang in unseren Unterschlupf. Auf einem kleinen Metokocher, den wir abwechselnd auf dem Schoße hielten, bereiteten wir uns etwas Tee, um uns zu erwärmen.

Durch die Körperwärme begann der Firn um uns zu schmelzen. In kleinen eisigen Rinnsalen rieselte das Wasser über unsere Rücken herab, sammelte sich am Boden der Höhle zu kleinen Lachen an. Unsere Kleider waren bald vollkommen durchnäßt.

Als der Morgen graute, machte uns die Freude, aus der drangvoll fürchterlichen Enge zu kommen, tatkräftig. Wir traten ins Freie. Graue Nebel umgaben uns, Schnee trieb uns ins Gesicht. Unsere wassergetränkten Kleider froren in kurzer Zeit zu steifen Rüstungen zusammen, Hände und Füße waren kalt.

Um 7 Uhr morgens begannen wir das zweite Tagewerk. In dichtem Nebel, der nur die Sicht für eine Seillänge freigab, stiegen wir durch die Eiswand nach links an. Wieder zerrannen die Stunden in Windeseile. Gegen Mittag tauchte hinter grauen Schleiern ein dunkles Gebilde auf, bekam Form und Gestalt. Das mußte der Felssporn sein, der die Gipfelwand links begrenzt. Wir umgingen den Sporn und stiegen am linken Rande der Felsen hoch, spurten in weicher werdendem Firn, den Pickel nur noch als Sicherung benützend, in den immer heller werdenden Nebel hinein. Wir sahen nichts, wir wußten nur, daß wir höher kamen. Die Neigung wurde allmählich flacher, aufspringender Wind verriet uns die Nähe des Grates. Noch einige Seillängen stapften wir rechts haltend empor, dann hielten wir zögernd inne. Wir mußten uns in nächster Nähe des Gipfels befinden.

Hin und wieder glaubten wir für Sekunden zur Linken eine Gratlinie zu erkennen. Wir ahnten, daß dieser Grat stark überwächtet sein müsse. Sollten wir weiter vordringen? Sollten wir den Gipfel suchen? Sollten wir im unbekannten Gelände ohne jegliche Sicht den Abstieg antreten? Es schien aussichtslos bei diesen Verhältnissen den Weg ins Tal finden zu können. Schon am frühen Nachmittag fingen wir an, zum zweitenmal eine Firnhöhle zu bauen, diesmal groß und geräumig. Wir hatten ja Zeit.

Die Nacht schien endlos zu währen. Als der junge Tag erwachte, waren die Berge frei von Nebeln. Zwar heulten eisige Böen über den Gipfel des Großhorns, zwar lachte uns die Sonne noch lange nicht wärmend an, doch wir waren zufrieden und glücklich, waren voll Siegesfreude. Sahen wir doch nun unseren Gipfel, kaum eine Seillänge von uns entfernt. Alle Mühsal war vergessen: unser Traum war Wirklichkeit, unser Kampf war Sieg geworden.

Es war zu kalt, als daß wir uns auf dem Gipfel hätten aufhalten mögen. Ein steiler, wächtengekrönter Grat, der Südgrat des Großhorns, führte uns in der gleichen Anzahl von Stunden zu Tal, die wir Tage durch die Wand gebraucht hatten. Über grüne Matten kamen wir zur Fafleralpe, erreichten auf breiten Wegen Blatten im Lötschental. Das war am dritten Tag nach unserem Aufbruch von der Oberhornalpe.

Über den Petersgrat wechselten wir ins Lauterbrunnental hinüber. Wir besuchten die Oberhornalpe, die wir lieb gewonnen hatten, verfolgten mit dem Auge den Weg, den wir durch die stolze Eiswand des Großhorns gelegt hatten, erwogen Probleme, die noch der Lösung harrten. Das Wetter blieb jedoch zu unsicher, die Schnee- und Eisverhältnisse waren zu schlecht für weitere große Fahrten. So stiegen wir denn talwärts mit dem Vorsatz in der Brust, wieder zu kommen, um das zu ernten, was uns das Schicksal diesmal versagte.

II. Die Nordostwand des Gspaltenhorns, 3442 *m*

Der Nordostabsturz des Gspaltenhorns in das Sefinental stellt eine der gewaltigsten Flanken der Berner Alpen dar; 1750 *m* beträgt die Wandhöhe, 1900 *m* überragt der Gipfel den Talboden der Kilchbalm.

Es ist verständlich, daß diese himmelstürmende Mauer schon vor uns die Aufmerksamkeit unternehmungslustiger Kämpen auf sich gelenkt hatte. Dr. Walter Amstutz und Gottlieb Michel waren am 9. September 1928 in die Wand eingestiegen. Sie benutzten als Anstieg eine ausgeprägte Gratrippe, die vom Fußpunkt der Wand nach rechts gegen den Nordwestgrat emporzieht. Für diese Rippe schlugen die Erstbegeher die Bezeichnung Kilchbalmgrat vor. Da, wo sich die Rippe einige hundert Meter unter dem Hauptgrat in der Wand verliert, querten sie nach rechts und erreichten über die obersten Hänge des Hirtligletschers die Büttlassenlücke. Ein Angriff auf die etwa 800 *m* hohe Gipfelwand war der Partie Amstutz-Michel infolge schlechter Verhältnisse unmöglich gewesen.

Über diesen Versuch an der Sefinenwand des Gspaltenhorns hatte ich im Jahres-

bericht des A. A.-C. Bern eine Notiz gelesen, die mein lebhaftes Interesse erweckte. Ich verschaffte mir ein Bild der Wand, studierte es aufmerksam und kam schließlich zu der Meinung, daß der Gipfelaufstieg unter günstigen Umständen zu meistern sei. Es konnte meines Erachtens gelingen von jener Stelle, wo sich der Kilchbalmgrat verflacht, in einer Querung nach links die Gipfelwand zu erreichen. Auf einem System von schwach ausgeprägten Rippen in der Gipfelfallinie mußte sich dann der höchste Punkt gewinnen lassen.

Ein Umstand jedoch machte mich nachdenklich: Die Wand besteht aus Kalk, aus dem gleichen brüchigen, kleingriffigen, schlechtgeschichteten Kalk, aus dem der Eiger aufgebaut ist. Ich erinnerte mich der zahlreichen Versuche, die der Bezwingung des Mittellegigrates vorangegangen waren und fürchtete, daß uns durch die Natur des Gesteins ernste Schwierigkeiten bereitet werden könnten.

Schon für den Frühsommer 1932 hatte ich nach der Bezwingung der Großhorn-Nordwand einen Angriff auf die Sefinenwand des Gspaltenhorns vorgesehen. Die Ungunst des Wetters vereitelte den Plan. Im September des gleichen Jahres kehrte ich in die Berner Alpen zurück. Altes Sehnen wies mir den Weg ins Sefinental.

Es war ein wundervoller Nachmittag, als wir, mein Freund Schulze und ich, durch das Tal der Sefinen Lütschine wanderten. Dunkle Wälder füllen den Talgrund, durch den die Wildwasser sich tosend einen Weg zur Tiefe bahnen. Auf sanft ansteigendem Pfad kamen wir an eine Talbiegung; hier offenbarte sich uns ein Bild von großartiger Schönheit. Eine düstere himmelragende Mauer steigt aus dem hintersten Grund des Sefinentales empor, kulminiert in einem weiß leuchtenden trapezförmigen Gipfelaufbau: die Nordostwand des Gspaltenhorns. Zur Linken schließt sich an diese Wand der langgestreckte, firngekrönte Kamm des Tschingelgrates, zur Rechten der Steilabsturz des Büttlassens. Diese Bergformen lasten mit erdrückender Wucht über der Kilchbalm, einem einsamen, spärlich begrünten Talboden am Fuß der Wände.

Gemächlich schlenderten wir bis zum hintersten Grund des Tales. Hier galt es, nach einer Lagerstätte Umschau zu halten. Wir entdeckten eine mächtige ausgeräucherte Höhle am nördlichen Talhang. Sie war zum Teil mit duftendem Heu gefüllt, das von den Bergbauern aus den Steilhängen zusammengetragen worden war. Eine Feuerstelle und ein paar behelfsmäßige Bänke bildeten die Einrichtung, ein rieselnder Quell am Eingang versorgte uns mit Wasser.

Es war eines der herrlichsten Freilager, die ich je erlebte. Lange saßen wir ums glosende Feuer, rauchten Schweizer Stumpen, lauschten dem Rauschen der Bergwässer und führten weise Reden über die Probleme des Lebens. Spät krochen wir ins duftende Heu und träumten von der Romantik der geplanten Fahrt.

Anderen Morgens 4 Uhr: Graue Wolken umhüllten die Bergesflanken, nur der Talgrund war frei von Nebeln. — Rasch krochen wir zurück ins warme Nest.

Morgens 7 Uhr: Heller Sonnenschein weckte uns aus dem Schlaf. Ein wolkenloser Himmel blaute über den Bergeshäuptern. Das Schicksal hatte uns genarrt. Rasch waren wir auf den Beinen. Ohne Frühstück verließen wir 15 Min. später unsere Lagerstätte und strebten eiligst über steile Grasschrofen am nördlichen Talhang einem von Lawinenschnee erfüllten Kar zu, das rechts des Kilchbalmgrates unter den Abbrüchen des Hirtligletschers eingelagert ist.

Bald erkannten wir, daß alles Rennen aussichtslos sei, daß es uns nie mehr gelingen würde, die gewaltige Mauer am heutigen Tage zu bezwingen; nun, so wollten wir wenigstens den Einstieg und den untersten Teil der Wand erkunden, um für einen späteren Angriff gewappnet zu sein.

Wir ließen uns auf einem mächtigen Felsblock nieder und studierten den von Amstutz und Michel begangenen Kilchbalmgrat, der mit einem mächtigen Pfeilerabbruch im Schutt fußt. Wir erkannten, daß auch unsere Route in ihrem unteren Teil über

den Kilchbalmgrat führen mußte, denn die steile plattige Wandeinbuchtung, die zu seiner Linken aus gewaltigen Lawinenkegeln emporsteigt, ist unbegehbar. Wo waren die Erstbegeher dieser Gratrippe eingestiegen? Wie waren sie gegangen? Wir wußten es nicht, hatten keine Fahrtbeschreibung zur Hand. Wir mußten uns also selbst einen Weg zum etwas flacheren Teil des Kilchbalmgrates suchen. Dieser Weg durfte keine allzugroßen Schwierigkeiten bieten, denn es galt, ihn vor Tagesanbruch zu begehen, wollten wir die gewaltige Wand ohne Biwak meistern.

Nachdem wir dies festgestellt hatten, querten wir über Schutt nach links zum tiefsten Fuß des Pfeilerabbruches und versuchten hier emporzuklimmen. Es war unangenehmste Arbeit. Steiler plattiger Fels mit Gras durchsetzt und von Wasser überronnen, bot ernste Schwierigkeiten. Das war nichts für eine Nachtkletterei. Wir zogen uns zurück, querten am Fuße der Felsen weit nach rechts und gingen über ein höher liegendes, ansteigendes Band wieder nach links an die Kante. Hier schien ein Vorwärtskommen leichter möglich zu sein, doch war das Gelände immer noch zu schwierig für einen nächtlichen Anstieg. Abermals gingen wir zurück und stiegen rechts des Pfeilers ein Stück über den Lawinenkegel empor, der unter den Abbrüchen des Hirtligletschers eingelagert ist. Bald entdeckten wir in der nördlichen Begrenzungsflanke des Kilchbalmgrates rechts von zwei tiefeingerissenen, nahezu parallelen Kaminen eine etwas gegliederte Wandpartie, durch die vielleicht ein leichterer Aufstieg zum Grat möglich war.

Ich überquerte den steilen Firnkegel zum Fußpunkt der Kamine. Freund Schulze war etwas zurückgeblieben, um einen besseren Überblick über die Wand zu behalten. Durch Zurufe sollte er mir den Weg weisen. Über Bänder stieg ich nach Westen an und gewann hinter einer Kulisse ein Riß- und Rinnensystem, durch das ich rasch emporklomm. Schon sah ich die Nähe des Grates, da wurde meinem Vordringen durch eine steile Plattenzone ein vorläufiges Ziel gesetzt. Doch ich hatte genug gesehen. In Kletterschuhen mußte es zweifellos möglich sein, über die Platten und durch die kaminartige Fortsetzung der Rißreihe den Grat zu erreichen.

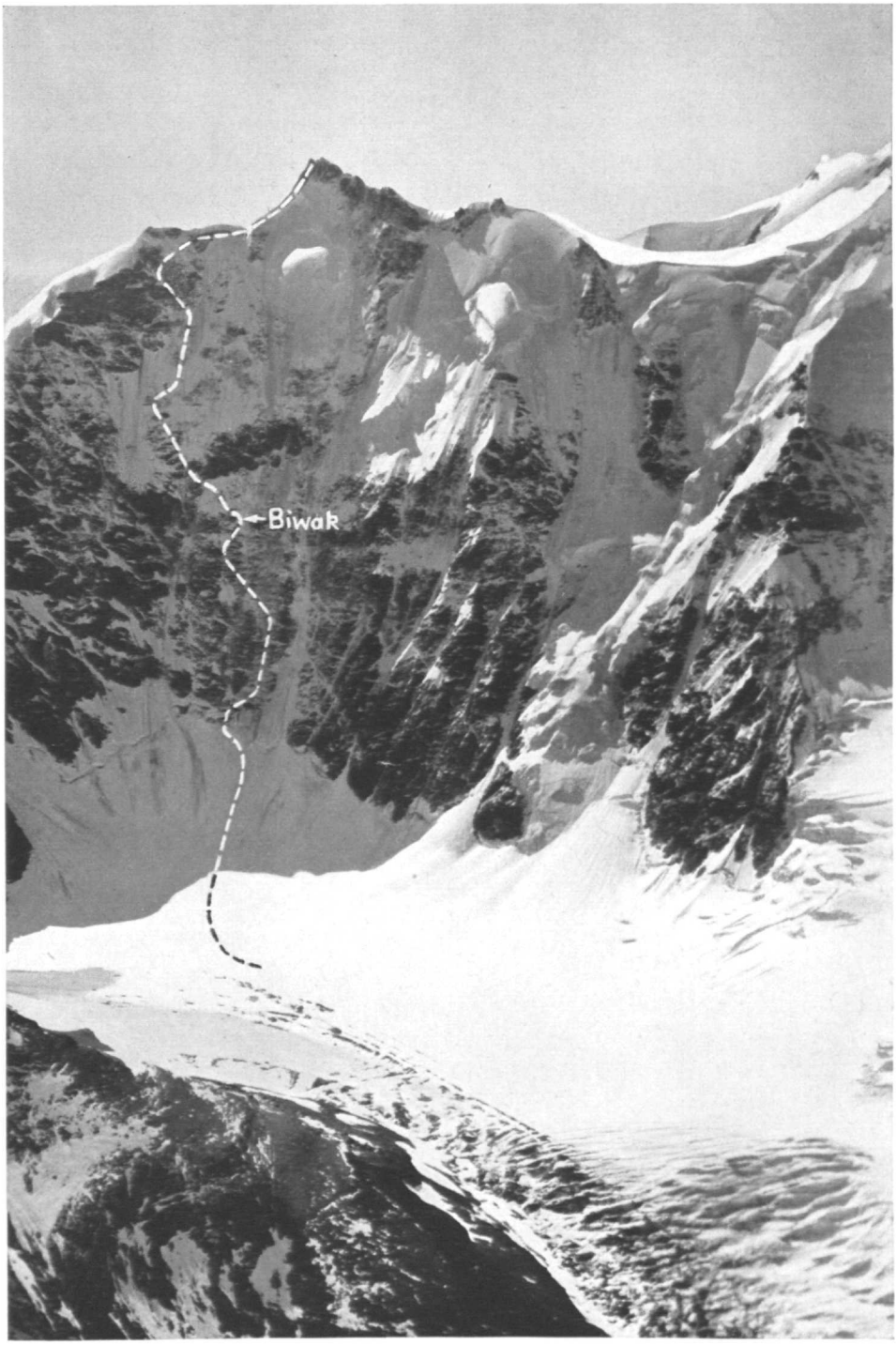
Befriedigt vom Ergebnis der Erkundung stieg ich zurück; dann schlenderten wir gemächlich im Dämmerschein des Abends zu unserem Biwak an der Kilchbalm.

Der andere Morgen sah uns im Tal. Wir erwarteten Freund Drexel, der sein Kommen angekündigt hatte. Schon am Nachmittag stiegen wir gemeinsam wieder zum Kilchbalmbiwak auf.

7. September: Um 2 Uhr morgens verließen wir unseren Schlafplatz. Dank der vorausgegangenen Erkundung gelang es uns erstaunlich gut, in mondloser Nacht den Weg zum Einstieg zu finden.

Noch in der Dunkelheit — es war 4 Uhr 15 Min. — begannen wir auf der erkundeten Route emporzuklimmen. Langsam wurde es im Osten hell. Silbern schimmerte das graue Kalkgestein im Frühlicht des werdenden Tages. Als wir an jene Stelle gelangten, wo ich bei meiner Erkundung den Rückzug angetreten hatte, war es vollends Tag geworden. Hier vertauschten wir die Nagelstiefel mit den Kletterschuhen, dann ging's durch die am Vortage festgestellte Kaminreihe empor. Ein schwieriger Überhang dicht unter der Gratschneide verwehrte uns noch den Ausstieg; Freund Drexel überwand ihn als erster und ließ uns zu kurzer Hilfe ein Seilende herab, an dem wir rasch zur Höhe klommen.

Hier öffnete sich uns erstmals der Blick auf die gewaltige Gipfelwand des Gspaltenhorns. Noch gönnten wir uns keine Zeit zum geruhsamen Schauen; wir wollten erst den Kilchbalmgrat hinter uns bringen, ehe wir uns der Betrachtung der Wand widmeten. In geradezu einzigartig prächtiger Kletterei stürmten wir über die Gratrippe empor, die aus festem, plattigem Fels aufgebaut ist. Keiner dachte daran, das Seil anzulegen. Wozu auch? Warum sollten wir uns den Genuß der prächtigen Kletterstellen durch behindernde Seilbedienung vergällen lassen.



Die Nordwestwand des Gletscherhorns

Die Nordwand des Lauterbrunnen Breithorns

Mählich verflachte sich der Kilchbalmgrat ein wenig. Wir sahen schon in nächster Nähe die Firnkalotte schimmern, die seinen Scheitel krönt. Freund Schulze war weit vorausgeeilt; er saß auf einem Felskopf am Rande der Firnhaube und beäugte die Gipfelwand.

Bald waren wir bei ihm. Es war erst 7 Uhr früh. Wir hatten reichlich Zeit und konnten mit Muße den prächtigen Morgen genießen und uns dem Studium des Weiterweges widmen.

Von der Gipfelwand trennte uns eine tiefeingerissene Steilmulde, aus der eine fast senkrechte Wand zum Nordwestgrat emporsteigt. Wollten wir die Gipfelwand gewinnen, so mußten wir entweder durch eine Reihe brüchiger Rinnen in die Steilmulde absteigen, oder die sie westlich begrenzende Wand auf abschüssigen Bändern in langen Querungen überwinden. Beide Wege schienen gangbar zu sein.

Aber in welcher Verfassung befand sich diese Gipfelwand! Schon von unserem Standplatz aus erkannten wir, daß sie aus morschem, dachziegelartig geschichtetem Fels aufgebaut ist. Jedes Band war mit Schnee bedeckt, jede Runse und jeder Riß war mit Eis gefüllt. Das mochte eine harte Arbeit geben!

Schulze war vom Grat aus ein Stück abgestiegen und in die Wand hineingequert, um den Weiterweg zu erkunden. Er bog um eine Ecke, dann entschwand er unserem Blick. Wir sahen nichts mehr von ihm, hörten nur mehr das Gepolter der unter seinen Tritten sich lösenden Steinschläge. Langsam kletterten wir nach, noch unschlüssig, ob wir unserem Freunde folgen sollten. Als wir um die Ecke bogen, erblickten wir ihn bereits in der Nähe des die Gipfelwand rechts begrenzenden Firncouloirs.

Nun bestand auch für uns kein Zweifel mehr darüber, welchen Weg wir einschlagen sollten. Wir folgten den Spuren Schulzes bis zum Rande des von Steinschlägen bestrichenen Couloirs, überschritten dasselbe in größter Eile und stiegen dann über die Felsrippen in der Mittellinie der Wand empor. Freund Schulze hatte indes einen wesentlich schwierigeren Weiterweg gewählt. Er war durch das Couloir angestiegen und erkämpfte sich hoch oben über vereistem Fels einen Ausstieg aus der Rinne auf die von uns benützte Rippe. Auf einem spärlichen Platz konnten wir uns endlich wieder vereinigen und die weiteren Maßnahmen beraten. Sollten wir das Seil anlegen? Sollten wir Seillänge um Seillänge sichern? Nein, es hätte keinen Zweck gehabt. Der Fels war so brüchig und griffarm, mit Schnee, Eis und Grus bedeckt, von Wasser überronnen und dabei von so außerordentlicher Steilheit, daß eine ordnungsgemäße Sicherung unmöglich gewesen wäre. Die Seilbedienung hätte den Zeitaufwand und die objektiven Gefahren des Steinschlages vervielfacht und hätte im Falle des Sturzes eines der Teilnehmer vermutlich das Schicksal aller besiegelt. So entschlossen wir uns, auf Seilsicherung zu verzichten.

Peinlichste Vorsicht wahrend, stiegen wir weiter. Unsere Bewegungen waren mehr ein Schleichen, denn ein Klettern; jeder hielt sich in einer anderen Fallinie, um den Kameraden nicht durch unvermeidliche Steinschläge zu gefährden. Hin und wieder kamen knatternd Geschosse aus großen Höhen, schlugen rechts, links von uns auf steile Platten, stoben splitternd weiter in die Tiefe. Es war ein nervenanspannendes Ringen, doch wir sahen wenigstens Erfolg; gewannen rasch an Höhe.

Näher und näher rückten wir dem trapezförmigen Gipfelaufbau. Schon befanden wir uns in der Höhe des großen Turmes im Gspaltenhorn-Nordwestgrat, schon sahen wir den firnigen Gipfelgrat leuchten, auf dem gerade eine Seilschaft im Abstieg begriffen war.

Das Rippensystem verliert sich mit zunehmender Höhe in eine Zone von abschüssigen Platten; erst dicht unter dem firnigen Gipfelaufbau setzt es mit einer Steilstufe wieder an. Die Platten waren mit Schnee und Eis bedeckt. Zu gerne hätten wir hier die nun gänzlich unangebrachten Kletterschuhe mit den Nagelschuhen vertauscht, doch

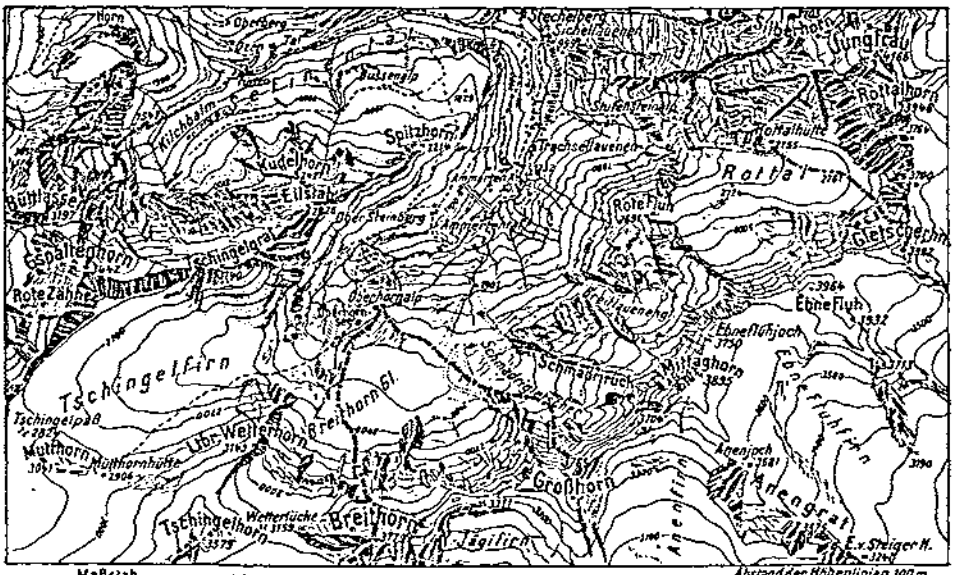
wir fanden keinen Stand, keine Möglichkeit, den Schuhwechsel vorzunehmen. So stiegen wir denn in Kletterpatschen weiter, säuberten mit dem Pickel Griffe und Tritte vom Schnee und hieben schmale Kerben in die glasige Eiskruste der Felsen, um den weichen Filzsohlen eine notdürftige Auflagefläche zu schaffen. Wir umgingen den letzten Steilaufschwung, der sich auf gleicher Höhe mit dem obersten Abbruch des Gspaltenhorn-Nordwestgrates befindet, durch eine Wandeinbuchtung zur Rechten, und querten an seinem oberen Rande zurück an die Kante.

Die Kletterer am Nordwestgrat hatten uns inzwischen bemerkt. Erregt winkten sie uns zu und spendeten uns Worte der Anerkennung zu unserem Erfolg. Eine brüchige, aus splittrigem Fels aufgebaute Stufe ward noch in heikelster Arbeit zu überwinden, dann standen wir vor der geschlossenen Firnwand. Jeweils auf einem Bein stehend, konnten wir hier endlich die Nagelschuhe anlegen. Der Eispickel trat in Tätigkeit. Kerbe reihte sich an Kerbe, nachmittags 3 Uhr war die letzte Stufe geschlagen; siegesfroh drückten wir uns am Gipfelsteinmann des Gspaltenhorns die Hände. —

Lange blickten wir in die Weite, starrten hinüber zu einer Wand, der unser Begehren galt: zur Nordwand des Lauterbrunnen-Breithorns. Hier harrte noch das Problem eines geraden Gipfelanstieges der Lösung. Kaum waren wir den Greulichkeiten der Gspaltenhornwand entronnen, da schlich auch schon die Sehnsucht nach neuem Erleben in unsere Brust, doch je länger wir die Wand betrachteten, desto mehr kamen wir zu der Meinung, daß diese gewaltige, eisdurchsetzte Steilflanke jedenfalls sehr große, vielleicht unüberwindbare Schwierigkeiten bieten mußte.

Unschlüssig ob unserer nächsten Ziele, doch beglückt und befriedigt über unseren jüngsten Erfolg, stiegen wir über den Nordwestgrat zur Büttlassenlücke ab. Dort angekommen, blickten wir nochmals zurück in unsere Wand und konnten kaum glauben, daß es uns gelungen war, durch diese abweisende Flanke einen Weg zum Gipfel zu finden.

Über Geröllhalden und steile Schneefelder sprangen wir nach Westen in das Kiental hinab. Letztes Leuchten verglomm an den Firnkämmen der Blümlisalp, als wir durch das romantische Tal zur Alpe Dürrenberg wanderten, wo wir spät ein Nachtquartier fanden.



Kartenskizze des obersten Lauterbrunner Tales

III. Die Nordwestwand des Gletscherhorns, 3982 m

Als wir am Tage nach dem Sturm auf die Gspaltenhornwand vom Kiental über die Sefinen Furgge wieder ins Sefinental hinüberstiegen, zeigten sich uns die Nordabstürze des Gletscherhorns in ihrer ganzen Wucht. Unnahbar hoch und steil erhebt sich die Wand aus dem hintersten Grunde des Rottales. Sie bildet den östlichen Abschluß der von der Wetterlücke zum Lauitor ziehenden gewaltigen Fels- und Eismauer.

Schon zwei Jahre vorher hatte ich nach der Durchsteigung der Fiescherhorn-Nordwand die Rottalflanke des Gletscherhorns belagert. Schlechtes Wetter und tiefe Neuschneelage bestimmten mich damals, von einem Angriff abzusehen.

Auch diesmal dünkten uns die Verhältnisse nicht gerade einladend zu sein. Schwärzliches Eis schimmerte uns aus der Wand entgegen. Trotzdem glaubten wir einen Erfolg in der Gletscherhornwand noch leichter erringen zu können als in der schauerlichen Nordwand des Lauterbrunnen-Breithorns. Eines wußten wir jetzt schon: Die Bezwingung der Flanke würde viel Zeit und härteste Arbeit erfordern.

Am darauffolgenden Morgen — es war der 9. September — stiegen wir von Stechelberg zur Rottalhütte auf. Unsere Zeit war beschränkt, da Freund Drexel schon am übernächsten Tag aus beruflichen Gründen die Heimreise antreten mußte. Wir beschlossen deshalb, noch mittags in die Wand einzusteigen und möglichst hoch in den Felsen zu biwakieren, um andern Tags schon zeitig den Ausstieg erreichen zu können.

Von der prächtig gelegenen Rottalhütte aus, konnten wir den Schauplatz des kommenden Ringens genau betrachten: Dicht unter dem Gipfel ist in die Wand ein kleiner Hängegletscher eingelagert, darunter befindet sich in etwa halber Wandhöhe eine steile, fast senkrechte Felsstufe. Der untere Wandteil ist von einer mächtigen Steilrinne durchzogen, die das Sammelcouloir für die Steinschläge und Eislawinen des gesamten oberen Wandteiles bildet. Diese Rinne durften wir nicht betreten, wollten wir nicht unser Leben aufs Spiel setzen. Die beste Anstiegsmöglichkeit durch die untere Wandhälfte schien eine breite, schwach ausgeprägte Felsrippe zu bieten, welche nordöstlich vom Hauptcouloir gegen die senkrechte Wandstufe der Mittelzone emporzieht. Diese Wandstufe mußten wir an ihrer niedersten Stelle zur Linken überwinden, um das steile Eis des obersten Wandteiles zu gewinnen. Der Ausstieg aus der Wand mußte wohl rechts von einem unter dem Nordgrat hinziehenden steilen Felsbollwerk erfolgen.

Noch zögerten wir kurze Zeit, blickten empor zum Himmel: Die Sonne, die noch wenige Stunden vorher warm vom allzu klaren Himmel strahlte, hatte sich hinter schwarzen Wolkenbänken verkrochen. Langsam fing es an zu regnen. Sollten wir trotzdem den kühnen Wurf wagen? Ja! Für Freund Drexel bot sich heute die letzte Möglichkeit vor Ablauf seines Urlaubs die Wand anzugehen. Dieser Umstand war bestimmend für unseren Entschluß.

Es war 12 Uhr mittags, als wir die Rottalhütte verließen. Ohne Schwierigkeit überquerten wir den in seinem Sammelbecken fast ebenen Rottalgletscher bis zum hintersten Winkel am Fuße der Wände (P. 2761). Mehr als 1200 m überragte der Gipfel des Gletscherhorns noch unseren Standplatz. Wie lange würde es dauern, diese 1200 m zu meistern? Wann würden wir den höchsten Punkt betreten?

Um 13 Uhr 30 Min. standen wir am Bergschrund dicht neben dem Hauptcouloir. Der Schrund zeigte ein wildes, abweisendes Gesicht. Überhängende Eiswülste und von Lawinen glatt gescheuerte, senkrechte Felsabbrüche bildeten mit dem heraufleckenden Gletscher einen tiefen, unüberwindlich erscheinenden Schrund. Freund Drexel wollte schon den Kampf an einem Eisbollwerk, das eine fragwürdige Möglichkeit zu bieten schien, beginnen. Da entdeckten wir weiter links eine Stelle, an der mittels eines weiten Spreizschrittes ein bequemer Übertritt vom Firn auf den jenseitigen Fels möglich

war. An spärlichen Griffen kletterten wir über die steile Einstiegwand empor auf etwas flacheres Gelände.

Wir stiegen zunächst einige Seillängen über die Rippe gerade hinan, dann hielten wir uns nach rechts gegen eine schwach ausgeprägte Steilrinne, welche die Rippe in einen breiteren östlichen und einen schmäleren westlichen Teil spaltet. Fester gutgriffiger Fels ermöglichte hier ein flottes Klettern.

Die Rinne geht nach etwa 100 *m* in ein morsches, schräg nach links ansteigendes Band über, welches eine Zone von splitterigen Bratschen durchzieht. Mit unendlicher Vorsicht kletterten wir weiter, hieben mit der Eisaxt Stufen in das blätterige Gestein, krallten uns mit den Fingern in rieselnden Grus. Etwa 150 *m* würgten wir uns über das Band empor, dann wies gegliedertes Gelände wieder den Weg gerade nach oben.

In gleichem Maße als wir höher stiegen, verschlechterte sich das Wetter. Graue Nebel krochen von Westen heran und füllten langsam das Rottal. Das leichte Tröpfeln zu Beginn der Fahrt war längst schon in eisigen Sprühregen übergegangen. Um die Gipfelgrate hörten wir den Sturm toben. Im oberen Wandteil fiel Schnee. Im tollen Tanze wurden die Schneemassen vom Sturmwind aufgewirbelt, jagten in Kaskaden über die Wand herab, sammelten sich zu Sturzbächen von Schnee, die rauschend durch die Steilrinnen den Weg zur Tiefe nahmen.

Die Verhältnisse schienen wahrlich nicht darnach angetan, eine der höchsten Westalpenwände zu bestürmen. Doch so rasch geben wir den Kampf noch nicht auf. Wir wollten zumindest den anderen Morgen abwarten, ehe wir uns zu weiterem Angriff oder — wenn es sein mußte — zum Rückzug entschlossen.

Schon um 15 Uhr 30 Min. in etwa 400 *m* Wandhöhe bezogen wir ein Biwak. Wir wollten uns nicht allzuweit in die Wand emporwagen, damit sich bei einer etwaigen Umkehr am anderen Morgen der Abstieg über die Wand nicht allzulang und gefahrvoll gestalte. Vor dem Unwetter Schutz suchend, wählten wir im steilen Fels eine seichte Nische als Unterschlupf. Der Raum war jedoch so beschränkt, daß höchstens 2 Mann in ihr Platz finden konnten. Freund Drexel erbot sich deshalb, allein auf einem überdachten Band einige Meter über unserem Standplatz die Nacht zu verbringen. Wir andern säuberten den Grund der Nische von Eis, trieben einen Mauerhaken in den Fels, banden uns daran fest, damit wir nicht durch eine unvermutete Bewegung zu Fall kämen und stülpten einen von unseren beiden Zeltsäcken über uns. Den zweiten hatte Freund Drexel erhalten.

Die Beiwacht war bitter und lang. Wir beide, die wir unten saßen, hatten zwar nicht sehr unter der Kälte der Nacht zu leiden, da wir in der Nische vor dem Sturmwind einigermaßen geschützt waren und uns gegenseitig unter dem Zeltsack erwärmen konnten. Um so unangenehmer war hingegen unsere Lage. Wir saßen auf einer abschüssigen Platte, an der wir keinen Halt finden konnten. Bei jeder Bewegung rutschten wir tiefer, bis die dünne Reepschnur, mit der wir uns angebunden hatten, in unseren Leib schnitt. Wir wußten nie, welche Stellung wir am zweckmäßigsten einnehmen sollten, um endlich Ruhe zu finden. Ein unangenehmes Zwitterding zwischen Sitzen und Liegen war das Los dieser Nacht.

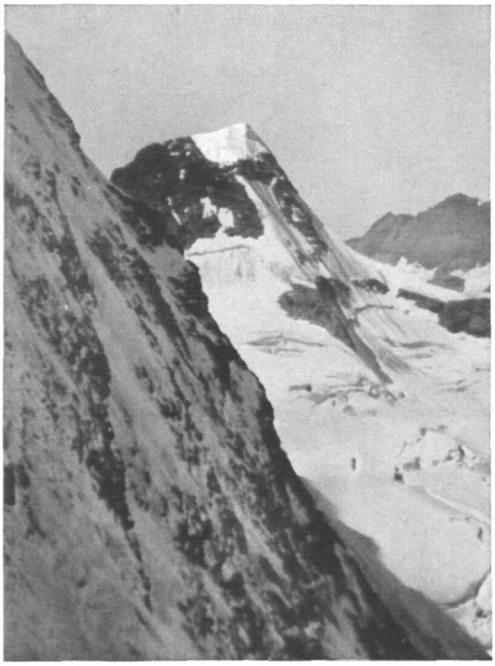
Freund Drexel hatte es in dieser Hinsicht etwas besser getroffen. Auf seinem Bande konnte er sich wenigstens bequem ausstrecken. Dagegen litt er trotz seines Mosettigsackes sehr unter Kälte und Sturm. Schutz suchend, wechselte er in dieser Nacht mehr als einmal seine Liegerstatt, und warf uns unten Sitzenden jedesmal eine Ladung Steine auf die Köpfe.

Zu all den gewaltigen Eindrücken dieser Sturmnacht kam noch ein Umstand, der unser Innerstes aufwühlte. Am Vorabend hatten wir die Nachricht erhalten, daß einer unserer besten Freunde und liebsten Berggefährten, Dr. Leo Maduschka, in der gewaltigen Nordwestwand der Civetta einem Unwetter zum Opfer gefallen war. Nicht mit

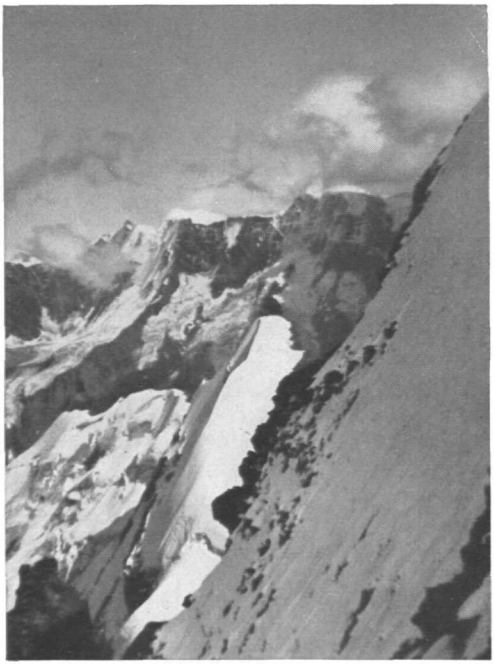
Lauterbrunnen Breithorn und Tschingelhorn

..... = Anstieg Chervet-Richardet 1924 - - - - - - = Anstieg Schulze-Welzenbach 1932

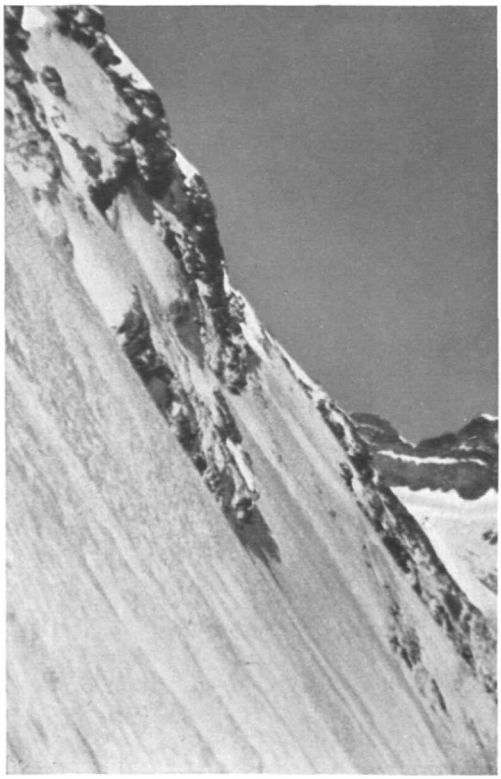
Tafel 35



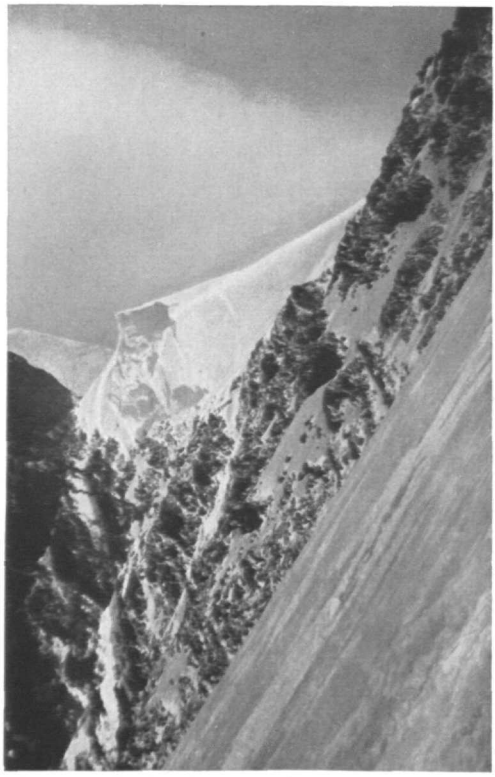
Lauterbrunnen Breithorn-Nordwand;
Blick gegen das Tschingelhorn



Gspaltenhorn-Nordostwand
Blick gegen Mittaghorn, Ebnefluh, Gletscherhorn



Großhorn-Nordwand; Blick gegen die Blümlisalp



Gletscherhorn-Nordwestwand; Blick gegen das Lauitor

Bibliothek

dem gleichen Unternehmungsgeist wie sonst waren wir in die Wand eingestiegen. Unsere Gedanken weilten zu sehr beim toten Freunde, der seine große Leidenschaft zu den Bergen mit dem Leben bezahlen mußte.

Vierzehn Stunden mußten wir auf unserem kärglichen Biwakplatz ausharren. Wir konnten keinen Schlaf finden, lauschten der Melodie des Sturmliedes, dem Donnern niederbrechender Seracs. Die Zeit wurde nicht kürzer durch die Gedanken an das, was uns der kommende Tag bringen würde, durch die Zweifel am Gelingen der Unternehmung.

Mit dem herannahenden Morgen ließ die Kraft des Sturmes nach. Als das Dunkel der Nacht dem Dämmern des jungen Tages wich, hoben wir den Zeltsack hoch und schauten hinaus. Ein klarer Morgen war angebrochen; nur über dem Gipfel der Jungfrau hingen noch einzelne Wolkenfetzen.

Rasch waren wir munter. Nun hieß die Losung: Kampf bis zum Sieg. Um 5 Uhr 45 Min. verließen wir unseren Biwakplatz. Über steilen, vereisten und verschneiten Fels stiegen wir gegen den linken Rand der senkrechten Felsstufe an, welche den Zugang zur oberen Wandhälfte sperrt. In zähem Ringen überwanden wir diese Zone an ihrer niedersten Stelle, dann lag der obere Wandteil frei vor uns.

Eine steile, von einzelnen morschen Felspartien durchsetzte Eishalde zieht von hier bis zu dem senkrechten Felsgürtel dicht unter dem Nordgrat empor. Am rechten Rande dieses letzten Bollwerks mußte wohl der Ausstieg aus der Wand erzwungen werden, sofern es nicht gelang, den Gipfel direkt zu erreichen.

Nach einer kurzen Rast setzten wir mit neuer Energie unseren Anstieg fort. Freund Drexel führte während der folgenden Seillängen. Mit verbissener Wut bearbeitet er das Eis, welches hart war wie Glas. Stundenlange Stufenarbeit war nötig, um Strecken von wenig Seillängen zu überwinden. Die Felspartien, die hin und wieder aus dem Eis hervorlugten, boten wenig Erleichterung; sie waren von ausgesuchter Brüchigkeit und erheischten vorsichtigste Behandlung.

Im heißen Kampfe hatten wir nicht bemerkt, wie das Wetter sich neuerdings verschlechterte. Nebelfetzen hatten sich an die Bergesflanken geheftet, wurden zusehends größer und verhüllten den Blick zur Höhe. Ein böiger Wind war aufgesprungen und jagte pulverigen Schnee über die blanken Eisflächen der Wand.

Nun hieß es, so rasch als möglich aus der Wand zu kommen. Wir vermuteten am rechten Rande des unter dem Nordgrat hinziehenden Felsbollwerks hinter einer Kulisse eine Steilrinne, durch welche sich wohl ein Ausstieg zum Nordgrat ermöglichen lassen würde. Unsere Vermutung erwies sich beim Näherkommen als richtig. Über verschneiten Fels erreichten wir den Beginn der Rinne. Etwa 2 bis 3 Seillängen arbeiteten wir uns in heikler Kletterei durch die plattige Runse empor, bis es möglich war, nach rechts über steilen, eisdurchsetzten Fels die Grathöhe zu gewinnen.

Es war 15 Uhr 45 Min.; durch jagende Nebel sahen wir aus nächster Nähe den Gipfel winken. Ein letzter kurzer Ansturm folgte, dann war um 16 Uhr 15 Min. der Sieg errungen.

Mühsam erzwangen wir uns im böigen Sturm den Abstieg zum Lauitor, dann sprangen wir in großen Sätzen über die steilen Gletscherhänge zwischen Rottalhorn und Kranzberg hinab zum Jungfraufirn. Müde und abgekämpft wateten wir im dämmerigen Abend durch aufgeweichten Schnee empor zum Hotel Jungfraujoch.

* * *

Der folgende Morgen war schön und klar. So entschlossen wir uns, der Jungfrau einen Besuch abzustatten und über die Rottalroute ins Lauterbrunnental abzusteigen.

Lange saßen wir auf dem Gipfel der Jungfrau und blickten hinüber zur düsteren Wand des Gletscherhorns. Wir freuten uns an der abweisenden Steilheit dieser schaurigen Flanke, freuten uns in der Erinnerung an den harten Kampf, in dem Bewußt-

sein des schwer errungenen Sieges. Dann wandten wir uns über die klassische Route des Rottalgrates talwärts.

Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedeten wir uns in Lauterbrunnen von Freund Drexel, den die Pflicht von uns abberief. Wir beiden anderen aber rüsteten zum letzten Schlag, der dem Lauterbrunnen-Breithorn gelten sollte.

IV. Die Nordwand des Lauterbrunnen-Breithorns, 3779 *m*

Das Lauterbrunnen-Breithorn ist die formenschönste Berggestalt im Gipfelkranz des Lauterbrunnentales. In eisgepanzerter, mehr als 1300 *m* hoher Flucht steigt die Nordflanke aus dem Breithorngletscher auf.

Die Wand ist von einzigartigem Aufbau: Eine ebenmäßig gebaute, von schmalen Felsrippen und Eisrinnen gegliederte Gipfelwand fußt auf zwei mächtigen Strebepfeilern, die aus dem unteren Wandteil beiderseits der Gipfelfallinie hervortreten. Zwischen diesen Pfeilern ist eine breite, schluchtartige Wandeinbuchtung eingelagert. Dem Grunde dieser Bucht entquillt ein steiler Gletscherarm, der von den Lawinen aus der Wand gespeist wird.

Diese stolze Flanke war schon früher Ziel einer kühnen Unternehmung geworden. Dr. D. Chervet und Dr. W. Richardet[1]) erzwangen sich am 12. August 1924 den ersten Aufstieg von Norden. Die beiden umgingen jedoch die untere Steilzone der Wand in einem weiten Haken nach links, indem sie über die Breithornjochroute zum oberen Breithorngletscher anstiegen. Hier querten sie nach rechts an den Fußpunkt einer ausgeprägten Felsrippe, welche durch den obersten Teil der Wand emporzieht. Über diese Rippe gewannen sie den Ostgipfel. Das Problem schien also, wenigstens zum Teil, gelöst. Trotzdem hatte die Wand mein besonderes Interesse erweckt. Es dünkte mich eines der vornehmsten Ziele in den Berner Alpen zu sein, durch diese Mauer und zwar durch die Steilschlucht an ihrem Fuße einen direkten Weg zum höchsten Punkt zu finden.

Viele Tage waren wir im Juli 1932 auf der Oberhornalpe gewesen, hatten bei ziehenden Nebeln und rieselndem Regen unbezwungene Wände belagert. Und wenn sich dann zeitweise die Nebel teilten und der Durchblick frei wurde auf die neuschneeüberzuckerte, feingegliederte Nordwand des Breithorns, aus der die Lawinen stäubend zu Tal fuhren, dann begruben wir all unsere Hoffnungen, durch diese Wand jemals den erstrebten Durchstieg erzwingen zu können.

Vom Gipfel des Gspaltenhorns hatten wir die Wand wieder beäugt, hatten Pläne geschmiedet und wieder verworfen, hatten Hoffnungen gehegt und wieder begraben. Doch was half alles Zaudern? Die Entscheidung konnte nur ein entschlossener Versuch bringen.

Am Nachmittag des 12. September stiegen wir zur Oberhornalpe auf. In grauen Nebeln war die Natur ertrunken, einförmig trommelte der Regen auf das Dach der Hütte. Mißmutig legten wir uns ins Heu.

Die frühen Morgenstunden brachten keine Besserung des Wetters. Noch immer umhüllten ziehende Nebelschwaden die Bergesflanken. Da plötzlich um 9 Uhr morgens wurde es licht, die Schwaden zerteilten sich und gaben den Durchblick frei auf den Gipfelbau des Breithorns, der unnahbar hoch aus einer tiefliegenden Wolkenbank herauszuwachsen schien.

Das plötzliche Aufklaren war für uns das Signal zu eiligem Aufbruch. Wir wollten das schöne Wetter nützen. Sollte uns die Bezwingung der Wand auch heute nicht mehr gelingen, so wollten wir sie doch für den endgültigen Ansturm erkunden.

Über Moränenhänge nach Süden ansteigend, erreichten wir den Breithorngletscher.

---

[1]) † 12. August 1925 am Péterétgrat.

Wir überquerten ihn bis zum Fußpunkt des steilen Gletscherarmes, der dem unteren Wandteil entströmt. Hier legten wir die Steigeisen an, dann begannen wir über steiles, zerschrundetes Eis emporzusteigen. Nach etwa 200 bis 250 *m* verflachte sich die Neigung des Eises ein wenig. In der Nähe der in glatten Plattenwänden aufragenden untersten Steilzone der Wand hielten wir inne.

Es ist ein einzigartig wilder Felszirkus, der den Beschauer hier umgibt. Hufeisenförmig streben allseits glattgescheuerte, wasserüberronnene Plattenlagen empor, die keine Möglichkeit des Durchstiegs zu bieten scheinen. Ratlos ließen wir den Blick über die Wände emporgleiten. Sollten wir uns an den steinschlagbestrichenen Platten im Grund der Schlucht versuchen? Aussichtslos! — Oder sollten wir über den Felspfeiler zur Rechten ansteigen? Hier schien ein Durchkommen möglich zu sein, doch hätte diese Route nicht auf den Gipfel geführt; sie schien indirekter als der Anstieg Chervet-Richardet zu sein. — Wieder suchte das Auge. Da entdeckten wir in der senkrecht erscheinenden Wand des zur Linken vorspringenden Felspfeilers ein horizontales Band, welches nach einer Unterbrechungsstelle in eine gegen den Schluchtgrund ansteigende Plattenrampe übergeht. Vom Ende dieser Rampe mußte wohl durch eine schwach nach links emporziehende Steilrinne der Aufstieg aus der Schlucht in den oberen Wandteil möglich sein. Glückte es über ein System von Rissen das oben erwähnte Band und über dieses und die Plattenrampe die Steilrinne zu erreichen, so war vermutlich der Schlüssel der Ersteigung gefunden.

Während wir noch diese Möglichkeiten erwogen, durchzitterte plötzlich ein unheimliches Knattern die Luft. Eine Steinsalve kam über die Wand herabgefegt; krachend schlugen die Trümmer aufs steile Gletschereis und sprangen in mächtigen Sätzen die jähen Halden herab. Wir warfen uns zu Boden, suchten Deckung hinter niederen Eisblöcken. Langsam verstummte das Heulen der Steingeschosse, die augenblickliche Gefahr war vorüber.

Eiligst verließen wir unseren Standplatz und querten nach links zum Fußpunkte des Riß- und Rinnensystems, das zum Beginn des horizontalen Bandes emporführt. Bequem ließ sich der Bergschrund überschreiten. Wider Erwarten rasch kamen wir hoch. Bald standen wir auf dem breiten, überdachten Bande, wo wir einen schöngeformten Steinmann errichteten.

Wir verfolgten das sich mehr und mehr verschmälernde Band nach rechts, bis zur gefürchteten Unterbrechungsstelle. Auch diese ließ sich leichter, als wir vermuteten, überwinden; eine kurze senkrechte Wandstelle galt es zu meistern, dann standen wir auf der Plattenrampe.

In zunehmender Schwierigkeit stiegen wir über die Rampe empor, bis sie sich am Fuße einer senkrecht aufsteigenden Wandstufe verliert. Rechts dieser Wandstufe erblicken wir die Steilrinne, welche den Schlüssel der Ersteigung bildet. Durch sie mußten wir die obere Wandzone erreichen, sonst war unser Versuch mißglückt.

Bis hieher waren wir ohne Seil gegangen. Auch jetzt noch trachtete jeder von uns auf eigene Faust den Weiterweg zu finden. Freund Schulze probierte an der Steilstufe links der Rinne und verbiß sich hier in plattigen Fels.

Ich versuchte indessen die wasserführende Runse direkt zu durchklettern. Langsam schob ich mich an kleinen abschüssigen Tritten empor, jede Bewegung des Körpers sorgfältig abwägend. Wieder kam unheimliches Surren aus den obersten Teilen der Wand. Ich stand an der gefährlichsten Stelle, im engsten Teil eines Sammeltrichters, durch den alle Geschosse zur Tiefe breschten. Eng preßte ich den Leib an den glitschigen Fels, die Stirne ins rinnende Wasser. Bange Sekunden verstrichen, während die Geschosse dicht über meinen Schädel hinweg heulend den Weg zur Tiefe nahmen. Noch einige Meter kämpfte ich mich in größter Hast empor, streckte mich auf dürftigem Stand, blickte für Sekunden um einen flachen Wulst. — Ich erkannte, daß hier ein Durchkommen möglich

sei; der Schlüssel der Ersteigung war somit gefunden. Eilig trat ich den Rückzug an, während neuerliche Steinsalven durch die Rinne prasselten.

Bald war ich wieder bei Freund Schulze, der seinen Versuch als aussichtlos aufgegeben hatte. Wir zogen uns aus dem Steinfallbereich zurück und berieten: Es war 2 Uhr nachmittags. An eine Bezwingung der Wand war bei der fortgeschrittenen Tageszeit nicht mehr zu denken. Nun blieben uns zwei Möglichkeiten: Entweder wir drangen in der Wand so hoch als möglich empor und biwakierten, oder wir traten den Abstieg zur Hütte an und versuchten die Durchsteigung in einem Zuge am kommenden Tag. — Wir überlegten weiter: Die Steinfallgefahr war jetzt um die Mittagsstunde größer als zu jeder anderen Stunde des Tages. Das Wetter war noch immer unsicher. Qualmende Wolkenbänke füllten die Täler, schleierartige Zirruswolken überzogen das Firmament. Überraschte uns im Biwak ein Wettersturz, so konnte sich unsere Lage bei den zu erwartenden Schwierigkeiten verzweifelt gestalten. Diese Erwägungen waren bestimmend für den Entschluß zum Rückzug. Gemächlich stiegen wir wieder über die Wand hinab. Die Schatten des Abends lagen schon über den Tälern, als wir die Oberhornalpe betraten. —

Mehr als einmal hielten wir an diesem Abend nach dem Wetter Ausschau. Wolkenfahnen hingen an den Gipfeln der Berge; der aufsteigende Mond war von einem großen Hof umgeben. Sollte uns das Wetter wieder narren? Mißgestimmt legten wir uns schlafen.

Als wir bald nach Mitternacht vor die Hütte traten, war die Wetterlage wenig verändert. Dennoch machten wir uns um 2 Uhr 30 Min. auf den Weg. Ohne Schwierigkeiten fanden wir dank der vorausgegangenen Erkundung im nächtlichen Dunkel den Anstieg; als der junge Tag erwachte, waren wir bereits auf dem Schuttband bei dem Steinmann, den wir Tags zuvor errichtet hatten.

Hier warteten wir kurze Zeit. Noch zauderten wir. Sollten wir bei dem immer noch unsicher scheinenden Wetter den Weiterweg wagen? — Vorerst schon noch, zur Umkehr war immer noch Zeit. —

Über die Rampe stiegen wir bis zu jener Stelle empor, wo es gilt, in die Wasserrinne zu queren. Hier legten wir Seil und Kletterschuhe an.

Freund Schulze ging als erster die Wasserrinne an. Erst langsam, dann immer rascher lief das Seil ab. Ich hatte nur noch wenige Schlingen in den Händen, und immer noch hatte Schulze keinen Stand gefunden. „Seil aus", brüllte ich. „Ungesichert nachkommen", war die Antwort. Behutsam schob ich mich im nassen, griffarmen Fels empor, stets bewußt, daß die geringste Unachtsamkeit für beide Verderben bedeutete. Schulze war längst meinem Blick entschwunden, nur am ruckweisen Ablaufen des Seiles merkte ich, daß auch er kletterte. Kurze Zeit stockten die Bewegungen des Seiles, dann wurde es rasch eingezogen. Freund Schulze hatte einen Sicherungsstand gefunden.

In kürzester Zeit war ich bei ihm und nun ging's im tollen Stürmen durch das Rinnensystem weiter, denn schon begannen wieder Steinsalven aus der Gipfelwand hernieder zu prasseln. Es war unangenehmstes Gelände, in dem wir uns bewegten. Nasser Fels wechselte mit glasigem Eis und hartem Firn. Die Kletterschuhe waren längst durchweicht. Auf einem schmalen Sims wechselten wir sie mit den Nagelschuhen und legten die Steigeisen an.

Befriedigt konnten wir auf unseren bisherigen Erfolg blicken. Die unterste Steilzone der Wand lag unter uns, das Haupthindernis war damit gemeistert. Auch das Wetter schien sich zum Besseren wenden zu wollen. Der Himmel war klar geworden, nur einzelne weiße Wölkchen schwammen am tiefblauen Firmament.

Mit froher Zuversicht gingen wir wieder ans Werk. Über einen steilen Firnkegel stiegen wir gegen den zweiten, sperrenden Wandgürtel an, der sich in gleicher Höhe mit den auf den beiderseitigen Felspfeilern aufgelagerten Eisnollen befindet. Durch

eine mit einem Überhang ansetzende, wasserüberronnene Verschneidung und eine schwierige Wandstelle ward diese Zone überwunden. Nun standen wir am Fuße der schwach ausgeprägten Felsrippe, die rechts von der durch Chervet und Richardet benutzten Rippe in der Gipfelfallinie zum höchsten Punkt führt.

Noch trennten uns 700 *m* vom Gipfel. Ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren über das Ringen mit dieser Rippe, nur die allgemeinen Eindrücke will ich schildern. Es war härteste Fels- und Eisarbeit, die wir zu leisten hatten. Morsches, bratschiges Gestein, das behutsamste Behandlung erheischte, wechselte mit kleingriffigem, steilem Fels, der größte Klettergewandtheit erforderte. Lockerer pulvriger Schnee auf glatten Platten wich glasigem Eis, das in harter Pickelarbeit zu meistern war. Mehr als ein halbes dutzendmal haben wir im Verlauf der Fahrt, oft nur in einer schmalen Eiskerbe stehend, auf abschüssigen Platten klebend, die Kletterschuhe mit den Nagelschuhen, die Nagelschuhe mit den Kletterschuhen vertauscht. Wohl ebensooft mußten wir auf schlechten Ständen unsere Steigeisen an- und wieder ablegen, mußten wir die gewichtigen Rucksäcke abnehmen, um Notwendiges hervorzuholen, Überflüssiges zu verstauen.

Oft blickten wir zur Höhe, wo die im hellen Sonnenlichte leuchtende Gipfelwächte als lockendes Ziel winkte, doch nur langsam, unendlich langsam rückten wir ihr näher. 1340 *m* Wandhöhe wollten erkämpft sein.

100 *m* unter dem Gipfel stellte sich uns ein mächtiger Kantenabbruch als letztes Hindernis entgegen. Aus morschen übereinander geschichteten Blöcken baut er sich nahezu senkrecht auf. An einem spärlichen Stand, dicht unter dem Abbruch trieb Freund Schulze einen Haken ins Gestein, hängte einen Karabiner ein und zog zur Sicherung das Seil hindurch. Mit unendlicher Vorsicht schob er sich Meter für Meter empor, dann entschwand er meinem Blick hinter einer sonnenumspielten Felskante.

Bald waren wir wieder vereinigt auf luftiger Kanzel. In nächster Nähe winkte der Gipfel. In freudigem Ansturm wurden die letzten Felsstufen überwunden. Um 15 Uhr 35 Min. setzten wir unseren Fuß auf die stolze Zinne. —

Es war wohl die schönste Gipfelrast, die ich im Verlaufe dieses erfolgreichen Bergsommers in den Berner Alpen verlebte. Beseligende Freude über den unerhört schönen Sieg durchströmte unsere Brust. Zu dieser Freude gesellte sich noch das Glück des unendlichen Schauens. Hemmungslos glitt der Blick nach Süden, wo weiß und leuchtend über einem brandenden Wolkenmeer die Walliser Hochgipfel in den Himmel ragten, nach Südwesten zum Firndom des Montblanc, den zarte Wolkenkämme umspielten.

Nach langem Träumen stiegen wir über den Westgrat zur Wetterlücke ab. Violette Schatten schlichen in die Täler, während wir müde um den Südfuß des Tschingelhorns dem Petersgrat zustrebten. Fahles Mondlicht spielte über die Gletscher, als wir über die weite Schneefläche des Kanderfirns zur Mutthornhütte wanderten.

* * *

Anderen Tages: Ein strahlender Herbstmorgen lag über den Berner Alpen. In eiliger Fahrt führte uns unser Wagen talaus. An einer Wegbiegung hielten wir kurz inne, blickten zurück auf die Berge, die uns gewaltiges Erleben gegeben hatten, gedachten der Stunden härtesten Kampfes, der Freuden glücklicher Siege. Dann wandten wir uns der Heimat entgegen in dem Bewußtsein, nicht umsonst gekämpft zu haben, in der Überzeugung, Werte errungen zu haben, die das Leben lebenswert gestalten, die dem Dasein dauernden Inhalt zu geben vermögen, die den Menschen aus dem Alltagsdasein emporführen zu wahrer Menschlichkeit.

Begleitworte zur Karwendelkarte

Von Karl Krall, Innsbruck

Kein Zweifel, daß das Karwendel nicht die großartigste Gebirgskette Tirols ist. Wer könnte die gewaltigen Bilder, die etwa die Gründe des Zillertales oder das Pitztal bieten, damit vergleichen. Es fehlt das Eis, das die starken Gegensätze schafft, es fehlt aber auch der kühne, turmartige Aufbau der Berge, wie ihn die Dolomiten zeigen und es fehlt schließlich auch die Höhe, die allein oft schon dazu hinreicht, daß wir gleichsam durch eine andere Brille schauen. Kein Zweifel aber auch, daß dem Karwendel nichts Ähnliches in Tirol, ja wohl in den ganzen Alpen an die Seite gestellt werden kann. Da sind keine einzelnen Gipfel, da sind ungeheure Mauern, gekrönt von eigenwilligen Zinnen, da sind gewaltige Ketten mit kurzen, scharf hervortretenden Seitengraten und dazwischen liegen wie düstere Kammern die stillen Kare. Und nicht unerwähnt soll der breite, wogende Latschengürtel bleiben, der sich wie ein schwerer Läufer über die Hänge legt, bevor das Geschröfe hervortritt. Ich glaube, daß er wenigstens mit dieser Geschlossenheit nirgends anders zu finden ist. So zeigt der ganze Aufbau in seinen wesentlichsten Teilen eine Regelmäßigkeit und Strenge wie kaum ein anderes Gebirge. Darum ist es auch begreiflich, daß die meisten Freunde des Karwendel behaupten, nie sei es so schön, als wenn schwere Wetterwolken darüber hinziehen, die so den der Landschaft eigenen Reiz noch verstärken, darum ist es verständlich, wenn einzelne von der Melancholie dieser Landschaft sprechen, der das Bild hemmungsloser Leidenschaft fehlt, in der alles gebändigt und streng erscheint.

Dies alles mögen Gründe sein, warum das Karwendel lange Zeit hindurch vom Massenverkehr verschont geblieben ist, ja, daß es wirklich heute noch zahlreiche Gipfel gibt, die nur recht selten besucht werden, obwohl sie vielfach selbst von den geschaffenen Unterkünften ohne übermäßigen Zeitaufwand erreichbar wären. Warum sich aber der sportliche Alpinismus mit diesem Gebiet nicht recht befreunden kann, hat seinen Grund darin, daß das Gestein unzuverlässig und brüchig ist und nicht zuletzt, daß fast alle Klettereien erst nach längerem Anmarsch begonnen werden können. Darum ist aber auch kein einziger Karwendelberg zum Klettergerüst geworden. Freilich, Probleme gibt es auch im Karwendel kaum mehr. Um einer Erstersteigung willen nimmt man ja viel in Kauf, sogar das Karwendel. Andererseits aber wird der, der diese Berge einmal wirklich kennen und lieben gelernt hat, immer wieder zu ihnen zurückkehren; und deren sind es nun schon sehr viele.

Und noch etwas will ich gleich jetzt erwähnen: bis vor wenigen Jahren war das Karwendel im Winter beinahe vollständig unbesucht. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben bewiesen, daß die Lawinengefahr vielfach überschätzt wurde. Die Überflutung der sogenannten idealen Skigebiete einerseits, verbunden mit größerer Erfahrung und Technik andererseits hat die Bergsteiger unter den Skifahrern in unberührtere, wenn auch für den Skilauf weniger geeignete Gegenden gedrängt und so sind nun auch im Karwendel bereits eine ganze Anzahl von Skituren ausfindig gemacht worden. Es sei aber hinzugesetzt, daß ich vor allen Begehungen im Hochwinter warne und ausdrücklich raten möchte, Karwendelfahrten nur in der Salzschneezeit zu unternehmen. Doch davon später.

Daß das Karwendelgebirge im Sommer aber mit seiner Fülle von Gipfeln dem Wanderer zahlreiche Ziele, die auf leichtem Weg erreichbar sind, bietet, ist ebenso bekannt, wie auch seine vielen großen Wände, an die sich eigentlich mit voller Beruhigung nur die Besten heranwagen sollten. Nicht etwa, daß die Schwierigkeiten dieser Wandanstiege größer wären als etwa die Modewände im Kaiser und Wetterstein, es ist eher das Gegenteil der Fall, aber die Brüchigkeit des Gesteins, die oft verwickelte Wegführung und nicht zuletzt die viel längeren Zumärsche zu den Wänden stellen erhöhte Anforderungen nicht nur an die Leistungsfähigkeit, sondern auch an die Erfahrung derer, die sich ihnen nahen. Das gleiche gilt auch in anderem, kleinerem Maßstab von allen sogenannten leichten Bergen, auf die kein gebahnter Weg führt. Dieses Gehen in den Schrofen des Karwendel ist für den, der es nicht viel geübt hat, unangenehm und gefährlich. Aber etwas Gutes haben gerade diese schlechten Eigenschaften des Gebirges: es gibt eben wirklich ausgedehnte Gebiete, die gemieden werden, und es ist heute bei bahnnahen Gipfeln doch schon recht selten geworden, daß man dort noch mit einiger Bestimmtheit rechnen kann, auf keinen Menschen zu stoßen.

Und so will ich denn in den folgenden Zeilen gerade über solche Wanderungen kurz berichten. Nicht nur, daß über die sogenannten Probleme genug geschrieben wurde — wobei ich durchaus nicht sagen will, daß wir nicht einen wirklich vollständigen Karwendelführer, der tatsächlich alle ausgeführten Turen wenigstens vermerkt, vermissen — sondern ich würde mich auch dazu gar nicht berufen fühlen.

Dabei wäre es gerade im westlichen Karwendel, mit dem ich mich zu befassen habe, beinahe leichter, von der verhältnismäßig geringen Zahl jener Turen zu sprechen, die öfters durchgeführt werden; nur die Innsbrucker Nordkette macht eine Ausnahme, denn in ihr wird es wohl kaum einen Gipfel geben, der nicht wenigstens allsonntäglich seinen Besuch hat. Von allen diesen viel gemachten Fahrten möchte ich aber doch eine hervorheben, weil sie landschaftlich eine richtige Karwendeltur ist und infolge der Gutartigkeit des Gesteins besonders auffällt: den Grabenkargrat. Er ist so etwas Ähnliches, wie der Kopftörlgrat im Kaiser. Dazu kommt, daß man vom Karwendelhaus ebenso rasch die Östliche Karwendelspitze erreicht wie die Grabenkarspitze und somit auch der Zugang nicht die sonst übliche Länge aufweist. Und es wäre ungerecht, in diesem Zusammenhang nicht auch die Grubreißentürme und den Kumpfkargrat zu erwähnen, die beide den kurzen, nordwärts gerichteten Seitenkämmen der Innsbrucker Nordkette entragen. Seit die Drahtseilbahn auf das Hafelekar führt, sind sie gewiß die stadtnächsten Kletterberge überhaupt. Dabei bieten sie von mittelschweren Anstiegen bis zu den sogenannten modernen Schwierigkeitsgraden Aufgaben aller Art. Kein Wunder also, daß die jungen Innsbrucker Kletterer dort den Sommer beginnen und beenden.

Doch nun zu den weniger bekannten Fahrten. Wie viele waren schon auf der Westlichen Karwendelspitze? Sie haben wohl den Kamm gar nicht bemerkt, der von ihr nach Süden zieht, bis er mit dem Brunnensteinkopf steil über Scharnitz endet. Ein einziger guter Weg führt empor zum Brunnensteinsattel. Sonst ist es unwegsam, steil geht es hinab gegen Osten ins Kirchlekar, steil hinab zur jungen Isar, zur Bahn und Straße.

Viele Jahre ist es her, als ich mit einem Freund zum erstenmal dort emporgestiegen bin. Schnee lag noch auf den Bergen bis weit hinab. Gleich hinter Scharnitz führte uns ein schlechtes Steiglein durch Wald und Schrofen steil empor; mühselig war der Weg, in den Latschen brütete die Sonne und keuchend ging unser Atem. Doch freier wurde es bald um uns. Der Kranz der fernen Berge wurde immer strahlender, aber mehr noch fesselten uns die Karwendelberge, die groß und wuchtig in grauen Wänden niederbrechen. Über den wächtengesäumten Kamm wanderten wir hin, über Rücken und Zacken, über die Brunnensteinspitze, Rotwandspitze, Kirchlespitze bis zur Sulzleklammspitze. Steil bricht dort der Grat ab. Wir blieben und rasteten. Ein Stückchen ging es den

Grat zurück, dann fuhren wir gegen Westen ab; wir hatten Glück. Fröhliche Fahrt war es hinab ins Kirchlekar. Ein paar Gemsen betrachteten uns neugierig. Unten pflückten wir uns einen Strauß Aurikeln. Die Bergwacht hätte böse Augen gemacht. Doch wir hatten ein gutes Gewissen. So gelb waren die Hänge wie die Wiesen im Frühlingsschmuck der Schlüsselblumen. Übereifrige mache ich darauf aufmerksam, daß mehr als zehn Jahre seither vergangen sind. Die Schrofen sind aber noch immer Frühling für Frühling so gelb wie damals. — —

Oft bin ich mit der Bahn hinausgefahren nach Mittenwald und schaute immer hinauf zur steilen Wand der Sulzleklammspitze. Sah ich sie von nah oder ferne, immer zog sie mich an. So entstand der Plan. Es war zur Zeit der Mark-Inflation. Etwas mußte doch gekauft und geschmuggelt werden. Ein Seil wurde erworben und sorglich im Rucksack verpackt. Als wir von Mittenwald nach Scharnitz zogen, machten wir bei dem Zollmann so harmlose Gesichter wie nur möglich. Ein Stein fiel uns vom Herzen, als wir vorbei waren. Oh, armes Reich, wir haben dich wirklich schwer betrogen und eine Fröhlichkeit war in uns, kaum zu beschreiben. Verjährt! Ich darf es also ruhig sagen.

Dann stiegen wir den Weg empor, der zum Brunnensteinsattel führt. Beim Schaferhüttl zweigten wir ab und folgten einer Steigspur in die Sulzleklamm. Durch eine enge Schlucht tost und springt der Bach, hohes saftiges Gras hängt in Büscheln und golden nicken die Aurikeln neben dem satten Grün. Gemsen springen verwundert davon, während wir uns durch Strauch und Latschen zur Wand mühen. Bei einer wannenartigen Gufel machen wir uns kletterfertig. Steil klettere ich empor zu einer Kanzel, auf der ein Block liegt. Ein heikler Spreizschritt bringt mich auf ein Band, von dem es tief hinabbricht zum Schutt. Ein Lob meines sonst so schweigsamen Freundes bringt mir die Überwindung der Stelle. Über Schrofen geht es empor zu einer überhängenden Stufe. Vorsichtig schieben wir uns hinauf und kommen nun bald auf ein breites Band, das fast die ganze Wand durchzieht. Auf einem Erker machen wir Rast. Hinter uns eine tiefe Gufel und überhängender Fels, vor uns bricht die Wand fast senkrecht hinab. Und weit fliegt der Blick in die Ferne. Drüben über dem Wetterstein schieben schwarze Wetterwolken, deshalb brechen wir bald wieder auf. Es ist heute zu lange her, als daß ich ein richtiges Urteil über die folgende Kletterei geben könnte. Jedenfalls kam mir damals das Stück verdammt schwer vor: in der Gufel steht ein Zacken auf. Zwischen ihm und der Wand schieben wir uns empor. Ein Haken ersetzt den fehlenden Griff. Schwer ist es uns dann geworden auf die Leiste über der Gufel zu kommen. Sorgsam gehe ich jetzt hinüber nach rechts, einige Platten empor, an einer Kante, senkrecht über dem Erkerband schwinge ich mich hinan, wieder empor um eine zweite Ecke, dann ist die Gipfelschlucht da. Ohne Schwierigkeit erreichen wir nun das Ziel. Als wir gegen Abend wieder unten im Tal saßen am murmelnden Bach, schauten wir voll Stolz und Freude hinauf zu unserem Weg, der mitten durch roten Fels zum Gipfel führte. Oh, wie schön war diese Zeit, so voll Seligkeit, als wir uns unsere ersten Erfolge in den Bergen holten, aus den Bergen, denen unsere große Leidenschaft und Liebe gehörte. Armer Freund, wenig Zeit verging seitdem, da trugen wir dich zu Grabe. — —

Ein anderer Weg! Zwischen Gärberkreuz und Linderspitze zieht eine Reiße empor bis fast zum Grat. Links die Abstürze des Gärberkreuzes, rechts die der Linderspitze. Weiß Gott, der Weg hinauf ist mühsam und lang. Die Gemsen in den Hängen lachen der Menschlein und werfen bisweilen Steine herab. Doch einmal ersahen wir dort etwas Seltsames. Wir fluchten eben über die Steine, die die höhersteigende Sonne ober uns löste, als wir ein Rudel Gemsen in den Schrofen zur Linken sahen. Das hätte uns weiter nicht viel gewundert, denn wir waren es zu gewöhnt. Allein das, was ich bisher als ein Märchen betrachtet, sah ich nun in Wahrheit: ein weißes Gemslein.

Kaltwasserkarspitze, Moserkar, Sonnenspitze von Süden

Epzirl-Wimmertal mit Freiungspitze

Kaltwasserkarspitze und Laliderwände vom Hochalmsattel aus

Kein Albino, sondern wirklich und wahrhaftig schneeweiß. Und es ist merkwürdig, Ausnahmen genießen überall eine Ausnahmestellung. Als die Tiere, die jungen und die alten eilig über die Schrofen setzten, da kam es öfters vor, daß das weiße zurückblieb und jammerte. Da kam dann die Muttergeiß — sie war übrigens auch lichter als die anderen — und mit einem kräftigen Schupf war dem Gemslein auf den Weg geholfen. Versöhnt mit aller Mühsal stiegen wir weiter. —

Der Grat des Gärberkreuzes zeigt einmal ein großes Gratfenster. Eine Schlucht zieht hinauf. Ihr folgten wir. Anfangs ist es leicht, doch später folgen eine Reihe von Stellen, die einiges verlangen. Ein Kamin; dann eine gelbliche, überhängende Wand; ein Riß, der einen Überhang überlistet. In großen Platten aufwärts und dann wieder hinein in die Schlucht, eine düstere, wilde Landschaft. Vor dem Gratfenster noch ein Absatz. Als ich den Weg zum erstenmal ging, mußten wir aus der Gusel, die dort tief im Felsen sitzt, nach rechts hinaus, zur Kante und in schwerem Quergang zurück zum Grund der Schlucht. Im Frühjahr einmal aber lag noch tiefer Schnee, da konnten wir die Wandstelle direkt mit Steigbaum nehmen. Der Tiefblick vom Gratfenster ist nach beiden Seiten überwältigend. Gern hält man dort ein wenig Rast. Dann steigt man nach links auf den messerscharfen Grat, schreitet über das Fenster weg zu einer Wandstelle. Zum letztenmal schwere luftige Arbeit, dann ist der Weg zum Gipfel frei.

Beim Abstieg hatten wir noch ein kleines Erlebnis, ganz unten, schon bald bei der Straße. Eine Auerhenne flatterte vor uns auf und hatte offenbar Furcht. Wir fanden bald den Grund. Neben dem Weg spielte die Brut. Acht kleine Hühnchen, ach so klein und gelb, piepsten ängstlich und trippelten im Gras durcheinander. Wie gern hätten wir eines in die Hand genommen. Doch hatten wir Angst, daß die Mutter sich dann seiner nicht mehr annehmen würde. So gingen wir gleich wieder weiter und horchten noch lang den feinen Stimmchen der winzigen Tiere. —

Ein andermal stiegen wir wieder zur Sulzleklamm empor, ließen sie aber zur Rechten und gingen über den Westgrat auf die Linderspitze. Wer eine leichte Kletterei liebt, wird begeistert sein. In drei Aufschwüngen hebt sich der Grat empor, dazwischen aber liegen breite Böden, die nach links und rechts als schöne Bänder in die steilen Flanken ziehen, weiches Gras breitet einen Teppich darüber und in den Felsen sind Gusseln in Fülle. Gemsenparadies, so kann man es nennen. Und gut ist es dort oben verweilen, wenn die Sonne scheint aus blauem Himmel und rings die Gipfel, ein Meer, verschwimmen vor den trunkenen Augen.

Der westliche Teil der Karwendelhauptkette ist den meisten Bergsteigern, ja sogar den meisten Karwendelfreunden so gut wie unbekannt. In gewaltigen Abstürzen bricht auch er gegen Norden ab, zeigt aber dort doch wesentlich mehr Gliederung als in seinem östlichen Teil. Gegen Süden schickt er aber gar nicht unbedeutende Grate vor, zwischen welchen dann wieder die mächtigen Kare eingebettet sind. Die Zugänge zu diesen Gipfeln sind außerordentlich lang, weil Scharnitz selbst der nächste Stützpunkt ist und somit noch ein langer Talweg nötig wird, bis man die Jagdsteige erreicht, die in fast jedes dieser Kare führen. Doch soll man sich nicht gleich von den etwas übertriebenen Zeitangaben im „Hochtouristen" schrecken lassen. Die äußersten Gipfel zumindesten lassen sich ohne besondere Anstrengung ganz gut in einem Tag von Scharnitz aus erreichen. Den westlichen Eckpfeiler, die Pleißenspitze werde ich noch später erwähnen müssen. Der lange Südgrat des nächsten Gipfels gegen Osten, der Larchetkarspitze aber war mir schon lange aufgefallen, besonders wenn ich mit der Bahn ins Oberinntal fuhr und etwa aus der Gegend von Telfs ins Karwendel hineinschaute. Er trägt die ausgesprochen selbständigen Gipfel der Mitterkarspitzen. Der Plan, dort einmal persönlich Besuch zu machen, wurde dann endlich auch verwirklicht.

Es war ein Tag mit leuchtend blauem Himmel, wie ihn uns der Herbst so oft schenkt. Das Gras hatte schon die bräunliche Färbung, in die Hänge waren gelbe und

rote Flecken gemalt und höher oben lag an schattigen Stellen schon Reif am Boden. Da wanderten wir von Scharnitz aus ein kurzes Stück hinein ins Hinterautal, ließen aber schon bald den guten Weg rechts und stiegen auf einem wohl nicht allzuoft benützten Steig hinauf zu den Hängen der Pleißenspitze. Über den Latschen zitterte nun schon die Luft wie im Sommer, doch jetzt nach dem Gang durch den taufrischen Morgen nahmen wir die Wärme gerne hin. Es ist ja immer das gleiche, jeder Sonnentag im Herbst ist noch ein Geschenk, dessen man sich freut, ist noch ein Aufschub der Zeit des meist so unfreundlichen Überganges zum Winter. Im Vorderkar, zu Füßen unseres Grates machten wir Rast. In gelbroten Wänden stürzt die Pleißenspitze hinein, als keckes Horn schwingt sich im Hintergrund die Larchetkarspitze auf und mit grauen, fast lotrechten Mauern grenzt es der Grat der Mitterkarspitzen gegen Osten vom Mitterkar ab. Wir wußten damals noch nicht, daß dieser Grat schon begangen und die Gipfel erstiegen waren, und so war unsere Erwartung um so größer und ungeduldiger. Und sie war gerechtfertigt. Nicht etwa, daß die Schwierigkeiten außerordentlich gewesen wären, aber der Weg war jedenfalls eigenartig genug, um uns Freude zu machen und den langen Zugang zu belohnen. Ganz besonders in Erinnerung geblieben ist mir das erste Gratstück. Nur schwach ansteigend führt eine Felsschneide gegen den Gipfel zu, die nach beiden Seiten senkrecht niederbricht und in ihrer Schärfe die längste mir bekannte Reitgratstelle bildet. Auch dann folgen noch eine Reihe recht unterhaltende Kletterstellen, bis man den Gipfel erreicht. Der Übergang zur Larchetkarspitze erfordert dann keinen übermäßigen Zeitaufwand mehr, weil man sowieso in die Scharte zwischen Mitterkarspitzen und dem Gipfelbau der ersteren absteigen wird. Gerade die westlichen Gipfel dieses Hauptkammes aber bieten einen überwältigenden Tiefblick hinab ins Karwendeltal.

Zu allen diesen Gipfeln kommt auch noch der Zugang vom Karwendelhaus über die Odkarspitzen und den Kamm selbst in Betracht. Ich ziehe aber die gewiß anstrengenderen Anstiege aus dem Tal vor, denn der Grat bietet keine anregende Abwechslung, ist außerordentlich brüchig und erfordert gerade deshalb ständige Vorsicht und Aufmerksamkeit. Eines aber bleibt immer gleich: die völlige Unberührtheit und Einsamkeit dieses Berggebietes.

All dies gilt eigentlich auch für den westlichen Teil der Hinterautalkette. Vom kleinen Lafatscher bis zum hohen Gleirsch bricht sie ihrer ganzen Ausdehnung nach in einer Wandflucht nieder zu den Almböden, die hoch über dem engen Tal eingelagert sind. Eine einzige schwache Stelle bietet einen verhältnismäßig leichten Übergang aus dem Hinterautal ins Gleirschtal, die Jägerkarscharte, die zwischen der Jägerkarlspitze und den Jägerkarspitzen eingerissen ist. Doch auch dieser Weg erfordert dauernde Kletterei und die zu überwindende Wand macht auf den Ungeübten einen ganz gewaltigen Eindruck. Wohl werden die Gipfel dieser Kette öfter erstiegen als jene des westlichen Teiles der Karwendelhauptkette — bis zur Kaskarspitze reicht ja das nächste Turengebiet der neuen Pfeishütte — aber auch hier herrscht noch verhältnismäßig Ruhe. Dadurch, daß seit einigen Jahren in der Amtssäge Unterkunft zu bekommen ist, gewann der Bergsteiger auch dort einen recht angenehmen Stützpunkt. Trotzdem sind aber die Gipfelanstiege noch lange, ein bequemes Wegnetz fehlt und damit auch die große Menge der Wanderer. Man sollte z. B. glauben, daß die einst berühmt gewordene Tur über den Barthgrat oft ausgeführt würde, und man ist geradezu überrascht, wenn man den Eintragungen in den Gipfelbüchern die geringen Besuchsziffern entnimmt. Auch die Nordwände aller Gipfel sind schon durchstiegen und auch hier nimmt die Ersteigungszahl ab, je weiter man gegen Westen schreitet. Von diesen Nordwänden nimmt nun jene der Praxmarerkarspitzen einen besonderen Platz ein. Nicht nur deshalb, weil ihr Aufbau der geschlossenste, sondern auch, weil mit ihr ein Stück alpiner Geschichte verknüpft ist. Bei einem Versuch ihrer Durchsteigung sind zwei der besten

Innsbrucker Kletterer der Zeit um die Jahrhundertwende — Melzer und Spötti — tödlich verunglückt. Der von ihnen versuchte und später oft ausgeführte Weg bot nun keineswegs eine ideale Lösung des Wandproblems. Alle Versuche aber, der Wand einen wenn auch nur halbwegs geraden Weg abzulisten, scheiterten bis in die Nachkriegszeit hinein, trotz aller modernen Hilfsmittel. Im August 1921 gelang es dann wieder einer Innsbrucker Partie einen Weg zu finden. Aber an der eigentlich letzten großen Schwierigkeit des Durchstieges scheiterten diese drei Männer, die zu den erfolgreichsten Bergsteigern der damaligen Zeit gehörten. Ein schwerer Sturz des ersten und der Verlust fast aller Mauerhaken bei einem weiteren Versuch, die fragliche Stelle zu überwinden, schnitt ihnen den Weiterweg und den Rückzug ab. Nach zweitägigem Warten trat ein furchtbarer Wettersturz ein, der die Berge mit tiefem Neuschnee bedeckte, der aber trotz Kälte und Nässe den dreien das Leben rettete, denn er versorgte sie wenigstens mit Wasser. Nach diesem Wettersturz versuchten bereits verschiedene Mannschaften ihre Freunde zu befreien. Falscher Ehrgeiz vielleicht hat dazu geführt, rechtzeitig alle verfügbaren Kräfte aufzurufen, und so verging eine volle Woche, bis endlich alle Innsbrucker Rettungsmannschaften aufgeboten wurden. Trotz ständiger Versuche war es bis dahin nicht gelungen, im Abstieg vom Gipfel den genauen Standort der drei festzustellen. Die Stimmung unter den Rettungsmannen selbst war verzweifelt, denn man wußte ja nicht einmal, ob die drei überhaupt noch am Leben wären. Doch als man dann in die Wand einstieg, da herrschte eine gleichmäßige Einigkeit und Opferfreudigkeit, die geradezu ergreifend wirkte. Eine Kette von 27 Seilen wurde in die Wand hinabgelassen und zwischen den einzelnen Seilen blieben die Posten stehen, wo es sie gerade traf, im Steinschlag, im Schnee und harrten geduldig auf die Nachricht der Spitzenmannschaft. Nach vierstündigem Warten erklang dann der Ruf von Mann zu Mann, daß die Vermißten gefunden seien und daß sie leben. Es dürfte dies eine der größten alpinen Rettungsexpeditionen gewesen sein und ich glaube, daß keiner von allen Teilnehmern den tiefen Eindruck vergessen haben wird, den die Geretteten machten, als sie mit eingefallenen Wangen und fiebrig glänzenden Augen von Posten zu Posten die Wand herauskamen und mit einem Händedruck ihren Befreiern dankten. Diese ganze Sache hat übrigens in der Folge lange Zeit die alpine Literatur beschäftigt und man hat bei dieser Gelegenheit die Frage der Zulässigkeit von künstlichen Hilfsmitteln beim Klettern, wie sie insbesonders die Mauerhaken darstellen, in der hitzigsten Weise erörtert. Die Folgezeit hat allerdings auch diese Frage durch die ständige Übung zugunsten derselben bejaht. Kurze Zeit nach diesem Vorfall gelang übrigens meines Wissens Münchnern die freie Lösung des Problems und sie haben nun schon Nachfolger gefunden.

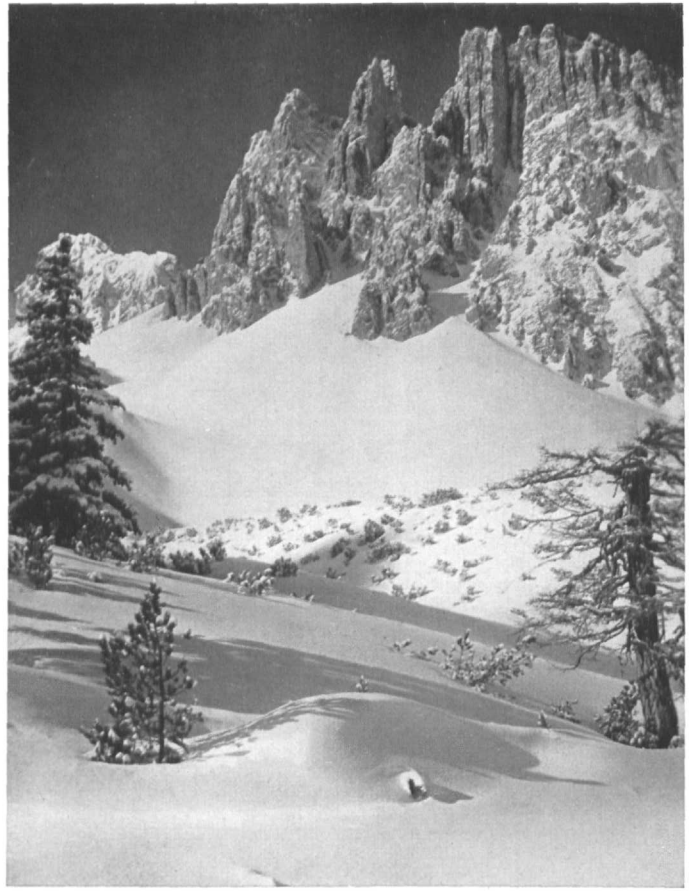
Daran dachte ich und davon erzählte ich meinen beiden jungen Begleitern, als ich im Spätherbst vom Hallerangerhaus über die Almböden zu Füßen dieser Nordwände hinwanderte und wir über die Jägerkarscharte ins Gleirschtal hinüber wechseln wollten. Kurze Zeit vorher war Schnee gefallen, dieser reichte vielfach bis über die Almböden herab. So waren wir keineswegs sicher unter diesen Umständen unser Ziel zu erreichen. Doch war ich mir im Vorhinein darüber klar, daß wir auch in diesem Fall den Tag keinen verlorenen heißen könnten. Diese steil aufstrebenden Wände allein schon bilden einen so überwältigenden Gegensatz zu den friedlichen Almen, aus denen sie aufsteigen, daß diese Wanderung gewiß nicht weniger lohnend ist als der Gang vom Hohljoch zum Spielistjoch unter den berühmten Lalidererwänden hin. Dabei konnten wir noch viele Dutzende von Gemsen beobachten, die sich an der Almgrenze in den spärlichen Latschenbeständen tummelten, und dieses Schauen auf die flinken, vorsichtigen Tiere allein hätte uns den Gang schon lohnend erscheinen lassen. Als wir dann in die Rinne einstiegen, die mit verschiedenen Unterbrechungen zur Jägerkarscharte emporführt, arbeiteten wir stellenweise bis über die Knie mühsam im Neuschnee. Trotz-

dem gewannen wir verhältnismäßig rasch die Höhe, bis wir, offenbar abgeschreckt durch die großen Schneemassen, uns zu weit nach links abdrängen ließen. Da gab es dann freilich einige gar nicht leichte und infolge einer ganz ungewöhnlichen Brüchigkeit auch nicht ungefährliche Stellen zu überwinden. Ein recht glatter Riß und vor Erreichung der leichten Schröfen östlich unterhalb der Scharte ein gefährlicher Überhang hielten uns nicht wenig auf. Nach der letzten schweren Stelle stapfte ich dann allein voraus, wühlte mich durch den tiefen Schnee gerade unter die Gipfelwand der Jägerkarlspitze und querte von dort hinein in die Scharte. Im hellen, warmen Sonnenschein stieg ich noch zum Gipfel und wieder zurück zur Scharte, wo inzwischen die Freunde angekommen waren. Wir waren verhältnismäßig spät aufgebrochen, hatten viel Zeit der Gemsenschau geopfert und nun war es für uns Zeit abzusteigen, zumal der Tag nur kurz und der Weg bis Innsbruck noch weit war. Dieser Sonnenuntergang aber gehörte wieder zu den ganz starken Eindrücken. Der turmartige Bau der Jägerkarlspitze mit ihren zerrissenen Wänden wurde rot wie glühendes Eisen und es war so, als müsse man die Hitze, in die die Felsen getaucht schienen, körperlich spüren. Und während wir nun gemächlich abwärts schritten, zog die ganze Farbenskala vom brennenden Rot zum Purpur und zum Violett über unsern Berg hin bis er endlich grau und kalt vor einem blaßblauen Himmel stand. Die Sterne zogen auf und es wurde finster, indessen wir vom Samertal, in das wir hinab gemußt, zur Pfeis und zur Arzlerscharte hinaufzogen und hier, wie so oft, das freundliche Bild der tausend Lichter des nächtlichen Innsbruck zu unseren Füßen glitzern sahen.

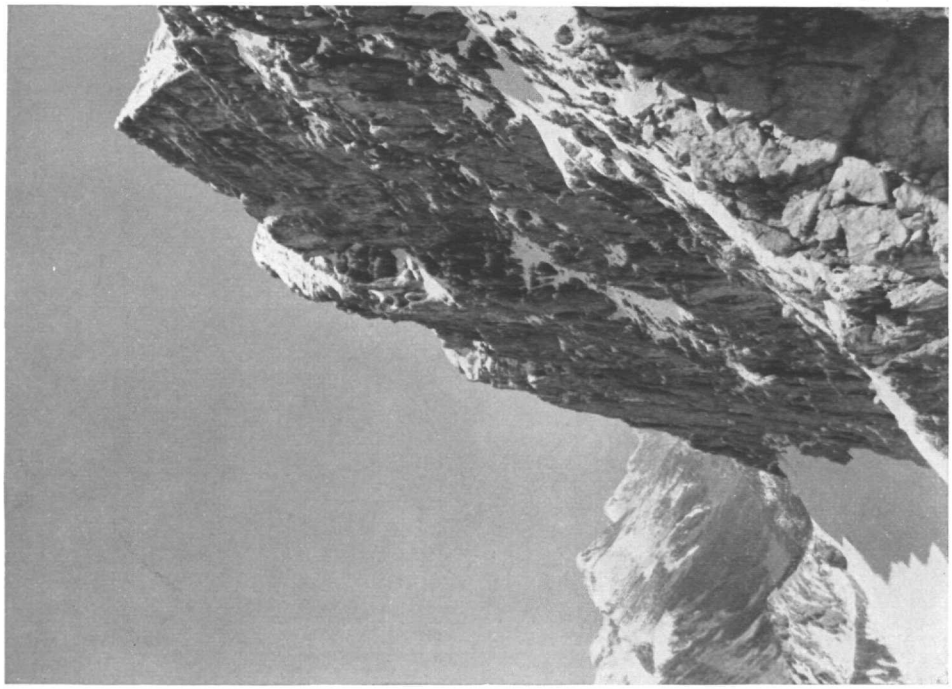
Es sind keine alpinen Heldentaten, von welchen ich berichtet habe, es sind Wanderungen, die eigentlich jedermann machen kann, der entweder selbst soviel Fertigkeit und Erfahrung besitzt, um mittelschweren Fels im unübersichtlichen Gelände zu beherrschen, oder der wenigstens über volle Trittsicherheit verfügt und einem erfahrenen Führer folgt. Die Wände aber sollen jenen vorbehalten bleiben, die nicht nach Schwierigkeitsgraden fragen müssen. Und die brauchen meines Erachtens keine Hinweise, die mögen durch die Täler wandern und die Augen offen halten und dort anpacken, wo es ihnen am schönsten scheint.

Ich habe nun schon früher erwähnt, daß das Karwendel auch im Winter nicht so unzugänglich ist, wie es früher schien. Ich glaube, die erste und vor der Erbauung der Nordkettenbahn viel öfter als heute durchgeführte Skitur war wohl die auf die Arzler- und Mandlscharte, wobei man die Ersteigung der Rumerspitze oder die des niederen Brandjoches anschloß. Heute ist wohl das Hafelekar der im Winter meist „erstiegene" Gipfel des Karwendel. Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß die Steilhänge ober der Seegrube, ja sogar die Hänge zur Höttingeralpe infolge ihrer reinen Südlage keineswegs als lawinengefährlich gelten können. Eine landschaftlich großartige Tur ist die Fahrt vom Hafelekar bis zum Gleirschjöchl und hinaus durch das Mandltal nach Scharnitz. Im Frühjahr wird auch der große Solstein vom Erlsattel aus hin und wieder mit Skiern erstiegen. In der zum Karwendel gehörigen kleinen Seefeldergruppe ist heute die Seefelderspitze ein sehr beliebtes Ziel für Skifahrer geworden, während man noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit fast sicher sein konnte, dort selbst an Sonntagen allein zu sein. Auch die zur gleichen Gruppe gehörige Moderkarlspitze ist im Frühjahr ohne besondere Gefahr und Schwierigkeiten erreichbar. Alle diese Fahrten aber sind doch schon so bekannt, daß es überflüssig ist, darüber viele Worte zu verlieren. Viel weniger kennt man dagegen schon die Ersteigung des Hohen Gleirsch, des Eckpfeilers der Gleirschkette. Unter Benützung der Nordkettenbahn ist auch dieser Gipfel zu einer nicht allzustrengen Tagestur von Innsbruck aus geworden. Allerdings müssen absolut sichere Schneeverhältnisse gegeben sein. Diese sind aber eigentlich nur im Frühjahr bei Salzschnee zu finden. Man wandert vom Hafelekar über den Hang zum Gleirschjöchl und hinaus durchs Mandltal bis zur Amtssäge. Dann beginnt der

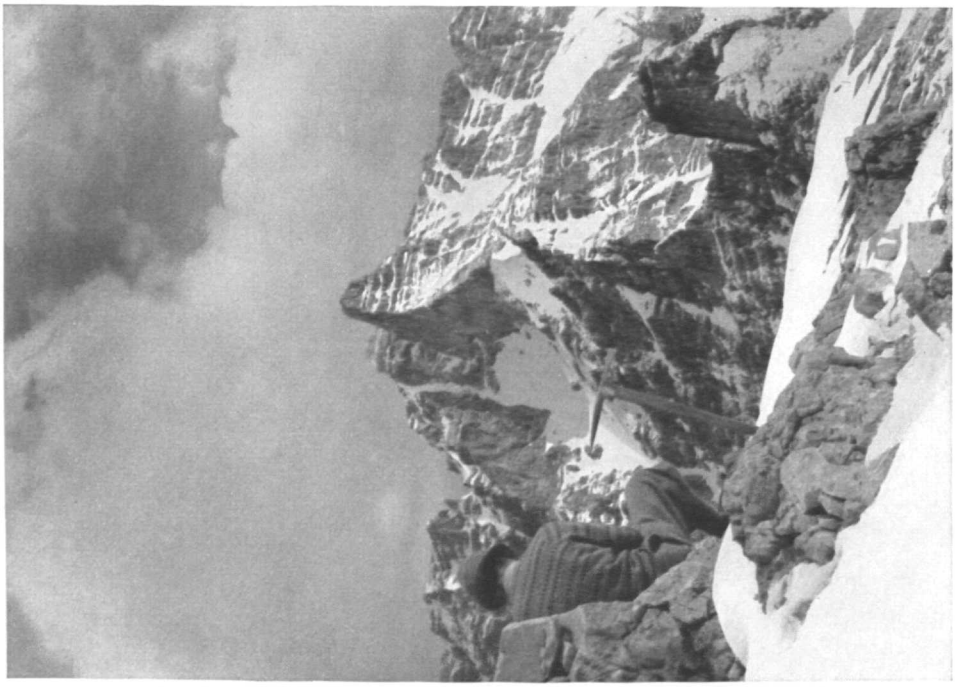
Kaltwasserkarspitze



Grubreißentürme, Karwendel



Nordwand der Praxmarerkarspitze



Kaltwasserkarspitze

Aufstieg ins Riegelkar, in das die gewaltigen Nordwände des Barthgrates niederbrechen. Der letzte Steilhang hinauf zur Scharte zwischen den Riegelkarspitzen und dem Hohen Gleirsch wird immer mit Vorsicht zu begehen sein. Vom Schartl aus wandert man dann zu Fuß zum Gipfel. Alles in allem eine Fahrt, die den Skifahrer in gleicher Weise wie den Bergsteiger, der Aug und Sinne für die Großartigkeit der Umwelt hat, befriedigen muß.

Nicht unerwähnt soll bei dieser Gelegenheit bleiben, daß auch die Hippenspitze, die dem Nordgrat des Brandjoches entragt, bereits mit Skiern erreicht wurde und als wirklich lohnende Fahrt angesprochen werden kann. Es gibt nun freilich noch eine Reihe anderer Gipfel, die unter Benützung von Skiern erstiegen wurden, wobei diese Turen im westlichen Karwendel mit Ausnahme jener auf die Pleißenspitze für den Skifahrer aber ruhig außer Betracht bleiben können, da die Bretteln in diesen Fällen lediglich das Werkzeug waren, einen unwesentlichen oder doch nicht ernstlich in Betracht kommenden Teil des Gesamtweges zu erleichtern. Dieser letztgenannte Gipfel aber kommt für den alpinen Skifahrer ernstlich in Frage. v. Weech hat über diese Tur in Heft 1 der Mitteilungen des Jahres 1931 schon berichtet und so kann ich mir Einzelheiten ersparen. Wir konnten bei Salzschnee die Skier bis zum Gipfel hinauf benützen und fuhren, trotzdem es schon tief im Frühjahr war bis eine knappe Stunde vor Scharnitz. Ist also auch die Anzahl der Skigipfel nicht gerade reichlich, so hat es sich aber doch gezeigt, daß dem alpinen Skiläufer auch dieses wundervolle Gebirge lange nicht so unzugänglich ist, wie man glaubte.

Ich bin hiemit eigentlich am Ende. Ich sollte nicht mehr tun als einige Begleitworte zur Karte des westlichen Karwendel schreiben. Aber wenn man ganz allgemein über ein Gebirge etwas sagen soll, dann läßt es sich fast nicht vermeiden, daß man sich nicht unwillkürlich an jene Stunden, die man dort selbst erlebt hat, erinnert, mögen sie nur auch ganz allgemein mit diesem Gebiet zusammenhängen. Und so möchte ich noch von einem ganz persönlichen Erlebnis erzählen, das ich eben in diesem Gebirge und vielleicht auch gerade nur durch dieses Gebirge in mir aufnehmen konnte. Und das war so. Eines Tages im Dezember, der außerordentlich schneearm war, verließ ich erst zu Mittag die Stadt und fuhr hinauf nach Hochzirl. Ich wollte noch einen Gipfel erreichen und wählte die Erlspitze zum Ziel. Ich hatte Sehnsucht allein zu sein und Sehnsucht zugleich dort zu sein, wo ich gleichsam immer eine Zuflucht gefunden hatte, in den Bergen der Kindheit. Ich wanderte dahin, fast unwirklich war mir alles, fast traumhaft war mein Schreiten. So kam ich zum Erlsattel, kam ich zum Berg und erlebte nun Stunden, die mir unvergeßlich geworden sind.

Im Westen sinkt die Sonne langsam über den Bergrand hinab. Scharf und kantig stellen sich die Berge vor das strahlende Licht. Ich steige indessen den letzten Hang zum Gipfel empor. Draußen, überm Tal lagern in langen Reihen Wolken an Wolken, grau und schwer, doch Strahlenbüschel sendet die Sonne dort, wo sie sich lichten. Wie ich eben zum Steinmann trete, glüht es auf. Zart erst, wie werdende Lohe, dann immer greller wie Zinnober, Bleigrau mischt sich schmutzig da und dort hinein. Vom unteren Rand der Wolkenbänke lösen sich leichte Fetzen los und werden purpurn; und hinter Rot und Grau leuchtet ein lichtgrüner Himmel durch. Stumm stehe ich und schaue, dieweil dieses Land sich langsam wandelt in mir. Nicht die Berge, deren Namen ich weiß, ragen auf, nicht des Flusses Silberstreif zieht dort durchs Tal, nicht der Abendsonnenschein gießt alle Farben über diese schöne Welt. Vor mir tut sich der Himmel auf, nicht mild und segnend, sondern die Zeit des Gerichtes bricht an. Nimmt's einen Wunder, daß Irdisches schier überirdisch wird, dem, der da einsam am Gipfel der Dämmerung harrt. Wo störte am kühlen Dezemberabend einer die Stunde der Erwartung? Ja, wie der Tag des Gerichtes war es, das glühende Rot aus verdammten Ewigkeiten, das strahlende Grün weit darüber, ein Land der Seligkeit. So wird das Schauen zum

Harren, Gipfelglück und Gipfelfreude unversehens zu demütiger Huldigung. So war ich in einer fast fremden Welt, daß ich jäh erschrecken mußte, als ich gegen Osten blikkend, des Mondes fahle Scheibe über die Karwendelberge empor sich heben sah. Unheimlich groß und nah war er und in meinem Harren war er der Thron des Herrn, der sich nun nahte. Es brauchte eine lange Weile, bis ich den Mond erkannt, so unerwartet war er mir gekommen. Doch mit der Erkenntnis war der Bann gebrochen. Da es aber kühler wurde, begann es in mir zu frösteln; ich blickte hinab, tief ins Kar, wo die Schatten lagen, sah Himmelsrand, noch einen leichten hellen Streifen, der vom Sonnenweg erzählte, sah schwarz und tot der Berge Riesenleiber vor mir stehen, und der Schnee, den sie in ihren Falten bargen, ließ sie nur noch härter, kälter scheinen. Das waren nun meine Berge; ihnen zu wanderte ich mit so viel Sehnsucht in so vielen Stunden. Da stand ich nun, allein, ach, ganz allein, und rings alles stumm nur und tot. Ja ja, es sind schon die Berge, die ich immer gesucht, sie strahlen im Sonnenschein, sie erstarren im Winterkleid, sie stöhnen und kämpfen im Sturmgebraus; und sind doch immer die gleichen. Was gilt es ihnen, ob ein Mensch dort jubelt oder vergeht. Kalter Fels, kaltes Eis. Nur wir schenken ihnen unsere Seele.

Und sie bleiben wie sie nun sind, zu groß, viel zu groß für uns Menschen. Traurig kehrt die Seele zurück. Nein, nicht Berge braucht der Mensch, Menschen, so klein, so schlecht und doch so glücksbedürftig wie er, schwach und arm, nicht unberührt von Erdenfreud und Erdenweh, wie die eisigen Berge. Oh, ewige Sehnsucht, die ewig betört und sich ewig von Neuem ihren Himmel baut, den du nie erreichst, wohin führt mich dein Weg?

Bergwärts. Zu leiden; zu läutern. Daß du nicht Kleines für unendlich hältst und Ewiges vergißt!

So lehne ich am Steinmann und blicke starr der Sonne nach — der Sonne entgegen, einsam, ganz einsam, ein Weiser oder ein Tor.

Die Bergwelt der Übergossenen Alm

Von Kaspar Wieder, Salzburg

Den Ewigen Schnee, die Hohe Wetterwand, den Königsberg, benannten die Alten unser Gebirge. Als Hochkönig galt die Gipfelkuppe. Schimmernder Gletscherfirn bedeckt die ausgedehnte gipfelumrahmte Hochfläche. Das Blühnbach-, Salzach- und Arslautal scheiden es von seinen Nachbargruppen. Seine höchsten Erhebungen ragen am Südrande: in dessen Mitte der Hochkönig, mit 2938 *m* das allüberragende Haupt der gesamten Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen, östlich davon der Felsdom des Großen Bratschenkopfes, 2852 *m*, mit dem 1000 *m* hohen Südabsturz der Mühlbacher Wetterwand, westlich die Hohen Köpfe, mit 2875 *m*, die zweithöchste Erhebung des Gebirges, und der gewaltige Lamkopf, 2820 *m*. Die allseits freie Felsburg des Hochseilers, 2781 *m*, von den Umwohnern früher als Sailing, Seilerer, Seilerhorn bezeichnet, bildet die markante Westecke der Übergossenen Alm. In weitem Bogen über einige unbenannte Kuppen und Türme östlich ziehend, und mit mächtigen, bis zu 1200 *m* hohen Wänden im Blühnbachtale fußend, bilden Tenneck, 2455 *m*, und Eibleck, 2394 *m*, früher Alpeck benannt, den Nordrand des Gebirges. In hochgewölbten Massen entsteigen ostwärts der Nixriedel, 2675 *m*, und die Schoberköpfe, 2712 *m*, 2613 *m*, 2443 *m* und 2392 *m*, den Quertälern der Imlau und der Höll. Die Türme der Mandlwand bilden den dolomitischen Abschluß der Gruppe gegen Ost und durch den Filzensattel, 1292 *m*, den Dientner Almsattel, 1351 *m*, und das Mühlbachtal getrennt, sind südlich die Dientner Schieferberge vorgelagert.

Die gipfelbesetzte, tief und breit ausgebrochene Senke der Torscharte, 2283 *m*, einst, eindeutiger und zutreffender, Urschlauerscharte geheißen, trennt das westlich gelegene Steinerne Meer vom Gebiete der Übergossenen Alm.

In 800—1000 *m* hohen Wänden und Graten bricht die gesamte Front vom Großen Bratschenkopf im Osten bis zum Hochseiler im Westen, zu den Matten von Widersberg, Dienten und Hintertal ab.

Elf, teils geröll-, teils schneedurchsetzte Kare sind in die Flanken des Gebirges eingelagert. Durch vier davon leiten die üblichen, mit guten Stützpunkten versehenen und durch Weganlagen gangbar gemachten Anstiege. Östlich das Ochsenkar mit dem Arthurhaus auf Mitterberg, 1503 *m*, westlich das Schneekar mit der Bertgenhütte, 1950 *m*, nördlich das Steinkar mit der Ostpreußenhütte am Rettenbachriedel, 1623 *m*, und südlich das Birgkar mit der Erichhütte auf der Schönbergalm, 1547 *m*, und dem Birgkarhaus am Dientner Almsattel. Die Eckberthütte im Tennboden, 1140 *m*, im hinteren südlichen Ast des Blühnbachtales, vermittelt u. a. den Anstieg zur Torscharte und zum Hochkönig. Das Eiskar, das Gamskar und das Kar der Röth im Imlautale sind turistisch ohne Belang. Sehr lohnend, doch in ungeschmälertem Urzustande, ist der Anstieg durch das von hohen Felswänden umstandene einsame Wasserkar. Stützpunkt hiezu ist die Eckberthütte.

Mächtige Kämme, scharfe, türmebewehrte Grate sinken von einzelnen Gipfeln der Hochfläche ab. Vom Hochköniggipfel zieht, zweimal tief geschartet, der nordseits firnumlagerte, südlich mit gewaltigen Wänden abstürzende Kamm der Bratschenköpfe östlich zur „vielgezackten Mandelwand, die mit ihren freistehenden Nadeln und Säulen

an die Dolomite von Fassa und Ampezzo oder an die Aiguilles der Montblancgruppe erinnert" (Ant. Sattler, Jb. d. Ö. Alp.-Ver. 1870, S. 363). Westwärts zieht der Kamm Hohe Köpfe—Lamkopf—Teufelslöcher—Hochseiler zur Torscharte. Umrahmt von den beiden vorerwähnten Kämmen und den Gipfeln im Norden, Seichenkopf (P. 2560 der Spezialkarte), Boluskopf, 2469 *m*, Floßkogel, 2478 *m*, Nixriedel und Schoberköpfe im Osten, füllt, leicht gewölbt und völlig spaltenlos, der 4½ *km* lange und 1½ *km* breite Hochkönigglettscher den ausgedehnten weiten Raum.

Vier gewaltige Grate sinken nach Süden und Südwesten ab. Vom Großen Bratschenkopf der Südgrat der Wetterriffel zum Boden von Widersberg. Vom Westlichen Hohenkopf, P. 2875 der Taghaubengrat; er trägt die Gipfel des Kranalkogels und des Kummetsteins, und fußt mit dem Dreizack der Taghaube, 2294 *m*, im Dientner-Alm-Sattel. Dieser Grat scheidet das östlich davon gelegene Birgkar vom westlich eingelagerten Weißkar[1]). Vom Gipfel des Lamkopfes sinken zwei Grate ab. Der östliche Südgrat, eine scharfe steile Schneide, von Türmen und Zähnen besetzt, trennt den stufenunterteilten Wasserfallboden vom westlich davon eingesenkten Weiß- oder Bockkar. Sinnfälliger wäre die Bezeichnung Lamkopfkar. Der längere, vom Gipfelmassiv durch die Schneekarscharte getrennte Lauskopfgrat, von neun Erhebungen besetzt, zieht fast waagrecht südwestlich zum Lauskopf, 2347 *m*, und endet mit halbrunder Felsbucht östlich von Hintertal in 1600 *m* Höhe. Vom Gipfel des Hochseilers sinkt ein weit vorragender Grat westlich zu schmaler Scharte ab und schwingt sich jenseits zur Turmgestalt des Klammecks, 2660 *m*, empor. Als gewaltige Schneide setzt nun der Grat in einer Flucht zum Ursprung des Urslauerbaches ab. Sein Sockel liegt in 1500 *m* Höhe. Zwischen Lauskopfgrat und dem Westgrat des Hochseilers, liegt das wildprächtige Schneekar mit der Bertgenhütte eingebettet. Die Erschließung dieser abweisendsten, schroffsten aller Flanken des „Königs", schaffte den daran beteiligten Sektionen des Österreichischen Touristenklubs, insbesondere der Sektion Alm und deren tatkräftigen Anregern, den Führern Herzog und Mooshammer, langwierige und mühevolle Arbeit.

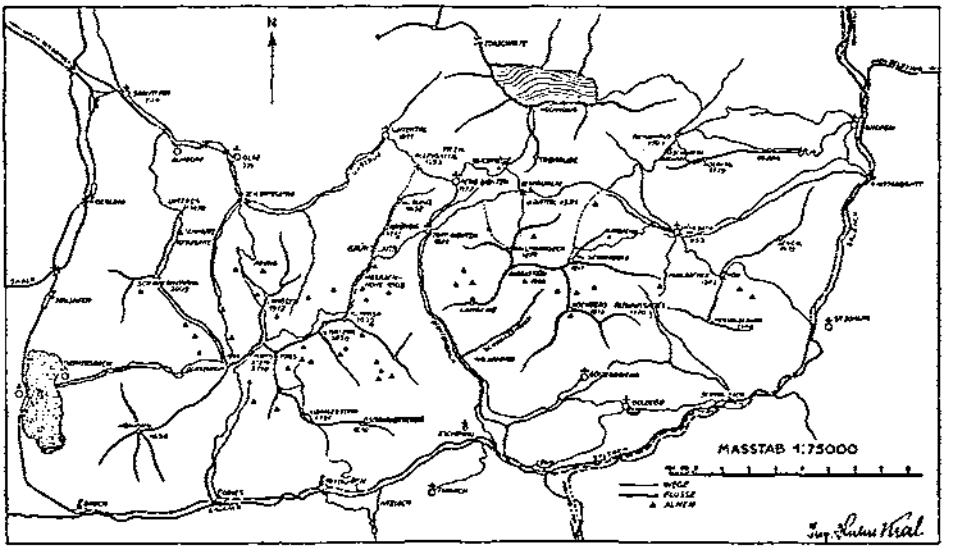
Über die Ersteigungsgeschichte dieses Gebirgsstockes gibt das einschlägige Schrifttum ziemlich lückenlosen Bescheid. Prof. P. K. Thurwieser, Salzburg, erstieg am 5. September 1826 mit zwei Offizieren, Ernst v. Joannelli und v. Sax und 10 Trägern erstmals den Hochkönig. Diese hochtouristisch gewiß bedeutsame Fahrt, bildete den eigentlichen erschließerischen Auftakt für unser Gebirge. Die nächste Ersteigung vollführte am 30. Juli 1830 Friedrich Fürst Schwarzenberg, der bergbegeisterte spätere Fürsterzbischof von Salzburg und nachmalige Kardinal-Erzbischof von Prag, mit dem Genie-Major Bauer und Führern und Trägern. Pfarrer Matthias Englmayr bestieg am 28. Juli 1852 mit dem Führer Brüggler und einem Träger den Gipfel und veröffentlichte hierüber einen sowohl in der Art der Schilderung als auch in der Benennung einzelner Punkte und Örtlichkeiten überaus fesselnden Bericht (Salzbg. Zeitung v. 18., 19. und 21. Sept. 1852). Ausgangspunkt für diese drei „Expeditionen" war die im Osten des Gebirges gelegene Mitterfeldalm, 1670 *m*, die heute noch, ebenso wie vor hundert Jahren, in allsommerlicher Bewirtschaftung steht. Die Besteigungen mehrten sich und im Sommer 1865 erbaute das Personal der Gewerkschaft Mitterberg, auf Veranlassung des Verwalters Pirchl und unter Leitung des Hüttenmeisters Danuletti aus Udine, an einem Tage die erste, 6 Leute fassende Hütte am Gipfel des Hochkönigs. Im Jahre 1898 erst wurde das heutige Gipfelhaus erbaut, 1931 erheb-

[1]) Die in der Spezialkarte wie im Topograph. Atlas von Bayern, Bl. 99, eingetragene Bezeichnung „Weißkar" — zwischen Taghaubengrat und dem Südgrat des Lamkopfes (P. 2113 der Spezialkarte) — stimmt mit ortsüblicher Benennung nicht überein. Es wird als „Wasserfallboden", und das westlich davon gelegene Kar als „Weißkar" oder „Bockkar" bezeichnet.

Blick von der Gletscher-Hochfläche gegen das Hagengebirge

Übergossene Alm, rechts Hochkönig, links Großer Bratschenkopf

Gletschersee am Hochkönig



Hochkönniggebiet mit den Dientner Schiefervorlagerungen

lich vergrößert und nach unserem 4. Vorsitzenden, Franz-Eduard-Matras-Haus, benannt.

Nicht geklärt schien damals die Höhe des Gebirges gewesen zu sein, wie aus Valentin Stanigs „Exkursionen" hervorgeht: „Es ist nicht Muthmaßung, sondern Gewißheit, daß dieses Gebirge bedeutend höher sei als der zu sehr gelobte Wazmann im Berchtolgadinischen ist."

In den folgenden Jahrzehnten wurden an allen übrigen Flanken des Gebirges Anstiege gesucht und gefunden. Guido und Hugo Freih. v. Sommaruga, Wien, überschritten als erste Turisten mit Führer Plenk am 21. September 1866 die Torscharte. Albert Kaindl, Linz, stieg am 1. Oktober 1870 mit Führer Kederbacher (Grill) und dem Blühnbacher Jäger Richard v. Lonsky, durch das Steinkar oder Steingrube zum Gletscher, überschritt diesen und erreichte mittels Querung der Hochseiler-Nordflanke die Torscharte.

Den überaus langen verwickelten Zugang vom Steinernen Meere über Funtensee—Totes Weib—Brandhorn—Marterlkopf—Torscharte zum Hochkönig wählte erstmals Gg. Hoffmann, München, mit Führer J. Preiß (Punz) im September 1872. Ebenfalls vom Steinernen Meere, jedoch über den gewaltigen Felswall des Langecks, 2541 *m*, ansteigend, erreichte Dr. Gottfried Merzbacher, München, mit Führer Kederbacher am 2. Juli 1877 nach nördlicher Umgehung des Hochseilers den Hochkönig. Von Süden, durch das Birgkar, erstiegen Bergverwalter Lürzer und Kendelbacher aus Dienten den Gipfel. Die Torscharte, die Schrammbachscharte, das gewaltige Wasserkar, die riesigen Wandbildungen, mit welchen die Übergossene Alm dem Blühnbachtale entsteigt, wurden erstmals von Jägern und Treibern betreten. Vikt. Reitmayr, Salzburg, und der Verfasser, fanden z. B. in der 1200 *m* hohen Nordwand des Eiblecks, etwa 700 *m* über dem Einstieg, verrostete Eisenstifte, die quer durch die Gipfelwände führen; in Berücksichtigung der bekanntlich sehr dürftigen technischen Hilfsmittel dieser Leute, beachtenswerte kühne Leistungen.

Die erste (turistische) Ersteigung des Tenneks über die Westwand, aus dem Kar der

Seichen im Blühnbachtale, gelang Ludwig Purtscheller am 1. November 1882. Der „außerordentlich mühsame und gefährliche Abstieg durch das verschneite und vereiste Wasserkar" ins Blühnbachtal kostete dem Meister 5 Stunden harter Arbeit. Von weiteren turistischen Unternehmungen seien kurz vermerkt: Die erste Ersteigung des Hochseilers durch Rich. v. Frey, Salzburg, mit Rich. v. Lonsky im September 1873. Die erste Ersteigung der allbekannten Torfäule im Jahre 1882 durch A. v. Posselt-Czorich, Salzburg, mit dem Führer Aigner aus Mühlbach, „welch letzterem allerdings kein besonderes Verdienst zukommt, da er fortwährend vom Umkehren sprach".

Durch L. Purtscheller erhielt am 19. März 1885 das wilde Felsriff der Taghaube erstmals Besuch. Es wurden all drei Gipfel betreten. Die von der Firnhochfläche unschwierig erreichbaren Erhebungen des Großen Bratschenkopfes, die Schoberköpfe, der Nixriedel, das Eibleck und das Tenneck, erhielten ebenfalls durch L. Purtscheller erstmals turistischen Besuch.

Die erste Ersteigung des Hochköniggipfels im Winter unternahm Dr. Bruno Wagner v. Freynsheim mit Führer Kederbacher und Sohn am 1. Januar 1881. Fast vier Jahrzehnte später erlag dieser hervorragende Vertreter der hochalpinen Wiener Bergsteigerschaft, einem Wettersturz am Untersberge. L. Purtscheller und Jäger Schider vollführten am 29. Januar 1882 die erste winterliche Ersteigung des Hochseilers und anschließend den Übergang zum Hochkönig. Diese Meisterleistung, zu der um 2 Uhr 15 Min. früh vom Blühnbachschlosse, 819 *m*, aufgebrochen und, infolge schwieriger zeitraubender Kletterarbeit an den vereisten Felsen des Hochseilers, erst 3 Uhr 45 Min. nachmittags der Gipfel des Hochkönigs und 10 Uhr nachts Bischofshofen erreicht wurde, zählt Purtscheller zu den anstrengendsten und längsten Bergfahrten, die er je in den Alpen gemacht hatte. Im Gebiete der Manndlwand gelang am 12. April 1931 die erste winterliche Kletterfahrt. Erwin Schneider, Hall i. Tirol, der Pamir- und Himalajakämpe, und Bergführer Awerzger überschritten, von Süden ansteigend, die Kleinen Schneeklammköpfe, etwa 2540 *m*, den Teufelsturm, den Großen Gamsleitenkopf, 2560 *m*, und stiegen vom Östlichen Kleinen Gamsleitenkopf nördlich im Ochsenkar ab; eine sehr schwierige, nur bei zuverlässigen Schneeverhältnissen durchführbare Tur[1]).

Mit Schiern wurde der Hochkönig durch Gg. Bilgeri und Gefährten im Winter 1905, und später auch einzelne Randgipfel erstiegen. Die Taghaube nahmen im März 1920 Peter Radacher, der Besitzer des Arthurhauses, und Gefährten, zum Ziele ihres schisportlichen Strebens, desgleichen der autor. Berg- und Schiführer A. Awerzger den Nordgipfel dieses Berges im Winter 1926. Letzterer befuhr auch das Birgkar bis zum Fuße des Kummetsteins und das Gebiet der Rohrmoosalm am Südfuße des Hochkönigstockes, bis zu den Felsen des Lauskopfgrates. Letztere Unternehmungen dürften indes kaum Nachfolger finden. Hingegen zählt die Abfahrt vom Hochkönig durch das Ochsenkar und den Höllgraben nach Werfen, mit 2400 *m* Höhenabstand, zu den längsten und schönsten in den Ostalpen. In neuerer Zeit kommt auch der Weg, Werfen—Rettenbachriedel—Steinkar—Hochkönig als An- und Abfahrt stark zur Geltung. Die herrlich gelegene, ganzjährig bewirtschaftete Ostpreußenhütte der Sektion Königsberg am Rettenbachriedel bietet hiezu den günstigsten Stützpunkt; aber auch eine Fahrt nur bis zur Hütte lohnt sich reichlich. Als Favoritberg für Schifahrer jeglicher Klasse steht aber nach wie vor des Hochkeils breitmassige, aussichtsreiche Schieferkuppe obenan. Hiezu ist das Arthurhaus der geeignetste Stützpunkt; ebenso für die Schitur zum Hochkönig.

Die letzten Jahrzehnte ergaben eine Fülle neuer Fahrten. Ed. Gams †, Wien, und Dr. Peter Hepperger, Innsbruck, erstiegen am 1. Juli 1898 den Hochseiler über den

[1]) Am 25. September 1932 vollführte H. Peham, S. Rehrl und Alex. Sardelic, Salzburg, die erste vollständige Begehung des Hochstellkopf-Südwestgrates.

Ostgrat. Lothar Patèra vollführte am 27. September 1900 die erste (turistische) Ersteigung der Lauskköpfe und den ersten Übergang zur Firn-Hochfläche und zum Hochkönig. Am folgenden Tage bewerkstelligte Patèra die erste Ersteigung des Lamkopfes von Südwest, erstieg anschließend den Hochkönig, überschritt den Gletscher, und beschloß mit einem turistisch neuen Abstieg in die Röth und ins Imlautal den arbeitsreichen Tag. Die erste Ersteigung des Klammecks, jenes auffallenden Doppelgipfels im Westgrat des Hochseilers, erfolgte durch die Führer Herzog und Mooshammer von Dorf Alm. Richard Gerin, Karl Plaichinger † und Felix Riebe, Wien, begingen am 31. Mai 1908 den 1200 *m* aufschwingenden Westgrat des Hochseilers. Seine wandartig verbreiteten Sockelfelsen wurden bereits früher bei Jagden durchklettert. Die erste Begehung der Wetterwand des Großen Bratschenkopfes über den Südgrat der Wetterriffel, vollführten am 25. Juli 1909 Richard Gerin und der Verfasser. Hans Feichtner †, Salzburg, beging im August 1919 erstmals die Ostwand der Wetterriffel, 2656 *m*. Erwin Schneider und Fritz Vogel begingen am 29. August 1926 erstmals die unmittelbare, 1000 *m* hohe Südwand des Großen Bratschenkopfes. Erwin Schneider zählt die Erkletterung dieser mächtigen Wand zu den großartigsten, schwersten und längsten Fahrten im Hochköniggebiete. Am 19. September des gleichen Jahres durchkletterten die beiden erstmals die 800 *m* hohe Südwestwand des Großen Bratschenkopfes in vierstündiger, teilweise sehr schwerer Felsarbeit. Einen neuen Anstieg auf den Lamkopf über dessen 800 *m* hohen Südgrat, eröffneten die Obengenannten am 28. August 1926. Die Kletterei ist an einigen Stellen des Grates von äußerster Schwierigkeit und Ausgesetztheit.

Leopold Edelmaier †, Hermann Lapuch, Peter Radacher und der Verfasser, durchkletterten am 28. September 1919 die Nordwand der Torsäule. Am 20. September 1926 legte Erwin Schneider einen neuen unmittelbaren Weg durch diese Wand zum Gipfel. Die Kletterei ist durchwegs sehr schwer, teilweise äußerst schwer und ausgesetzt. H. Lindner und E. Raimer, „Bergvolk", Salzburg, berichten über einen neuen Durchstieg durch die Nordwand der Torsäule. Nach den vergleichsweisen Fahrtenberichten jedoch, dürfte letzterer Weg mit dem Anstiege Schneiders, 2. Juli, übereinstimmen. Hermann Amanshauser und Hans Feichtner † begingen am 30. September 1919 die Südwestschlucht der Torsäule und, als zeitgemäßes Gegenstück hiezu, erkletterten Karl Dumböck und Erwin Schlager, Salzburg, am 31. Mai 1931 den unmöglich scheinenden, senkrechten Plattenbau der Südwand. Der Bericht hierüber lautet: Von der Mitterfelderalm durch das Ochsenkar auf dem bezeichneten Wege zum Felbobelisk der Torsäule und auf ihre Südseite (2 St.). Hier zieht ein im oberen Teile der Wand sich teilender Riß empor, im untern Teile der Wand verliert sich derselbe. In der Fallinie dieses Doppelrisses Einstieg bei einem von unten gut sichtbaren dreieckigen Felsloch (Steinmann). Von hier einige Seillängen über kleingriffigen brüchigen Fels gerade empor bis zum Rißbeginn. Im rechten Aste desselben eine Seillänge an überhangendem Fels äußerst schwer empor und nach links zu kleinem Standplatz mit Mauerhaken. Nun wieder eine Seillänge im überhangendem Risse äußerst schwer hinauf (Mauerhaken), dann etwas links querend und wieder in den Riß und über dessen äußerst schwere und ausgesetzte Überhänge unter eine Überdachung empor. Nun eine Seillänge links querend und durch eine kaminähnliche Rinne auf den Grat und zum Gipfel. Kletterei an der äußersten Schwierigkeitsgrenze. Nur für unbedingt erstklassige Felsgeher. — Solche Kletterfahrt entspricht somit bestimmt höchst gestellten neuzeitlichen Ansprüchen. Franz Huber, Bruck, und Notar Fritz Rigele, Linz, erreichten am 4. September 1919 auf neuem Wege aus dem Schneekar die Schneekarscharte, zwischen Lamkopf und Lauskopfgrat, und auf dem Wege Patèras den Gipfel des Lamkopfs.

Eine sehr schwere und luftige Fahrt gelang Erwin Schneider am 25. Juli 1926 mit der ersten Ersteigung und Überschreitung des Kummetsteins im Taghaubengrate von

Süd nach Nord. Mit Adalbert Stangl, Salzburg, vollführte Erwin Schneider am 15. August 1926, unter Überwindung sehr bedeutender Schwierigkeiten, die erste Ersteigung des sogenannten Teufelskirchl, etwa 2600 *m*, jenes auffallenden Plattenturmes an der Südwand des Östlichen Schoberkopfes. Zugang: Vom Ochsenkar bis zum Fuß der Torsäule hinan. Dort das Eiskar rechts querend an die Abstürze des Schoberkopfes und zum Fußpunkt des Turmes. Dort links der Turmkante (kleine Höhlen), in der Verschneidung zwischen Turm und Wand, durch diese zur Scharte und rechts zum Gipfel. 1½ St. Sehr schwierig. Bergführer Awerzger durchkletterte im Sommer 1925 die nur geringe Schwierigkeit bietende Ostwand des nördlichen Taghaubengipfels.

Einen neuen Weg zum Gipfel des Hochkönigs fanden am 20. Juli 1926 Hans Kaser, Michl Maier und Toni Rohrhofer, Wien. Sie erstiegen zunächst den etwa 600 *m* hohen südlichen Vorbau des Gipfelstockes, an dessen oberem Rand der Weg Erichhütte—Birgkar emporführt, bis zum Fuße der senkrechten, 400 *m* hohen Gipfelwand. Weiterhin neben einer Schneerinne ansteigend, wurde höher oben links gequert und in einer Scharte westlich des Gipfels ausgestiegen. Einen neuen unmittelbaren Weg durch die Südwand begingen am 12. Juli 1931 Karl Dumböck, Franz Primas und Erwin Schlager, Salzburg.

Der von Erwin Schlager dem Verfasser übermittelte Bericht besagt hierüber: Von der Widersbergalm, 1541 *m*, westlich ins Birgkar und auf undeutlichem Steige zum Südabsturze des Hochkönigs. Nun links über Schrofen, Platten und niedere Wandstufen zu einem Vorbau. (3½ Stunden von der Widersbergalm.) Um den Vorbau herum und durch einen verborgenen Kamin in die Wand bis zu einer überdachten Nische. Nun kurzer Quergang links zu einer Rinne. In dieser einige Seillängen empor, dann über Platten unter einen überhängenden Block. Kurzer Quergang rechts und über steile Platten, teils Risse, unter überhängendem Felswulst mehrere Seillängen aufwärts bis zu einem Felsköpfl. Hier erreicht man die Gipfelschlucht. In dieser einige Seillängen zu einer Schuttrampe hinauf (Steinmann mit Daten). Von der Nische ein kurzes Stück gerade empor, dann über Schuttbänder und Platten nach rechts um einen Pfeiler. Über eine Gratrippe weiter, dann durch einen Kamin auf einen Grat. Von hier etwas links absteigend und über eine glatte Platte zu überhängender Plattenverschneidung. Durch diese zum Ausstiege unmittelbar vor dem Schutzhause. Wandhöhe, 450 *m*. Kletterzeit 3½ Stunden. Durchwegs sehr schwierig.

Auf den Felsdom des Großen Bratschenkopfes wurden im Jahre 1931 zwei neue Wege gelegt. Am 6. Juli erkletterten Awerzger, Mitterberg, Richard Gerin und Roman Szalay, Wien, die schwierigen Felsen nördlich des Ostgrates durch Schluchten, Rinnen und Kamine (NO-Wand). Am 14. August Hermann Peham und Peter Schintlmeister, Salzburg, den sehr schwierigen luftigen Ostgrat des Berges.

Turistisch neue Wege durch die großen Wände im Norden der Übergossenen Alm wurden im Sommer 1927 begangen. Von Hans Kaser und Luis Murha, Wien, am 12. Juni die Nordwand des Nixriedels, am 19. Juni die aus dem oberen Wasserkar beim Gemsentrieb in ihrer Südhälfte gewöhnlich durchstiegene Ostwand des Tenneks. Ing. Ferdinand Horn, Knittelfeld, und Hans Slezak, Wien, im Juni die Westwand des Tenneks auf einem mit dem Anstiege Purtschellers nicht identischen Wege. Ausführliches Schrifttum hierüber in Band 8 des „Hochtourist", „Nachträge", S. 21—26, Ausgabe 1930. Nachrichten der Sektion Austria 1926—27, Jahresbericht des Akademischen Alpenvereins, Berlin 1926—27.

Über das Bändersystem im Verbindungskamm Tenneck-Hochseiler — nahe dem ersterem beginnend —, führt ein von Blühnbacher Jägern begangener Kletteranstieg aus dem Kar der „Seichen" zur Firn-Hochfläche empor.

An „Neuland" verblieben bis nun (und dürften es bleiben), die 1200 *m* hohe, plat-

tengepanzerte Nordostwand und die dem Unteren Torschartenkar entsteigende, fast senkrechte Nordwestwand des Hochseilers. Ferner, die Nordwand der Lausköpfe und die Südwand der Hohen Köpfe.

Über die letzten im Gebiete der Übergossenen Alm durchgeführten Neutouren berichtet Richard Gerin in Folge 1128 der Ö. Alp.-Ztg. Jahrg. 1932: Hochseiler über den Südgrat am 10. Juli 1932 mit Arnold Awerzger und Roman Szalay, Schneekarkopf über den Südwestgrat am 1. August 1932 mit Awerzger und Szalay, Hochkönig über die Ostwand am 2. Oktober 1932 mit Awerzger und Franz Schaffer, Wien.

Auf gebahnten und ungebahnten Wegen

Das Wasserkar

Die überaus scharfen Absperrmaßnahmen des Erzherzog-Thronfolgers Ferdinand d'Este im ausgedehnten, prachtvollen Berggebiete des Blühnbachtales, brachten in den letzten Vorkriegsjahren jegliche turistische Tätigkeit dort zum Stillstande. Die Nordosthälfte der Übergossenen Alm, der östliche Teil des Steinernen Meeres, die Teufelshörner mit der Südhälfte des Hagengebirges, waren ostseits unzugänglich. Es war eben nicht jedermanns Geschmack, in finstrer Nacht, abseits von Weg und Steig, ohne Licht, durch Gestrüpp und Wald, über Stock und Stein stundenlang anzuschleichen und schließlich von einem der 16 diensttuenden Gendarmen abgefaßt und nicht gar höflich wieder talaus befördert zu werden. Und wie im Tale die Gendarmen, so handelte auf den Höhen die Jagdtyrannis.

Unbehelligt wanderten wir selbdritt in stiller lauer Sommernacht des Jahres 1919 das Blühnbachtal hinein. Inmitten blumenreicher, grünender Matten liegt, talbeherrschend, mehr durch Wucht und Klobigkeit als mit Geschmack und Schönheit wirkend, das Blühnbachschloß. Von den Hütten der Wasserbachau der Straße entlang, bogen wir vor weit ausholender Kehre bei einer Brücke links und folgen einem Steiglein zum baumbestandenen Eingang des Wasserkares, das der Hochkönig um gute 1900 *m* überragt. Die riesigen Felsbauten des Eibleeks und Tennecks bilden den schier übermächtigen Rahmen hiezu. Vorerst im schütteren Wald auf gut gangbarem Gelände ansteigend, betraten wir bald die prächtige Sicht bietende untere Karhälfte. Ein westöstlich ansteigender felsiger Abbruch teilt das Kar in 2 Hälften. Plattiger, schöner Fels leitet hinan. Vereinzelter Steinfall in der Ostwand des Tennecks unterbrach die feierliche Stille. Ein gewaltiges Rudel wohlgenährter Gemsen durchquerte die Ostwand des Berges. Welch wundersames Leben im bleichen, starren Fels! In geringer Neigung führt das Gelände, eine üppige weiche Rasendecke, hinauf und hinein in ein von Steilwänden umschlossenes Felsrund. Hier scheint kein Ausweg, doch ist's nur drohende Geste. Östlich führen ausgedehnte hellfelsige Plattenlagen zum Floßkogel, westlich aufgelöster Fels und Rinnen zum Tenneck. Einem unmittelbaren Ausstieg zum Gletscher verwehren senkrechte, hohe und glatte Mauern. Unser heutiges Ziel war der Floßkogel. In leichter, herrlicher Plattenkletterei erreichten wir den Gipfel, 2478 *m*. Eine Vielzahl von Bergen, eine große stille Welt für sich, nahm Aug und Sinn gefangen.

Wir schenkten uns den Besuch des jenseits vom Gletscher aufragenden Hochköniggipfels, schwenkten nördlich zum Eibleck ab zum Hüttenberg des Ostpreußenhauses, und erfreuten uns seiner lohnenden Tal- und Gipfelschau. Durch das Steinkar und über die Ostpreußenhütte auf dem Rettenbachriedel, erreichten wir Markt Werfen[1]).

---

[1]) Siehe Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1933, Nr. 6, Hanns Barth, Audienz beim Hochkönig.

Auf dem Bohlensteig zur Torscharte und zum Hochkönig

Einen neuen, höchst lohnenden Anstieg aus dem Blühnbachtale zum Hochkönig vermittelt der von der Kruppschen Forstverwaltung i. Jahre 1923 erbaute Bohlensteig zur Torscharte. Als Stützpunkt dient hiezu die Eckberthütte im Blühnbachtale. Sie ist von der Haltestelle Tenneck, oder Station Markt Werfen, auf bezeichnetem Wege in 4 Stunden erreichbar und nur mit Alpenvereinsschlüssel von Mai bis Oktober zugänglich. Die Hüttenkontrolle obliegt den Kruppschen Jägern und dem Gendarmerieposten Werfen.

Wir verlassen die eine wunderbare Sicht auf die Westabstürze des Tennecks bietende Hütte in südlicher Richtung, überschreiten ein meist trockenes Bachbett, und folgen dem durchwegs gut bezeichneten Steige ins Kar der Seichen.

Dieser ungeheure Kessel sucht seinesgleichen an Tiefe und Weite, an Wucht und Höhe seiner Umrahmung, an Masse seiner seit Jahrmillionen abgetragenen, Wald und Flur vermurenden Schuttmassen. Wir stehen in einer Höhe von bloß 1300 *m*, denn kaum merklich ist die Steigung von der Hütte bis hierher. Prachtvoll ist die Schau zur formenschönen Felsgestalt des Hochseilers und in dessen fast 1300 *m* hohe Nordwand. Unbenannte schöne Gipfelbauten krönen den rötlich getönten steinernen Wall östlich des Hochseilers. Von drei scharf profilierten Gipfeln besetzt, erhebt sich die Torscharte mit 700 *m* hohen, zerklüfteten Felsen aus dem Schutt des Kares. Durch diese führt der „Bohlensteig"[1]). Zu unserer Rechten steht die breite Ostflanke des Reißhorns, dessen einsamer, bereits zum Steinernen Meere gehörender Gipfel unserem Standpunkt um mehr denn 1100 *m* überhöht. Das Tenneck im Osten und das Reißhorn im Westen, bilden den äußeren Rahmen dieses gigantischen Felskessels.

Eine Stunde nach Verlassen der Eckberthütte erreichen wir den Einstieg zum Bohlensteig (Aneroid, 1430 *m*). Wir steigen, zunächst etwas steil, über einen mittels Stufenleiter besser gangbar gemachten Wandabsatz empor, und folgen den zahlreichen Kehren bis zur mittleren, felsiger und steiler werdenden Wandzone. Eine zuweilen schnee-erfüllte Schlucht, durch ein Drahtseil gesichert, wird nach links gequert, die jenseitige Platte auf ausgehauenen Tritten und mit Stiften versehen, überschritten und wir stehen auf freier felsiger Rippe. Der Steig leitet nun an eine etwa 6 *m* hohe senkrechte Stufe. Eisenstifte und ein Drahtseil helfen darüber hinweg. Über uns bauen steile plattige Wände auf. Der Steig leitet nach rechts, gegen Nord, und führt somit in weniger steile freie Hänge. Geduldig stapfen wir die Kehren hinan, denn immer schöner, umfassender, aufschlußreicher wird die Sicht zum sonnigen Alpenrund. Wir nähern uns abermals einer senkrecht einfallenden grauen Wand, unter deren ausgehöhlten Sockelfelsen der Steig wieder rechts, und schließlich in langer Schleife in die nördliche Schartensenke, 2283 *m*, mündet. 4 Stunden nach Verlassen der Hütte betreten wir diese.

Der breite klobige Bau des Marterlkopfes, 2439 *m*, die Südostecke des Steinernen Meeres bildend, begrenzt im Norden, die hellfelsige Plattenburg des Hochseilers, 2781 *m*, im Süden die Scharte. Den roten Marken folgend, betreten wir 10 Minuten später die südliche Schartensenke. Aus dieser führt der aussichtsreiche gut bezeichnete, unschwierige Steig nach Hintertal. Wessen Ziel jedoch der Hochkönig ist, dem stehen hiezu zwei Wege offen. Zunächst der meistbenützte um die Nordostflanke des Hochseilers führende bezeichnete, versicherte Zugang zum Gletscher, oder der unmittelbare Kletteranstieg über die Nordwestflanke zum Hochseilergipfel. Beide Wege gewähren Bilder ganz besonderer Eigenart und Schönheit. In 1½ bzw. 2 Stunden vermögen

[1]) Nach dem derzeitigen Besitzer Blühnbachs Alfred Krupp von Bohlen und Halbach benannt.

geübte Felsgeher sowohl den Gletscher, als auch den Hochseiler zu erreichen. Der Abstieg vom Hochseiler nach Osten bietet Geübten bei schneefreien Felsen keine Schwierigkeiten. Die folgende einstündige Schneewanderung zum Gipfel des Hochkönigs, läßt eine Fülle neuer Herrlichkeiten in Fels und Firn erschauen.

Über dessen berühmte Aussicht erübrigt sich jegliche Lobeshymne. Die Zeichner der Hochkönig-Rundschau, Karl von Frey und Dr. Anton Sattler, vermochten 281 Gipfel namhaft zu machen. In gewaltigem Zuge streben die firnschimmernden Riesen der Hohen Tauern zu machtvoller Höhe. Im Raume zwischen Hafnereck und Hochalmspitze grüßen die Gipfel der Triglavgruppe herüber. Wir sehen die fast endlose Kette der Niederen Tauern, die Berge des Mur- und Zederhaustales, die Ennstaler Berge, die Dachsteingruppe, die Bischofsmützen, den vieltürmigen Gosaukamm, das Höllen- und das Totengebirge. Restlos sichtbar sind die Salzburger und Berchtesgadner Alpen bis zur bayerisch-oberösterreichischen Ebene. Dann das Wettersteingebirge mit der Zugspitze, das Karwendelgebirge, Sonnwendjoch und Rofan bis zum Guffert und Roßstein, die tirolisch-bayerischen Mittelgebirge vom Kitzbüheler Horn und der Hohen Salve bis zum Geigelstein und zur Kampenwand. Die Loferer und die Leoganger Steinberge, dahinter die gipfelstolze Gruppe des Wilden und Zahmen Kaisers. Über dem Gipfel der Schmittenhöhe erblicken wir die eisigen Höhen der Zillertaler Alpen, die Gruppe der Reichenspitze, die Wildgerlosspitze und die Tuxer Berge. Die Gipfel der Ötztaler und Stubaier Gletscherwelt beschließen den eisstarrenden Reigen. Die Scesaplana im Westen, vertritt Vorarlbergs Höhenwelt. Erhaben jedoch über alles im weiten Alpenrund ragt des Großglockners eisige Prachtgestalt, und ein würdevoller Partner im blendenden Weiß, des Großvenedigers firnüberlasteter Riesenbaldachin. In mächtigen Tiefen erst erschauen wir Leben und Weben in grünenden Tälern.

Wir haben die Berge von acht Ländern gesehen und wandern nun wieder der Alltäglichkeit zu. Guter Firn, warmes, sichtiges Wetter, läßt den Gang, Wegweiserpfählen nach, zum vollen Genusse werden. Wir durchschreiten den Riesenkessel des Ochsenkares auf gebahnten Wegen. Es gibt viel zu sehen in dieser großen Werkstatt der Natur. Ich aber suche heute andere Pfade. Durch dichtes Krummholz führt eine schwer zu findende Wegspur nördlich zum Imlbachhorn, dem Steinbockhorn der alpinen Frühzeit; in den Karten mit 2071 und 2014 *m* kotiert. Mit hoher Wand (Riedlwand) stürzt der Gipfel in den Höllgraben ab. Vom Imlbachhorn zieht östlich der breite, Imlautal und Höllgraben trennende Imlbergkamm zum Windringberg — ein vorchristlicher Kultname —, und sinkt mit bewaldetem Rücken nordöstlich zum Salzachtale ab.

Nun weglos über steilen schrofigen Fels, dann auf Almgelände zu den einsamen Hütten von Imlberg und südlich abwärts in den Höllgraben und nach Werfen. Mangels eines geeigneten Stützpunktes geriet dieser Weg vollends in Vergessenheit.

Grabungen und Funde am Imlbergkamme ergaben Schurf- und Arbeitsstätten des vorgeschichtlichen prähistorischen Menschen. Reges Bergwerksleben herrschte ungezählte Jahrhunderte im Osten und Süden des Gebirges und dürfte die Annahme, daß menschliche Neugier, gepaart mit entsprechender Unternehmungslust, längst vor Beginn zweckbewußter Bergsteigerei, die höchsten Höhen unseres Gebirges erreichen ließ, kaum irrig sein.

Über die Wetterwand zum Gipfel des Hochkönigs

Zwei Wege führen durch die 1000 *m* hohe, von der Schrammbachscharte bis ins Birgkar reichende Wandflucht. Aus der Mitte des Massivs tritt, weit vorragend, die wuchtige Gestalt der Wetterriffel. Über deren gegen Südwest gerichtete Kante führt der Anstieg Gerin—Wieder. Aus dem Ridingkar, unmittelbar über die Süd-

wand, ohne die Wetterriffel zu betreten, leitet der Weg Erwin Schneiders und Fritz Vogels.

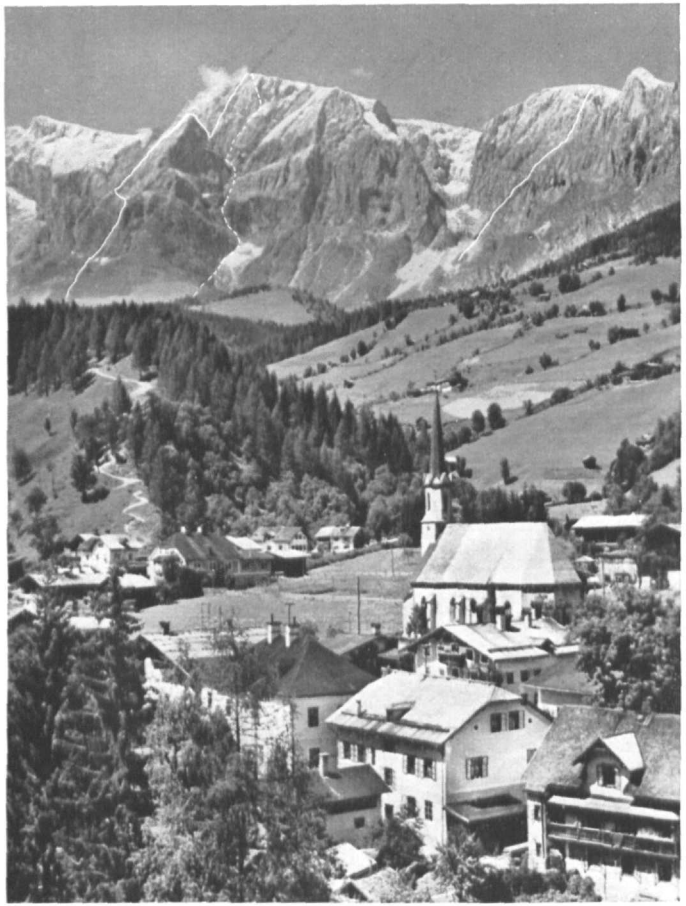
Auf dem wundervollen Höhenwege Arthurhaus—Erichhütte erreichen wir, Oberlehrer J. Gmelch aus Traunstein und ich, die Hütten der Widersbergalm, 1541 *m*. Wir fanden dort freundliche Aufnahme und gutes Nachtlager. Die Lage dieser Almen ist von entzückender Schönheit. Überragt von den Zinnen und Türmen der Manndlwand, von den Felsen der Wetterwand, in der Tiefe das einsam-stille Mühlbachtal und jenseits die grünen Höhen der Dientner Berge mit dem Hintergrund der Niederen und Hohen Tauern, lassen ein Bild von erlesener Pracht erschauen.

Düster und trübe erstand der neue Tag. Dunkles Gewölk schlich von Westen heran und schien willens, unsere Pläne zu stören. Leise und verschämt fielen einzelne Tropfen aus sonnenlosem Himmelszelt. Wir schwankten, denn hoch und weit lag das Endziel, und der Weg zu ihm war nicht hindernislos. Der Freund überließ mir, dem „Kenner", das entscheidende Wort.

Über den Rasenteppich des Widersbergriedels strebten wir rechts eines Legföhrenhanges dem Fuße des Berges zu. Wir standen am Südfuße der Wetterriffel. Ungangbare Felsen nötigten zu linksseitigem Quergange. In schnee-erfüllter Felsschlucht hielten wir inne. Darüber sahen wir eine spaltähnliche, mächtig hohe Rinne aufwärtsziehen. In willkommener Einleitungsklletterei erreichten wir durch diese ein breites Schrofendach, und auf diesem aufwärtsschreitend, den Grat der Wetterriffel. Unliebsamer Regen setzte nun ein und nötigte zu ungewolltem Halte unter auffallend rötlichen Felsen. Die Wetterlage neigte offensichtlich zu kritischer Umbildung und wir erwogen den Rückzug. Aber schließlich vertrauten wir jedoch auf Erfahrung und Glück. Brodelndes Nebeltreiben, ziehende Wolkenfahnen, waren an die Stelle des Regens getreten. Höhen und Tiefen, nun ins Ungeheuerliche vergrößert, ins Groteske verzerrt, ließen uns ein wundervolles Schauspiel erleben.

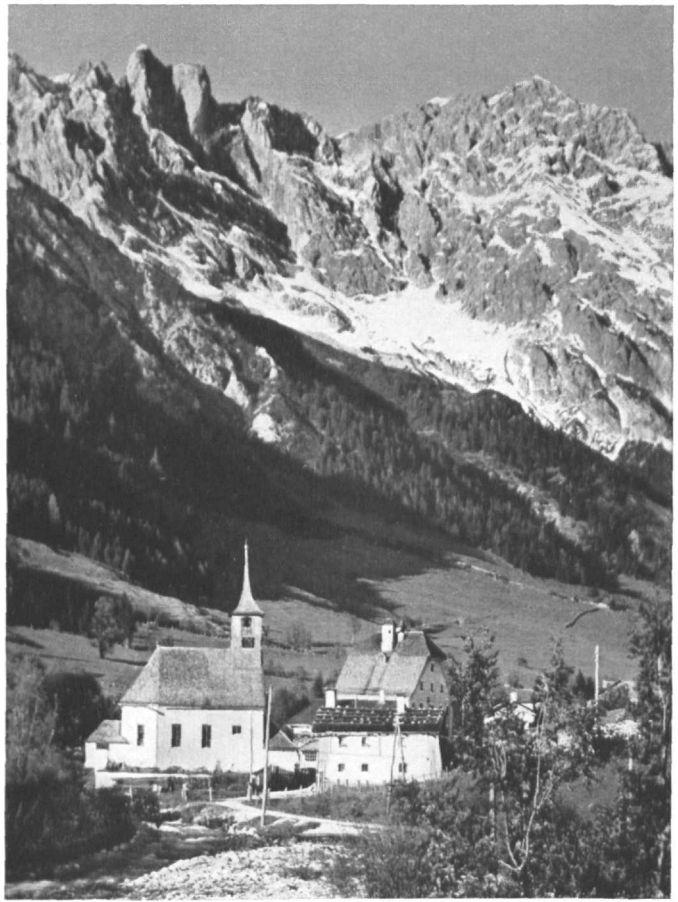
Die schutzgewährende rote Wandstufe erkletternd, betraten wir die Einstiegsscharte zum Riffelgrat. In achtunggebietender Steilheit schießen die plattengepanzerten Flanken des Grates zur Tiefe. Zunächst in der Birgkarflanke aufwärtsklletternd, drängte senkrecht einfallender Fels alsbald wieder in die Widersberg-Flanke hinüber. Ein luftiger schöner Quergang leitete wieder zur Kante zurück. In vollem Aufruhr war der brodelnde Qualm und trieb, vom Winde gepeitscht, gen Osten ab. Nun gab es einige Sicht. Losgelöst von Tälern und Menschen, dünkte uns, als wanderten wir in fremder neuer Welt in unbekannte Weiten. Hellgraue Platten ganz großen Formates ziehen als leichtgewölbter Riesenschild in wechselnder Steilheit höhenwärts. Deren Begehung bot in Kletterschuhen kaum nennenswerte Schwierigkeiten. Wir hielten uns teils an der Kantenhöhe, teils links davon, und kamen solcherart in leidlich trockenem Fels, besser als erwartet, vorwärts und aufwärts. Ideale Plattenkletterei brachte uns auf einen kanzelartigen Absatz, uns zu Häupten der senkrechte Abbruch des Riffelgrates, die schwerste Stelle unseres heutigen Kletterweges. Etwa eine halbe Seillänge mag der Abbruch messen. Nicht viel in einem 1000 *m* hohen Felsgefüge. Doch darauf kam's nicht an. Wesentlich war seine Beschaffenheit, und die ist stets, und zumal heute, von ganz besonders übler Art.

Freund Gmelch, der fels- und eisgewohnte Gefährte, nahm Stand und Sicherung, auf daß mir im Falle einer beschleunigten Rückkunft kein allzugroßes Unheil geschehe. Nach dem besten Wege ausschauend, entschied ich mich für jenen, den ich vor Jahren erstmals begangen hatte. Es war mir klar, daß dieser auch bei trockenem Fels schwere Arbeit fordernde Abbruch in einem Zuge genommen werden müsse. Dieser kleingriffige, splittrige und nasse Fels gab denn auch schwer zu schaffen. Über die abdrängenden unteren Felsen gelangte ich in eine seichte Bucht und in dieser zur halben Höhe des Abbruches empor. Glatter, nasser Fels verrammelt den geraden Weiterweg. Doch



Mühlbach gegen die Hochkönigguppe; Hochkönig (l.), Gr. Bratschenkopf (Wetterwand), Schrammbachscharte, Kl. Bratschenkopf, Königsköpfl

——— Wetterriffel. Anstieg Gerin-Wieder
- - - - - - - Unmittelbarer Südwandweg Schneider-Vogl



Hintertal gegen das Steinerne Meer, Wildalmkirchl (l.), Brandhorn von Süden (r.)

Dientnergraben mit Lauskopf (l.) und Lamkopf (r.)

rechts winkte das Heil. Ein heikler Quergang und ein Klimmzug brachten auf die Höhe einer schmalen Schulter. Über leichten Fels erreichte ich wieder die Höhe des Grates. Pickel und Rucksäcke folgten am Seile und bald war auch der Freund zur Stelle. Gleich der unteren Hälfte des Grates, baut sich auch dessen oberer Teil in gewaltigen schildförmigen Platten auf. Deren Begehung bot erlesene Kletterfreude. Wir betraten die einsame Zinne der Wetterriffel. Großartig war vor allem der Einblick in die gewaltigen Felsbildungen des Hochkönigs und der Wetterwand des Großen Bratschenkopfes. Dessen Gipfelwände waren unser nächstes Ziel. Mächtig steil, von Schneerinnen durchzogen, streben die Wände zum windumbrausten Bergeshaupte. Schweres Gewölk drängte, unheilkündend, erneut von Westen heran. Mehr denn 1100 *m* liegen die Almen von Widersberg zurück, 300 *m* überragt uns der Gipfel. Also durch und hinauf! Schleunigst die Nagelschuhe heran, kurzen Seilabstand und hinab in die Rissel-scharte. Verflüchtigt wie Spreu im Winde war plötzlich aller Sinn für die erhabene Größe der Landschaft. Nur e i n Gedanke beherrschte das nichtige Menschlein — wo liegt der rettende Pfad, um dem Aufruhr lebenbedrohender, entfesselter Kräfte zu entfliehen? Nur vorwärts, was die Kräfte halten! Die Schwierigkeiten waren trotz aller Steilheit der Felsen nirgends erhebliche. Über Schnee, Platten, Rinnen und Rippen, gelangten wir in die halbe Wandhöhe. Nun überfiel uns windgepeitschter kalter Regen. Die Arbeit ward allgemach schwer, die Lage ernst. In dichten Flocken begann es zu schneien. Mit klammen Fingern kletterten wir in den kalten Felsen, dem wohl nicht mehr allzufernen Gipfel zu. Endlich waren wir an den Randwächten des Gipfelkammes, unmittelbar am höchsten Punkte, 2852 *m*.

Es schneite mit unverminderter Heftigkeit weiter. Der Sturm faßte uns mit aller Kraft. Nördlich von uns liegt der Gletscher, westlich der Gipfel des Hochkönigs, das wußten wir und mußte genügen. Wir stiegen westwärts in eine verschneite düstere Scharte hinab. In gleicher Richtung weiterschreitend, gelangten wir in einen Firnkessel, unter dessen dünn überschneiter Decke meine Füße einen niedlichen Gletschersee „entdeckten". Wir schwenkten links ab, bedacht, die Randwächten ob dem Birgkar zu vermeiden, und erstiegen eine steile Schneewand, damit die Höhe des Gletschers unfern des Gipfelaufbaues erreichend. Abermals faßte uns der Sturm und rüttelte uns bis zur rettenden Pforte des Hochkönighauses. Wir hatten genug. Über Nacht war es dann Winter geworden und lange Strähne glitzernden Eises hingen vom Dache des schützenden Heims.

Der Nixriedel und die Schoberköpfe im Imlaugebirge

Fünfgipfelig überragt der östliche Eckpunkt der Übergossenen Alm das Ochsenkar, das Blühnbach- und Imlautal. In mächtigen Kuppen gipfelnd und mit breiten, hohen Wänden gegen Ost, Nord und Süd abfallend, treten diese wenig besuchten Berge sowohl auf der Strecke Sulzau—Werfen—Bischofshofen, als auch auf dem Wege Mitterfeldalm—Torsäule, beherrschend in das Blickbild. Es werden vier Schoberköpfe gezählt. N ö r d l i c h e r, 2392 *m*, Ö s t l i c h e r, 2443 *m*, S ü d ö s t l i c h e r, 2613 *m*, S ü d w e s t l i c h e r, 2712 *m*. Sämtliche Erhebungen, einschließlich des Nixriedels, sind am besten von Westen, vom Gletscher aus, durch das Schoberschartl erreichbar. Aus dem Eiskar, nördlich der Torsäule, gelangt man in leichter Kletterei zur Eiskarscharte, und aus dieser über die unschwierigen südlichen Felsen in 40 Minuten zum höchsten Schoberkopf. Auf dem Wege durch das Eiskar beachte man die überlebensgroße Felsfigur in der Nordwand der Torsäule.

Die Ersteigung der Schoberköpfe ist überaus lohnend. Stützpunkte hiezu das Arthurhaus, die Ostpreußenhütte, oder das Franz-Eduard-Matras-Haus. Die Anstiege aus

dem Imlautale sind, über 1500 *m* beträgt der Höhenabstand, völlig weglos, sehr mühsam und entbehren jeglichen Stützpunktes. Auch sind in diesem Abschnitte besondere jagdliche Rücksichten geboten.

Der Nixriedel, 2675 *m*, ein langgezogener, gratförmiger Gipfel, begrenzt den plateauförmigen Stock des Imlaugebirges, auch Neugebirge genannt, gegen Westen. Seine stufendurchsetzte Westflanke fußt im Kar zwischen Boluskopf und dem Gletscher. Ein flacher Sattel scheidet ihn vom höchsten Schoberkopf. Der Gipfel bietet einen höchst lehrreichen und fesselnden Blick zum mächtigen Firngewölbe der Übergossenen Alm und seinen Randgipfeln. Westwärts sehen wir, über Steilwänden abbrechend, firnerfüllte Trichter und Mulden zur Tiefe sinken. Karrenplatten, einst vergletschert, erodiert und kanneliert in wunderlichster Art und Form, zeugen vom unablässigen Schaffen und Wirken chemischer und mechanischer Kräfte. Wir verlassen unsere Warte gen Süd, steigen an geeigneter Stelle östlich zum Firnfeld ab und streben über kahles Gelände dem nordöstlichen Schoberkopf zu, wenden dort südlich und erreichen den südöstlichen, und westlich umbiegend, den höchsten Schoberkopf.

Die ob ihrer herrlichen Tauernsicht rühmlichst bekannten südlichen und südwestlichen Gipfelwege, von der Erichhütte durch das Birgkar und der Bertgenhütte durch das Schneekar, sind bezeichnet und versichert und bieten ihren Begehern ebenfalls hervorragende landschaftliche Schönheiten. Doch erfordert deren Begehung etwas bergsteigerische Übung und — bei Schneebelag — sicheren Tritt.

* * *

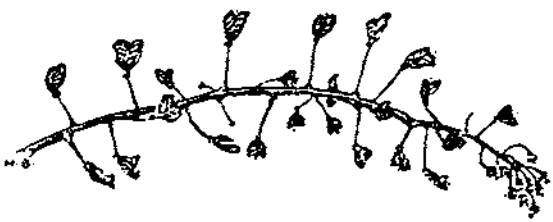
An Höhlen ist nach den bisherigen Forschungsergebnissen unser Gebiet ziemlich arm. Befahren wurden bisher ein etwa 70 *m* langer Stollen mit einer sich wieder teilenden Abzweigung in der Südwand des Südöstlichen Schoberkopfes; ein 30 *m* tiefer Schacht am Ochsenriedel und eine 40 *m* lange Höhle im obersten Wasserkar[1]).

Zum notwendigen und dankbaren Studium geologischen Schrifttums sei verwiesen auf R. v. Klebelsbergs „Geologische Einführungen" in Band 2 des „Hochtourist in den Ostalpen", 1926, Seite 174, 181, 199 und 221.

Bergsteigerisches Schrifttum: Jahrb. d. Ö. A.-V. 1866, S. 114 und Ant. Sattler, Jahrb. d. Ö. A.-V. 1870, S. 362 ff. H. v. Barth, „Nördliche Kalkalpen", S. 52. Ed. Richter, „Erschließung der Ostalpen", Bd. I, S. 268. L. Purtscheller, „Der Tourist", 1884. Eine winterliche Bergfahrt. Der Nixriedel in der Übergossenen Alm. E. Benesch, Jahrb. d. D. u. Ö. A.-V. 1917, S. 102. R. Gerin, Ö. A.-Z. 1908, S. 201, 1909, S. 135 und 230, 1932, S. 390. Ö. Z.-Z. 1884, S. 37 und 1887, S. 221, 1897, S. 237. K. Wieder, Jahrb. d. D. u. Ö. A.-V. 1931, S. 180 (Monographie der Manndlwand). H. Barth, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1933, S. 135 ff. — Nachträge zu Neuturen: A. Awerzger, Sepp Watzinger und H. Zinober erkletterten am 9. Juli 1933 die Südwand des Hochstellkopfes und Richard Gerin mit Awerzger, am 24. Juli 1933 erstmals den großen Sattelkopf, 2530 *m*, über den Nordwestpfeiler.

---

[1]) Die Höhlen des Landes Salzburg und seiner Grenzgebirge. Von Ing. Walter Frhr. von Czoernig-Czernhausen. Salzburg, Verein für Höhlenkunde in Salzburg.



Ein vorbildlich erschlossener Winkel im Ferwall

Die Niederelbehütte und ihr Bergreich

Von Walther Flaig

Anstatt die viel umstrittene Erschließung grundsätzlich und wütend aber zwecklos zu bekämpfen, habe ich von jeher geraten, sie im Sinne des Bergsteigers und Naturfreundes so zu lenken, daß das Ergebnis mit der Wirklichkeit vereinbar ist.

Die Modeberge, -wege, -gebiete und -hütten sind auszubauen, so daß der unvermeidliche Strom der Alpenwanderer die vorgeschriebenen Wege zieht. Jede Hütte erhalte den üblichen Zugangsweg, die nötigen Verbindungspfade und Übergänge zu den Nachbarhütten und jede Hütte lege sich einen „Hüttenberg" oder Aussichtsgipfel zu. Alles übrige aber wird geschont und bleibt von selbst unberührt. Jede weitere Erschließung, alle Auswüchse sind scharf zu bekämpfen. Die Hütte selbst aber soll — so groß sie auch sein muß — einfach gehalten sein; sie soll vor allem nicht 3 oder 4 verschiedenartige bitter umstrittene Klassen von Lagern haben (Federbetten, Betten mit Wolldecken, mit Wäsche, ohne Wäsche, Matratzenlager, Heulager), sondern bis unters Dach lauter gleiche einfache Räume mit je 2 bis 4 gleichartigen Lagern; idealer wären sogar nur je 1 bis 2 Lager!

Was endlich die Erschließung größerer Gebirgsgruppen betrifft, so sollen dort die Hütten durch Höhenwege und Kettenwege aneinandergereiht werden, so daß der Strom der Alpenfreunde in diesem vorgeschriebenen Bett hinfließt, so wie man einen Fluß durch ein neues und gedämmtes Bett führt, dessen klarer Linie er gerne folgt. Genau so gerne läßt sich der große Touristenschwarm führen. Die abseitigen Gebiete sind so von selbst dem großen Strom entzogen. Ihre Erschließung wird immer begrenzt bleiben. Das Schließen der Lücken im Verlauf der Höhenwege ist also geradezu Gebot.

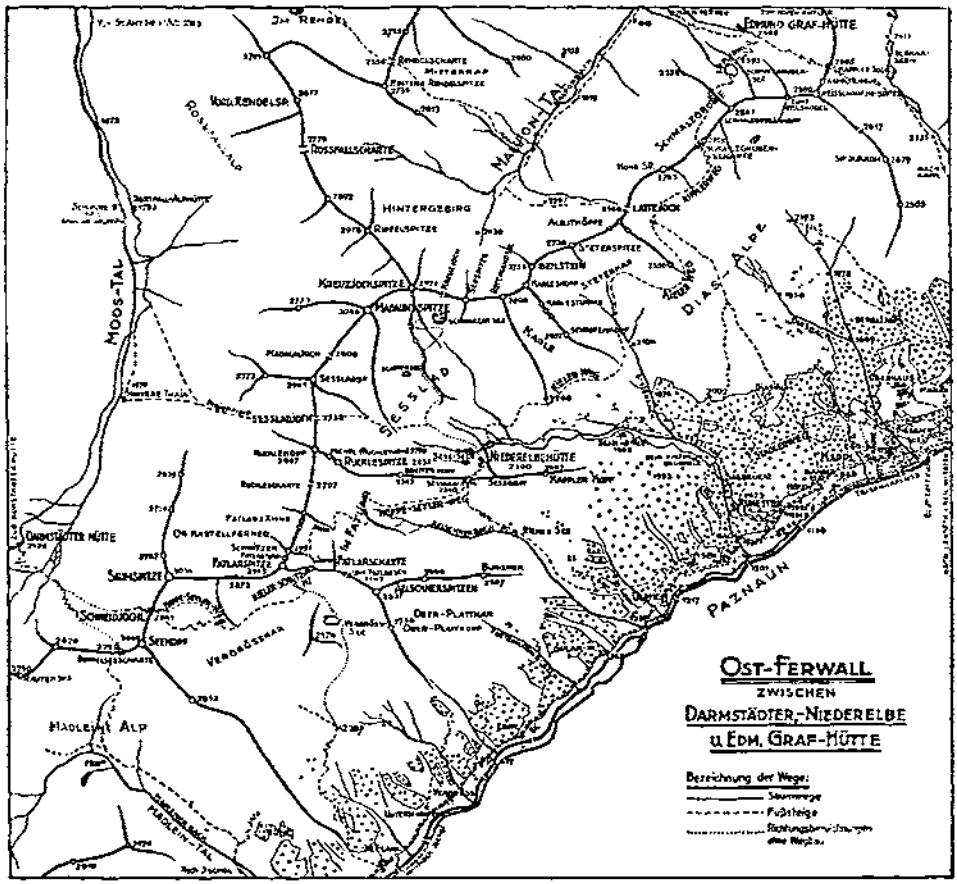
Durch alle Jahre her hat die Erfahrung mich gelehrt, daß dieses Lenken der Erschließung der einzige durchführbare Weg ist.

Als die Sektion Niederelbe aus Hamburg — im Verein mit der Sektion Kiel als Helferin beim Wegbau — eine Hütte erbauen wollte, habe ich gebeten, im obigen Sinne vorzugehen und eine der Lücken im Ferwall-Höhenweg zu schließen. Die Anregungen wurden so ziemlich restlos durchgeführt. Man wählte das Seßlad bei Kappl im Ost-Ferwall als Standort für die Hütte. Der Zugang von Kappl zum Hüttenplatz wurde verbessert, soweit es der Bautransport erforderte. Zur Darmstädter Hütte hinüber wurde der „Hoppe-Seyler-Weg", zur Edmund-Graf-Hütte der „Kieler Weg" und „Rifflerweg" gebaut. Die leicht zu besteigende Kreuzjochspitze wurde mit einigen Zeichen und Spatenstichen zum Hüttenberg gemacht. Fertig.

Die zahlreichen Grate und Kletterberge im weiteren Bereich der Hütte blieben völlig unberührt. Gewiß — dieser und jener wird jetzt dann und wann besucht werden, während früher Jahrzehnte vergingen, bis einer bestiegen wurde, ja manche überhaupt nur ein- oder zweimal oder gar nicht betreten waren. Oder mit anderen Worten: Für wen sollte nun eigentlich dieses Gebiet auf ewige Zeiten unerschlossen bleiben?

Für jene Vorkämpfer des Ödlandschutzes?

Sie gehen ja selbst nicht hin, laufen vielmehr auch der Herde nach und kraxeln an ruhmbringenden Modebergen herum.



I. Praktischer Teil

Die Niederelbehütte selbst muß ich noch ein wenig beschreiben. Sie ist musterhaft in jeder Hinsicht. Die Hütte liegt 2300 *m* hoch am Seß-See, wurde 1930/31 erbaut und am 12. Juli 1931 eingeweiht. Entwurf und Bearbeitung lag in den Händen von Ingenieur W. Felsche und Architekt H. Geffken. Die Ausführung hatten Zimmermeister Johann Scherl aus Schnann und Maurermeister Roman Greuter aus Schönwies.

Die Hütte enthält insgesamt 28 Lagerstätten mit 1—6 Lagern in einem Raum, zumeist nach Art der Schiffskojen angeordnet. Im Untergeschoß: 1 Damenraum mit 5 und ein Herrenraum mit 6 Lagern, sowie der Selbstversorgerraum; die 2 letzten bilden gleichzeitig den Winterraum. Im Erdgeschoß liegen Gaststube, Küche, die Zimmer des Pächters und der Bedienung und die Aborte. Im Obergeschoß sind 9 Zimmer für Gäste, eines mit 1 Lager, acht mit je 2 Lagern.

Der Winterraum, Gaststube und Küche sind heizbar, ebenso das Obergeschoß mit Gang-(Korridor-)Heizung. Größter Wert wurde auf stärkste Abdichtung der Außenwände und der Obergeschoßdecke mit Torfoleum gelegt. Die Gaststube ist farbig ausgemalt. Eine peinlich ausgewählte Hüttenbücherei (sonst meist aus überflüssigem Schund

zusammengestoppelt, als Kulturzeichen des Volkes der Denker) im Wert von mehreren hundert Mark fällt besonders auf.

Bemerkenswerte — und nachahmenswerte! — Einrichtungen: Im Treppenhaus hängt die Gästetafel, auf der jeder Übernachtungsgast sofort nach Zimmer und Sektion eingetragen wird. Die Tafel wird täglich ergänzt, jede Schiebung zugunsten von Sommerfrischlern usw. ist ausgeschlossen, weil alle Gäste die Verteilung jederzeit überprüfen können.

Das Wasser erhält die Hütte durch eine Widderanlage vom nahen Seß-Wasserfall. Das Wasser wird durch Kohlenfilter (sog. Bühring-Filter) gereinigt! Jeder Gast hat sein Waschbecken, ja sogar jeder ein Fußbadbecken, wozu heißes Wasser gegen ganz geringe Gebühren abgegeben wird, und das natürlich auch für Körperwaschungen nach dem schweißtreibenden Aufstieg köstlich ist.

Das Arbeitsgebiet der Sektion Niederelbe umfaßt den Ferwall-Hauptkamm zwischen Schneidjöchl im Südwesten und Lattejoch im Nordosten samt allen Seitenkämmen dieses Kammstückes.

Das Turengebiet der Niederelbehütte allerdings greift einesteils dank den Weganlagen weiter als das Arbeitsgebiet, anderseits umfaßt es dasselbe auch nicht restlos. So kann man z. B. den südlichen Teil der Nifflergruppe (Welskogelgrat) leicht erreichen, kann auch gut den Seekopf (südlich vom Schneidjöchl) besteigen, wird aber die nördliche Rendelgruppe nur mühsam gewinnen.

Hoppe-Seyler-Weg heißt der Höhenweg von der Niederelbehütte über die Fatlarscharte zum Schneidjöchl. Von dort führt ein Anschlußstück zum Weg Doppelseescharte—Darmstädter Hütte und so zu dieser selbst. Der Weg wurde, wie der Kieler Weg, von der Sektion Kiel gebaut, ein vorbildliches Beispiel schöner uneigennütziger Zusammenarbeit zweier Sektionen. Er ist nach dem langjährigen verdienten Vorstand der Sektion Kiel, dem Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Hoppe-Seyler, Kiel, benannt. Die Bauhütte auf der Fatlarscharte wurde als Notunterkunft für 14 Personen („Kieler Schutzhütte") dort belassen. Der Weg ist einer der schönsten mir bekannten Höhenwege der Alpen. Seine Romantik und der jähe Wechsel seiner Landschaften setzen ihn in schroffen Gegensatz zum Kieler Weg, der von der Hütte zum Lattejoch führt und in sanften Bögen über die fast lieblich zu nennenden Hochweiden der Diasalpe zieht, so recht zum beschaulichen Wandern geeignet. — Seine Fortsetzung, der Nifflerweg, Lattejoch — Edmund-Graf-Hütte, dagegen ist wieder voll Bergromantik und Wechsel, so daß auch dieser Übergang erlebnisreiche Wanderschaft bringt. Der Nifflerweg wurde vom Zweig Innsbruck der Sektion Österreichischer Touristenklub gebaut, die wegen der unglücklichen Vereinzelung ihrer Hütte den Anschluß an den Ferwall-Höhenweg besonders begrüßte und tatkräftig förderte, was man nicht von allen Nachbarn sagen kann.

Für Skifahrer bietet die Umgebung der Hütte ein geradezu ideales Übungsgelände (Kurse), Gipfelturen sind jedoch nur für bergerfahrene Leute, die zumal im Frühjahr (Firnschneezeit) einige großartige Fahrten machen können, etwa in Verbindung mit den Übergängen ins Moostal über das Seßladjoch oder über die Madaunspitze. Dagegen ist das Gebiet der Diasalpe nördlich Kappl ein sehr schönes Turengebiet.

Talorte und Bahnstationen. Der Talort für die Niederelbehütte ist das reizende Kappl, 1258 *m*, im Paznaun; Gasthof Post. Autoverbindung mit den Stationen Landeck und Wiesberg der Arlbergbahn. Wer den Anmarsch mit einem Übergang verbinden will, kann von den Stationen St. Anton a. A. über die Darmstädter Hütte oder von Pettneu über die Edmund-Graf-Hütte wandern oder auch von Pettneu durchs Malfontal direkt über das Kreuzjoch oder Lattejoch ansteigen. Der kürzeste und beste Weg von Norden: St. Anton—Moostal—Seßladjoch—Niederelbehütte (vgl. Karte).

Karten und Führer. Hier darf ich ohne Bedenken kurzerhand auf meine zwei

1933 im Bergverlag Rudolf Rother erschienenen Ferwall-Führer hinweisen, je ein Sommerführer und ein Skiführer. Im Hinblick auf diese Führer habe ich unten in den Erinnerungen auch von jeder Wegbeschreibung abgesehen. — Beide Führer sind mit genauen Karten versehen. Diese Karten sind, was die Namengebung betrifft, auf den neuesten Stand gebracht und die einzigen dieser Art, denn die älteren nachgenannten Karten haben alle arge Fehler und Lücken.

1. „Karte der Ferwallgruppe" (1 : 50 000) des D. u. Ö. Alpenvereins aus dem Jahre 1899, Ergänzung 1928. Dies ist die beste Karte, was die Zeichnung betrifft. Trotzdem muß man die meinen Führern beigegebenen Karten vorziehen, weil sie wenigstens die vielen Fehler in der Namengebung ausgemerzt, außerdem aber auch manchen Mangel in der Geländezeichnung behoben haben. 2. Österreichische Spezialkarte (1 : 75 000), Wien, die Blätter „Stuben" (Nr. 5144) und „Landeck" (5145). 3. Dieselbe Karte im Maßstab 1 : 50 000 als „Skikarte der Ferwallgruppe". Die Höhenzahlen decken sich auf allen Karten und entstammen wohl ursprünglich der österreichischen Spezialkarte. Nicht gehöhte (kotierte) Gipfel wurden mit geschätzten Höhenzahlen versehen, denen bis zu neuen Vermessungen eine vorläufige Bedeutung zukommen mag.

II. Bergfahrten und Erinnerungen

Wenn man vom Kappler Postwirt in Landeck abgeholt wird und in seinem Steyrwagen das Paznaun hineinbrummt, durch unglaublich schmale und gewundene Dorf- und Geißgassen und zu guter Letzt dachgäh nach Kappl hinauffährt — dann ist man sozusagen schon „eingeführt", denn schwieriger kann's höher droben auch nicht hergehen. Überdies steigt bei dieser Fahrt die Fatlargruppe talein so scharfzackig auf, daß man alsbald mit jenem köstlichen Gemisch von Abenteuerlust, Neugierde und Forscherdrang erfüllt wird, welche mir die oft so mühselige Geländearbeit für meine Führer allemal wieder verschönt hat. Denn auch diese erste Julireise 1929 ins Seßlad galt einem Führer — dem Ferwallführer. Im Auto gabelte ich gleich einen Bayern auf, den das Schicksal nach Hamburg verschlagen hatte und der nun sozusagen von Geburtswegen als hochturistischer Sachverständiger das zukünftige Hüttengebiet durchstöbern sollte. Wir taten uns mit Erfolg zusammen und er sang mir schon am ersten Abend ein herrliches Lied von Schnabelwaid, denn beim Postwirt Siegele waren wir gleich daheim. Wie manchen Abend saß da Hamburg und Kiel würdig vertreten mit dem ganzen Süden — Bayern und Schwaben — zusammen und strafte die Mainlinie Lügen.

Ruklegrat: Kappler Kopf, Breiter Kopf, Ruklespitze, -turm und -kopf. Es war ein Sonntag, 21. Juli 1929, um 5 Uhr früh, als wir — Freund Letsch und ich — das noch erstaunlich stille Kappl verließen und dem Seßlad zustrebten. — Schon nach einer Viertelstunde verläßt der Weg das Sträßlein und steigt zu einer Lichtung empor, wo beim „Ruhestein", einem großen Felsblock, die hellschimmernde Heilig-kreuz-Kapelle steht. Sie ist dem St. Anton geweiht und die sogenannte Sonnenkapelle, denn die Kappler wallfahren zu ihr, wenn es allzuviel regnet, während jenseits des Tales die Regenkapelle aus dem Wald leuchtet, deren Heiliger bei Trockenheit angerufen wird. Der Wettergott ist hier also zweifellos in eine Zwickmühle geraten, welche ihm die schlauen Tiroler hergerichtet haben. Das Paznaun liegt von hier aus wälderschwer und ruhig draußen.

Der Weg verläßt das Haupttal und biegt in das enge Seßlad ein. Kühler Wald und eine Wasserfuhre (Bewässerungsgraben) rauschen am Weg, der bald den tosenden Seßladbach erreicht, überschreitet und jenseits emporsteigt. Später taucht talein der seltsame Felskeil des Beilsteins auf. Er verdankt den Namen seiner Form, die wirk-

lich einem Beil gleicht. Unterhalb Zavelstein im Schwarzwald liegt im Wald sein getreues kleines Abbild und heißt ebenfalls — Beilstein.

Wenn der Weg den Wald verläßt, trifft man bald auf ein kleines Rinnsal, das zur Linken vorquillt, „beim kalten Brünnele" heißt und ob seines guten Wassers geschätzt ist. Über ein Trümmerfeld führt der Weg zur Seßlader Alpe, 1707 *m*, hinauf. Wir schauten natürlich hinein und fanden eine so urwüchsige Tiroler Alm, daß wir später nie dort vorbeigingen, ohne eine Weile am Feuer zu hocken oder wundersam kühle und rahmschwere Milch zu schlürfen, deren Duft sich mit dem Harz- und Rauchgeruch des Feuers mischte. —

Jenseits des Talbaches liegen mit Mauern umgrenzte Bergmähder in den Almböden. Sie leuchten und duften. Und mitten drin stehen kleine braune Heubillen — wie gemalt. Bill heißen die Paznauner diese kleinen Heuhütten; die Vorarlberger Alemannen sagen: Bargen, weil man das Heu drin birgt. Wenn die Seßlad-Billen im August mit dem duftenden Heu gefüllt sind, werden sie einen feinen Standort geben für die Turen — sage ich mir im stillen und merke mir das.

Dann trollen wir uns. Freund Letsch ist gleich mir von der stillen Schönheit des echten Ferwalltales begeistert. Die letzten Alpenrosen blühen am Weg. Die kecke Ruckelspitze taucht auf und verschwindet wieder, als wir uns dem steilen Querriegel nähern, der uns vom obersten Karboden trennt. Über diesen teilweise felsigen Wall stürzt ein hundertfach gestaffelter breiter Wasserfall, der Seßfall, herab, ein einziges silbernes Schäumen.

Aber wie überrascht waren wir erst, als wir nun über den Steilrand emportauchten, wo plötzlich die Ruckelspitze wie ein Kirchturm emporstieg und sich in den kleinen klaren Seen von Seß spiegelte. Mit einem Schlag lag das ganze Bergrund da. Wir traten vor an den Rand des Karbodens, wo auf einer kleinen Kuppe ein Steinmann stand und wo heute die schmucke Niederelbehütte weit hinaus grüßt, denn der Platz ist der ideale Standort zur Betrachtung der Bergschönheit, des Bergraumes: Tiefenschau ins Paznaun, Fernblick bis zu den Ötztaler Bergen und Aufblick zu den umragenden Zinnen vereinigen sich zum vollkommenen Alpenbild.

Eine volle Stunde ruhten wir dort, dann begann unser eigentliches Tagwerk, die Begehung des ganzen Ruckelgrates. Wir begannen beim östlichsten, weit vorgeschobenen Ausläufer, dem Kappler Kopf, 2407 *m*. Er ist sozusagen der Söller der Hütte, erreicht man ihn doch auf harmloser Gratwanderung über einen Rasenrücken in einer guten Viertelstunde.

Aber welch eine Steigerung des Ausblickes schon hier: das Paznaun mit Kappl jäh drunten und jenseits die ganze Samnaungruppe mit der stolzen Vesulspitze als Schaustück, Teile der Silvretta usw.

Wir freuten uns, wie glücklich sich alles um diesen Hüttenplatz aufbaute und vereinigte, träumten eine Weile auf dem Söller, wandten uns dann zurück und stiegen am Schrofengrat entlang zum Punkt 2562, dessen langgezogener Rücken den Namen „Breiter Kopf" wohl verdient. Von hier aus steht die Ruckelspitze überwältigend stolz und scheinbar unangreifbar da. Ob diese Ostflanke überhaupt ersteigbar ist, das kommt auf eine Probe an. Ich konnte und wollte (so wenig wie mein Begleiter) nicht gleich als erste gemeinsame Fahrt ein zweifellos höchst fragwürdiges Problem angehen. Wir stiegen nach kurzem Halt (11 bis 11 Uhr 10 Min.) bis auf die zweite Ostgratschulter empor, seilten uns links in eine Plattenrinne der Südflanke ab und querten über Rasen und Geröll nach Westen, bis wir die große Geröllrinne erreichten, die hinter (westl.) der Ruckelspitze herabkommt und in die Scharte zwischen Ruckleturm und -kopf ausmündet (12 Uhr 15 Min. bis 12 Uhr 25 Min.). Der Ruckleturm — eine prächtige kühne Nadel — trennte uns jetzt von der Ruckelspitze. Wir legten das Seil an und querten rechts südwärts auf gewellten Bändern um den Turm in die Südrinne

zwischen Turm und Spitze, stiegen in und neben ihr empor und erkletterten das kurze, steile aber schöne Schlußstück der Westwand spielend. — Ein kurzer Grat und wir standen auf dem Wahrzeichen von Seß, der etwa 2800 *m* hohen Ruckleſpitze.

Wir hatten das Glück gehabt, selbst Pfadfinder zu sein, weil jede Beschreibung fehlte. Zwar versicherte man uns glaubwürdig in Kappl, zwei Brüder, Einheimische, seien droben gewesen, doch wußte man keinerlei Einzelheiten. Irgendein Zeichen fanden wir nicht. Wir sonnten uns eine Weile auf der ungemein kecken Warte und bewunderten wieder einmal die Kunst eines buntbeschwingten Mauerläufers, der am senkrechten Fels anflog und katzenschnell emporlief. Dann turnten wir in einer Viertelstunde wieder hinab (13 Uhr 15 Min. bis 13 Uhr 30 Min.).

Jetzt kannten wir uns schon recht gut. Und jetzt war es ausgemacht, daß wir dem Ruckleturm oder Michel — nach dem Hamburger Wahrzeichen, dem er sehr ähnlich sieht — auch noch aufs Dach steigen mußten. Los! Nach 20 Minuten standen wir trotz ziemlich verwickelter Wegführung und Ausgesetztheit der Westwand droben. Er ist niedriger als „der Spitz", etwa 2770 *m*, recht grob geschätzt. Um 14 Uhr 10 Min. verließen wir die schmale Turmspitze und packten sofort den ebenfalls noch nicht begangenen Ostgrat des Ruckleköpfes, 2867 *m*, an. Er hieß früher zu Unrecht „Ruckleſpitze", eine Bezeichnung, welche die Einheimischen nur dem kecken östlichsten Gipfel der Gruppe zuerkennen. Wir sagen deshalb Ruckleköpf. Dieser höchste der drei ist fast allseits aus leicht ersteigbarem, vielfach geröllbedecktem Fels aufgebaut. Das war uns lieb diesmal. Ein böses Gewitter drohte nämlich. Wir standen um 15 Uhr am dunkel beschatteten Gipfel und sausten mit „affenartiger Geschwindigkeit" erst kurz über den Nordgrat, dann durch eine Geröll- und Schneerinne der Nordostflanke hinab. 10 Minuten nach Verlassen des Gipfels standen wir im Karboden! Nur wer einmal im Hochgewitter drin steckte, weiß, warum wir so hasenschnell ausrissen.

Am Abend rückten wir reichlich müde in Kappl ein. Heute — von der Hütte aus, ohne die gut 2½ Stunden Anmarsch von Kappl — ist das alles natürlich höchster Genuß.

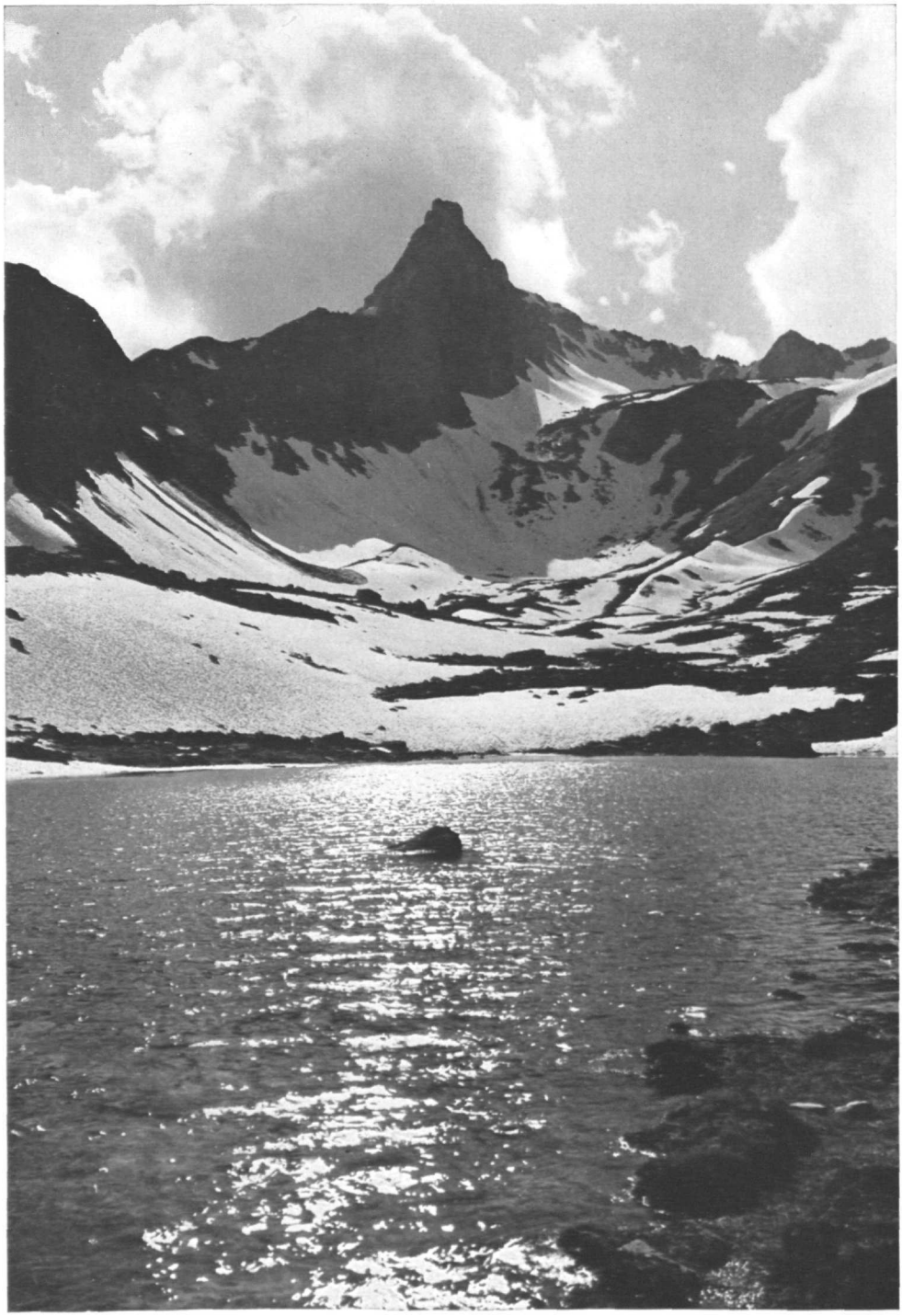
So verbummelten wir den andern Tag gerne zusammen mit dem unermüdlichen Ingenieur W. Felsche (Hamburg), der, wie man so sagt, die Seele des Hüttenbaues war und alles zuwege brachte. Über den Wolfgang stiegen wir zur Diasalpe auf.

Angesichts der riesigen Räume dieser flachen Almböden und Hügel erkannten wir schnell das prächtige Skigelände. Weil wir den Verbindungsweg zur Edmund-Graf-Hütte erkunden wollten, es aber auch nicht ganz ohne Gipfel ging, mußten die milden Hügel der Alblitköpfe herhalten, die einen prächtigen Alpenspaziergang für jedermann bieten. Überall weite Fernblicke und große Tiefen. Schneeschimmernde Ketten weit draußen. Man möchte immerzu so wandern.

Alblitköpfe heißt die dreigipfelige, vielleicht 2650 *m* hohe Erhebung zwischen Lattejoch, 2568 *m*, und Steterspitze, 2738 *m*. Die Bezeichnung „Latte" der österreichischen Spezialkarte bezieht sich auf das Joch, wo eine „Latte" aufgestellt war.

Fatlarspitze und Schnitzer. Für den 23. Juli hatten wir dieses stolze Gipfelpaar auf dem Wunschzettel. Die Ruckleguppe beherrscht zwar das Seßlad, aber die edelste Gruppe des Gebietes ist die von Fatlar, die auch gut 100 Meter höher ist. Fatlàr: der Ton liegt auf dem zweiten a. Der Sinn des Wortes ist mir nicht bekannt.

Von 5 Uhr 45 Min. bis 9 Uhr stiegen wir von Kappl zum Hüttenplatz hinauf mit verschiedenen begeisterten und neugierigen Hamburgern, die dort blieben, während wir zwei um 10 Uhr 25 Min. wieder loszogen und das Ülschner Jöchle überquerten. Dort, wo heute der schöne Hoppe-Seyler-Weg mühelos ins obere Fatlar hinüberzieht, querten wir äußerst mühsam die steilen, vom Lawinenschnee glatt gebürsteten Rasenhänge zum mittleren Karboden. Dort sind einige alte Bergmähder, die seltsam grün und saftig aus dem Ödland leuchten. Man kann dort noch alte verwucherte Bewäsſe-



Frühlingsnachmittag am Seß-See bei der Niederelbehütte: Ganz links der Breite Kopf, in der Mitte die Ruckleſpitze, die den Ruckleturm und -kopf verdeckt. Rechts das Seßladjoch

Die Fatlargruppe von Westen (Saumspitze); von links nach rechts Fatlarzähne, Schnitzer, Fatlarspitze und Alschnerspitzen. In der Ferne die Samnaungruppe und die Ötztaler Alpen (Kaunsergrat)

Der See im Seß gegen die Niederelbehütte und Kappler Kopf
In der Ferne — jenseits des Paznauntales — die Samnaunberge

rungsgräben sehen und daraus schließen, daß dieses kleine Paradiesgärtlein bester und würzigster Alpenkräuter — in fast 2500 *m* Höhe! — ehedem noch viel schöner war; kann sich aber auch leicht vorstellen, welche Riesenarbeit es kostete, dies inmitten der Steinwüste zu schaffen, welche Mühen die Bergbauern auf sich nehmen, um endlich im Winter aus dem lahnigen Tälchen ein paar Bund Bergheu abzuschlitteln.

Durch das Hochkar stiegen wir dann zur Fatlarscharte hinauf, eine beachtliche Schinderei, die der Hoppe-Seyler-Weg heute ausschaltet.

Man erreicht nicht die tiefste, mit 2743 *m* gehöhte (kotierte) Einsenkung, die nach Norden mit glatten Platten abbricht, sondern eine rund 2800 *m* hohe Westschulter, die „Obere Fatlarscharte", wo heute die als Notunterkunft stehen gebliebene kleine „Kieler Schutzhütte" dem Wanderer bei Unwetter willkommenen Unterschlupf gewährt.

Wir standen baß verwundert vor dem plötzlichen Ausblick dieses schönsten Punktes am bilderreichen Hoppe-Seyler-Weg. Der hohe Standpunkt öffnet eine Fernschau nach Osten und Süden, die jedes Gipfels würdig wäre.

Prächtige Felshöcker, zwischen denen Wasser rieselt, aber auch da und dort ein Rasenfleck leuchtet, boten sich mit warmen reinen Platten zur Rast. Die allerschönsten Sommersegel — wahre Hodler-Wolken — zogen feierlich in die Weite, die im Süden weit nach Graubünden, im Osten bis ins Herz Tirols zu überschauen ist. Neben den wilden, ja fast düsteren Felsburgen der Nähe mit Seekopf, Fatlargruppe, Ruchlegrat, ist das ganze vordere Paznaun als liebliches Gegenstück wie ein großes Buch vor uns aufgeschlagen. Und wie schön sind diese zwei Seiten bemalt mit dem dunklen Wald, dem bunten Mosaik der gelb und grün gewürfelten Felder, der weiß und braun getupften Dörfer, mit den sanften grünen Weideflächen und den braungezackten oder fernblauen Graten.

In der Tiefe vor uns liegt das große stille Vergrößkar und uns dicht zu Füßen (auf dem Hügel bei P. 2574) der große glitzernde Vergröß-See, von dessen Dasein keine Karte meldete!

Auch die im Westen aufragende dreitürmige Fatlargruppe ist kaum bekannt. Die drei Spitzen heißen Fatlarspitze, 2988 *m*, höchster Punkt im Süden, der Schnitzer im Norden und der kleinere Fatlarturm dazwischen.

Wir waren aufs höchste gespannt, was da „geboten war", so daß wir schon nach einer Viertelstunde (12 Uhr 40 Min. bis 12 Uhr 55 Min.) den herrlichen Rastplatz verließen und über ein Firnfeld zum Ostwandfuß der Fatlarspitze hinaufstiegen. Dort wird das Gepäck verstaut und die Wand kurzerhand angepackt. Eine Beschreibung gab es auch da nicht, aber das Pfadsuchen freute mich fast so sehr als das Naturerlebnis. Zuerst ging's leicht schräg links in die Wand hinauf, in einen steilen Winkel, wo prächtiger fester Fels jene Art Kletterei bot, die man gedankenlos als „anregend" bezeichnet und dabei vergißt, daß das wirklich eine wunderbare Eigenschaft fester, griffiger und steiler Felsen ist. Ich wenigstens empfinde deutlich prickelnden Reiz, der so weit geht, daß ich mich selbst nach Übermüdung von solcher Felskletterei erfrischt fühle, daß ich beim Berühren der Felsen geradezu eine körperliche Lust empfinde, die fühlbar auf mich überspringt, am stärksten bei Granit oder Gneis, wie er wohl hier anstand.

Wir turnten begeistert empor und standen um 13 Uhr 40 Min. beim gewaltigen Steinmann, wo viele dürre Holzsplitter herumlagen, wohl von der Signalstange und jenem Brett, die G. Herold und M. Pflanz bei ihrer Besteigung am 16. Juli 1898 schon erwähnen (Österr. Alpenzeitung 1900, 123). Sie waren von der Saumspitze her über die schön geschichtete Südwestkante heraufgestiegen. Wer Steinmann und Stange errichtete, ist nicht bekannt, doch rate ich sicher auf die Vermessungsbeamten, die so manchen Gipfel besuchten, der nachher nochmals „erstbestiegen" wurde. Folgende Bemerkung im Bd. 2 (S. 56) der „Erschließung der Ostalpen" spricht für meine Annahme:

„Trotzdem sie ein trigonometrischer Punkt ist, wird von den einheimischen Hirten und Jägern ihre Ersteigbarkeit heftig verneint; doch dürfte sie, ihrem Aufbau nach zu schließen, einem ernstlichen Versuche geübter Kletterer kaum widerstehen."

Das viele dürre Holz und der stille feierliche Tag zwangen einfach dazu, ein Opferfeuerlein anzufachen. Aus den flackernden Flammen wirbelte ein milder, heller, fast schneeweißer Rauch ins Blau empor. Wir saßen dabei, nährten das Feuer, an dem wir uns wie Buben freuten, während die wehende weiße Rauchfahne mir zu gleicher Zeit mit heißem Erkennen den Sinn für das Opferfeuer und den Weihrauch öffnete.

Fast eine Stunde blieben wir und staunten wieder und wieder hinüber auf die wuchtige Ferwall-Hauptgruppe, auf die schwarzgetürmte Mauer des Seekopfes, auf die Eisschilde der Saumspitze, auf das dahinter starrende, verwirrend wilde Gezack der Küchelspitze und Kuchenspitze mit dem Hängegletscher dazwischen und auf die scharfe Faselfadschneide, ein Bild, das sich auch in den Westalpen sehen lassen dürfte. An jeden dieser Gipfel knüpfte mich eine Erinnerung.

Schwer nur trennten wir uns vom Gipfel und kletterten nordwärts und nordöstlich in die schmale Scharte vor dem Fatlarturm hinab.

Durch eine Rinne gelangten wir zurück zum Ostwandfuß, holten das Gepäck, fuhren über den Firn zur Südflanke am Ostgrat des Schnitzers, erklommen die Grathöhe und über deren Schneide den schlanken spitzen Schnitzer selbst. Wir frohlockten. Es war die zweite Besteigung. Die Karte der vier Münchner Erstersteiger fanden wir im Steinmann: 18. August 1924 E. Gretschmann, J. Leopoldseder, Josef und Mizzi Marschall. Sie schätzten den Gipfel 2970 *m* hoch, während die Karte der Sektion Niederelbe 2951 *m* angibt. Sie hatten den Berg „Fatlarturm" getauft in Unkenntnis der einheimischen Bezeichnung, derzuliebe der „Fatlarturm" natürlich weichen muß und dem kleinsten der drei Gipfel zufällt. „Schnitzer" ist nämlich ein köstliches Beispiel, wie die Einheimischen mit Humor und Geschick Bergnamen finden, wenn der Berg sehr auffallend und vom Talort sichtbar ist. Als ich in Kappl nach dem Namen der messerscharfen Spitze neben der Fatlarspitze frug, sagte mir Postwirt Siegele: „Den hoaßen miar Schnitzer." Das ist der dortige Ausdruck für ein Taschenmesser oder Hirschfänger!

Um 5 Uhr 30 Min. verließen wir auf dem gleichen Wege die verdächtig wackelige Spitze, die inzwischen am 6. August 1931 von Bernhard Chr. Mosl und Dr. Toni Ochsenreiter auch über die Nordostwand bestiegen und von Dr. Ochsenreiter mit anderen Erlebnissen im „Bergkamerad" (1931, 329) begeistert beschrieben und hübsch bebildert wurde. Den freundlichen Berichten dieser Herren entnehme ich auch, daß Bernhard Chr. Mosl (allein) am 7. August 1931 auch noch die nördlich anschließenden Fatlarzähne (höchster nordöstlicher etwa 2800 *m*) überschritten hat.

Wir bummelten ins Fatlar hinunter und stiegen über prächtige blumenreiche Hügel und moosige Kuppen ins Alschnertal hinab. Ein Wasserfall rauschte durch eine Wandschlucht vom Karrand herab. Im hintersten Talgrund trafen wir auf die ersten Heubillen, die hier wegen der Lawinen völlig tischgleich mit dem Hang in die sonnige Bergseite eingelassen sind.

Hier beginnt einer jener Bergpfade, die immer mein Entzücken sind, weil sie mit einer selbstverständlichen Linienführung dahinfließen, voll Überraschungen sind, und nur schuhbreit, ja an steileren Stellen überhaupt nur aus genau trittrechten Stapfen bestehen. Und ist es dann noch so ein einsames Tälchen, so eine Ideallandschaft von Bergmähdern wie der Weg am Alschnerbach entlang und hinab nach Ulmich, dann muß ich dieses Weglein lieben und kann ihm die schönste Neutur bedenkenlos opfern.

Bald öffnete das Tälchen den Blick auf die kühne edle Pyramide der Besulspitze, die abenteuerliche Kampfzone des Waldes nimmt uns auf und endlich tief drunten der schöne Weg von Ulmich nach Kappl, an Tiroler Häusern und Halden hin. Es sollte nicht das „erste und letzte" Mal sein, — das versprach ich mir. Und durfte es halten.

Seßladspitze — Madaunspitze — Kreuzjochspitze — Seespitze — Rotewandspitze. Im September war ich schon wieder im Seß. Nebenbei: Im Kataster heißt es dort, wo die Hütte steht „Im Keß".

Ich erinnerte mich der Heubillen gegenüber der Seßladalpe, die alle so sind, daß man in jeder einmal schlafen möchte. Dort hinauf stieg ich und nistete mich in einer der obersten Billen ein. Sie war mit duftendem Heu gefüllt, ein kleiner „Wohnraum" angebaut, ein winziger Tisch, zwei winzige Hockerbänke, eine Feuerstelle. Durchlöcherte Mauern, Wände und Schindeln. Aber zünftig. Von einem Bach konnte ich das Wasser zur Hütte herrichten und alles wohl bereiten. Nebel hing überm Tal, aber ich kochte, las, horchte dem singenden Geißbuben zu und sah eine Sennerin und einen Hirten über die Halden kommen. Wir plauderten eine Weile. Der Hirte schimpfte heftig auf die — Alpenrosen, die alle Weiden überwuchern. Ein verdammtes Unkraut. Vor 70—80 Jahren sei der Gegenhang noch ganz frei von ihnen gewesen, jetzt sei alles verfilzt, alles Weideland verdrängt. Das Roden sei zwecklos, sie schössen nach wie — nun halt wie Unkraut. Man sah deutlich die großen scharfumgrenzten Rodungen in den Alpenrosenfeldern jenseits.

Und anderwärts muß man sie schützen — Gott, was für eine närrische Welt! —

Die zwei gingen zur Alpe. Der Geißbub zog mit dem üblichen Geißbubengeschrei und Gebimmel „ab nach Kappl". Die Wolken rissen auf. Es wurde kühl. Ich hockte mich in die „Wohnstube" und las bei einer Kerze.

Auf einmal polterte es draußen und der sehnlichst erwartete Gefährte stand da: Dr. Michaelis, ein Botaniker aus Stuttgart. Ich freute mich, einmal mit einem solchen Fachmann wandern zu dürfen. Wir plauschten noch eine Weile und krochen aufs Heu. Ich schlief herrlich und sorgenlos trotz Nebel, denn der andere Tag war der 13. September und am 13. habe ich immer Glück.

Um 7 Uhr standen wir droben im „Keß", hinterm See. Unter düsteren Wolken, die überm Samnaun lastete, schossen die Sonnenpfeile strahlend herein ins Paznaun.

Um 8 Uhr 30 Min. standen wir im Madaunjoch, 2808 *m*, warfen die Säcke ab und kraxelten über den Nordostgrat auf die Seßladspitze, 2941 *m* (8 Uhr 55 Min. bis 9 Uhr 10 Min.). Dieser ziemlich brüchige Gipfel bringt nichts Besonderes. Sein erster Ersteiger ist nicht bekannt. Toni Ochsenreiter, B. Chr. Mosl und Hermine Moser durchkletterten am 4. August 1931 seine brüchige breite Ostwand erstmals (vgl. oben). Die leichten Grate sind aber vorzuziehen.

Wir stiegen zurück ins Madaunjoch, jenseits am Südwestgrat der Madaunspitze empor. Obwohl wir kein Seil mitführten, glaubten wir doch leicht durchzukommen, denn laut „Hochtourist" (Bd. IV, 1926, S. 157) ist „die Überschreitung von der Rucklespitze (gemeint ist der Ruckelkopf) zur Seßlad- und Madaunspitze nirgends schwer".

Diese Bemerkung ist mir ein Beweis dafür, daß der Madaun-Südwestgrat noch nicht begangen oder doch nicht beschrieben wurde, denn wir stießen hoch oben auf einen gipfelwärts abstürzenden Turm, den wir ohne Seil nicht hinabzuklettern wagten, obwohl wir als Alleingänger manches gewohnt waren. Die Stelle ist nicht hoch, aber schwierig und auch der Weiterabstieg von oben nicht genau zu verfolgen.

Das suchste uns natürlich. Wir mußten ziemlich weit zurück, bis wir in die Südostflanke queren und über sie eine unfreiwillige, wenig ruhmreiche „Erstbegehung" machen konnten. Wir erreichten den Gipfelgrat vor dem vorletzten Turm. Es folgte noch eine hübsche Grat- und Plattenkletterei zum höchsten Südgipfel der Madaunspitze.

Sie ist in den Karten mit 3046 *m* gehöht, nach aller Ansicht zu hoch. Sie scheint jedenfalls niedriger als die 3034 *m* hohe Saumspitze. Ich nehme wie der „Hochtourist" rund 3000 *m* an, lasse aber in den Karten die amtliche Zahl bis dies geklärt ist.

In der „Erschließung der Ostalpen" (Bd. 2, 56) werden Besteigungen aus den Jah-

ren 1874 und 1890 erwähnt. Einzelheiten fehlen, doch wurde wohl stets der leichte Zugang von Norden her über den Nordostgrat benützt.

Ein gerader Schlußanstieg über die oberste Nordflanke (1899) ist als zwecklos.

Madaun ist die einheimische Bezeichnung für eine der besten — wenn nicht die beste — Futterpflanzen der Alpen: Meum Mutellina Gärtner, bei den Schweizern Muttern geheißen. Sie duftet würzig — petersilienähnlich — und wird „vom Vieh begierig aufgesucht". Bei häufigem Vorkommen wird — wie hier — eine Gemarkung oder gar ein Berg nach ihr benannt. Ihres Duftes wegen zerreibe ich sie gerne zwischen den Handflächen. Näheres findet man in C. Schröters „Alpenflora" und „Pflanzenleben der Alpen".

Ich arbeite eine halbe Stunde mit Aufzeichnen der durch Wolken verschleierten Rundschau. — Über den Nordgipfel und Nordostgrat gewannen wir leicht den nächsten Gratsattel. Der Hauptkamm wendet sich hier scharf ostwärts bis zum Karleskopf, macht einen Doppelknick nördlich und zieht dann nordöstlich zum Lattejoch.

Diesen ganzen Kamm vom Lattejoch zur Kreuzjochspitze beging A. Burckardt am 28. September 1892 allein, zwar mit vielen Umgehungen der schärfsten Gratstücke, aber jedenfalls eine schöne Leistung, wie wir gleich feststellen konnten. Wir blieben nämlich dem Grat treu und das ist gelinde gesagt eine Viecherei, schon deshalb, weil das erste Gratstück nur ein Zwischenstück ist und die Brüchigkeit dieser Zwischenschneide vor der Kreuzjochspitze jeder Beschreibung spottet. Dabei steht sie stellenweise wie ein Kartenblatt da und man muß allen Ernstes fürchten, mit dem ganzen Grat in die Tiefe zu rumpeln. Fritz und Karl Krall begingen diese Schneide am 29. August 1926 im Aufstieg mit der gleichen Erfahrung wie wir. Am besten weicht man nordseits aus und umgeht alles auf dem Firn des Madaunferners, über den man schließlich nicht den Westgrat, sondern den leichten Nordwestgrat der Kreuzjochspitze, 2921 *m*, gewinnt.

Diese Spitze wurde — soweit bekannt — am 31. Juli 1890 von einem gewissen Pfaffe mit dem Führer Wasel aus St. Anton a. A. erstmals bestiegen (Erschließung der Ostalpen, Bd. II, 56, falsch unter Madaunspitzen als deren Ostgipfel). Die leichte Ersteigbarkeit von Norden macht sie zu einer großartigen Skihochtur vom Moostal aus. Vom Seßlad her ist sie durch eine Bezeichnung und Steigspuren zum „Hütten- und Aussichtsberg" der Niederelbehütte gemacht worden. Und mit Recht. Die Fernschau: Die mittlere Ferwall-Hauptgruppe (W und SW), die mittlere und östliche Silvretta (WSW und S) mit dem mächtigen Dreizack des Fluchthorns. Über die Ost-Silvretta schauen die Unterengadiner Dolomiten mit dem Piz Pisoc herein, dann folgt (S und SO) das vollständige Samnaungebirge mit der Riesenpyramide des Muttler, neben dem die Ortlergruppe vorschaut. — Den Osten nehmen die Ötztaler Alpen ein, aus denen Weißseespitze, Wildspitze, Weißkugel und der formenreiche stolze Kaunergrat hervorstechen. Den NNO beherrscht der Hohe Riffler (Pettneuer Riffler) und den ganzen nördlichen Halbkreis die Kalkalpen, besonders die Lechtaler und Klostertaler, aber auch die Allgäuer Alpen und der Bregenzer Wald.

Im Westen sind schließlich noch Durchblicke durch das Ferwall auf den Rätikon und (dahinter) auf die Glarner Alpen (Ringelgruppe).

Nach viertelstündiger Rast, die durch tiefhängende Wolken etwas beeinträchtigt war, trollten wir uns wieder, um die Gratwanderung und Gipfelfresserei fortzusetzen.

Der nächste Gipfel ist die Seespitze. Sie ist etwas niedriger als die Kreuzjochspitze. Wir stiegen zum Kreuzjoch hinab, bogen des öftern nordseits aus und gewannen den prächtigen begrünten Gipfelgrat nach drei Viertelstunden um 14 Uhr 40 Min.

Seespitze heißen wir diesen kleinen Gipfel, weil er sich über dem „Schwarzen See" erhebt. Der Tiefblick ist wundervoll. Dieser See liegt im Karwinkel zwischen Seespitze und Kreuzjochspitze, ist größer als der Schotersee, aber nicht in den alten Karten. Er ist bis hoch in den Sommer hinein mit Firn umkränzt und mit schwimmenden Eisbrocken gespickt.

Wir wanderten weiter über den meist harmlosen Grat — ein dankbarer Marsch — zur Rotwandspitze, 2806 *m* (15 Uhr 20 Min. bis 15 Uhr 35 Min.). Sie wurde von uns so benannt, weil ihre Südwestflanke rotfelsig ist und jenes Gelände von den Hirten „Bei der Roten Wand" heißt.

Unser Bedarf war jetzt gedeckt. Wir stiegen durch das Karle (= kleines Kar) hinab zu unserer Bill. Im Südwesten zog ein Wetter auf und lag düster über dem Ruckegrat. Aber wir waren geborgen. Das Heu duftete, das Essen und der Tee mundeten wie nie. Am 13. habe ich noch immer Glück gehabt.

Älschnerspitze. Jetzt fehlte mir im Seßgebiet nur noch ein Einblick in die Älschnergruppe und das Kammstück von der Rotwandspitze zur Latte. Da ich den ganzen Kamm östlich vom Lattejoch schon 1928 begangen hatte, so galt es, diese Lücken noch zu schließen.

So zogen wir denn am andern Morgen (14. September 1929) um 7 Uhr 10 Min. los und waren um 9 Uhr 30 Min. am Südrand des Hochkares von Fatlar. Mit Hilfe des Weges geht das heute schneller. Bei einem großen Block verstauten wir einen Teil des Gepäckes, denn wir hatten vom Seßlad-Bill Abschied genommen und daher das ganze Lagergepäck bei uns.

Irgendwo knallten Jäger in die Stille. Aber wir waren schon im steilen Anstieg über die Nordflanke des Grates zwischen Älschnerspitze, 2837 *m*, und Burgner, 2507 *m*. Dieser Geröllschinder endete unter der Mitte der glatten Schlußwand, von wo — das hatten wir schon am Morgen ausgekundschaftet — ein riesiges, hinten scheinbar vertieftes Band nach Osten schräg emporzog auf den Grat. Wir waren aufs höchste gespannt und fanden nun tatsächlich ein Stück des Berges losgesprengt und abgesunken, so daß sich eine Schlucht auftat, die am Grunde mit blankem Eis ausgefüllt war. Mit leisem Gruseln stiegen wir da empor, denn alles schien auf plötzlichen Einsturz gebaut wie eine tückische Falle aus riesigen Klötzen. Es war eine wirklich höllische Landschaft, wie sie Nordflanken im Urgebirge oft zeigen. Das Erlebnis war doppelt stark, weil mit Betreten des Grates das Bild ins gerade Gegenteil umschlug: der schön gestufte Grat war mit Rasenbänken wie mit künstlichen Polsterstreifen belegt. Wir saßen und träumten eine Weile in der Sonne (10 Uhr 25 Min. bis 10 Uhr 35 Min.). Drei Viertelstunden später saßen wir vergnügt auf der Älschnerspitze, 2837 *m*, nachdem wir in gar hübscher Kletterei am ganzen Ostgrat entlang über Punkt 2668 emporgestiegen waren.

Zeichen fanden wir keine. Im Schrifttum oder sonstwie ist mir nichts bekannt geworden über eine frühere Besteigung. Es kann also die erste Besteigung sein.

Das Wort Älschner bedarf noch einer Erklärung. Das „Alsner" der Karten ist falsch. Ich habe nachgeforscht und den seltsamen Namen schließlich gedeutet. Die Spitze heißt natürlich nach dem Bach und Tal. Algschä, Algschnä oder Älschner aber heißen die Paznauner einen Strauch, die Traubenkirsche, Prunus Padus. Die Traubenkirsche wächst — bis zu kleinen Bäumen entwickelt — viel in den Dörfern des Paznaun, auch in Kappl, gleich bei der „Post". Ihre schwarzglänzenden Früchte enthalten einen Stein, sind als weitgezogene Traube angeordnet, und sehen den schwarzen Johannisbeeren sehr ähnlich. Sie sind bei den Bauern sehr beliebt, denn wenn ein Reif drüber gegangen ist, schmecken die sonst säuerlichen, mundziehenden Früchte sehr süß.

Wir bewunderten von der Älschnerspitze vor allem den schönen Tiefblick ins Paznaun, zogen aber dann bald wieder weiter, denn der Doktor wollte begreiflicherweise noch auf die Fatlarspitze, deren stolzes Dreibild uns gerade gegenüberstand. Nach kurzem Abstieg am Westgrat der Älschnerspitze verließen wir ihn. — Toni Ochsenreiter und B. Chr. Mosl haben ihn am 8. August 1931 von der Fatlarscharte her begangen. Wir stiegen nach Südwesten durch eine Steilrinne ab und querten auf schönen, aber ausgesetzten Rasenbändern zur unteren Fatlarscharte hinauf, 2743 *m*, wo sich an einem seltsam überhängenden Turm vorbei ein herrlicher Blick in das mildleuchtende Paznaun

auftat. Wie seinerzeit Freund Letsch und ich, so überschritten jetzt wir beide die Fatlarspitze mit einigen geringen Wegänderungen von Ost nach Nord. Aber die Gipfelstunde war diesmal ganz anderer Art: Als wir den Gipfel betraten, schwirrten zuerst, uns erschreckend, vier Schneehühner mit Knarren ab. Dann schossen plötzlich vier schwarze Dohlen links vom Gipfel, dann ebenso überraschend rechts von der Spitze empor und warfen sich mit gellenden Rufen wie stürzende Steine pfeifend wieder in die Tiefe. Die Berge lagen unter einer düsteren Wolkendecke. Durch duftblaue fensterartige Durchblicke schimmerten die Silvrettafirne wie das glänzende Versprechen eines südlichen Landes herein in diese Düsternis. Die Bäche im Larain und Fimbertal funkelten wie reines rinnendes Silber. —

Durch das einsame Alschnertal wandten wir uns wieder dem Paznaun zu. Seine feierliche Stille war noch größer als das erstemal. Dann brach das Gewitter los und der Regen trommelte in den Wald.

Ausklang. Ein knappes Jährlein später versammelte sich eine schon beachtlich große Gemeinde von Hamburger und Kieler Seß-Freunden in Kappl, um der Grundstein-Weihe der Niederelbehütte beizuwohnen. Zwei Tage vorher hatten wir den Hoppe-Seyler-Weg noch einmal erkundet und waren durch das weite Vergrößß nach Ischgl hinabgestiegen. Tags darauf (3. Juli 1930) forschten wir den Kieler Weg aus. Bei dieser Gelegenheit überschritten wir den ziemlich schwierigen Beilstein, 2753 *m*, von Südwesten nach Osten. Beim Abstieg über den Ostgrat, der mit plattigen Steilstufen abfällt, wunderte ich mich nicht mehr, weshalb ihn Burckardt 1892 gemieden hatte und weit ausholend in der Nordflanke auf den Westgrat hinübergequert war. Anschließend an den Beilstein überschritten wir noch die leichte Steterspitze, 2733 *m*. Der Name scheint mir verschrieben zu sein. Die Kappler nennen den Wald am linken Ufer des unteren Steterbaches „Stertenwald". Es muß also wohl Stertenbach und -spitze heißen?

Von den Bergen im Bereich der Niederelbehütte fehlten mir jetzt nur noch einige wenige Spitzen zu einer vollkommenen Gipfelsammlung, so der Karleskopf und die Karles-Türme. Doch schon am 3. August 1931 nahmen B. Chr. Mosl, Toni Ochsenreiter und Hermine Moser mir diese Sorge ab. Sie überschritten diesen Seitenkamm von Norden nach Süden in leichter bis mittelschwieriger Kletterei. Sie schätzen den nordwestlichen Turm 2720 *m*, den mittleren 2680 und den südöstlichen 2670 *m* hoch.

Jetzt war nur noch der obere Plattkopf, 2758 *m*, im Alschnerkamm, der auch noch seine Freunde finden wird. In der Literatur sind alle diese Gipfel nicht erwähnt. Und endlich ist da noch die weitläufige Rendelgruppe, die in der Kreuzjochspitze vom Hauptkamm nach Norden abzweigt und das Malfontal vom Moostal scheidet. Sie liegt nicht im engeren Turenbereich der Hütte und deshalb auch außerhalb dieser Betrachtung.

* * *

So kam der Tag der Grundsteinlegung. Sie vereinigte eine begeisterte Schar im Seß. Viele aber durften schon ein Jahr später bei der Weihe der Hütte und Wege zugegen sein. Die Hamburger und Kieler hatten mit gewohnter Fixigkeit gearbeitet.

Mir wurde die Teilnahme an dieser Feier leider vereitelt. Aber ich habe so die schöne Freude auf den ersten Besuch der Hütte noch vor mir und damit eine Hoffnung auf die Wiederkehr jener wundersamen Tage im Seß.

Die Berge des Winnebachtales

Von Ph. Ludwig, Frankfurt a. d. Oder

Wer mit dem Auto das Ötztal hinauf fährt — der Fußwanderer mit dem Rucksack ist ja aus dem mittleren und unteren Ötztal fast ganz verschwunden —, der kommt zwischen Unterlängenfeld, dem Geburtsorte von Franz Senn, und Oberlängenfeld über einen schnell fließenden, wasserreichen Bach, den Fischbach. Dieser führt die Schmelzwässer der Gletscher des Sulztales und seines Seitentales, des Winnebachtales, der Ötztaler Ache zu und hat, ehe er durch starke Dämme geschützt war, bei starken Regengüssen oder plötzlicher Schneeschmelze früher wiederholt den Talboden von Längenfeld weithin überflutet. Auf beiden Ufern des Fischbaches führen Wege — der eine von ihnen wird gegenwärtig als schmale Fahrstraße ausgebaut — zu dem etwa 400 *m* über Längenfeld 1573 *m* hoch gelegenen Örtchen Gries, das man in 1¼ bis 1½ Stunden erreicht. Der Wegebau hängt zusammen mit dem Plane, im oberen Sulztale, unterhalb des großen Sulztaler Ferners einen großen Stausee zu bauen, von dem das Wasser durch einen 5 *km* langen Tunnel mit etwa 1000 *m* Gefälle einem unweit Huben zu errichtenden Kraftwerk zugeführt werden soll. In Gries bieten zwei Gasthäuser gute und preiswerte Unterkunft und Verpflegung, das Gasthaus „Zum guten Tropfen" beim Herrn Kaplan und das Gasthaus „Zum Turisten", außerdem sind fast sämtliche Bauernhäuser auf die Beherbergung von Fremden eingerichtet. Der idyllisch gelegene Ort hat sich namentlich in den letzten Jahren zu einer beliebten Sommerfrische entwickelt. Auf der Talstufe von Gries vereinigten sich zur Eiszeit die Gletscher des Sulztales und des Winnebachtales, um dann als ein Gletscher auf der Höhe von Längenfeld in den großen Ötztaler Gletscher zu münden. Geht man von Gries in südöstlicher Richtung weiter, so gelangt man bei mäßiger Steigung in etwa 2 Stunden zu der Amberger Hütte, dem Ausgangspunkt für den unschwer zu ersteigenden, mit Recht als Aussichtsberg ersten Ranges geschätzten 3500 *m* hohen Schrankogel und für die lockende, schwierigere Atterspitze, auch Wilde Leck genannt. Wer in Gries einen Tag übrig hat, sollte nicht versäumen, auf gut gangbarem Wege dem südlich des Ortes gelegenen 2815 *m* hohen Gamskogel einen Besuch abzustatten. Der Anstieg erfordert 3—4 Stunden und der Gipfel bietet neben einer prächtigen Hochgebirgsaussicht einen geradezu großartigen Überblick des Ötztales mit seinen Seitentälern und seinen zahlreichen Ansiedlungen.

Vor den letzten Häusern von Gries zweigt von dem Hauptwege links ab der Weg in das Winnebachtal, das Hüttengebiet der Sektion Frankfurt a. d. O. Der Weg führt zunächst in mäßiger Steigung in etwa 20 Minuten zu den 1693 *m* hoch gelegenen Winnebachhöfen, der höchsten Siedlung des Tales, wo auch Gelegenheit zum Rasten oder zu längerer Unterkunft ist. Der weitere Weg führt anfangs etwas steil, dann mit mäßiger Steigung zu dem 2372 *m* hoch gelegenen kleinen Winnebachsee, an dessen Rand das kleine Schutzhaus der Sektion in den Jahren 1900 und 1901 erbaut worden ist. Der See liegt, umgeben von einem prächtigen, fast einen Kreis bildenden Bergkranz, ungefähr an der Stelle, wo zur Eiszeit sich die von den umrahmen-

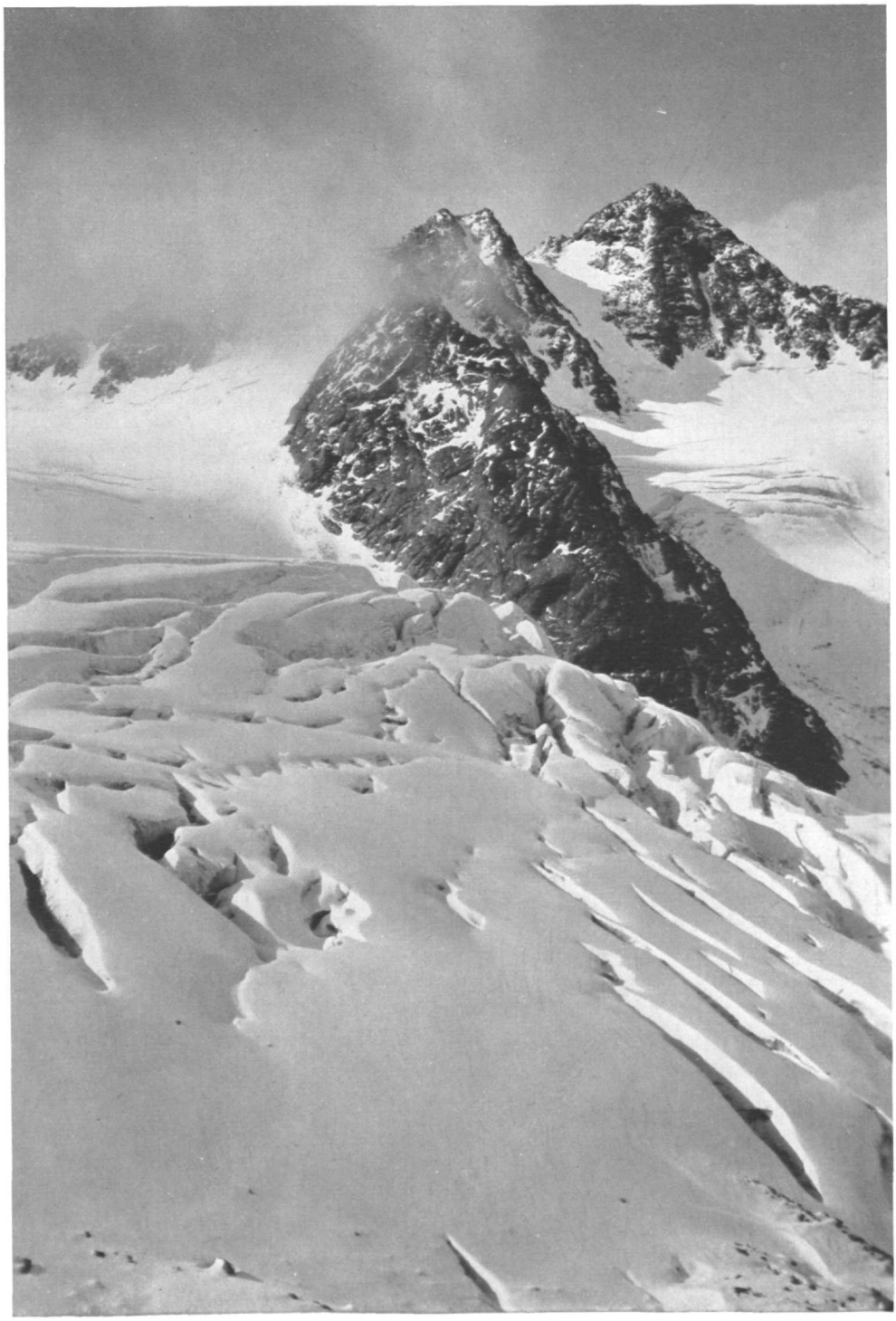
den Bergen herabfließenden Gletscher zu dem Winnebachgletscher vereinigten. Er wird gespeist von den Schmelzwässern der kleineren Gletscher der Umgebung, während sich der Abfluß des größten Gletschers, des Bachfallferners, unweit der Hütte als stattlicher Wasserfall ins Tal ergießt.

„Wir haben ja keine Ahnung gehabt, was Sie für ein wunderschönes Hüttengebiet haben", so sagte zu mir ein offenbar sehr erfahrener Bergsteiger, ein Steiermärker, mit dem ich im Jahre 1930 zuerst auf der Winnebachseehütte und später auf der Amberger Hütte zusammentraf, „von Ihrer Hütte aus kann man ja 14 Tage lang jeden Tag eine andere Hochtur machen." Aus mindestens einem Dutzend Gipfeln von 3100 *m* bis 3300 *m* Höhe besteht der Bergkranz, der den Winnebachsee umgibt, und die Mehrzahl dieser Spitzen ist von der Hütte in etwa 3 Stunden erreichbar. Dazu kommt noch eine Reihe von leicht zugänglichen Aussichtspunkten von geringerer Höhe in der näheren und weiteren Umgebung. Man kann den Bergkranz in 4 Gruppen einteilen und zwar: die Larstiger Berge mit dem Breiten Grieskogel und mit ihren Ausläufern, den Kamm des Winnebacher Weißkogels, den Hohen Sebleskogel mit einer Anzahl Spitzen und die Bachfallenberge, die in weitem Bogen den oberen wenig geneigten Teil des großen Bachfallenferners umgeben. Getrennt werden diese Berggruppen voneinander durch die drei nächst dem Aufstieg von Gries am meisten benutzten Zugänge zu dem Hüttengebiet, das Zwieselbachjoch, das Winnebachjoch und die Bachfallenscharte.

An der Erforschung des Gebietes haben sich in hervorragendem Maße beteiligt die Mitglieder des Akademischen Alpenklubs Innsbruck, die meist Praxmar (Gasthof „Zum Akademischen Alpenklub") oder die etwas weiter oberhalb im Lisenzer Tale gelegene Längentaler Alm als Ausgangspunkt gewählt haben. Besonderer Dank gebührt Herrn Dr. Hörtnagl d. Ä. (Innsbruck), der die reichen Erfahrungen, die er und seine Gefährten gesammelt haben, niedergelegt hat in den Veröffentlichungen des Akademischen Alpenklubs Innsbruck (1898 bis 1901). Von seinen Wandergefährten möchte ich noch des Herrn Fritz Stolz gedenken, des Bruders unseres Leitungsmitgliedes Prof. Dr. Otto Stolz, der im Jahre 1899 bei einer unschwierigen Tur an der Seekarleschneide in den Pitztalern durch Ablösen eines Steines tödlich verunglückt ist. Eine reiche Ausbeute von lehrreichen Berichten liefern auch die auf der Winnebachseehütte ausliegenden Turenbücher aus den Jahren 1901 bis 1931.

1. Die Larstiger Berge mit dem Breiten Grieskogel. Juli 1930. In Gries „Zum guten Tropfen" erfuhr ich von zwei Damen, daß sie sich für den folgenden Tag, einen Sonntag, einen Führer für den Breiten Grieskogel verpflichtet hatten. Ich beschloß, die Damen wenigstens ein Stück weit zu begleiten, um bei der Gelegenheit gleich auf der Hütte zum Rechten zu sehen. Da der Führer erst zur Messe mußte, konnte die Tur verhältnismäßig spät beginnen. Wir gingen am Morgen voraus zur Hütte, die wir in bequem 2 Stunden erreichten. Das günstige Wetter ließ in mir den Wunsch aufkommen, dem Breiten Grieskogel, auf dem ich vor Jahren schon wiederholt gewesen war, noch einmal einen Besuch abzustatten, um zugleich den jetzt meist üblichen Anstieg, der mir noch fremd war, kennenzulernen. Die Damen waren sehr gern bereit, mich mit zu nehmen. Um 9 Uhr, als der Führer nachgekommen war, brachen wir auf und gingen auf bequemem Wege zum Zwieselbachjoch, der Grenze zwischen unserem Hüttengebiete und dem unserer Nachbar- und Tochtersektion Guben. Das Aussehen des Joches hat sich im Laufe der nahezu 30 Jahre, die ich es kenne, ganz außerordentlich geändert. Von den zwei Gletschern, die, wie Hörtnagl schreibt, von dem Joch herabfließen, ist nur der nördliche, der Zwieselbachferner, geblieben, und auch dieser ist stark zurückgegangen. Eine Gletscherspalte auf der Jochhöhe, von der ich noch eine Aufnahme aus dem Jahre 1906 besitze und die auch 1909 noch unverändert war, ist völlig verschwunden. Ein Abfahren von der Zwiesel-

Putzenkarleschneide
↓



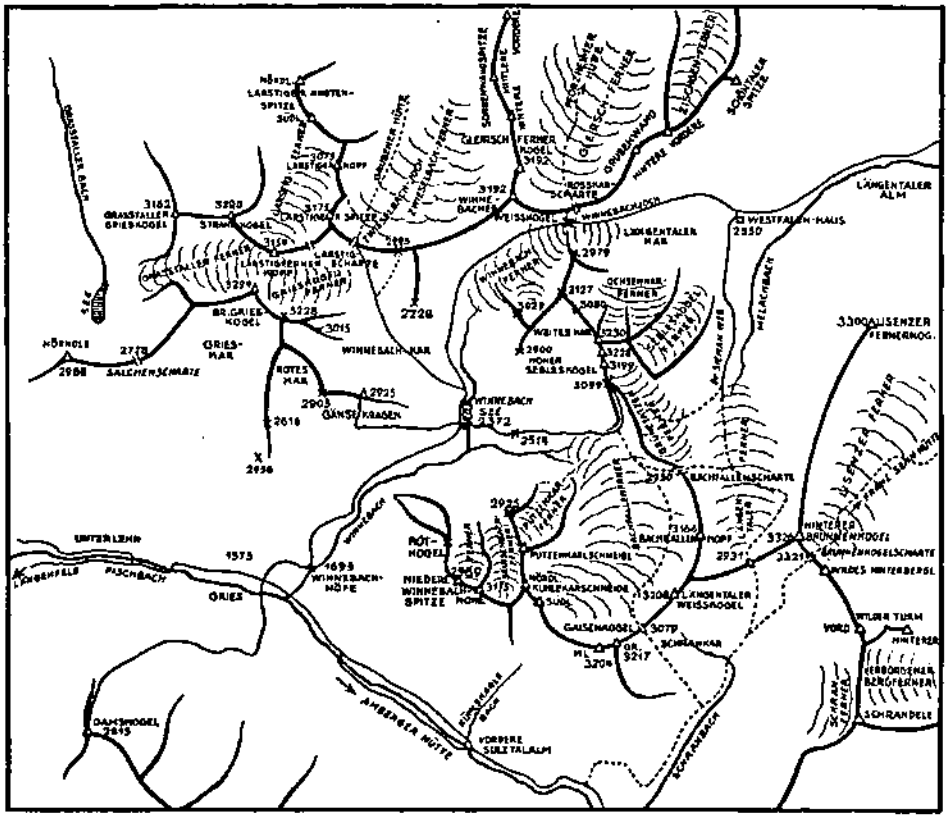
Putzenkarleschneide mit Bachfallen- und Putzenkarleferner vom Wege zum Sebleskogel

Brunnenkogel ↓ Längentaler Ferner ↓ Schrandele ↓ Schrankogel ↓

Gipfelblick vom Sebleskogel mit Brunnenkogel, Schrankogel, Längentaler- und Bachfallenferner

Ostgrat der Larstiger Spitze vom Wege zum Breiten Grieskogel

Universitäts-Bibliothek



Die Berge des Winnebachtales

bachscharte in das Winnebachkar, von dem Zimmermann[1]) berichtet, ist jetzt im Sommer völlig ausgeschlossen. Es zeigt sich hier, wie überall in dem ganzen Gebiet, ein starker Rückgang der Schnee- und Firnbedeckung, der namentlich im Verlaufe der letzten Jahre ein großes Ausmaß angenommen hat, so daß zahlreiche Beschreibungen von Anstiegen aus früheren Jahren nicht mehr zutreffen. Vom Zwieselbachjoch ging es dann, zunächst angesichts der stark zerklüfteten Abstürze der Larstiger Spitze, an denen die in Turenberichten oft erwähnten, gefürchteten weißen „Quarzstrahlen" stark hervortreten, und später links ausbiegend, auf dem Grieskogelferner bei gutem Schnee sehr bequem zum Gipfel, den wir um 12 Uhr erreichten. Die prachtvolle Aussicht wird von allen Besuchern gerühmt. Einer der ersten, W. Escherich, der übrigens den gegenwärtig, soviel mir bekannt ist, selten benutzten Anstieg von Gries über die Salchenscharte wählte, schreibt darüber[2]) „Die Aussicht ist überwältigend schön, nahezu unbeschränkt, in einzelnen Teilen selbst der des um 200 *m* höheren Schrankogels vorzuziehen". Auch wir hatten eine großartig schöne und dabei eigenartige Aussicht, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Der Himmel trug eine Wolkenhaube, zwischen den Wolken und dem Horizont war jedoch ein breiter Streifen blauen Himmels und

[1]) Jahresbericht des Akademischen Alpenklubs, Innsbruck 1905/6, S. 24.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 107.

die Hochgebirgsaussicht sowie die Talblicke waren völlig klar. Das Ganze machte dadurch, daß die Sonne fehlte, einen eigentümlich düsteren Eindruck, der mir für immer unvergeßlich bleiben wird. Als ich der in einer Lücke des Steinmandls untergebrachten Kapsel das gut erhaltene und gut gehaltene Gipfelbuch entnahm, machte ich die Entdeckung, daß ich nahezu einen Erinnerungstag feiern konnte. Wir schrieben den 27. Juli 1930 und auf der ersten Seite des Buches war eingetragen, daß ich am 26. Juli 1909 mit einem leider zeitig gestorbenen Sektionsgenossen, Herrn Heuer und einer meiner Töchter, die ich zur Belohnung für ihr gut bestandenes Lehrerinnenexamen mit in die Alpen genommen hatte, das Gipfelbuch niedergelegt hatte. Wir hatten damals, wie schon angedeutet, einen anderen Aufstieg gewählt. Wir waren (vgl. auch den „Hochturisten") etwa nach einer Stunde, von der Hütte aus gerechnet, vom Wege links in das Winnebachkar abgebogen und hatten über Punkt 3015 und 3228 der Alpenvereinskarte den Gletscher erreicht. Dieser etwas kürzere Anstieg, der mir auch von einem noch früheren Besuche her bekannt war, wird jetzt seltener eingeschlagen, weil, wie ich höre, der Übergang auf den Gletscher bei den gegenwärtigen Eisverhältnissen unbequem ist. Als Abstieg ist in allen Fällen der Weg über den Gletscher zu empfehlen. Man hat hier stets den prachtvollen Blick auf das obere Winnebachtal und den umgebenden Bergkranz. Nach einer Rast auf der Hütte waren wir dann bei guter Zeit wieder unten in Gries.

Von den nicht genannten möglichen Anstiegen sei noch erwähnt der Weg von Niederthai durch das Grasstaller Tal. Der Weg gilt für sehr ermüdend und dient gelegentlich als Abstieg, hingegen selten als Aufstieg. Sehr beliebt ist der Breite Grieskogel bei den Winterturisten. Man kann den Gipfel bequem mit Skiern erreichen und der Berg bietet eine prachtvolle Abfahrt.

Der schönste Teil der Aussicht vom Grieskogel ist wohl der Blick auf die Ötztaler mit der Wildspitze. Von besonderem Reiz ist aber auch der Blick nach Norden. Hier sieht man eingerahmt von dem Eckpfeiler des unteren Ötztales, dem Acherkogel und dem Wettersteingebirge, den unstreitig schönsten Berg dieser Gruppe der Ostalpen, den Strahlkogel. Den großartigsten Anblick bietet der Berg wohl von Norden, vom Larstiger Tale aus, hervorragend schön ist aber auch der Blick auf ihn und seine Nachbarn, den Breiten Grieskogel und die Larstiger Spitze, von dem Winnebacher Weißkogel sowie von dem etwas weiter entfernten Hohen Sebleskogel. Von Süden oder Südosten her ist er durch den 4 *m* höheren Breiten Grieskogel oder durch den Larstiger Fernerkopf meist ganz oder teilweise verdeckt.

Der Strahlkogel wurde zuerst im Jahre 1833 von Thurwieser erstiegen, wahrscheinlich von der Südseite und zum zweiten Male 1887 von Ludwig Purtscheller mit Dr. Fritz Drasch über den Grasstaller Grieskogel, die Einsattelung zwischen diesem und dem Strahlkogel und dem Westgrat. Der am häufigsten begangene Weg führt, wie die Eintragungen im Turenbuch zeigen, von der Einsattelung zwischen Larstiger Fernerkopf und Strahlkogel über den Südostgrat. Die beiden genannten relativ leichtesten Wege, Südostgrat und Westgrat, sind von dem Breiten Grieskogel oder dem Grasstaller Ferner deutlich zu übersehen, ebenso die nicht selten zum Anstieg benutzte brüchige Südwand. Schwieriger sind die andern Anstiege. Über die Bezwingung der schwierigen Nordwand durch Wolf und Zimmermann[1]) im Jahre 1903 findet sich ein ausführlicher Bericht in dem Turenbuche. Sie brauchten zu dem Wege etwa 16 Stunden und waren genötigt, bei Regen auf dem Gipfel zu übernachten. Über die Erstersteigung des Nordostgrates (9. Sept. 1919) berichtet G. Pfeifer in dem Turenbuche. Über die schwierige von Hörtnagl[2]) erwähnte

[1]) Jahresbericht des Akademischen Alpenklubs, Innsbruck 1906.
[2]) 8. Jahresbericht des Akademischen Alpenklubs, Innsbruck 1900/1901.

Ostflanke finde ich keine Eintragung. Da die oben genannten Einsattelungen zwischen Strahlkogel und Grasstaller Grieskogel einerseits und Larstiger Fernerkopf andererseits auf verschiedenen Wegen erreicht werden können, so ergibt sich für die Besteigung eine Fülle von Möglichkeiten, die, wie die Eintragungen zeigen, auch reichlich ausgenutzt wurden.

Ich selbst fand erst im Sommer 1932 Gelegenheit, dem Strahlkogel einen Besuch abzustatten und wählte zum Anstieg sowie auch zum Abstieg den am wenigsten durch lose Steine gefährdeten Südostgrat. Unter Begleitung unseres Hüttenwirtschafters, Bergführers Peter Paul Schöpf, ging ich vom Zwieselbachjoch steil hinan zu der Einsattelung zwischen dem Larstigfernerkopf und P. 3162 *m* der Alpenvereinskarte, weiter ein wenig hinab auf den Grasstaller Ferner und dann über loses Geröll hinauf zu der Scharte nordwestlich des Larstigfernerkopfes. Hier begann die Kletterei über den Südostgrat. Der Aufstieg bis zum Gipfel von der Scharte erforderte 1 St. 25. Min. und beim Abstieg wurde nichts gespart. Die ganze Tur von der Hütte bis zurück zur Hütte dauerte, ungerechnet die Rasten 8 Stunden, wovon 4½ Stunden auf den Aufstieg und 3½ Stunden auf den Abstieg kamen. Die Aussicht vom Gipfel war über alle Maßen schön. Durch die Aussicht von dem Gipfel fand ich bestätigt, was ich schon früher vermutet hatte, daß die Höhe des Larstigfernerkopfes auf der Alpenvereinskarte falsch angegeben ist. Man sieht vom Gipfel des Strahlkogels aus über den Larstigfernerkopf hinweg die Felsen unterhalb der Zunge des Bachfallenferners, deren Höhe etwa 2450 *m* beträgt. Hiernach ist, wie eine einfache Rechnung ergibt, die Höhe des Larstigfernerkopfes um etwa 100 *m* niedriger anzusetzen, als auf der Karte angegeben ist. Vielleicht ist die Zahl 3254 nur verdruckt statt 3154. Als selbständige Tur kommt die Besteigung des Larstigfernerkopfes, ebenso wie die des obenerwähnten Grasstaller Grieskogels, wohl kaum in Betracht. Beide werden anscheinend nur in Verbindung mit dem Strahlkogel besucht.

Ein beliebter Kletterberg der Gruppe ist noch die Larstiger Spitze, die meist über den Südostgrat bestiegen wird. Strahlkogel und Larstiger Spitze sind übrigens wegen ihrer Beschaffenheit vorwiegend Sommerberge. Über winterliche Besteigungen finde ich nur ganz vereinzelte Berichte, so z. B. erwähnt Dr. Allwein kurz eine Besteigung des Strahlkogels im März 1927.

Als Ausläufer der Berge der Larstiger Gruppe ist der unmittelbar über der Hütte aufragende 2915 *m* hohe Ganskragen anzusehen, der von der Hütte aus auf einem von dem verstorbenen Sektionsmitglied Heuer gestifteten, markierten Pfade in 1½ bis 2 Stunden erreichbar ist. Der Name hat mit Gänsen vermutlich nichts zu tun, er ist wohl eine Umbildung von Gamskragen und dieser Name ist für den Berg zutreffend, weil der vom Breiten Grieskogel ausgehende Rücken eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Gemsenrücken hat. Gemsen habe ich bei meinen wiederholten Besuchen des Berges nicht gesehen, nur Schafe, die bis zum Gipfel hinaufgehen, und gelegentlich habe ich ein Schneehuhn mit seinen niedlichen Jungen aufgescheucht. Der Berg bietet eine schöne Übersicht der näheren Umgebung und einen prächtigen Fernblick auf die Ötztaler mit der Wildspitze.

2. Der Rücken des Winnebacher Weißkogels. Steht man vor der Winnebachseehütte, so erblickt man links der Hütte einen schwarzen Berg, dessen Gipfel von hier aus gesehen etwa den Umriß eines Halbkreises hat. Dieser Berg ist auf der neueren Ausgabe der Ötztaler Karte als Winnebacher Weißkogel, auf der älteren fälschlich als Gleierscher Fernerkogel bezeichnet. Letzterer Name kommt, wie auf der neueren Karte richtiggestellt ist, einem Nachbargipfel zu. Der Name „Weißkogel" rührt übrigens daher, daß die dem Langental zugekehrte Seite des Berges zum großen Teil vergletschert oder mit Firn bedeckt ist. An den Winnebacher Weißkogel schließt links ein sich bis zum Zwiesel-

bachjoch hinziehender Rücken an, der auf der älteren Ausgabe der Karte mit Weißkogel bezeichnet ist, von der einheimischen Bevölkerung aber Sonnenwand genannt wird. Ein hervorragender durch eine Stange gekennzeichneter Punkt dieses Rückens, der eine prächtige Rundsicht bietet, wird in den Reisehandbüchern als Vorberg des Weißkogels bezeichnet. Er ist unschwer vom Zwieselbachjoch aus oder auch vom Wege zum Joch aus erreichbar. Da der Punkt vielfach auch von Ungeübten besucht wird, hat die Sektion eine einfache Markierung des Zuganges veranlaßt. Die Karte ist für diesen Teil des Gebietes leider ungenau. Dies führt schon Hörtnagl näher aus[1]) und zahlreiche Eintragungen in den Turenbüchern bestätigen seine Beobachtungen. Auch die Richtigkeit der Höhenangabe, 3162 *m*, des Weißkogels wird in Zweifel gezogen. Man schätzt ihn etwa 30 *m* höher[2]). Am Winnebacher Weißkogel gabelt sich der Kamm in einen östlichen und einen westlichen Rücken, die die beiden Umrahmungen des Gleierschtals bilden. Der östliche Teil hat unweit des Weißkogels eine Einsattelung, auf der neueren Karte „Roßkarscharte" genannt, durch die eine allerdings unter Umständen schwierige Verbindung des Winnebachtales und des Gleierschtales ermöglicht wird.

Ich saß 1910 auf der Hütte, Zeit und Geld näherten sich ihrem Ende und ich überlegte, welchen Weg ich zur Heimkehr, zunächst zum Übergang ins Inntal, benutzen sollte? Den gegenwärtig sehr beliebten Übergang: Winnebachjoch—Westfalenhaus—Praxmar oder Lisenz—Gries im Sellrain—Kematen, hatte ich in beiden Richtungen schon wiederholt gemacht, auch ein außerordentlich lohnender, in früheren Zeiten sehr einsamer Weg: Telfs—Hocheder—Rietzer Grieskogel—Kühtai—Finstertalscharte—Zwieselbachjoch—Winnebachseehütte war mir bekannt. Diesesmal sollte es durch das Gleierschtal gehen. Mein weiterer Plan, den ich auch durchgeführt habe, war, über St. Sigismund nach Haggen zu wandern, dem mir noch unbekannten Kraspestal einen Besuch zu machen, einen Übergang zum Finstertal zu suchen und über Kühtai, Birchkogel, Stamser Alp zum Inntal abzusteigen. Daß es sträflicher Leichtsinn gewesen wäre, den Anfang des Weges, den Übergang ins Gleierschtal, als Alleingeher auszuführen, war mir von vornherein klar, die Führer, die ich sprach, hatten jedoch wenig Neigung mich zu begleiten, da sie den Weg nicht kannten, nur der alte Kuprian, dessen Name auch gelegentlich der Geschichte der Erstersteigungen aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wiederholt genannt wird — er ist vor einigen Jahren hochbetagt gestorben — mit dem ich schon wiederholt gegangen war, zeigte sich sofort bereit mitzukommen, obwohl ihm der Weg auch fremd war. Wir verabredeten folgenden Plan: Wir wollten vom Wege zum Winnebachjoch links abbiegend auf die Einsattelung südwestlich des Winnebacher Weißkogels aufsteigen, weiter versuchen diesen zu überschreiten und von der Roßkarscharte ins Gleierschtal abzusteigen. Der Kuprian sollte dann, sobald ich seiner nicht mehr bedurfte, auf dem kürzesten Wege zurückkehren.

Der Anfang ging programmäßig vonstatten. Doch als wir die erwähnte Einsattelung erreicht hatten, von der man fast senkrecht ins Zwieselbachtal hinabsah, und uns den weiteren Anstieg besahen, kamen wir zu der Überzeugung: „Für unsere Verhältnisse zu schwierig[3])." Es hieß also umkehren. Beim Abstieg, hart unterhalb der Scharte, ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Ein Windstoß entriß dem Kuprian seinen Hut und dieser blieb gerade unterhalb unseres Standpunktes, seitlich von der möglichen Abstiegsroute, etwas weniger wie eine Seillänge von uns entfernt, in den

[1]) Hörtnagl, Das Sellrainer Gleierschtal, Innsbruck 1898.
[2]) Witzenmann, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1932, S. 155.
[3]) Der Aufstieg ist laut Turenbuch im Jahre 1913 von Herrn Schuster (D. u. Ö. A.-V., Akad. Sektion Dresden) und Herrn Wordsieck (München) ausgeführt worden. Schuster schreibt: „Teilweise schwierige Kletterei. Einige Türme kann man auf der Südseite umgehen."

Felsen hängen. Dem Kuprian war der Verlust sehr unangenehm, um so mehr, da ihm die natürliche Bedeckung seiner Kopfhaut bis auf einen kümmerlichen Rest abhanden gekommen war. Ich überlegte. Da ich der Leichtere war, kletterte ich also, von Kuprian gesichert, hinunter und rettete ihm den Hut. Dann umgingen wir den Berg und stiegen zur Roßkarscharte hinauf. Auf den Winnebacher Weißkogel verzichtete ich diesesmal. Es war viel Zeit verloren gegangen, vor Haggen war auf Unterkunft nicht zu rechnen und zudem war das Wetter ungünstig geworden. Als wir auf der Scharte standen, schien wieder die Fortsetzung der Tur in Frage gestellt. Wir sahen unter uns ein steiles Schneefeld und darunter einen breiten Randschrund; von weiteren Spalten — der Sommer 1910 war sehr schneereich und vor kurzem war Neuschnee gefallen — war nichts zu sehen. „Da kommen wir nicht hinunter", meinte Kuprian, „die Lawinen sind nicht abgegangen, und dann die Randkluft!" Nach einigem Überlegen sagte er: Wir wollen einmal versuchen, die Lawinen abzutreten. Dies gelang. Wir stellten uns auf den Grat und versuchten mit den Füßen den Schnee in Bewegung zu setzen. Die ganze Masse des Neuschnees glitt bald hinab und füllte den Randschrund aus. Der alte Schnee bot hinreichend Halt und wir stiegen wie auf einer Leiter an der steilsten Stelle hinab. „Wie komme ich da nur wieder hinauf?" sagte bekümmert Kuprian bei der weiteren Fortsetzung des Abstieges. Es ist ihm aber später doch gelungen. Als ich mich dann auf dem unteren Teil des Gletschers, wo keine Spaltengefahr mehr vorlag, von ihm verabschiedete und ihm soviel gab, wie meiner Ansicht für die Tur ihm zukam, schob er mir 3 Kronen zurück und war nicht zu bewegen, sie anzunehmen, das sollte wohl die Entschädigung für die Rettung des Hutes sein!

Im Sommer 1928, als der Gletscher völlig ausgeapert war, hat der Abstieg Anlaß zu zwei Unglücksfällen gegeben[1]), von denen der eine ein Todesopfer forderte, während die Teilnehmer der anderen Tur noch verhältnismäßig günstig davonkamen, obwohl einer von ihnen 2 Nächte mit gebrochenem Unterschenkel auf dem Gletscher oder nahe am Gletscher zubringen mußte. Übrigens waren die von der Winnebachseehütte aufgebrochenen Turisten ausdrücklich von den Wirtschaftern vor dem Übergang gewarnt worden. Daß auch im Winter bei viel Schnee der Abstieg nicht unbedenklich ist, geht aus der Schilderung von Dr. Mühlbrett[2]) hervor. Die Sektion Pforzheim schreibt auch in ihrem kleinen Hüttenführer über den Übergang: „Aufstieg nur unter günstigen Verhältnissen, Abstieg nie." Von den Besuchern der Winnebachseehütte, die aus dem Gleierschtal gekommen sind und sich in das Turenbuch eingetragen haben, schreibt Moriggl (Sept. 1903): „Der Aufstieg erfolgte über steiles, mit rutschigem Neuschnee bedecktes Eis und könnte bei günstigen Schneeverhältnissen kaum schwierig genannt werden." Die andern, Hohenleitner (Juli 1903, wohl der Herausgeber des bekannten Führers für das Stubaital), Albricht (April 1921) und Dr. Allwein (März 1927) machen keine näheren Angaben. Änderungen des Gletschers, wie sie überall in dem Gebiet, namentlich in den letzten Jahren, beobachtet wurden, dürften kaum wesentlichen Einfluß auf die Beschaffenheit des Übergangs haben, der steile Abfall bleibt auf alle Fälle bestehen.

Einundzwanzig Jahre waren vergangen, darunter allerdings elf, in denen ich wegen des Krieges und der Folgen des Krieges, nicht in die Alpen gekommen war. Immer noch hatte ich nicht Gelegenheit gefunden den Besuch des Winnebacher Weißkogels, den ich im Jahre 1910 hatte aufgeben müssen, nachzuholen. Jetzt im Jahre 1931 sollte es unbedingt sein. Da ich weiter keinen Gefährten fand, ging ich allein mit dem Hüttenwirtschafter Peter Paul Schöpf. Wir gingen auf dem üblichen Wege zum Winnebachjoch, erreichten von da über Schnee und Geröll in drei Viertelstunden den

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1929, S. 173 u. 174. [2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1925, S. 201 u. 202.

Gletscher und in weiteren drei Viertelstunden (Gletscher zu Anfang steil) den Gipfel. Zum Schluß, wie auf anderen Bergen des Gebietes, Kletterei über mehr oder weniger wacklige Blöcke verschiedener Größe. Beim Abstieg umgingen wir die steilste Stelle des Gletschers durch Ausbiegen nach links. Die Fernsicht ist natürlich nicht so umfassend, wie auf den etwa 100 *m* höheren Breiten Grieskogel und Strahlkogel, dafür hat man einen geradezu großartigen, wohl den schönsten, Blick auf diese Gruppe, ferner einen prachtvollen Überblick des Gebirgsstockes des Hohen Sebleskogels mit seinen verschiedenen Spitzen sowie der Umrahmung des Bachfallenferners. Besonders schön sind auch die Talblicke. Man übersieht das Winnebachkar mit dem See und der Hütte, das Zwieselbachtal und das obere Langtal.

Der Berg erhält übrigens vorwiegend Winterbesuch, Sommerbesucher scheinen selten zu sein. Schifahrer berichten, daß sie vom Gipfel über das Winnebachjoch in 20 Minuten bis zur Hütte abgefahren sind[1]).

3. Der Hohe Sebleskogel. Der Hohe Sebleskogel ist, wie schon bemerkt, eigentlich kein Berg, sondern ein Gebirgsstock, von dem sich 4 Spitzen und einige Punkte über 3100 *m* erheben. Drei der Spitzen, die Punkte 3190 *m*, 3228 *m* und 3230 *m* der Karte sind von der Hütte aus über das sogenannte weite Kar sichtbar, der weiter westliche, 3127 *m* hohe Punkt, wird gleich einer Anzahl weiterer Erhebungen wohl sehr selten betreten.

Der jetzt Sommer und Winter viel benutzte, ziemlich einfache Weg ist erst verhältnismäßig spät entdeckt worden. Die ersten Angriffe erfolgten von Norden her, da es den Besteigern entgangen war, daß durch das Fernautal in der Richtung des jetzt vom Westfalenhause ausgehenden „Dr.-Siemon-Weges" ein bequemer Zugang zu dem von dem Gipfel des Hohen Sebleskogels herabfließenden Grünen-Tatzen-Ferner, möglich war. Als erster erreichte Purtscheller[2]) nach einem vergeblichen Versuche im Jahre 1881 auf dem Nordwestgrat den Gipfel und stieg ziemlich schwierig durch das weite Kar zum Winnebachsee ab. Der gleiche Anstieg gelang A. von Palloscay im Jahre 1888, der vermutlich auf dem gleichen Wege zurückkehrte. Im gleichen Jahre glückte F. Escherich mit Führer Quirin Gritsch aus Gries, der erste Anstieg von Süden[3]). Er ging vom Bachfallferner auf die Schulter, 3099 *m*, überkletterte alle 3 Gipfel, kehrte auf dem Grünen-Tatzen-Ferner zur Schulter zurück und stieg durch das weite Kar zum See ab. Erst im Jahre 1897 wurde der von dem Westfalenhause jetzt viel benutzte Aufstieg durch das Fernautal auf den unteren Teil des Grünen-Tatzen-Ferners entdeckt und zwar von F. Hörtnagl, F. Stolz und A. Walde[4]). Den Rückweg nahmen sie über den obern Teil des Ferners zur Schulter und von da zum Bachfallferner. Sie gingen also im wesentlichen den gleichen Weg, der jetzt häufig in der einen oder andern Richtung, vom Westfalenhause zur Winnebachseehütte oder umgekehrt, eingeschlagen wird. Als kürzester Abstieg wird in dem Turenbuch wiederholt der von Escherich ausgeführte Abstieg von der Schulter durch das weite Kar empfohlen.

Viele Besucher begnügen sich mit dem nicht vergletscherten Südgipfel, 3190 *m*, der von der Schulter aus unschwierig zu ersteigen ist. Er bietet auch eine prächtige Rundsicht, es fehlt ihm aber der schöne Talblick in das Lisenzer Tal, den der Nordgipfel bietet. Ein Glanzpunkt der Aussicht ist bei beiden Gipfeln der Blick auf den unmittelbar benachbarten Schrankogel. Die Überkletterung aller 3 Gipfel ist nicht ganz einfach, ist aber wiederholt ausgeführt worden.

Schon im Jahre 1903 hatten Joesner und Fritz Miller, nach einer Ein-

[1]) Laut Turenbuch erste Ersteigung des Südostgrates des Winnebacher Weißkogels mit Abstieg zum „Zwieselbacher Weißkogel" (Punkt 2995) von Killinger und Gefährten Juli 1914.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1882. [3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 107.
[4]) Jahresberichte des Akademischen Alpenklubs, Innsbruck 1898/99, S. 29.

tragung im Turenbuch, versucht, den Gipfel des Hohen Sebleskogels vom Winnebachjoch aus zu ersteigen. Sie kamen aber nur über P. 2979 *m*, der Karte bis P. 3127 *m*. Hier mußten sie der vorgerückten Zeit wegen (7 Uhr abends) umkehren. Am 14. August 1904 wiederholte Joefner mit einem Gefährten den Versuch. Sie brachen um 5 Uhr von der Längentaler Alm auf, waren um ½9 Uhr auf P. 2979, um 12 Uhr auf P. 3127 und um ¼4 Uhr auf dem Gipfel. Der Weg wird als sehr schwierig geschildert: „Messerscharfe Schneiden wechseln mit steilen, schier grifflosen Platten ab und sehr viele Zacken müssen überklettert werden."

Als ich im Sommer 1931 nach 23jähriger Pause mit vier Mitgliedern der Sektion und zwei Mitgliedern der Sektion Gotha den Berg besuchte, war ich im höchsten Grade erstaunt über die im Laufe der Jahre eingetretene Veränderung der Schneeverhältnisse. Schon auf dem unteren Teil des Anstieges vom Bachfallferner bis zur Schulter war die Schneebedeckung weit geringer; doch dies konnte ja eine vorübergehende Veränderung sein. Aber der Gipfel gewährte einen völlig veränderten Anblick. Die riesigen Schneewächten, die ich früher am Gipfel gefunden hatte, waren im oberen Teile fast völlig verschwunden, im unteren stark zurückgegangen. Während man früher fast bis zum Gipfel auf Schnee ging, mußte man jetzt etwa 20 bis 25 *m* auf brüchigem Gestein klettern. Der Vergleich von Aufnahmen, die ich in den Jahren 1908 bis 1910 von der Roßkarscharte, vom Langental aus, sowie beim Abstieg vom Gipfel gemacht hatte, mit meinen diesjährigen Bildern, besonders mit einer Aufnahme vom Gipfel des Winnebacher Weißkogels, läßt diesen Unterschied deutlich erkennen. Der Berg bietet ein typisches Beispiel für den Rückgang der Firnbedeckung, die sich nach unten hin in einem Rückgang der Gletscher auswirkt.

4. Die Berge der Bachfallenferner-Umrahmung. Südlich des Hohen Sebleskogels bzw. seiner Ausläufer, der Grünen Tatzen, erblickt man vom Bachfallferner aus eine Einsattelung, die Bachfallenscharte, über die ein Zugang zum Westfalenhaus, zur Franz-Senn-Hütte und zur Amberger Hütte möglich ist. Die Scharte trennt den Bergstock des Hohen Sebleskogels von einem Bergkranz, der in weitem Bogen den oberen, wenig geneigten Bachfallenferner umgibt. Die Berge dieses Kranzes sind der Bachfallenkopf, 3166 *m*, der zweispitzige Längentaler Weißkogel, 3208 *m*, der große (3217 *m*) und der kleine (3204 *m*) Gaisenkogel, die Nördliche und die Südliche Kühlekarschneide, 3199 *m* und 3193 *m*. Hier zweigt links ein Kamm ab, dessen höchste Erhebungen die Hohe, 3115 *m*, und die Niedere, 2965 *m*, Winnebachspitze sind und deren Abhänge steil nach Gries abfallen. Geradeaus in nördlicher Richtung setzt sich der Kamm fort zu der schönen Pyramide der Putzenkarleschneide, 3131 *m*; ihre Vorberge fallen unweit der Hütte gegenüber des Gänsekragens nahezu senkrecht zum oberen Winnebachtal ab. Damit ist der Kreis der den Winnebachsee umgebenden Berge geschlossen.

Nur verhältnismäßig selten verirrt sich ein Besucher aus dem Reiche, wenn er nicht gerade der Sektion Frankfurt a. Oder angehört, auf die Bachfallenberge, die Besucher sind zum größten Teil Innsbrucker oder wenigstens Süddeutsche. Die norddeutschen Turisten begnügen sich meist mit dem Breiten Grieskogel und dem Hohen Sebleskogel, höchstens erhält von ihnen gelegentlich der Strahlkogel Besuch. Nicht selten wird ein Teil der Bachfallenberge von Winterturisten besucht, die sich einige Zeit auf der Hütte festsetzen.

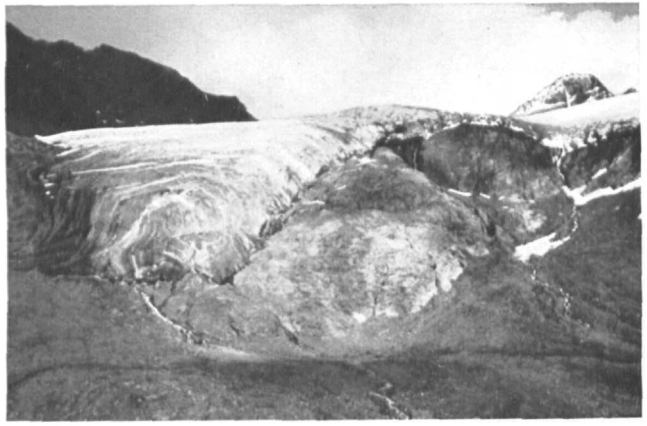
Es war im Jahre 1906. Den Breiten Grieskogel und den Gänsekragen hatte ich besucht, nun wollte ich noch einen Berg der anderen Seite der Umrahmung kennen lernen. Ich stieg mit Sektionsmitglied, Regierungsrat Chales de Beaulieu und Führer zum Bachfallferner auf und von dem Ferner auf die Einsattelung zwischen Längentaler Weißkogel und Gaisenkogel, P. 3079 der Karte, von wo aus man rechts den Gaisenkogel, links den Längentaler Weißkogel erreichen kann. Auf ersteren

hatten wir es abgesehen. Das Wetter war denkbar ungünstig geworden, so daß wir auf Weiteres verzichteten und direkt durch das wilde Schrankar zur Amberger Hütte abzusteigen beschlossen. Wie ungünstig das Wetter war, erhellt aus folgendem kleinen Erlebnis. Wir waren in dichtem Nebel an einem wenig geneigten Hang entlang ohne auf die Richtung zu achten hinter dem Führer hergegangen. Mit einem Male kamen wir an ein Schneefeld und sahen Fußspuren im Schnee. „Hier ist wer gegangen" sagte der Führer. Wir besahen uns die Spuren und unsere Füße. Wir waren es selbst gewesen und ungefähr 10 Minuten oder eine Viertelstunde im Kreise herumgegangen. Dem Führer war die Sache natürlich sehr unangenehm. „Nun habe ich lange Jahre hier Gemsen geschossen und da muß mir so etwas passieren!" Er wußte offenbar selbst nicht genau, wo wir waren. Plötzlich ging ein heftiger Blitz nieder und der Nebel zerriß auf ganz kurze Zeit. „Jetzt weiß ich genau, wo wir sind", sagte der Führer und es ging ohne Anstoß weiter. In seinen Selbstgesprächen während des Abstieges zur Hinteren Sulztaler Alm spielten der Teufel und seine Großmutter eine hervorragende Rolle.

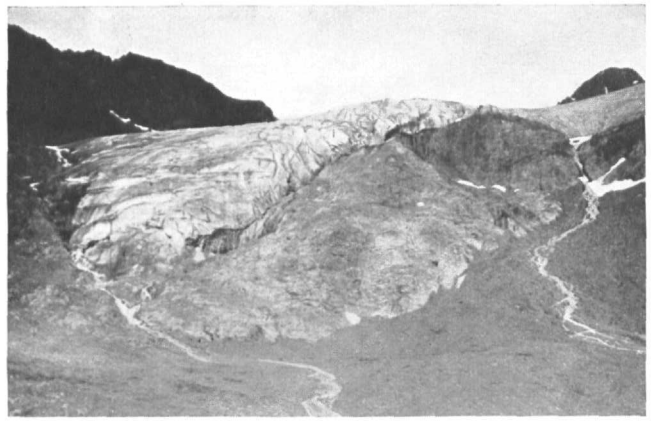
Erst nach 20 Jahren fand ich Gelegenheit, den Besuch des Großen Gaisenkogels nachzuholen. Im Juli 1926 stiegen wir, vier Sektionsmitglieder, über den Bachfallferner zu P. 3079 auf, wandten uns dann auf die südöstliche Flanke und erreichten über plattiges Gestein den Ostgipfel oder Großen Gaisenkogel. Leider trug der Berg dauernd eine Wolkenhaube, so daß wir von der als „sehr lohnend" beschriebenen Aussicht nichts sahen. Auf den Besuch des Kleinen Gaisenkogels, der in etwa einer Viertelstunde erreichbar ist, verzichteten wir und kehrten auf dem gleichen Wege zurück. Die Tur war wegen der ungünstigen Verhältnisse nicht ganz einfach. Die schrägen Platten waren teilweise vereist und mit Neuschnee bedeckt und namentlich beim Abstieg war große Vorsicht nötig. Der Weg über die Scharte, P. 3079, scheint der fast allgemein übliche zu sein, namentlich bei Winterturen. Nur zweimal wird im Turenbuch bei Sommerturen ein Anstieg über die Nordwestflanke erwähnt, doch wurden nähere Angaben nicht gemacht. Zweimal wird auch über einen Besuch beider Spitzen mit Abstieg zur Kühlekarscharte berichtet.

Begreiflicherweise fühlte ich das Bedürfnis, zur Abrundung meiner Kenntnisse auch noch weiteren Bergen aus dem den Bachfallenferner umgebenden Kranze einen Besuch abzustatten. Ich wählte die von Hörtnagl als schöner Aussichtsberg gerühmte Kühlekarschneide, um dann, wenn es die Umstände gestatteten, einen Besuch der Hohen Winnebachspitze anzuschließen. Ein Sektionsmitglied, Frau Else Dehne, erklärte sich gern bereit, mich zu begleiten. Bei schönem Wetter stiegen wir am 4. August 1930 zu der Hütte auf und verlebten in der zufällig stark besetzten Hütte einen vergnügten Hüttenabend. 26 Nachtgäste aus Ost und West, aus Nord und Süd waren anwesend, während die Hütte eigentlich nur 15 Liegestätten hat. Aber mit Zuhilfenahme des Gastzimmers und der Küche wurden alle untergebracht.

Das Wetter war am Morgen schlecht, es regnete zeitweise stark, doch nach 9 Uhr kam ein Sonnenblick und wir beschlossen aufzubrechen, um so mehr da es aus zwingenden Gründen für dieses Jahr der letztmögliche Zeitpunkt für die Tur war. Als wir jedoch den Bachfallferner betreten wollten, setzte eine heftiger Regen ein. Wir rasteten an einer geschützten Stelle und kehrten schließlich um. Nach etwa 10 Minuten hörte der Regen auf und wir beschlossen die Wanderung fortzusetzen. Nun ging es in weitem Bogen auf dem Ferner — der direkte Weg war durch zahlreiche Spalten gesperrt — bis zu der Einsattelung zwischen Gaisenkogel und Kühlekarschneide, der Kühlkarscharte. Von dieser aus gingen wir zunächst auf dem Südgrat; als er steiler wurde, bogen wir nach links aus, kletterten auf der Westflanke des Berges allmählich in die Höhe und erreichten schließlich etwa von Nordwesten her den Südgipfel, 3199 *m*. Die Kletterei war nicht besonders schwierig, einmal waren wir allerdings genötigt,



Zunge des Bachfallferners, Juli 1906



Zunge des Bachfallferners, Juli 1929

Zunge des Bachfallferners, Juli 1930

Unterer Teil der Zunge des Bachfallferners, Juli 1930

Tafel 49

Sebleskogel ↓ Ruderhoffspitze ↓ Schrankogel ↓

Larstigferner-kopf ↵

Süd-Ost-Grat des Strahlkogels ↵

Aussicht von dem Gipfel des Strahlkogels gegen Südosten

Hohe Winnebachspitze ↓ Niedere Winnebachspitze ↓

Winnebachseehütte gegen Nordabfall der Putzenkarleschneide

Universitäts-Bibliothek

eine strecelang unter überhängenden Platten auf allen Vieren zu kriechen. Meine Begleiterin, die hinter mir kletterte, war während des Kletterns etwas in Sorge um mich, weil sie sich der Sektion gegenüber verantwortlich fühlte, mich heil wieder nachhause zu bringen. Ich hatte aber die Empfindung, daß zur Sorge kein Anlaß war. Von der Aussicht, die, wie bemerkt, sehr lohnend sein soll, sahen wir leider nichts. Als wir etwas gerastet hatten, fragte der Führer, ob wir noch auf die Winnebachspitze wollten. Aber es war schon spät geworden, 3 Uhr vorbei, weil auch — der Führer kannte den Berg noch nicht — durch Aufsuchen eines möglichst bequemen Anstiegs Zeit verlorengegangen war. Zudem sah das Wetter bedrohlich aus. Daher beschlossen wir, auf dem uns bekannten Anstiegswege abzusteigen. Und das war gut so. Als wir auf dem Gletscher angelangt waren, setzte ein Schneesturm ein, es entwickelte sich ein heftiges Gewitter mit einer Reihe von Blitzschlägen und der Schnee verwandelte sich weiter unten in starken Regen, kurz es war recht unbehaglich. Als wir an den aperen Teil des Gletschers kamen, versuchten wir das steif gewordene Seil zu lösen, doch gaben wir bei dem heftigen Regen die Versuche bald auf und gingen angeseilt bis in die Hütte. Den Berg sahen wir beim Abstieg eine kurze Zeit im Neuschnee. Triefend standen wir endlich in der Hütte umgeben von zahlreichen Zuschauern, denn die Hütte war wieder stark besetzt, während der Führer bemüht war, uns vom Seil zu befreien. Mir ist, als hätte es 10 Minuten gedauert, bis ich fühlte, daß das Seil sich löste und ich sagen konnte: „Jetzt endlich spüre ich Erleichterung." Doch bei einer Tasse guten heißen Kaffees waren die Unbequemlichkeiten bald vergessen. Auch hörte der Regen auf und wir kamen trocken und ziemlich abgetrocknet, wenn auch erst im Dunkeln, in unserem Quartier im Gasthof „Zum guten Tropfen" an.

Am 26. Juli 1932 fand ich Gelegenheit, die Besteigung der Hohen Winnebachspitze nachzuholen und zwar verband ich die Tur mit einem Besuche der Niederen Winnebachspitze und der Putzenkarleschneide. Die schöne Pyramide der Putzenkarleschneide, die sich von zahlreichen Punkten in der Umgebung der Hütte aus gesehen, scharf abhebt, hatte mich schon immer gelockt und die Niedere Winnebachspitze hatte ich in vielen Sommern täglich von Gries aus gesehen, so daß mein Wunsch, ihr endlich einen Besuch abzustatten, verständlich ist. In der Literatur (Hochturist, Hohenleitner) wird sie nicht erwähnt. Ich ging in Begleitung des Hüttenwirtschafters Peter Paul Schöpf von der Hütte aus zunächst bis in die Nähe der Zunge des Bachfallferners, überschritt die Gletscherbäche und stieg hinauf zur Moräne des Putzenkarferners. Der weitere Weg ging an der von der Hütte aus sichtbaren Wand entlang zur Moräne des Sänischbachferners und von dieser auf die Moräne eines kleinen unbenannten Ferners. Vielleicht, man kann es nicht genau unterscheiden, ist an seiner Stelle auch nur noch ein Schneefeld vorhanden. Von dieser Moräne aus erreichte ich bald den sich von der Niederen Winnebachspitze zu dem als Rötkogel bezeichneten Punkte hinziehenden Grat, der von Gries aus sichtbar ist. Die Kletterei auf diesem Grate bis zur Spitze, bei der man stets Gries zur Rechten tief unter sich sieht, erforderte einen Zeitaufwand von 50 Minuten. An einer Stelle war der Weg durch eine Felsspalte mit senkrechten Wänden versperrt. Da ich mir nicht die Gewandtheit zutraute, sie wie der etwa 6 Fuß messende Führer zu überspringen und ein mißglückter Sprung trotz des Seils unangenehme Folgen hätte haben können, so kletterte ich links ausbiegend hinab bis an den Grund der Spalte und ließ mich am Seil hinaufbefördern. Eine Umgehung der Spalte hätte bei der Beschaffenheit des Geländes voraussichtlich einen längeren Zeitaufwand erfordert und ich hatte noch einen weiten Weg vor mir. Die Fernsicht von der Spitze ist natürlich infolge ihrer Lage und ihrer geringen Höhe beschränkt, man wird aber entschädigt durch den großartig schönen Blick auf das Sulztal mit Gries und auf den Längenfelder Kessel. Trotz des geringen Höhenunterschiedes von knapp 600 *m* hatte der Aufstieg von der Hütte bis

zur Niederen Winnebachspitze einschließlich einiger kleiner zum Photographieren benutzter Rasten 4 Stunden erfordert. Der unschwierige Übergang von der Niederen zur Hohen Winnebachspitze, von der aus Gries nicht sichtbar ist, beanspruchte einen Zeitaufwand von 40 Minuten. Von da stiegen wir hinab auf den Sänischbachferner, überschritten diesen und erreichten ohne große Mühe eine Scharte des Grates, der sich von der Kühlekarleschneide zur Putzenkarleschneide hinzieht. Ein Turm dieses Grates mußte noch umgangen werden, dann war die letzte Scharte vor dem eigentlichen Anstieg erreicht. Von dieser ging es in 35 Minuten über schräge Platten zum Gipfel der Putzenkarleschneide und auf dem gleichen Wege in der gleichen Zeit zurück. Der Hochturist schreibt: „Der Gipfel wird über sehr schlechte Platten erklettert." Wenig angenehm war der Abstieg von der Scharte auf den Bachfallferner. Er führte über mit Schnee untermengtes sehr bewegliches Geröll und der Aufstieg an dieser Stelle dürfte kaum zu raten sein[1]). Dann kam die größte Anstrengung des ganzen Tages, ein etwa eine Stunde dauernder Marsch über den Gletscher in meist mehr als knietiefem, aufgeweichtem Schnee. Erleichtert atmete ich auf, als ich wieder festen Fels unter den Füßen hatte. Im Sommer 1932 hatten ja die Berge bis in den August hinein ganz ungewöhnlich viel Schnee. Der Rückweg vom Rande des Gletschers zur Hütte und später nach einer Ruhepause der Abstieg nach Gries wirkten im Vergleich zu der Schneestampferei als Erholung. Etwa 10½ Stunden hatte die ganze Rundtur von der Hütte bis zurück zur Hütte gedauert, wovon gegen 2 Stunden auf die Rasten zu rechnen sind.

Außer dem Wege über den Bachfallenferner wurde nach dem Turenbuche zum Anstieg auf die Putzenkarleschneide auch der Ostgrat benutzt, doch fehlen nähere Angaben. Über eine Winterbesteigung wurde von Mitgliedern des „T. C. Wildensteiner, Dresden" im Turenbuche folgende Eintragung gemacht: „23. April 1930. Erste Winterbesteigung der Putzenkarl-Schneid. Bachfallferner, Einstieg Südwand, Scharte zum östlichen Vor- und Hauptgipfel, Ausstieg rechts ausbiegend Ostgrat und zurück zur Hütte."

Über die andern Bachfallenberge noch einige Bemerkungen. Der im Hochturisten nicht besonders erwähnte rundliche Berg, der Bachfallenkopf, 3106 *m*, der von den Aussichtspunkten in der Nähe der Hütte über dem Bachfallenferner sichtbar ist, wird meist nur in Verbindung mit dem benachbarten Längentaler Weißkogel besucht und zwar, wie es scheint, hauptsächlich im Winter. Eine beliebte Schitur ist der Übergang von Norden her über Bachfallenkopf und Längentaler Weißkogel bis P. 3079 *m* der Karte (Scharte zwischen Längentaler Weißkogel und Gaisenkogel), ferner wird häufig ausgeführt der Aufstieg vom Westfalenhaus über den Längentaler Ferner zum Längentaler Weißkogel.

Über die von Hörtnagl[2]) als schöner Aussichtspunkt gerühmte Kühlekarleschneide finden sich im Hüttenbuch nur wenig Eintragungen, darunter eine über einen Winterbesuch. Auch die Winnebachspitze wurde einmal im Winter besucht von Dr. Mühlbrett und Frau[3]), wie er im Turenbuch berichtet. Daß man von der Hohen Winnebachspitze Gries nicht sehen kann, sondern nur von der Niederen, wurde schon oben erwähnt. Dies Herrn Dr. Mühlbrett zum Trost, der wegen Nebels keine Aussicht vom Gipfel hatte und schreibt: „Wir hatten uns so auf das niedliche Gries zu unseren Füßen gefreut."

---

[1]) Zum Aufstieg vom Bachfallenferner scheint von andern Besuchern der Putzenkarleschneide nicht diese Scharte, sondern eine weiter südlich gelegene des sich von der Kühlekarschneide zur Putzenkarleschneide erstreckenden Grates benutzt worden zu sein. Ich schließe dies aus dem Hochturistentext: „Der Gipfel wird über schwierige Türme und sehr schlechte Platten erklettert."

[2]) Jahresbericht des Akademischen Alpenklubs, Innsbruck 1898/99, S. 33.

[3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1925, S. 201.

Die Berge vom Gaislenkogel bis zur Winnebachspitze können auch direkt vom Sulztal aus besucht werden, doch ist der Anstieg steil und namentlich der Abstieg nicht ungefährlich, dieser hat auch wiederholt Opfer gefordert. Einer der ersten Besucher der Winnebachspitze, Oberpfarrer Menzel aus Erfurt, stieg im Jahre 1893 allein von der Westseite auf den Gipfel und verunglückte beim Abstieg tödlich. Ein Mitglied des Innsbrucker Akademischen Alpenklubs, Max Peer, wiederholte einige Tage später mit Hyazinth Kuprian aus Gries die Tur. Sie fanden am Gipfel eine Karte: „Allein von Gries in 5 Stunden, hoffe beim Abstieg etwas kürzen zu können." — Ein andrer Unglücksfall ereignete sich im Jahre 1911 etwas weiter südöstlich. Zwei Turisten wollten von der Winnebachseehütte über den Bachfallferner und durch das Schrankar zur Amberger Hütte gehen. Statt des vom Gletscher aus etwas steil erscheinenden Anstieges zur Scharte zwischen Längentaler Weißkogel und Gaislenkogel wählten sie den weniger steilen Anstieg auf die Einsattelung zwischen Gaislenkogel und Kühlekarschneide, auf der Karte Kühlekarscharte genannt, und mußten nun sehr steil zum Sulztal absteigen. Hierbei verunglückte der eine tödlich durch Sturz in den Kühlekarle Bach, nachdem er sich von seinem Gefährten getrennt hatte.

Soweit über die Berge des Gebietes. Nun noch einige Worte über die Schnee- und Eisbedeckung. Daß der Zwieselbachgletscher z. T. verschwunden ist, habe ich schon erwähnt. Man wundert sich, wenn man liest, daß K. Wolff und A. Zimmermann, als sie nach der Bezwingung der Nordwand des Strahlkogels im Juli 1903 zur Winnebachseehütte abstiegen, vom Zwieselbachjoch aus ins Winnebachkar abgefahren sind. Auch auf dem benachbarten Winnebachjoch haben sich die Eisverhältnisse im Laufe der Jahre sehr stark geändert. Vor dem Kriege stieg man vom Längental aus auf der Ostseite des Joches auf dem schneebedeckten Gletscher im Zickzack auf zum Winnebachjoch, jetzt ist der Gletscher stark zusammengeschrumpft, der Weg geht über Blöcke auf seiner Nordseite. Vom Winnebachjoch zum See geht man am kürzesten auf dem spaltenlosen, wenig geneigten Gletscher. Einen Weg seitlich des Gletschers, wie er in der Karte verzeichnet ist, gibt es nicht und hat es niemals gegeben, doch wird sich seine Anlage bei dem andauernden Rückgange des Gletschers als nötig erweisen. Der Punkt, wo man den Gletscher verlassen muß, um auf Blöcken weiter zu gehen, wanderte in den letzten Jahren ziemlich schnell nach oben.

Besonders auffallend ist die Veränderung, die die Zunge des Bachfallferners im Laufe der letzten sechs Jahre erfahren hat. Bis zum Jahre 1925 waren die Änderungen nicht so, daß sie sehr ins Auge fielen. Die Zunge des Gletschers war seit dem Jahre 1906 schmäler, besonders auf der rechten (vom Beschauer aus gesehen, linken) Seite und im ganzen etwas kürzer geworden, doch waren die Änderungen wenig auffallend. Ich glaube sogar gehört zu haben, daß der Gletscher zeitweise um einen kleinen Betrag vorgerückt ist. Im Jahre 1926 bemerkte ich zum ersten Male eine sehr bedeutende Veränderung. Auf der linken (von unten aus gesehen rechten) Seite war ein Stück ausgebrochen und die abgebrochenen Eisblöcke waren auf dem abschüssigen Fels hinabgeglitten. Die Lücke im Gletscher vergrößerte sich in den folgenden Jahren allmählich, dann bildete sich ein starker Querriß und schließlich glitt der ganze untere Teil der Zunge hinab. Dies geschah zwischen Sommer 1929 und 1930, vermutlich, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, im Frühjahr 1930. Der Vorgang dürfte folgendermaßen zu erklären sein: Die sich auf abschüssigem Fels vorschiebende Zunge fand früher Widerhalt an weniger steilem Gelände. Als sie durch Abschmelzen sich verkürzte, verlor sie diesen Widerhalt, der oben erwähnte Querriß vertiefte sich, schließlich brach die Zunge ab, glitt hinab und löste sich in einzelne Eisblöcke auf. Jetzt kann man zeitweise sehen, wie sich beim Vorschieben der Eismasse ein Block loslöst, auf dem Felsen hinunterrollt zu seinen unten liegenden Brüdern, um sich zugleich mit diesen langsam in

Wasser aufzulösen. Das Landschaftsbild ist durch dieses Abbrechen der Gletscherzunge erheblich und nicht gerade zu seinem Vorteil verändert worden. 1931 war übrigens gegen 1930 eine Veränderung nicht wahrzunehmen, während 1932 die Zunge weiter, wenn auch nicht um einen größeren Betrag, zurückgegangen war.

Auch über den Stand der Vergletscherung des Gebietes während der Eiszeit, wenigstens in derem letzten Stadium, kann man in der Umgebung des Winnebachsees lehrreiche Beobachtungen machen. Die meisten Felsen sind wie überall rundlich abgeschliffen. Steigt man jedoch vom Winnebachjoch zur Hütte ab, so erblickt man auf der rechten Seite eine auffallend scharfe Spitze, P. 2728 der Karte. Es ist dies der äußerste Punkt des Rückens, der sich von dem Vorberge des Weißkogels oder wie die Einheimischen sagen von der Sonnenwand zwischen dem Aufstieg zum Winnebachjoch und dem zum Zwieselbachjoch herunterzieht. Der Gletscher der letzten Eiszeit hat sich offenbar an dieser Spitze gespalten und sie hat wie in Grönland die Nunataks aus dem Eise hervorgeragt.

Bemerkenswerte Beobachtungen kann man auch von dem anfangs erwähnten aussichtsreichen Gamskogel südlich von Gries machen. Hier hat man vor sich den Nordabhang des Breiten Grieskogels und man versteht auch, warum er zum Unterschied von zahlreichen andern Grieskögeln gerade der „Breite" Grieskogel heißt. Links des Gipfels ragt der Strahlkogel hervor, der sich sonst, wie schon vorher bemerkt, leicht hinter seinem höheren Nachbarberge versteckt. Am Nordabhang des Breiten Grieskogels erkennt man deutlich die Spuren von 3 Hängegletschern, die früher, wohl zur sogenannten Daunzeit, den Firn von dem Abhang ins Tal beförderten.

In den mehr als 30 Jahren, die ich das Gebiet kenne, ist es mir immer mehr ans Herz gewachsen, es ist mir fast wie eine zweite Heimat geworden, so lieb habe ich es gewonnen. Der Aufenthalt in Gries und auf der Hütte bildete für mich fast stets den Abschluß einer Alpenreise und der Abschied bedeutete jedesmal einen Abschied von den Bergen. Mochte ich nun in den letzten Jahren über das Winnebachjoch und das Westfalenhaus oder über das Zwieselbachjoch und die Neue Pforzheimer Hütte — den direkten Weg noch einmal zu gehen verspürte ich kein Verlangen — ins Inntal absteigen, mochte ich mit dem Auto durchs Ötztal und, wenn sich gerade Gelegenheit bot, weiter über den Fernpaß nach Garmisch fahren, jedesmal hieß es Abschied nehmen und jedesmal dachte ich: Wird es mir vergönnt sein, noch einmal zurückzukehren. Bis jetzt ist es mir geglückt, ob noch einmal oder gar öfter, wer weiß es?

Gries im Oetztal

Kühtai, ein landesfürstlicher Jagdsitz im Gebirge

Von Dr. Heinrich Hammer, Innsbruck

Wer von Gries im Sellrain westwärts ins Ötztal hinüberwandert, sieht sich nach überschrittener Jochhöhe in einem weiten, mehr als 1900 *m* über dem Meere gelegenen Gebirgsbecken. Gegen Norden steigt es mit steilen Grashängen zur Kette der Irzwände und des Birkkogels an, im Süden aber, von wo aus dem Finster-, Längen- und Mittertal die Quelladern des zur Öt̃z fließenden Nederbaches kommen, ist es in weitem Halbkreis von schön geschwungenen Berghörnern umkränzt, aus deren dunklem Urgestein weiße Firnfelder hervorleuchten. Das Hochbecken prangt im Grün saftiger Almweiden, nur an den Rändern ragen als letzte Ausläufer des zusammenhängenden Waldes noch lockere Gruppen prächtiger Zirbeln auf, deren Schlagschatten sich bequem über den muldigen, von Alpenrosengesträuch überwucherten Boden ausbreiten können. Von allen Seiten sprudeln muntere Bäche in den mittelsten, moosigen Grund. Hier liegt, ein wenig nördlich oberhalb des Hauptbaches, der Berggasthof Kühtai, der schon seit Jahrzehnten viel als Sommerfrische aufgesucht war, seit einiger Zeit auch eine Jahr für Jahr steigende Anziehungskraft auf die Wintersportler ausübt. Das breit gelagerte, von niederem Giebeldach bedeckte, weißgetünchte Haus hat nach außen das schlichte Aussehen eines Oberinntaler Bauernhofes, allerdings von besonders stattlichen Ausmaßen. Im Inneren aber belehren die schönen alten Täfelungen und die prächtigen alten Öfen, die ganz besonders in den „Fürstenzimmern" des oberen Stockes überraschen, den Besucher bald, daß der Bau früher noch eine andere als bloß bäuerliche Bestimmung hatte.

In der Tat kann man in allen Landesbeschreibungen und Fremdenbüchern lesen, daß Kühtai einst ein Jagdsitz der tirolischen Landesfürsten war, die hier der Gemsjagd fröhnten, und zwar wird von manchen schon Herzog Siegmund der Münzreiche († 1496), zumeist aber Kaiser Maximilian I. als der Erbauer dieses Jagdsitzes angesehen: es sind die zwei tirolischen Fürsten, die im Volksmunde vor anderen als passionierte Jäger fortleben, denen man daher in erster Linie zumutete, sich hier wohnlich eingerichtet zu haben. Man beruhigte sich bei dieser Annahme um so lieber, da auch Kaiser Maximilians bekanntes „Gejaidbuch", eine miniierte Handschrift, in der die lohnendsten Jagdgebiete Tirols beschrieben werden, Kühtai als „ein lustiges Gambsgejaid" rühmt[1]).

Näher besehen findet diese Annahme aber weder in den archivalischen Quellen, noch in Bau und Einrichtung Kühtais ihre Bestätigung und die Frage, wann und von wem der Jagdsitz eigentlich „erbaut" wurde, ist daher bis in unsere Tage offen geblieben[2]). Möge es daher dem Verfasser dieser Zeilen gestattet sein, zu ihrer Beantwortung die Ergebnisse archivalischer Nachforschungen mitzuteilen, die er schon im Jahre 1918, hauptsächlich im Landesregierungsarchiv zu Innsbruck, unternahm, und außerdem auch einmal den kunstgeschichtlichen Bestand selbst zu untersuchen[3]).

---

[1]) Das Jagdbuch Kaiser Maximilians, herausg. von M. Mayr (Innsbruck 1901), S. 51, 132.

[2]) Einige Angaben hierüber wurden vom Verfasser schon in dem Aufsatze „Aus der Glanzzeit des landesfürstlichen Jagdsitzes Kühtai" in den „Innsbrucker Nachrichten" vom 3. Dezember 1932, S. 5 ff., veröffentlicht.

[3]) Zu besonderem Danke bin ich Herrn Hofrat Archivdirektor Dr. K. Klaar verpflichtet, der mir eine Reihe einschlägiger Quellenhinweise zur Verfügung stellte.

I.

Kühtai (der Name bedeutet nichts anderes als „Kuhalpe") wird urkundlich das erstemal im Jahre 1288 erwähnt und zwar als „Schwaighof" der Grundherrschaft St. Petersberg im Oberinntale. Schwaighöfe waren hochgelegene Bauerngüter, deren Wirtschaft, da das Getreide in solcher Höhe nicht mehr genügend ausreifte, sich wesentlich auf Viehhaltung beschränkte; von eigentlichen Almen unterschieden sie sich aber dadurch, daß die Bewohner dennoch nicht bloß im Sommer, sondern das ganze Jahr dort hausten[1]). Das 13. Jahrhundert war eine Zeit stärkster Ausdehnung der Siedlungen und es erklärt sich daraus, daß man vor der Einsamkeit und Beschwerlichkeit des Lebens in großen Höhen nicht zurückscheute, wenn man sich nur zu halten vermochte. Es werden uns in Tirol zu jener Zeit eine erstaunliche Zahl solcher Schwaighöfe genannt; zu Schloß und Herrschaft St. Petersberg allein gehörten deren vierzehn, die sich über den Silzerberg und das Tal von Ochsengarten verstreuten, und zu ihnen gehörte nun auch Kühtai. Da auf ihnen kein Getreide gebaut wurde, mußten sie mit solchem beliefert werden; sie deckten diesen Bedarf durch den Überschuß an Käse, den sie dank der reichlicheren Viehhaltung erzielten. In Käselaiben zinsten sie auch ihrer Grundherrschaft; die gewöhnliche Abgabe betrug jährlich 300 Käse und auch Kühtai lieferte diesen Betrag nach Petersberg. In den Urbaren des Amtes St. Petersberg wird Kühtai auch noch später mehrmals genannt, so 1406, 1597 und zuletzt 1840[2]).

Als Teil der Grundherrschaft St. Petersberg hat Kühtai in älterer Zeit naturgemäß mit diesem seine Besitzer gewechselt. Das Schloß war seit 1266 in die Hand der tirolischen Landesfürsten gekommen, die es aber wiederholt als Lehen veräußerten. So vergab es Herzog Friedrich mit der leeren Tasche im Jahre 1407 den Herren von Freundsberg, die es dann bis zu ihrem Erlöschen (1586) als Mannslehen inne hatten[3]). Sie überließen den Hof Kühtai „Bestandsleuten" (Mietern) zur Nutznießung gegen Zins und Kühtai hätte unter diesen bäuerlichen Inhabern, sich durch Generationen vom Vater auf den Sohn vererbend, wohl das ungeschichtliche Dasein vieler anderer Schwaighöfe geteilt, hätte nicht fürstliche Jagdlust eines Tages ihr Auge auf den Hof geworfen. Und da hören wir denn in der Tat zuerst von Kaiser Maximilian, daß er sich das bis dahin an Petersberg geknüpfte Jagdrecht in Kühtai zurückerwarb: am 2. Oktober 1497 verspricht er den Brüdern Adam und Georg von Freundsberg durch zwölf Jahre je 132 Fuder Salz oder ebensoviel rheinische Gulden zu liefern „von wegen des Gejaides zu Kühtai, so bisher zu dem Schloß St. Petersberg geheyet worden ist, also, daß Seine Majestät und sonst niemand anderer in solcher Zeit daselbst Gemsen jagen möge". In der Tat wurde dieser Betrag an Salz jahrelang vom Pfannhaus in Hall an die Freundsberger geliefert[4]). Maximilian, der bekanntlich das Jagen noch im vollsten Sinne des Wortes sportlich, mit Einsatz persönlicher Anstrengung und Gefahr betrieb, wird denn auch sicherlich oftmals in Kühtai gejagt haben; für 1510 haben wir ein unmittelbares Zeugnis, daß der Kaiser am 13. und 14. August „im Sellrain, am Gries und in der Kühtai ein Gemsgejaide" pflog[5]). Von der Erbauung eines Jagdsitzes oder auch nur einem Umbau des alten Hofes findet

[1]) Vgl. über sie H. Wopfner, Die Besiedelung unserer Hochgebirgstäler, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 51. Bd. (1920), S. 62 ff., und O. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol (Innsbruck, Verlag d. D. u. Ö. A.-V. 1930), S. 62 ff.

[2]) Landesregierungsarchiv Innsbruck, Urbare. Die im folgenden ausgewiesenen archivalischen Quellenangaben beziehen sich, wo nicht ausdrücklich anders vermerkt, stets auf dieses Archiv.

[3]) Vgl. M. Hechfellner, Das kaiserliche Schloß Petersberg bei Silz. Innsbrucker Nachrichten 1909, Nr. 196, S. XIII.

[4]) Maximiliana XIII, 325. — Stiftsarchiv Hall, Codex Nr. 13, f. 128', 153.

[5]) B. v. Kraus, Itinerarium Maximilians I., 1508—18 (Wien 1899), S. 55.

sich aber aus seiner Zeit ebenso wie aus der Zeit seines Vorgängers Erzherzog Siegmund in den urkundlichen Quellen nicht die geringste Spur; auch Maximilians Jagdbuch erwähnt eines Jagdhauses mit keinem Worte.

Als das Geschlecht der Freundsberger mit Georg von Freundsberg (gest. am 1. November 1586) erlosch, erklärte Erzherzog Ferdinand II. das petersbergische Lehen, obwohl es an Bewerbern für eine Wiederbelehnung nicht fehlte, als heimgefallen und zog es zu seinen Handen ein[1]). Damals wurde, da im Laufe der Zeit in dem ausgedehnten Besitze manche Unklarheit zwischen Lehen und Eigentum entstanden war, von der landesfürstlichen Regierung eine eigene Kommission zur Aufnahme eines genauen Urbars der Herrschaft Petersberg eingesetzt, die dieses dann am 11. November 1588 auch wirklich vorlegte: in ihm wird auch der „Hof Küethai samt den zweien Wildseen" als zugehörig aufgeführt. Für St. Petersberg selbst dauerte allerdings die landesfürstliche Selbstverwaltung nicht allzu lange. Schon Erzherzog Ferdinand gedachte die Herrschaft seinen beiden Söhnen, dem Kardinal Andreas und dem Markgrafen Karl von Burgau zu verleihen; doch schob sich die Belehnung lange hinaus. Der Kardinal starb inzwischen im Jahre 1600 und Markgraf Karl bat den neuen Landesfürsten Erzherzog Maximilian den Deutschmeister, an seiner Statt seinen Rat Adam Eyrl zu Waldgries zu belehnen, welcher Bitte der Erzherzog am 19. November 1612 nachkam. Nach Eyrls Tode (1619) wurde die Herrschaft noch einmal in unmittelbare Verwaltung genommen; unter Kaiser Ferdinand I. aber kam sie dann als Pfand für eine von dem bekannten Feldmarschall Johann Graf Clary-Aldringen vorgestreckte Summe von 10 000 Gulden durch den Tauschvertrag vom 2. Mai 1650 an dessen Geschlecht[2]). Bei dieser Verpfändung war aber offenbar der Hof Kühtai nicht mit einbegriffen: denn dieser befindet sich fast das ganze 17. Jahrhundert hindurch in unmittelbarer Verwaltung des Landesfürsten; erst 1676 trat hierin, wie wir noch hören werden, eine Änderung ein.

Gerade in dieser Zeit nun aber stößt man auf eine Reihe von urkundlichen Angaben, die darauf deuten, daß die Landesfürsten sich jetzt Kühtai für ihre Hofjagden wohnlicher herzurichten trachteten. Von 1622 an, bald nachdem Petersberg durch den Tod Adam Eyrls wieder heimgefallen war, beginnen deutliche Vorkehrungen für einen Umbau des Hofes zu einem fürstlichen Jagdhaus. Im Auftrage Erzherzog Leopolds, des nunmehrigen Landesherrn, übermittelt die Innsbrucker Regierung schon am 13. Mai 1622 dem Pflegsverwalter auf St. Petersberg Jakob Stöckl 150 Gulden zum Ankauf von Materialien „zu Erbauung einer Behausung auf der Kuethai"[3]); aus einer Weisung der Regierung an das Salzmaieramt in Hall vom 5. Oktober 1623 erfahren wir dann bestimmter, daß der Erzherzog dem genannten Pflegsverwalter Jakob Stöckl befohlen habe, „am Haus auf der Kühtai einen Bau zu verrichten", der Salzmaier möge ihm hiefür 3 „Puschen" Eisen senden; Stöckl aber wird angewiesen, das Unternehmen „durch die Petersberger oder andere ihm bekannte und hiezu taugliche Personen zu verrichten und über diesen Bau ordentliche Raitung zu führen", d. h. also, es wird ihm in aller Form die Leitung des Baues übertragen[4]).

Im Jahre 1624 erfolgt noch hauptsächlich die Herbeischaffung der nötigen Materialien. Es handelt sich dabei um Tausende von Läden und Brettern aus Zirbel-, Lärchen- und Fichtenholz, die man für die Herstellung der Böden, „Dachungen" und des „Tischlerwerkes", d. h. also der Täfelungen und Möbel brauchte; sie waren schon seit einiger Zeit in den „Schneidemühlen" (Sägen) zu Gries und St. Siegmund im

[1]) M. Hechfellner a. a. O., Innsbrucker Nachrichten 1909, Nr. 196, S. XIV.
[2]) Hechfellner a. a. O., S. XIV.
[3]) Landesregierungsarchiv Innsbruck, Raitbuch 1623, f. 619.
[4]) Gemeine Missiven 1623, f. 1760, 1986.

Sellrain und auch sonst in verschiedenen benachbarten Dörfern (besonders in Axams) in fertigem Zustande für den Transport bereit gelegt. Im Februar 1624 erging dann an die landesfürstlichen Richter zu Wilten, Sonnenburg und Axams der Auftrag, sie sollten der „Bauernschaft im Wiltauer Gebirge oberen Tales", d. h. also auf dem sich von Natters bis Grinzens hinziehenden Mittelgebirge südwestlich von Innsbruck, anbefehlen, den daselbst liegenden Vorrat an Läden „zu wetterlicher Zeit" nach Kühtai zu bringen, wofür sie vom Petersberger Pfleger vergütet werden sollten[1]). Der Einwand des Wiltener Richters, daß die Fracht auf dem vielgewundenen Jochwege und wegen der Lawinen nicht durchführbar sei, die Läden vielmehr getragen werden müßten[2]), wurde von der Regierung nicht angenommen; sie forderte vielmehr die beiden Richter von Wilten und Axams (am 1. Juni 1624) auf, sie sollten vom Sellraintal durch die Alpen Zwirnbach und Stockach einen Weg von genügender Breite anlegen lassen, um „in kurzen Wagen oder Gratten" frachten zu können[3]). Schon im Juli aber hatte der Axamer Richter zu berichten, daß der eben hergerichtete Weg durch „einen Wasserguß wieder verrissen" worden sei; er erhielt jedoch vom Hof alsbald den Befehl, ihn wieder richten zu lassen[4]). Im August erklärten die Untertanen, sie seien wegen Mangel an Zugvieh außerstande, das ganze „Holzwerk" nach Kühtai zu bringen, würden aber, um ihren Gehorsam zu zeigen, 400 Laden nach und nach auf ihren Schultern hinauftragen[5]). Aber der Regierung genügte das nicht, sie schrieb vielmehr am 31. August 1624 an den Axamer Richter, „da es gelte, den Willen Seiner Durchlaucht zu vollbringen, werde er nicht verfehlen, das ganze Dorf Axams aufzubieten", damit der volle, im Gericht Axams aufgestapelte Vorrat an Läden hinaufgeschafft werde[6]). Eine ähnliche Aufforderung erging an den Landrichter von Sonnenburg bezüglich des im Sellrain liegenden Materials[7]). Freilich, mit der versprochenen Bezahlung dieser Frachten hatte es die stets an Geldknappheit leidende Behörde weniger eilig: vielmehr ging an Jakob Stöckl im gleichen Atem der billige Rat, er möge bei dem Mangel an barem Gelde, die „Parteien einstweilen etwas zur Geduld verweisen"[8]). Die Fuhren scheinen aber wirklich vollführt worden zu sein, denn am 5. April 1625 fordert die landesfürstliche Kammer Jakob Stöckl auf, zu prüfen, ob der Anspruch der „Nachbarschaft" in Praxmar im Sellrain für geleistete Arbeiten und Fuhren auf Kühtai in Richtigkeit sei[9]).

Im Sommer 1625 wird bereits in Kühtai selbst eifrig gearbeitet: es sind jetzt dort ständige Handwerksleute, für deren Verpflegung bedeutende Mengen von Gerste, Roggen, Käse und Schmalz aus den Gefällen von Petersberg und Hertenberg geliefert, ja, so weit diese nicht hinreichten, von Händlern aufgekauft wurden. Schon im Juni stellt Jakob Stöckl „dem Maurermeister und seinen Knechten" auf Kühtai 60 Star Gerste zu, deren Preis von ihrem Lohn abgezogen werden sollte[10]). Auch der Hofküchenmeister erbietet sich, weiteres Getreide zu liefern, das von Hall auf Salzschiffen den Inn aufwärts nach Telfs und dann auf der Achse nach Petersberg verfrachtet werden sollte[11]). Zu Beginn August gibt die Kammer dann neuerdings Weisung an den Pfleger von Hertenberg, 40 Star Roggen und 150 Star Gerste aus dem Zinsgetreide seiner Untertanen einzufordern und an Jakob Stöckl zur Versorgung

---

[1]) Gemeine Missiven 1624, f. 312, 313.
[2]) Ebenda, f. 672'. Vgl. auch Embieten u. Befelch 1624, f. 205, 291, 299'.
[3]) Gemeine Missiven 1624, f. 920 (1. Juni), 948 (8. Juni), vgl. auch f. 1095' (11. Juli).
[4]) Ebenda (17. Juli), f. 1140', 1253 (6. Aug.), 1295 (17. Aug.).
[5]) Ebenda (20. Aug.), f. 1309'.
[6]) Geheime Missiven 1624, f. 1369' (31. Aug.).
[7]) Ebenda f. 1508 (24. Sept.), vgl. Embieten u. Befelch 1624, f. 306', 319.
[8]) Embieten u. Befelch 1624, f. 239 (Nov. 20).
[9]) Gemeine Missiven 1625, p. I., f. 475. [10]) Ebenda 1625, f. 829'. [11]) Ebenda f. 829'.

Abb. 1. Kühtai, Eingangsseite

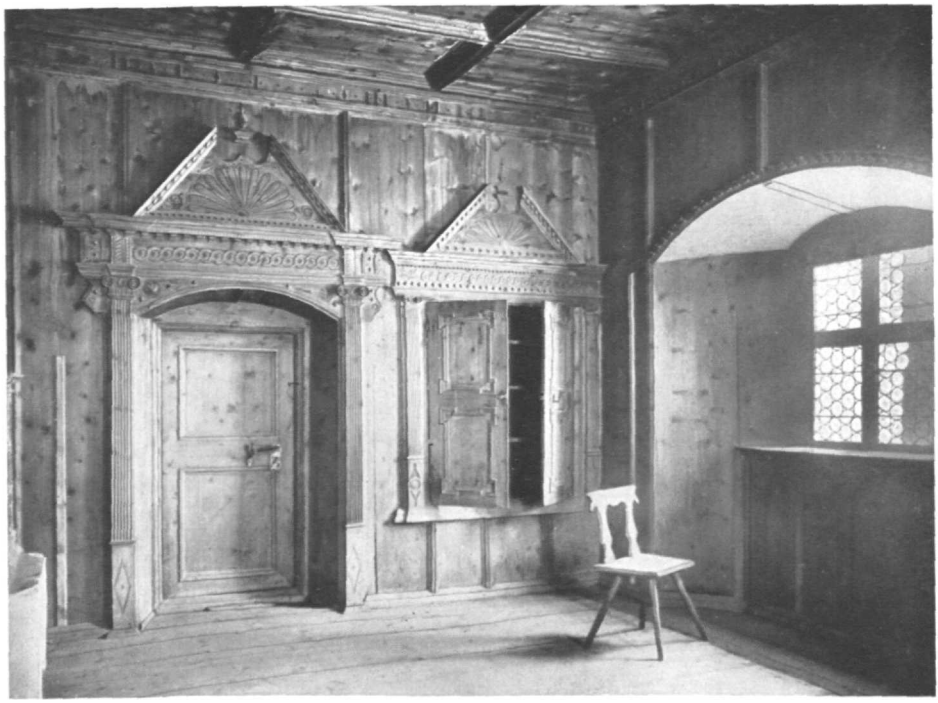


Abb. 2. Kühtai, Fürstenzimmer an der Südwestecke

Abb. 4. Kühtai, Fürstenzimmer im Südwesten, innere Ecke mit Ofen

Abb. 3. Kühtai, Fürstenzimmer im Nordwesten, Fensterecke

der Arbeiter nach Kühtai zu senden[1]). An Fettwaren hatte Stöckl für die Handwerker monatlich 4 Zentner Schmalz und 1 Zentner Käse verlangt, was die Kammer zwar „ziemlich viel" fand, doch sollte er „die Notdurft" erhalten und zwar wurde ihm, da die ursprünglich geplante Lieferung aus der Alpe Lizum (bei Götzens) sich als zu schwierig wegen der Fuhren erwies, aufgetragen, Schmalz von dem Kaufmann Mang Keller in Rietz zu erstehen, dem im Oktober in der Tat 10 Zentner Schmalz durch Salz aus dem Haller Pfannhaus vergütet werden[2]). Daneben geht noch immer Baumaterial auf die Baustätte hinauf: am 9. August befiehlt die Kammer den Richtern von Wilten und Axams, für die Zustellung von etwa 800 „lerchenen und feichtenen Läden", die „zur Bedeckung und Fertigung des fürstlichen Hauses zu Kiletai" noch nötig seien, Sorge zu tragen[3]), und Mitte Oktober reklamiert sie vom Axamer Gerichtsverwalter die bei der Sägemühle zu Gries im Sellrain aufgeschichteten 120 „Bodenläden", weiter 24 „Strebläden" in der Ellmau, sowie von den Untertanen in Haggen alles Ladenwerk, das dort noch bei den Häusern und bei der Sägemühle liege[4]). Durch ein Schreiben der Kammer an Jakob Stöckl vom 11. November 1625 erfahren wir auch den bauführenden Maurermeister: es ist Sebastian Prandisser zu Telfs, der damals eine Abschlagszahlung an dem „von ihm und seinem Sohn bei dem Bau auf Kühtai verdienten Lohn" in Form von Getreide erhielt[5]).

Im Jahre 1626 wird eifrig weiter gearbeitet. Noch immer geht Material hinauf; aber es ist schon von den lärchenen und zirbenen Läden die Rede, die „zu völliger Abdeckung des Hauses auf Kühtai" gebraucht wurden[6]). Auch in diesem Sommer werden „an die 10 Zentner Roggen für die Arbeiter auf Kühtai" erfordert[7]). Für die Bezahlung derselben fehlen allerdings wieder die Barmittel: der Kaufmann Mang Keller muß hiefür 1000 Gulden vorstrecken, für die er durch Salz entschädigt wird[8]). Schon muß sich in diesem Jahre Glas und Blei zur Herstellung der Butzenscheibenfenster in großer Menge auf der Baustätte befunden haben, da die Kammer am 25. Juni dem Petersberger Pfleger „in Ansehung seiner Bemühungen um den Kühtaischen Hausbau" aus diesem Vorrat 500 Scheiben und 18 Pfund Blei für seine Behausung zu Silz zur Verfügung stellt[9]). Auch in das Jahr 1627 ziehen sich die Lieferungen von Getreide, Brettern, Nägeln noch fort[10]). Daß das Unternehmen indes weit gediehen war, zeigt, daß schon für das Setzen der Öfen gesorgt wird: am 14. August 1627 gibt die Kammer die nötigen Anordnungen, um die Ofenkacheln vom Hause des Hafners Philipp Gantner in Innsbruck auf fünf Wagen über Axams ins Sellrain und hinauf nach Kühtai befördern zu lassen[11]). Aus einer Mitteilung der Kammer an Jakob Stöckl vom 17. September dieses Jahres erfahren wir auch den Namen des Zimmermeisters, der auf Kühtai tätig war: Erzherzog Leopold schenkt unter diesem Datum dem Zimmermeister Matthias Reiter zu Rietz „in Ansehung seiner mit dem Hausbau auf Kühtai gehabten Bemühung" einen Grund daselbst zur Erbauung einer Behausung[12]).

Auch im Sommer 1628 müssen noch ständige Arbeiter in Kühtai tätig gewesen sein, da noch immer Getreide und Schmalz „zur Vollendung des Hausbaues auf Kühtai"

---

[1]) Gemeine Missiven 1625, p. 1, f. 1001 (9. Aug.), 1002' (8. Aug.).
[2]) Ebenda 1625, f. 829' (16. Juni), 855' (23. Juni), 1221' (16. Okt.).
[3]) Ebenda 1625, f. 1001, 1003; vgl. f. 816' (11. Juni).
[4]) Ebenda 1625, f. 1218 (15. Okt.). [5]) Ebenda 1625, f. 1287'.
[6]) Ebenda 1626, f. 569' (7. Juli), 570 (17. Juli), 903 (14. Sept.).
[7]) Ebenda 1626, f. 98 (28. Jan.).
[8]) Ebenda 1626, f. 568 (6. Juli). [9]) Ebenda 1626, f. 514 (25. Juni).
[10]) Ebenda 1627, f. 120 (4. Febr.), 121 (4. Febr.), 254' (5. März), 259', 578 (8. Mai), Embieten und Befelch 1626, f. 120, 162'.
[11]) Gemeine Missiven 1627, f. 1653; vgl. Embieten und Befelch 1627, f. 206.
[12]) Mischlingsbücher Nr. 149, f. 67, 68.

angefordert werden[1]); ebenso gehen große Mengen von Boden-, Brett- und Scharnägeln, sowie 3 Zentner „ungeschnittenes Eisen zur Machung von Pentern", d. h. also zur Herstellung der Beschläge an Türen und Kästen, hinauf[2]). Doch reift das Werk nun der Vollendung entgegen: schon beauftragt der Landesfürst, der in den beiden „Wildseen" im Finstertal des Fischens pflegen will, den Inzinger Fischer Peter Kopp, zwei „Schifflen", eines für vier und eines für acht Personen „gut und formlich zu machen"; ihre Herstellung war schon im August beendet, doch wurden sie erst im folgenden Sommer durch das Sellrain hinaufgeschafft[3]). Im Jahre 1629 hingegen erfolgen keine Lieferungen mehr; wohl aber ziehen sich die Zahlungen an die mehr als rühmlich „zur Geduld verwiesenen" Parteien für Arbeit und Fuhren noch mehrere Jahre hin[4]). Im wesentlichen fällt also der „Hausbau auf Kühtai" in die Jahre 1623 bis 1628. In der Tat erstreckt sich die von Jakob Stöckl erst 1638 (!) vorgelegte einheitliche Raitung über die Zeit von 1623 bis 1630. Das Raitbuch selbst scheint nicht erhalten zu sein; aus einer Erledigung, die die Kammer an ihn am 2. Juni 1638 sendet, erfährt man aber, daß die verrechneten Einnahmen Stöckls 9400 Gulden, die Ausgaben 9739 betrugen[5]).

So viele Einzelheiten uns nun durch die hier mitgeteilten archivalischen Nachrichten über den Verlauf des „Baues" gegeben werden und so sehr sie uns nebenbei wohl auch ein recht anziehendes Bild gaben, wie damals ein solcher Bau im Gebirge durchgeführt wurde: einen klaren Aufschluß, ob es sich um einen völligen Neubau oder bloß um eine Erweiterung und Neuausstattung des alten Schwaighofes handelte, bieten sie nicht. Der Ausdruck „Bau" wird in Schriften jener Zeit nachweislich auch für bloße Umbauten und Zubauten gebraucht, muß also an sich nicht unbedingt einen Neubau bedeuten; ja, die gleich zu Beginn des Unternehmens, in einer Weisung der Behörde an das Pfannhaus in Hall vom 5. Oktober 1623 gebrauchte Wendung, Erzherzog Leopold habe dem Pflegsverwalter von Petersberg, Jakob Stöckl, befohlen, „am" Haus auf der Kühtai einen Bau zu verrichten[6]), deutet eher auf eine bloße Ausgestaltung des früheren Hauses für die Zwecke eines fürstlichen Jagdsitzes und es verschlägt nichts gegen diese Auffassung, wenn in anderen Fällen mit weniger genauer Ausdrucksweise schlechthin vom „Bau des Hauses auf Kühtai" die Rede ist. Das heute vor uns stehende Gebäude, das im Erdgeschoß drei Stuben, eine Kammer, Küche, Waschküche und Sennerei, im Obergeschoß (wenn man sich zwei erst im 19. Jahrhundert eingebaute Scherwände wegdenkt) acht große Wohnräume umfaßt, geht an sich schon weit über die Ausmaße hinaus, die wir im Zusammenhalt mit sonstigen alten Oberinntaler Bauernhäusern für den alten Schwaighof annehmen dürfen: im allgemeinen werden die Schwaighöfe kleiner und einfacher gewesen sein als die Höfe im Tale.

Wir haben uns daher den „Bau auf Kühtai" am ehesten als eine stattliche Erweiterung und Neueinrichtung des alten Hofes vorzustellen: wahrscheinlich wurde, da von der Legung neuer Böden die Rede ist, das zweite Geschoß erst damals aufgesetzt, wahrscheinlich aber der frühere Bau auch verlängert; dafür spricht vor allem der Umstand, daß in der Folgezeit mehrfach von zwei Küchen gesprochen wird, der fürstlichen und der des Bestandsmannes, welch letztere vielleicht der heutigen Waschküche entspricht. Auf alle Fälle erhielt Kühtai bei diesem Umbau im Äußeren wie Inneren die Gestalt, die es im wesentlichen noch heute zeigt: der

[1]) Gemeine Missiven 1628, f. 379 (20. März), 543, 543' (15. April).
[2]) Ebenda 1628, f. 985', 1578.
[3]) Ebenda 1628, f. 984, 1138'; 1629, f. 1120.
[4]) Ebenda 1629, f. 246, 476, 984, 1376', 1521'; 1630, f. 807, 1606; 1631, f. 458', 1067; Embieten und Bevelch 1630, f. 369'.
[5]) Gemeine Missiven 1638, f. 778; vgl. Embieten und Bevelch 1639, f. 210.
[6]) Gemeine Missiven 1623, f. 1760.

„Jagdsitz" Kühtai ist also ein Werk Erzherzog Leopolds aus den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Wenn es dafür noch eines Beweises bedarf, so erbringt ihn die Inschrift, die in den Grundbalken des Dachgiebels eingeschnitzt erscheint: „Jakob Stöckhl Pflegsverwalter als gewöster Pawmeister". Hier nennt sich also als „Baumeister", d. h. nach damaligem Wortgebrauch als administrativer Leiter des Unternehmens, der Mann, den Erzherzog Leopold nach den urkundlichen Nachrichten tatsächlich mit der Durchführung des Baues betraut hatte.

II.

Betrachtet man nun den heutigen Bau selbst, so könnten die Formen seiner gemauerten Teile zunächst vielleicht einer älteren Zeit anzugehören scheinen. In der Gesamtform behielt man den einfachen, sozusagen zeitlosen Typus des Oberinntaler Bauernhauses durchaus bei: die Hauswände ganz gemauert und weiß verputzt; in die glatten Wände einfache, niedere Fenster in regelmäßiger Anreihung eingeschnitten, vorne ein ganz schlichtes halbrund geschlossenes Tor; zum Weiß der Wände schön kontrastierend das sammtbraune Holz des Giebels. Soweit sich Stilformen zeigen, gehören sie deutlich der späten Gotik an. So schon die Wölbung des breiten ebenerdigen Flurs, eine gedrückte Tonne, in die von beiden Seiten her große, gratig ausgebildete Stichkappen einschneiden, nicht einander gegenüber, sondern in spielerischem Wechsel so angeordnet, daß immer je eine Stichkappe einem Zwickel gegenübersteht: ganz, wie man es auch in den Fluren und Lauben der Innsbrucker Altstadt sehen kann. Aber die Spätgotik hat sich in Tirol, vollends in den abgelegeneren Orten, bis weit ins 17. Jahrhundert hinein erhalten: es können daher diese Wölbformen ganz gut auch der Zeit Leopolds V. angehören. In der Tat kehren sie auch im oberen, sicherlich dem 17. Jahrhundert entstammenden Flur in ähnlicher Weise wieder, hier sogar mit dem spezifisch spätgotischen Motiv, daß die Grate sich an der Spitze der Stichkappen überkreuzen und ein Quergrat die beiden Spitzen verbindet; immerhin stehen hier — renaissancemäßiger, wenn man will — die Stichkappen einander gerade gegenüber.

Alles Holzwerk aber entspricht durchaus dem Charakter des frühen 17. Jahrhunderts, der deutschen Spätrenaissance. So schon das Sparren- und Strebenwerk der beiden Dachgiebel, die ganz nach Art der Oberinntaler Bauernhäuser weit vorspringen und daher durch je fünf Streben, zwei abgesonderte gegen die Seiten hin, drei näher aneinandergerückte in der Mitte, gestützt werden. An Schnitzornamentwerk ist dabei im Grunde kein großer Reichtum aufgeboten. Die wellig ausgeschnittenen Strebhölzer sind in einen schräg abwärts gerichteten Zug verzapft, der in ein aufgesperrtes Drachenmaul endigt; an den Kreuzungsstellen sind da und dort Rosetten nach Art von Sonnenrädern eingekerbt: wie in der ganzen deutschen Spätrenaissance taucht auch hier uralte Ornamentik wieder empor. Die Stirnseite des Dachgiebels und die Balkenköpfe sind mit zackig ausgeschnittenen Schalbrettchen verziert.

Der deutschen Spätrenaissance gehören dann vor allem auch die Stuben des Oberstockes an, die Wohnräume der fürstlichen Jagdgesellschaft. Es sind vier große, sichtlich etwas reicher getäfelte Räume an den Ecken des Gebäudes, die heute noch „Fürstenzimmer" heißen, und je zwei weitere in der Hausmitte, von denen einzelne im 19. Jahrhundert durch hölzerne Zwischenwände in kleinere Gastzimmer zweigeteilt wurden. Die Täfelungen sind in Zirbelholz durchaus einheitlich von derselben Werkstatt durchgeführt, in allen Räumen wesentlich übereinstimmend, nur die Schmuckstücke leicht variiert; sie ergeben mit ihrem goldbraunen Holzton eine selten warme Stimmung. Die Wände sind bis an die Decke mit glattem Getäfel verkleidet, dessen Fugen durch profilierte Leisten bedeckt sind; unten läuft eine Fußleiste, oben zwischen Gesimsleisten

ein mit kleineren und größeren, aufgesetzten Knöpfen verzierter Fries. Auch die tief eingeschrägten, in flachem Bogen abgeschlossenen Fensternischen sind ganz in Holz ausgekleidet: die Brüstung wird dabei in den westlichen Zimmern durch fein kannelierte, durch einen Halbkreisbogen verbundene toskanische Pilaster gegliedert, während unter dem Fensterbrett sich ein Zahnschnitt hinzieht. Die flachen Decken der Zimmer sind durch kräftige, reich profilierte Leisten in ziemlich tiefe quadratische Kassetten geteilt. In diese verhältnismäßig schlichte und in der Zusammenfügung auch nach alter Tradition folgende Wandverkleidung treten als eigentliche Schmuckteile die mit reichen Renaissancegliederungen und -ornamenten ausgestatteten Türen und Wandkästchen. Die ersteren folgen ziemlich übereinstimmend einem Muster, welches uns am reichsten die Türen des südwestlichen Eckzimmers repräsentieren: die Türöffnung wird eingefaßt von schmalen, zart kannelierten jonischen Pilastern und abgeschlossen durch ein verkröpftes Gebälk, welches sich nach beiden Seiten über flachen Konsolen noch ein Stückchen in die Wand fortsetzt; als Bekrönung erhebt sich über ihm ein steiler, dünner Giebel, aus dessen gesprengter Mitte ein zierlicher Baluster aufsteigt. Diese architektonischen Glieder sind zum Teil mit eingeschnittenen, zum Teil auch aufgesetzten Zierformen ziemlich reich, aber durchaus kleinformig und flach belebt: in den Pilasterbasen findet man Scheiben zwischen Spitzen, im Fries ein aus Kreisen gebildetes Band, im Giebelaufsatz eine große Palmette, in den Zwickeln über dem Türbogen und in den Winkeln des Aufsatzes Rosetten eingeschnitten; hingegen ragen in den Türzwickeln und seitlichen Gebälkfortsätzen wieder die pyramidenförmigen Knöpfe aus der Fläche. Unter den Gesimsen laufen Zahnschnitte, die Kämpfer sind geschuppt und von Perlschnüren eingefaßt. An Wandkästen begegnen uns größere mit zwei Türflügeln, kleinere mit nur einem Flügel: auch diese Schranktürchen sind wieder von Pilastern und Gebälken in ähnlichen Formen und mit ähnlichen Schnitzmotiven umrahmt, wie sie uns an den Zimmertüren entgegentreten; der Wandkasten des Südwestzimmers, das in allen Dingen bevorzugt erscheint und wohl als eigentliches Gemach des Fürsten gelten darf, hat überdies auch einen Giebelaufsatz gleich denjenigen der Türaufsätze aufzuweisen. Die Schrankflügel tragen überall rechteckige Felderungen, deren profilierte Rahmenleisten sich an den Ecken auskröpfen.

Für die vorgerückte Zeit ihrer Entstehung, die zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts mögen diese Täfelungen in ihren maßvollen, edlen und strengen Formen wiederum früh erscheinen; es ist bezeichnend, daß z. B. von jenen Wandlungen, die die Interieurs des nördlichen und auch teilweise des südlichen Deutschland schon seit dem späten 16. Jahrhundert im Zeichen des Roll- und Beschlägwerkes erleben, sich hier keine Spur findet. Man muß dabei aber im Auge behalten, daß diese neuen Ornamentformen, deren Ausgangspunkte im Norden liegen, sich in die Alpengebiete überhaupt verhältnismäßig spät, erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verpflanzten und daß die Kühtaier Interieurs, so vornehm im ganzen sie wirken, doch in ihren Detailbildungen mehr der volkstümlichen Schreinerkunst angehören, deren Entwicklung zurückhaltender verläuft und von den Bedingungen des Materials abhängiger bleibt. Diese Konsolenfriese, Zahnschnitte, Wellbänder, Rosetten und Palmetten bewegen sich, näher besehen, in einem echt holzmäßigen Kerbstil, ja sie lassen in der Art, wie die Einschnitte in scharfem Halbrund ansetzen und in gedehnterem Halbrund wieder weich in die Fläche verlaufen, in erquickender Unmittelbarkeit die Technik des Hohleisens erkennen. Der zierliche Reichtum dieser kleinen Formen an Türen und Kästen gehört zu den spezifischen Eigenheiten gerade der Oberinntaler Bauernstuben des 17. Jahrhunderts, die hierin den Engadinerstuben derselben Zeit gleichen und sich vielleicht von dort herleiten[1]). Die Kühtaier Getäfel haben ihre nächsten Verwandten in

[1]) Vgl. J. Ringler, Bauernstuben und Bauernmöbel im oberen Inntal. Zeitschr. „Tirol", 3. Folge (1932), Heft 1/2, S. 50 ff.

Stuben wie jener zu Ramüs in Graubünden von 1621, zu Grins bei Landeck, zu Kauns im Kaunertal aus derselben Zeit, ja es besteht auch noch eine weitgehende Analogie mit den Stuben aus Fiß (1686) und Ladis (1692) im Volkskunstmuseum zu Innsbruck, die schon dem Ende des 17. Jahrhunderts angehören: ein halbes Jahrhundert spielt hier für die Formentwicklung keine zu große Rolle. Es entspricht diesem Stilbefund durchaus, daß uns die Urkunden eine Werkstätte in Rietz im Oberinntal, die des Zimmermeisters Matthias Reiter, als in Kühtai tätig angeben. Die Tatsache, daß Jakob Stöckl sich für das Jagdhaus seines Landesfürsten unbesorgt an einen Dorfschreiner wendete, und der feine stilvolle Eindruck, den diese Stuben trotzdem auf uns machen, zeugt aber andererseits dafür, auf welcher Höhe dieses volkstümliche Kunstgewerbe damals stand.

Stilistisch fortgeschrittener im Sinne der allgemeinen Kunstentwicklung sind die Eisenbeschläge an den Türen und Wandkästchen, die, ganz wie auch sonst im deutschen Schlossergewerbe des frühen 17. Jahrhunderts, nicht reliefmäßig modelliert, sondern in flotter, rein linearer Zeichnung eingraviert sind. In diesen Schloßplatten, Angelbändern, Türgriffen herrscht schon das von grotesken Elementen durchsetzte Bandwerk, das seit dem späteren 16. Jahrhundert in ganz Deutschland das klassische Blattwerk der eigentlichen Renaissance verdrängt hatte. Dabei kommt zugleich uralte nordische Phantastik zum Durchbruch: die Bänder werden durch Schuppenlinien in Schlangen- oder Fischleiber umgedeutet und enden in Tierfratzen oder Menschengesichter, die, bald deutlicher herausgearbeitet, bald nur halb anklingend, einander mit glotzenden Augen zu bedrohen scheinen.

Über diesen mehr volkstümlichen Charakter erheben sich hingegen offenkundig die Öfen, die ganz wesentlich zu dem vornehmen Gesamteindruck der Kühtaier Interieurs beitragen. Sie stehen auf massiv gemauerten, weißverputzten Bogen als Sockeln und sind dann in zwei Geschossen aus gemusterten, grün glasierten Kacheln aufgebaut. Zum Teil — wie bei den Öfen im Nordwest- und Südostzimmer — bestehen die Muster noch aus klassischem Akanthusblattwerk, das in flachem Relief die quadratischen oder rautenförmigen Felder ausfüllt, gelegentlich aber auch schon geschweiften und geschwungenen Bändern. In kräftigerem Relief vertiefen sich die Topfkacheln des Ofens im Nordostzimmer, denen sich am Rande auch schmalere mit grotesken Köpfen zugesellen. Noch mehr mit figuralen Elementen ist der Dekor des Ofens im Südwestzimmer durchsetzt, der uns leider — aus Ursachen, die gleich später darzulegen sein werden — nur unvollständig erhalten ist, einst aber nicht nur der reichst gemusterte, sondern auch größte war: hier schauen aus dichtem Akanthusblattwerk oder muschelbekrönten Nischen bärtige Männerköpfe und schlanke weibliche Hermen heraus. Die Hauptkacheln aber zeigen in lorbeerumkränzten ovalen Schilden auf reich damaszziertem Grunde das Allianzwappen Österreich-Medici, links den österreichischen Bindenschild, rechts die sieben Knöpfe des medizäischen Hauses: durch diesen Wappenschmuck werden wir also wieder in die Regierungszeit des mit Claudia von Medici vermählten Erzherzog Leopold als die Entstehungszeit der Innenausstattung versetzt; zugleich bezeichnet uns dieser allein mit Wappen geschmückte Ofen wieder das südwestliche Eckzimmer als die eigentliche Fürstenstube. Es sind keramische Werke, die ihrem Schöpfer, dem Innsbrukker Hafnermeister Philipp Gantner, das beste Zeugnis ausstellen.

Die Täfelungen der ebenerdigen Räume, der heutigen Gastzimmer an den südlichen Ecken, sind ganz einfache Leistengetäfel, wie man sie überall in tirolischen Bauernhäusern findet. Indes weisen die mehr ausgeschwungenen Profile der Leisten und Ausschnitte der Bankfüße ebenso wie die schnörkelhaften, da und dort eingeschnitzten oder aufgemalten Zierate bestimmter in die Rokokozeit, in das späte 18. Jahrhundert. Ihm gehört denn auch die Mehrzahl der Inschriften an, mit denen sich frühere Bestandsleute hier in den Friesen des Getäfels unter Beifügung frommer Sprüche verewigt

haben: es finden sich die Jahrzahlen 1789, 1794, 1835; Georg Leitner und seine Gemahlin Barbara Rettenbacherin, von denen eine lange Inschrift an der östlichen Wand der Gaststube spricht, gehören nachweislich dieser Zeit an: Georg Leitner erscheint in einer Eingabe des Grafen Theodor von Wolkenstein an die Regierung vom 9. März 1782 als Bestandsmann in Kühtai; seine und Frau Barbaras Tochter Marie Leitner starb nach dem Sterbebuch der Pfarre Ochsengarten am 9. Januar 1794. —

Mit ein paar Worten sei zum Schlusse noch der Kapelle gedacht, die etwas seitlich vor der Westfront des Hauses steht. Der einfache, schmalhohe Giebelbau schließt nach der Bergseite hin mit dreiseitiger Altarnische, kehrt hingegen seine Giebelwand gegen Süden. Der schmale Eingang läßt noch einen verschliffenen Spitzbogen erkennen, doch ist die Laibung nicht eingeschrägt, sondern gerade vertieft; über dem Eingang schaut aus einem Blendfenster ein moderner Reliefkopf Christi herab. Die seitlichen Fenster schließen vollends halbrund. Auf dem steilen Dach sitzt ein hölzerner Glockendachreiter. Das Innere ist mit einer Tonne gedeckt, in die je drei Stichkappen schneiden. Flache Stuckpilaster gliedern die Wände; über ihnen steigen an den Kanten der Stichkappen Lorbeerblattzöpfe aus Stuck empor und vereinigen sich in mittleren Medaillons mit Rosetten. All das sind typische Formen des 17. Jahrhunderts, wie man sie in vielen Kapellen Tirols findet.

III.

Die Jahrzehnte unmittelbar nach dem Umbau, die Regierungszeit des Erbauers Erzherzog Leopolds V., seiner Gemahlin Claudia und seiner Söhne Ferdinand Karl und Siegmund Franz († 1665) war ohne Zweifel die Glanzzeit Kühtais, das jetzt allen Ansprüchen der höfischen Jagdgesellschaft genügen konnte. In der Tat gediehen jetzt auch die Hofjagden auf ihren größten Stil. In den Urkunden haben sie naturgemäß nicht immer einen Niederschlag gefunden und manches Dokument mag überdies verloren gegangen sein. Aus der genannten Zeitspanne haben sich aber immerhin für zwei solche Veranstaltungen höchst interessante Zeugnisse erhalten: für eine Gemsjagd unter Erzherzog Leopold im Herbst 1631 und eine solche unter Erzherzog Ferdinand Karl im Herbst 1656. Beidesmal sind es Weisungen des Jägermeisteramtes bezüglich des Aufgebotes und der Verwendung von Treibern und sie geben uns einen anschaulichen Begriff von der Ausdehnung der Hofjagden dieser Zeit. Freilich, den sportlichen Charakter hatte die Gemsjagd längst nicht mehr wie in den Tagen des letzten Ritters, wo zwar auch ein paar Treiber und Hetzhunde mitgeholfen hatten, das Wild auf eine „Stellwand" zu sammeln, der kaiserliche Jäger aber doch noch den Gemsen in die Felsen nachgestiegen war, um sie mit langen Stangen „abzustechen". Jetzt handelte es sich hingegen um reine Treibjagden, bei denen die höfischen Schützen, ohne persönliche Anstrengung und Gefahr aufzuwenden, unweit ihres bequemen Jagdquartiers hinter dem „Schirm" auf den Trieb warteten, so daß, vom langsamen Laden und der geringen Reichweite der damaligen Jagdwaffen vielleicht abgesehen, keine große Schwierigkeit mehr bestand, die in einen schmalen Engpaß gescheuchten Tiere zu erlegen. Um so größer aber war der Aufwand an Treibern und die Ausdehnung des Treibgebietes: weit größer als wohl jemals bei den Gebirgsjagden des 19. Jahrhunderts.

Schon als Erzherzog Leopold sich „gnädigst entschloß", auf 9. Oktober 1631 ein großes „Gambsgejaidt in der Kühtai" anzusagen, erging auf Anordnung des landesfürstlichen Jägermeisteramtes seitens des Pflegers von Petersberg an alle Untertanen in Telfs, Pfaffenhofen, Oberhofen, Flaurling, Hatting, Polling, Inzing, Ober- und Unterperfus der Befehl, sich „samt und sonders, bei Androhung von 3 Jahren Strafe", mit Stachelstab und Fußeisen sowie mit Proviant für drei Tage am 8. Oktober auf der

Rietzer Alpe einzufinden und dort „weiterer Ordonnanz gewärtig zu sein"; überdies sollten die Bauern dafür sorgen, daß das Vieh aus dem Jagdgebiet getrieben würde, die Wege „von der Flaurlinger Alpe bis zum Schartl hinauf herrichten" und sich auch sonst „mit Fuhren und Reitrossen" für die Bedürfnisse der Veranstaltung bereithalten[1]). Man sieht, wie sehr die alte Jagdfrohn der „Untertanen" noch immer zu Recht bestand, wenn sie auch jetzt wohl nicht mehr ohne Vergütung geleistet wurde.

In noch weit größerem Maßstab aber war das „Hauptgamsjagen am Pirchkogel bei Kühtai" angelegt, das am 29. August 1656, also unter der Regierung Erzherzog Ferdinand Karls stattfinden sollte. Von ihm erfahren wir aus einer Instruktion des Hofjägermeisters[2]) nicht nur Zahl und Verteilung der Treiber, sondern den ganzen Plan der Jagd. Das Gebiet, aus dem die Gemsen zusammengetrieben werden sollten, umfaßte nicht nur die gesamten von Süden her mündenden Hochtäler, also das Finster-, Längen-, Mitter- und Wörgltal, sondern auch die vom Inntal heraufführenden Alpengründe jenseits des Birkkogels und der Irzwände, des Stamser-, Rietzer- und Flaurlinger Tals. Aufgeboten wurden hiezu aus allen umliegenden Dörfern insgesamt nicht weniger als 720 Treiber und Jäger, die mit „Stab" und „Eisen" erscheinen und sich für acht Tage verproviantieren sollten; auch hatten sie Hetzhunde bei sich.

Das Ziel des ganzen Triebes lag bei der Hemmerwaldalpe, etwas westlich talabwärts von Kühtai. Dort sollte der „Schermb" (Schirm) aufgestellt werden, der mit Laubwerk maskierte Stand des fürstlichen Schützen. Unweit davon, „auf der Iß", wurden im „Plachenstadl" die „Gamsnetz, Fuchsplachen und Flambentücher" bereit gehalten, also zwischen Pfosten gespannte Netze und an Stricken aufgehängte Tücher und bunte Lappen, die, beim Kommen des Wildes durch Schütteln der Stricke in Bewegung versetzt, das Wild vor dem Ausbrechen abhielten und es in allmählich sich verengender Gasse zum Schirm hinleiteten.

Das von erfahrenen Jägern geleitete Treiben sollte etliche Tage vor der eigentlichen Jagd damit beginnen, daß auf der Inntalseite, im Flaurlinger und Rietzer Graben „stark geschossen" wurde, offenbar, um dadurch das dort stehende Wild gegen die ins Kühtaier Gebiet hinüberführenden Kämme und Jöcher hinaufzuscheuchen. Am Vortage des „Hauptjagens" sollten dann 70 Treiber aus diesen Tälern auf den Kamm nördlich des Kreuzjoches und auf den „Narren" (heute Narrenboden, d. i. das Joch, welches den Flaurlinger Graben von dem gegen Haggen im obersten Sellrainer Tal hinabführenden Klammbachtal trennt) steigen und dort als „Wehr" ein Zurückfliehen der Gemsen in die nördlichen Talgründe verhüten. Am Jagdtage selbst aber sollten aus entgegengesetzter Richtung, von Haggen her, 150 Leute in das Klammbachtal hinaufrücken und die dort angesammelten Tiere über das Kreuzjoch in die obersten Hänge der Stamser Alpe hinüberjagen. Dort waren nicht weniger als 200 Treiber und Schützen aus dem Gericht Petersberg und Hertenberg aufgestellt, die das flüchtende Wild aufzunehmen und gegen den die Nordwestecke des Stamser Tales beherrschenden Birkkogel zu „drücken" hatten. Um ein Entweichen der Gemsen gerade südwärts über die Irzwände in die Hochfläche oberhalb Kühtais zu verhindern und etwa einlangende Tiere gleichfalls gegen den Birkkogel zu scheuchen, waren auf ihr 150 weitere Treiber angesetzt. Da schließlich auch westlich des Birkkogels entsprechende „Wehren" standen, mußten schließlich alle Gemsen über den Birkkogel in die „Pirchgrubreiß", ein zwischen zwei südlichen Ablegern desselben gegen die Hemmerwaldalpe hinabziehendes Hochkar flüchten, aus dem sie wie durch einen engen Schlauch allmählich gegen das Ziel hinuntergedrängt werden konnten. Ähnliche Treiberketten waren aber auch auf den wasserscheidenden Kämmen im Süden Kühtais, vom Gaiskogel über den Kraspes bis gegen

[1]) Mischlingsbücher Nr. 84, f. 160. [2]) Ebenda Nr. 39, f. 94, 99, 101.

den Acherkogel hin verteilt, die das Wild gegen den Ausgang des Längentales zu drängen hatten, woselbst beim „Klietaiele" (wohl der Unteren Längentaler Alpe) eine zweite „Richtstatt" aufgestellt war.

Trotz dieser großartigen Vorkehrungen leuchtete kein guter Stern über dem Jagen. Zunächst erzwang hartnäckiger Regen eine Verschiebung auf den 31. August. Dann aber wurden, — ob nur aus mangelndem Zusammenwirken oder auch infolge stillen Widerstandes der Bauern gegen die Jagdfrohn, wird ewig unerforscht bleiben —, von den Jägern und Treibern Fehler begangen, über die ein Schriftstück „Die Hauptmängel, so sich beim Jagen des Birkkogels verhalten haben"[1]) ergötzlichen Aufschluß gibt. Zunächst war, als die Haggener „zwei Stunden vor Tag" in das Klammbachtal rückten, die den Flaurlingern anvertraute „Wehr" auf dem Narrenboden noch nicht eingetroffen, so daß die Gemsen, statt allesamt gegen das Kreuzjoch gedrängt zu werden, wieder über den Narrenboden nordwärts flüchten konnten. Die Stamser hingegen waren viel zu früh gegen die Irzwände heraufgerückt, so daß sie dort dem Trieb vom Kreuzjoch her „im Wege standen". Ganz im allgemeinen aber waren, so klagt der Verfasser des Berichtes, „die Wehren zu spät aneinander getroffen, was zum Teil auch dem lang gelegenen Nebel zuzurechnen, auch nicht zugleich auf die Grät gekommen", und hatten daher das Wild nicht planmäßig „auf die Stellwand gedrückt". Ganz besondere Schuld trugen dabei die Jäger, d. h. die Führer des Treibervolkes, da sie die Mannschaften „nicht voneinandergeführt", sondern „haufenweis beisammenstehen gelassen". „Aus welchem allem erfolgt", so schließt der Bericht in beweglicher Klage, „daß solches Jagen sich bis in die Nacht verhalten, die meisten Gemsen aber unaufgestört in Wänden und Koseln gelassen werden mußten".

Die „Strecke", die nach all den gewaltigen Zurüstungen erzielt wurde, war daher verdrießlich gering: man zählte sechs Böcke, neun Geißen, ein Kitz. Zwei Böcke hatte Erzherzog Siegmund Franz erlegt, dessen Anwesenheit bei der Jagd uns auf diese Weise bezeugt wird.

IV.

Als Erzherzog Siegmund Franz im Jahre 1665 kinderlos starb, erlosch die in Tirol regierende Seitenlinie der Habsburger und fiel das Land an Kaiser Leopold I. heim. Damit mußte sich die Bedeutung Kühtais als fürstlicher Jagdsitz von Grund aus ändern. Die habsburgischen Kaiser residierten in Wien, für sie war Kühtai zu abgelegen. Kein Wunder, daß man es bald aus der Hand gab. Schon Leopold I. verkaufte den Hof Kühtai mit allem Zubehör am 23. Oktober 1676 (um 700 Gulden) an Graf Johann von Spaur, der ihn indes schon am 6. Januar 1677 (um 1000 Gulden) an den Grafen Georg zu Clary-Aldringen weiterverkaufte[2]); da dieser, wie wir oben hörten, auch Petersberg besaß, wurde Kühtai wieder mit dieser Herrschaft vereinigt und blieb es nun dauernd. In beiden Verträgen wurde allerdings nicht nur jederzeitige Wiederlösung vorbehalten, sondern auch die „fürstliche Lustbehausung" und ihre Einrichtung sowie die Pferdestallung ausdrücklich dem Landesfürsten reserviert. Die Bestandsleute sollten nur das Erdgeschoß bewohnen und das Haus vor Feuers- und Wassergefahr treulich behüten.

Gerade weil sich aber einerseits der Wiener Hof um das weit entfernte Jagdhaus nicht mehr kümmerte, andererseits die Inhaber von Petersberg von der Jagdbehausung keinen Gebrauch machen durften, verfiel sie zunehmender Vernachlässigung. Die Innsbrucker Regierung hatte mit Kühtai nur mehr in der unliebsamen Weise zu tun, daß die jetzigen Inhaber für notwendig gewordene Reparaturen die Bezahlung von

[1]) a. a. O., f. 100. [2]) Urk. II, 5966. Vgl. auch Bekennen 1674/6, f. 211' ff.

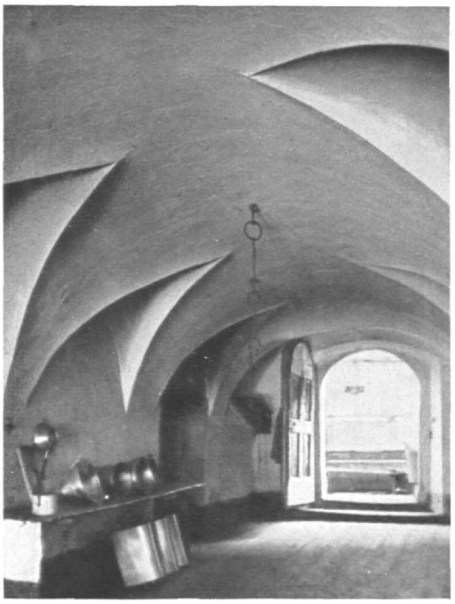


Abb. 6. Flur im Erdgeschoß

Abb. 7. Kühtai, Ostseite

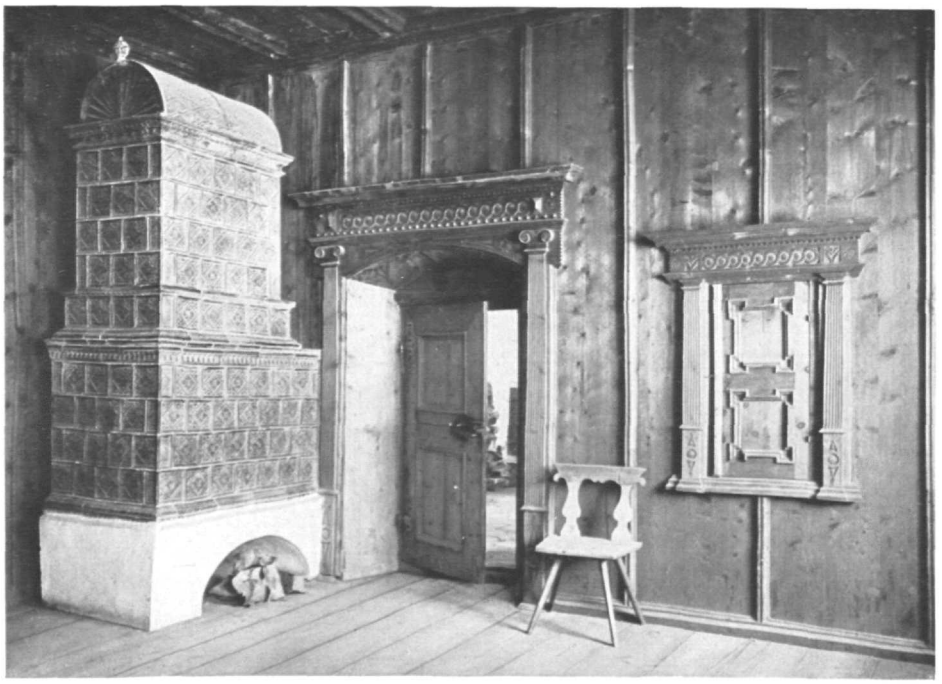


Abb. 5. Kühtai, Fürstenzimmer an der Nordwestecke

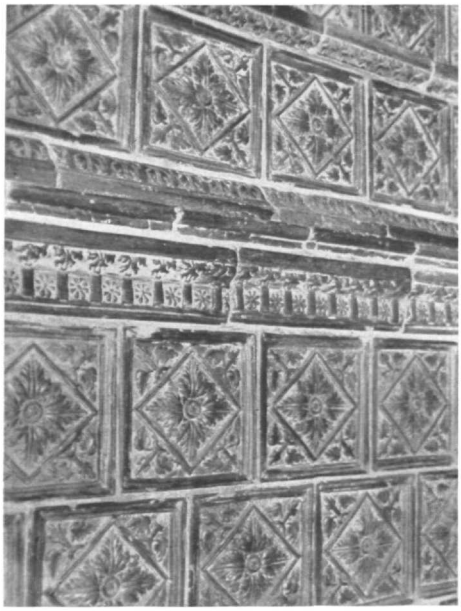


Abb. 8. Muster des Ofens im Nordwest-Zimmer

Abb. 9. Muster des Ofens im Südwest-Zimmer

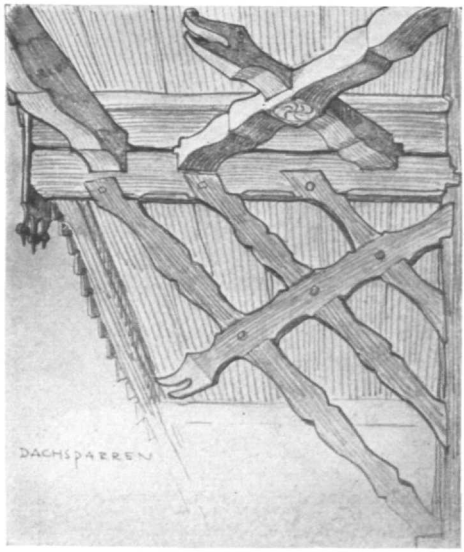


Abb. 10. Schnitzwerk am Giebel

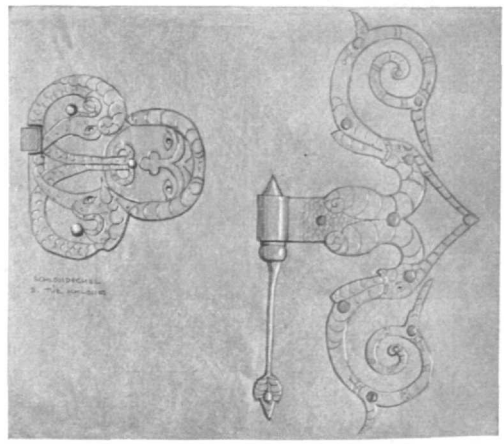


Abb. 11. Türbeschläge

INNSBRUCK

ihr verlangten: denn nach den Kaufbriefen fielen alle „größeren" Reparaturen ihr zu und zwar galten als „größer" alle jene, die mehr als 18 Kreuzer (d. i. einen mäßigen Taglohn) kosteten. Die „kleineren" Schäden hätten allerdings die jetzigen Besitzer auf ihre Kosten auszubessern gehabt: sie zogen es aber zumeist vor, sie solange unbeachtet zu lassen, bis sie inzwischen „größere" geworden waren und damit der Regierung zur Last fielen. In Streitigkeiten dieser Art erschöpft sich von da an die Geschichte Kühtais. Wir wollen davon nur berichten, was zur Erklärung des heutigen Bestandes von Belang ist.

Schon in den Jahren 1708—1714 waren ausgiebige Reparaturen an der Dachung und in dem die „Priveter" (Klosetts) enthaltenden Stöckl durchgeführt worden; ebenso hatten sich um 1770 Schäden herausgestellt, die bereits eine langwierige Auseinandersetzung über die Ausbesserungspflicht mit sich brachten[1]). Im Jahre 1776 aber traf den Jagdsitz vollends ein schweres Elementarunglück: am 27. September ergriff ein furchtbarer nächtlicher Sturm den vorderen Teil des Daches und schleuderte seine Trümmer den Hang hinab. Dabei wurden die Decken der drei vorderen „Fürstenstuben" (so heißen sie schon damals in den Akten) durchgeschlagen und der im „ersten Zimmer" stehende „größte Ofen" in seinem oberen Teil zertrümmert. Dringende Hilfe tat not, zumal der Winter bevorstand. Der Petersberger Richter Marberger, den ein Eilbote von dem Vorfalle verständigte, entsandte den Zimmermeister Josef Lair aus Silzerberg mit 14 Zimmerknechten nach Kühtai, die in Ermangelung neuer Läden und Schindeln das Dach über den Fürstenzimmern einstweilen mittels der Trümmer wiederherstellten. Erst im Frühjahr 1777 konnte man dann an eine gründlichere Reparatur schreiten. Jetzt wurden die Zimmerleute Josef Fürrueter, Isidor Witting und Josef Jordan, außerdem aber die Tischlermeister Sebastian Tablander, Anton Kofler und Johann Jordan aus Silz nach Kühtai geschickt, letztere behufs „Aufschlagung der Oberboden und Aufbesserung des Getäfels in der Fürstenstuben", eine Arbeit, die sie in 24—26 Tagewerken gegen Entlohnung von 26 Kreuzern für den Tag erledigten[2]). Durch diese Nachrichten erklärt sich die Inschrift, die heute noch auf dem Gesimse des Getäfels im südwestlichen Eckzimmer sichtbar ist und mit dem Stil der Täfelungen auf den ersten Blick unvereinbar erscheint: „17. Antoni Kofler und Sebastian Tawlander von Silz. 77"; sie bezieht sich nicht auf die Entstehung der Getäfel, sondern auf ihre Ergänzung im Jahre 1777. Ebenso verstehen wir nun die oben vermerkte Tatsache, daß uns der Ofen desselben Eckzimmers, nach Aussage der Akten ursprünglich der größte von allen, heute nur mehr als bescheidener Stutz erhalten ist: er wurde seit jener Katastrophe nicht mehr ergänzt. —

Diese umfänglichen Reparaturen hatte bereits ein neuer Pfandherr zu St. Petersberg durchgeführt. Schon lange hatte die böhmische Familie der Clary-Aldringen, der bis dahin die Herrschaft Petersberg und mit ihr der Kühtaier Hof gehört hatte, den Wunsch gehabt, zur besseren Verwaltung des großen Pfandbesitzes ein Mitglied der Familie in Tirol selbst ansässig zu machen, doch hatte sich die Sache immer wieder hingezogen. Am 30. April 1777 nun verkaufte Karl Graf von Clary seinen ganzen Pfandbesitz in Tirol seinem Schwager Graf Theodor Peregrin von Wolkenstein. Diesem neuen Herrn, der schon eine Zeitlang vorher als „Graf-Administrator" in Petersberg gewaltet hatte, waren die im Herbst 1776 unternommenen raschen und energischen Schritte zur Ausbesserung des Sturmschadens zu verdanken gewesen, und er setzte, ohne sich viel um den langsamen Amtsweg der Innsbrucker Regierung zu

[1]) Hofbauberichtsprotokolle 1706—8, f. 422', 475; 1709—13, f. 86', 111, 315, 374; 1714—16, f. 114. — Hofkammerbücher 1775/II, f. 32', 75, 247; 1776/II, f. 192; 1776/III, f. 137; 1776/IV, f. 78. — Pfandschaftsakten Fasz. Petersberg.

[2]) Vgl. für das Folgende die Eingabe des Grafen Theodor von Wolkenstein an das Gubernium vom 9. März 1782 mit Beilagen A, B, C, Pfandschaftsakten Fasz. Petersberg.

kümmern, auch die weitere Durchführung der Reparaturen, die sich noch in die nächsten Jahre weiterzogen, ins Werk: als sein Verdienst ist daher die Erhaltung der schönen Täfelungen in jenem kritischen Zeitpunkt ohne Frage zu buchen. Er übermittelte dann den ganzen Akt über die Wiederherstellung des Hauses und ihre Kosten am 9. März 1782 dem Landesgubernium mit dem Ersuchen, die Kosten im Betrage von 192 Gulden zum Pfandschilling schlagen zu dürfen. Die Gubernialbehörde fand Anordnungen und Kostenberechnung ordnungsgemäß, machte aber doch ihrem gepreßten Herzen mit der Frage Luft, ob die Reparaturen, nachdem der Landesfürst „von diesem einstmals reservierten Jagdhaus gar keinen Gebrauch mache", wirklich dem Ärar und nicht vielmehr dem jetzigen Eigentümer oblägen[1]). Worauf der Graf ein wenig bissig replizierte, er könne nichts dafür, daß die Landesfürsten das Jagdhaus seit längerer Zeit nicht mehr zu benützen beliebten; umgekehrt benütze ja der Inhaber auch die oberen Zimmer nicht und es könne ihm daher an ihrer Ausbesserung nicht viel liegen. Man möge diese Frage lieber beiseite lassen und sich an die Bestimmung der Verträge halten, daß alle Reparaturen über 18 Kreuzer die Hofkammer angingen.

Solche Meinungsverschiedenheiten ließen schließlich bei der Innsbrucker Behörde den Gedanken rege werden, das fürstliche Reservat auf Jagdwohnung und Pferdestall frisch auch noch zu veräußern und sich damit der Erhaltungskosten zu entledigen. In der Tat regte die Hofkammer am 22. Juli 1782 beim Gubernium an, Haus und Stallung dem Pfandinhaber zu verkaufen[2]): so wenig Wert maß man bereits der kostspieligen Schöpfung Erzherzog Leopolds bei! Die Behandlung dieses Einzelfalls wurde dann bald durch den größeren Plan verdrängt, eine ganze Reihe tirolischer Pfandschaften, welche ihren Inhabern längst mehr Erträgnis einbrachten, als es dem Pfandschilling entsprach, einzulösen oder doch durch angedrohte Kündigung eine Erhöhung der Pfandsumme zu erzwingen. Im Jahre 1787 wurde eine eigene Kommission eingesetzt, die die Verhältnisse der verpfändeten Herrschaften prüfen sollte, und sie empfahl in der Tat auch im Falle Petersberg eine baldige Kündigung. Allein seit der Verpfändung waren fast 1½ Jahrhunderte verstrichen und die Frage, in welcher Währung eigentlich die Pfandsumme zurückzuzahlen und wie ihr einstiger Geldwert in den nunmehrigen umzurechnen wäre, verursachte viel Kopfzerbrechen; zudem rückte Graf Theodor, als 1788 der Krieg Kaiser Josefs II. mit den Türken ausbrach, ins Feld, und als seine Gemahlin sich 1789 an den Kaiser selbst mit dem Gesuch wandte, die Angelegenheit bis zur Heimkehr des Gatten zu verschieben, schlug ein kategorisches Schreiben vom Hofkanzleramt in Wien alles weitere Drängen der Innsbrucker Gubernialbehörde nieder[3]). Doch lebte die Angelegenheit im 19. Jahrhundert noch einmal auf, als im Jahre 1838 wirklich eine gerichtliche Aufkündigung der Pfandschaft Petersberg erfolgte. Der damalige Inhaber derselben, Graf Ernst von Wolkenstein, suchte sie durch ein Majestätsgesuch abzuwenden, in dem er bat, ihm vielmehr die Pfandschaft gegen eine Erhöhung des Pfandschillings um 10 000 Gulden käuflich zu überlassen, eine Erhöhung, die allerdings wieder der tirolischen Kammerverwaltung viel zu gering erschien. Es kam infolgedessen auch diesmal nichts heraus; vielmehr schrieb das Finanzministerium am 22. Juli 1849 an das tirolische Gubernium, daß die Verhandlungen über die Einlösung der tirolischen Pfandschaften überhaupt suspendiert seien[4]). Petersberg samt Kühtai blieb daher bis 1893 ungestört in Wolkensteinischem Besitz. In diesem Jahre brachte Kaiser Franz Josef I. Schloß und Güter durch freihändigen Kauf an sich, überließ aber das Schloß dann Jahre hindurch den Zöglingen des Offizierstöchter-Institutes in Wien als Ferienheim. Nach des Kaisers Tode ging der Besitz an

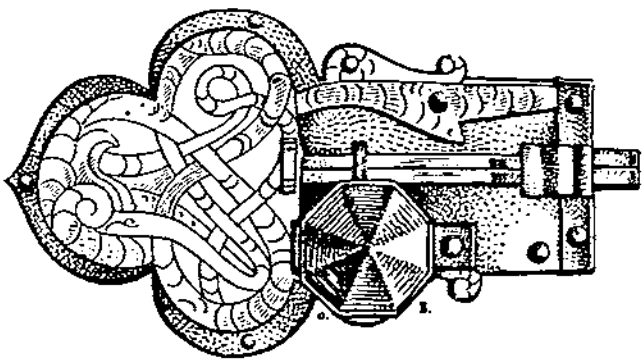
[1]) Hofkammerbücher 1782/III, f. 31. [2]) Hofkammerberichte 1782/III, f. 256.
[3]) Pfandschaftsakten Fasz. Petersberg.
[4]) ebenda 1847—49. Gubernialakten Petersberg 1847—49.

seine Enkelin Erzherzogin Hedwig, die Gemahlin des Grafen Stolberg zu Stolberg, über, in deren Hand er sich noch heute befindet.

In Kühtai selbst, das so wieder in unmittelbaren kaiserlichen Besitz gekommen war, brachte die veränderte Zeit bald völlig veränderte Verhältnisse. Noch 1846 wird es als „Alpenhof" bezeichnet, war also wohl noch wie in alter Zeit das ganze Jahr bewohnt. Aber inzwischen war im Verdienst seiner Bewohner das Wirtsgewerbe in den Vordergrund getreten und dies hat dann, da im Winter damals keine Gäste kamen, zur Folge gehabt, daß auch die Bauersleute im Herbste abzogen. Seit wann nun Kühtai eigentlich Gasthaus wurde, ist scheinbar nicht mehr festzustellen. Als man im Jahre 1910 zu erheben trachtete, ob dem Wirtsgewerbe in Kühtai der Charakter des „radizierten Gewerbes" zukomme, konnten im Statthalterei- (jetzigen Landesregierungs-)Archiv Innsbruck keine urkundlichen Angaben hierüber gefunden werden. Doch sagten alte Leute, daß die Bestandsleute schon seit 200 Jahren nebenher ausgeschenkt hätten und daß sich schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in Kühtai einzelne Sommerfrischler aufgehalten hätten[1]). In der Tat lag es ja nahe, daß an dem viel benützten Übergang aus dem Sellrain ins Ötztal dem Wanderer auf der Jochhöhe seit alters eine Labung geboten wurde.

Die mächtige alpine Bewegung des 19. Jahrhunderts brachte dann aber dem herrlich gelegenen Platze immer mehr Besuch an Bergsteigern und ständigen Sommergästen und hob so die Bedeutung des Hofes als Berggasthaus. In jüngster Zeit hat der Wintersport vollends seine Pforten auch wieder für die winterliche Hälfte des Jahres geöffnet. Wo einst das Geknall der Hofjagden durch die Berggründe hallte, da freut sich nun ein sportfreudiges neues Geschlecht der reinen Luft, der strahlenden Höhensonne, der seengeschmückten Talwinkel und weiten Gipfelaussichten. Zugleich aber hat Kühtai in dem Erbe einer stolzen Vergangenheit, seinem alten Hause und seinen schönen getäfelten Innenräumen, einen Stimmungswert, wie ihn wohl weit und breit kein zweiter Berggasthof besitzt. —

[1]) Archiv-Registratur 1910, Nr. 210 (14. März), 255 (31. März), 432 (8. Juli).



Schifahrten in den Tuxer Voralpen

Von Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien

Voralpen, klingt das nicht nach Bergen minderer Sorte? Mag sein, was kümmert es uns, wenn uns die Wirklichkeit das Gegenteil lehrt. Warum sie so genannt werden? Weil sie, eine eigene Gruppe der Zentralalpen, dem Tuxer Hauptkamme im Norden vorgelagert sind. Vom Zillertal im Osten, von der Brennersenke im Westen begrenzt, baut sich südlich des Inntales dieses wundervolle Schiparadies auf.

Bis vor nicht allzulanger Zeit waren derer sehr wenige, die um die Schönheit wußten, die in diesen Bergen zur Winterszeit verborgen liegt. Kaum zu glauben, bei den unübersehbaren Massen, die der Schilauf in seinen Bann gezogen hat.

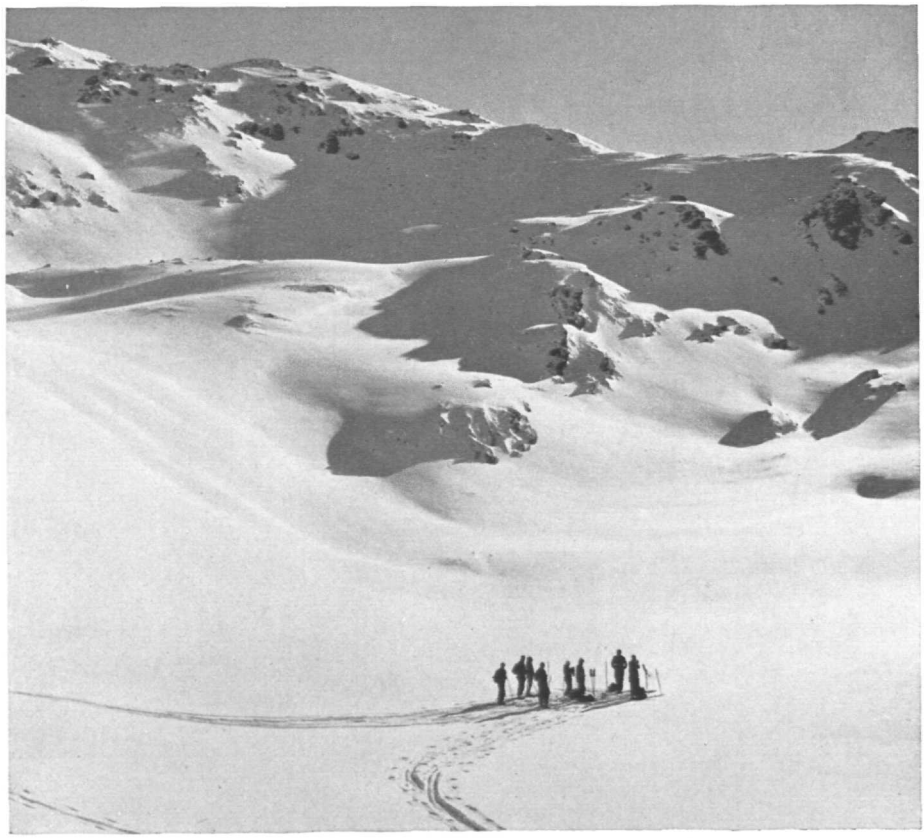
Nunmehr ist es wohl anders geworden: besonders der westliche Teil der Gruppe, ein beliebtes Turengebiet der Innsbrucker Schiläufer, ist in den letzten Jahren durch die Erbauung der Patscherkoselbahn weiten Kreisen zugänglich gemacht worden. Patscherkofel, Vikartal, Meißnerhaus, Glungezer, Volderer Tal, das sind durchwegs tönende Namen, Erinnerung an unvergeßliche Abfahrtsfreuden den einen, Zukunftstraum den anderen. „Österreichische Parsenn" nennt man schon heute die einzig schöne und lange Abfahrt vom Glungezer hinab ins fast 2200 *m* tiefer liegende Inntal. Meist hinken solche Vergleiche, manche wirken geradezu lächerlich; hier aber ist der Vergleich berechtigt.

Auch weiter östlich, rings um die Lizumalm, ist es in den letzten Jahren schon recht lebhaft geworden. Es konnte nicht anders kommen, denn die Schiberge in diesem herrlichen Winkel der Tuxer Voralpen sind viel zu schön, als daß sie hätten dauernd verborgen bleiben können. Immer größer wurde die Zahl der Freunde dieser Berge, schließlich stieg sie zu solcher Höhe an, daß die Sektion Hall i. T. ihre Lizumer Hütte ganz ansehnlich erweitern mußte, um allen, die da kamen, Obdach geben zu können.

Was noch weiter östlich liegt, bis hinüber zum Zillertal, wurde erst in jüngster Zeit durch die Errichtung von Alpenvereinshütten zugänglich gemacht. Zwei Hütten stehen uns nunmehr in diesem östlichen Teile der Tuxer Voralpen zur Verfügung, die Nafinghütte im Nafingtal und die Rastkogelhütte am Sidanjoch. Eine Überschreitung des Rastkogels bringt uns von der Nafinghütte zur Rastkogelhütte, ein Übergang über die Torspitze von der Lizumer Hütte zur Nafinghütte. Durch die Möglichkeit, auf den angedeuteten Wegen von einer Hütte zu den anderen hinüberwechseln zu können, wird das Gebiet dieser drei Hütten ein geschlossenes Ganzes, ein Schiland von seltener Pracht, schöner als manche, die klingendere Namen führen.

Von sonnigen, frohen Tagen im Lizum, im Nafingtal und am Sidanjoch, von stäubenden Fahrten will ich erzählen. Wie ich die Tuxer Voralpen sah, wie ich sie erlebte, darüber will ich berichten. Kein Führer sollen meine Zeilen sein, nur eine kurze Erzählung, die das genannte Gebiet bei weitem nicht vollständig behandelt und solches auch garnicht will. Für manche schöne Fahrt blieb mir selbst keine Zeit, manche werde ich nur mit wenigen Worten andeuten: so erwartet jeden, der meinen Spuren in den Tuxer Voralpen folgt, auch noch manche freudige Überraschung.

Lizum: Auf der Mölser Sonnenspitze. Vor uns die prächtigen Hänge, die vom Kreuzjöchl zur Klammalm herabziehen
Im Hintergrunde links: der Kamm Olperer—Schrammacher



Nafing: Im Anstieg zum Nafingjoch (links oben) und zur Halselspitze
Der Übergang über den Rastkogel zur Rastkogelhütte

Lizum: Am Kamme des Kreuzjöchl (Blick gegen Westen)

Lizum

Schifahrten, die noch unter der Dreitausendergrenze liegen, machen meine Freunde und ich sehr gerne im Monat Februar. Da gibt es guten Pulverschnee, die Tage sind nicht mehr allzu kurz, die Nächte hingegen noch lange genug, um sich gut ausschlafen zu können und dann sind vor allem, was nicht zu verachten ist, die Hütten um diese Zeit noch recht vereinsamt. So trafen wir uns auch diesmal schon anfangs Februar, an einem bitterkalten Sonntagmorgen, in Wattens im Inntal, um von dort durch das Wattental zur Lizumer Hütte anzusteigen. In einem der netten Gasthöfe saßen wir zunächst mit großer Ausdauer um den mächtigen Küchenherd herum, einmal des Frühstücks wegen, dann der Wärme wegen — und warteten, bis von irgendwoher ein Schlittengespann kam, das unsere Rucksäcke und Schier um angemessenes Geld recht weit taleinwärts und — aufwärts befördern sollte. So war es bereits Vormittag, als wir endlich aufbrachen. Steil ging es zunächst am schattigen Nordhang des Inntales bergan, dann öffnete sich das sonnige Wattental vor uns gegen Süden. In bester Laune bummelten wir hinter dem vollbepackten Schlitten einher und freuten uns, Schier und Rucksäcke so billig angebracht zu haben. Nach ungefähr dreistündigem Marsche waren wir beim Walchen-Wirtshause, wo wir Mittagsrast hielten. Da der Weiterweg für unser Fuhrwerk nicht mehr befahrbar war, wurde der Kutscher hier lohnbefriedigt entlassen. Die Mittagsrast zog sich in die Länge, niemand wollte aufbrechen, jedem graute davor, den schweren Rucksack nun selbst bergwärts schleppen zu müssen. Schließlich blieb es uns doch nicht erspart: schwerbepackt schleiften wir auf unseren Bretteln aufwärts, bald steiler, bald flacher, an der Inner Melängalm vorbei, der Lizumer Hütte zu. Weiter oben mußten wir, da wir uns an den Sommerweg hielten, einen Lawinenhang queren; das trieb uns zur Eile. Trotzdem froren wir entsetzlich, die Kälte hier am schattigen Hang war unerträglich. Um so freudiger begrüßten wir die wärmenden Strahlen der tiefstehenden Nachmittagssonne, als wir beim Lizumer Kreuz den breiten, fast ebenen Talboden der Lizumalm erreichten. Wie gebannt blieben wir stehen und starrten hinein in den weiten Talkessel; ein ganzes Alm-Dorf lag vor uns, viele kleine Hütten, vergraben im Schnee, unter Sonne und klarblauem Himmel. Und dort hinten im Tal, rechts drüben im eisigen Schatten der Tarntaler Köpfe, auf einem Hügel oben, die Lizumer Hütte. Lange Zeit trifft sie im Hochwinter kein Sonnenstrahl; wer dachte auch bei der Erbauung der Hütte daran, daß sie einmal zu solcher Jahreszeit ihre gastlichen Pforten öffnen werde? Weit weg von den Menschen, inmitten eisiger Bergwildnis ein festgefügter Bau, Lampenschein in den dickvereisten Fenstern, drinnen wohlige Wärme, fürsorgliche Menschen: da lernt man schätzen, was die Älteren als Wegbereiter für uns Junge geschaffen haben!

Wolkenlos und bitterkalt stieg der nächste Tag herauf. Wohin, um das schöne Wetter zu nützen? Wir zerbrachen uns nicht lange den Kopf und fragten einfach den Hüttenwirt; der mußte es doch wissen. Getreu seinem Rate stiegen wir über herrliche pulverschneebedeckte Matten, durch leuchtende Kare und Mulden gegen Westen bergan zu einer Scharte, die den „Namen" Unbenannte Scharte führt. Ungefähr 2 Stunden mögen wir bis dahin gelaufen sein, dann noch wenige Minuten am nordwärts ziehenden Kamme aufwärts — und wir standen am Schispitzl, 2454 *m*.

Allzu lange sahen wir uns hier nicht um, wir erkannten sofort, daß uns unser nächstes Ziel viel weitere Sicht geben müsse. Also zurück zur „Unbenannten Scharte" und jenseits auf den Bretteln steil bergan zur Mölser Sonnenspitze, 2496 *m*. Was wir hier im weiten Umkreis sahen, ließ uns aufjauchzen. Unsere Schi-Herzen und -Beine wurden ganz rebellisch! Nichts als Schiland ringsum, wundervolles sonniges Schiland! Nur da im Südosten, knapp vor uns, stolze Felsgestalten: die Tarntaler Köpfe, die Reknergruppe. Nicht zu glauben, daß es auch dort schöne Fahrten geben

soll. So viel wußten wir nun: an feinen Schifahrten hat es hier keinen Mangel. Grimmige Kälte trieb uns schon nach kurzer Rast über den Kamm gegen Westen weiter, in schöner Fahrt hinüber zur Schoberspitze, 2450 *m*. Wir konnten uns kaum sattsehen an den gleißenden Hängen des Kreuzjöchls, die links von uns, im Süden, lagen, über denen sich der leuchtende Eispanzer des Olperers in den klarblauen Himmel hob. Kann es denn überhaupt noch ein schöneres Schiland geben, als diese weichen flaumigen Hänge da drüben, die vom Kreuzjöchl zur Klammalm im Navistal herabsinken? Wird das Wetter halten? Werden eines Tages auch auf diesen unberührten Hängen Spuren zu sehen sein, die unsere sausende Talfahrt künden? Mit solchen Gedanken nahmen wir von der Schoberspitze Abschied, standen wenige Minuten später nach stäubender Abfahrt unten am Talboden des Mölstales. Was wir hier versäumten, mögen sich andere nicht entgehen lassen: die Weiterfahrt durch das Mölstal hinab zum Walchen-Wirtshaus. Der Anstieg von dort zurück zur Lizumer Hütte wird durch die prächtige Talfahrt reichlich aufgewogen. Auch unsere Rückfahrt gab uns volle Befriedigung. Statt weiter in Abfahrtsfreuden zu schwelgen, stiegen wir vom Westen her wieder zur Unbenannten Scharte an, dann ging es auf und davon in herrlicher Fahrt, hinab über all die Böden und hindernislosen Hänge, die uns bereits beim vormittägigen Anstieg zünftige Abfahrt verheißen hatten. Herrlich war dieses Talwärtsjagen — bis einem der Kameraden ein Brettel in Trümmer ging. Nicht viel später widerfuhr dasselbe Mißgeschick ausgerechnet der Begleiterin des ersten Leidtragenden: durchaus richtige Fügung des Schicksals. Die beiden hatten einander nichts mehr vorzuwerfen, jeder eheliche Zwist war im Keime erstickt.

Als wir wieder unten am weiten Boden der Lizumalm standen, als wir dann später von den sonnigen Almhütten im letzten Licht der Nachmittagssonne den kurzen Weg zur Hütte hinaufgingen, da packte uns die Lust, am folgenden Tage den Talschluß, der gerade vor uns lag, zu erkunden. Daß die Geierspitze dort drinnen im hintersten Winkel mit einer ganz besonders schönen Abfahrt aufwarten werde, das wußten wir; wir hatten aber von der Schoberspitze aus auch noch anderes gesehen, das uns lockte: die prachtvollen Hänge und Mulden des Kreuzjöchls, die aussahen, als ob sie mit Schlagobers übergossen wären. Was sollten wir nun zuerst angehen? Wieder half uns der Hüttenwirt aus unserer Verlegenheit: er zeigte uns auf der Karte einen weiten, um die ganze Reknergruppe herumführenden Weg, auf dem wir beides miteinander verbinden konnten. Allerdings war die Tur lang, das tat uns aber nichts, wir waren ja im besten Training. Also überlegten wir nicht lange, die Fahrt war beschlossene Sache für den nächsten Tag.

Zeitig morgens gingen wir bei beißender Kälte bis in den innersten Talwinkel, stiegen dann durch schöne Kare hinauf zum Pluderlingsattel und weiter zur Geierspitze, 2858 *m*. Die Rückfahrt von hier oben zur Lizumer Hütte wäre prachtvoll gewesen, sie lockte sehr, nicht weniger lockte eine Besteigung des Lizumer- oder Navifer Reckners oder gar eine Fahrt auf den Bretteln hinüber zur Tarntaler Sonnenspitze — und doch glitten wir jenseits in schöner Fahrt hinab zum Staffelsee, querten dann hoch oben die Schmirnerreißen und ließen uns von unseren Schiern durch herrlichen Pulverschnee weiter abwärts tragen zum Grifferjöchl; eine prächtige Kammwanderung noch, dann standen wir am höchsten Punkt des Kammes, am Kreuzjöchl, 2539 *m*, selbst. Über die nordwärts absinkende Flanke, deren hindernislose gleißende Schneeflächen uns schon am Vortage, als wir auf der Schoberspitze standen, besonders aufgefallen waren, flogen wir in sausender Fahrt gegen die Klammalpe hinab, stiegen dann zum Klammjoch an und tollten schließlich über schon bekanntes Gelände im letzten Licht des scheidenden Tages zur Lizumer Hütte zurück.

Unvergeßlich wird mir dieser wundervolle Tag bleiben: der erste Blick vom Pluderling-Sattel über leuchtende schneeige Berge hinüber zum nahen Olperer und seinen

Trabanten, dann immer wieder dieser wuchtige Ausblick bis zum späten Nachmittag, die sonnige Rast am schneevergrabenen Staffelsee, das Fluchen und Schimpfen der Kameraden bei der Querung der Schmirnerreißen, die jähen Tiefblicke in die innersten Gründe des Schmirntales, die wunderbaren leuchtenden Föhnwolken über dem Kamme des Kreuzjöchls, die zügigen Abfahrten durch stäubenden Pulverschnee und nicht zuletzt der Wiederanstieg zum Klammjoch im goldenen Scheine der Abendsonne.

Wie gut war es doch gewesen, daß wir den Rat des Hüttenwirtes so schnell befolgt hatten. Schon am folgenden Tage war das schlechte Wetter, das uns die Föhnwolken am Kreuzjöchl angekündigt hatten, da. Wir konnten zwar auch an diesem Tage zwei Gipfel besteigen, vormittags die Torspitze, 2659 *m*, nachmittags die Klammspitze, 2510 *m*, und freuten uns an den prächtigen Abfahrten, aber oben auf den Höhen tobte eisiger Sturm, peitschte Nebel und Wolken, unerträglich war die Kälte.

Unsere Hoffnung auf Besserung des Wetters schwand immer mehr. Wieder war ein neuer Tag angebrochen; Sonne lachte vom Himmel, doch der Sturm auf den Höhen, die mächtigen Schneefahnen, die auf allen Graten und Gipfeln hingen, ließen uns nichts Gutes ahnen. Da verzichteten wir auf den beabsichtigten Übergang zur Nafinghütte, verzichteten auf manchen schönen Schiberg, den es hier noch gegeben hätte, und nahmen schweren Herzens Abschied von der Lizumer Hütte.

Recht traurig fuhren wir hinab ins Inntal. Gottlob ist in unserer Runde für Heiterkeit immer gesorgt, auch wenn wir einmal ganz schlechter Laune sind. So wurde zu guter Letzt auch diesmal unsere trübe Stimmung durch helles unnachahmbares Lachen verdrängt. Das kam so: Die flotte, hindernislose Abfahrt ins Inntal hinab führte an manchem Bauernhof und manchem Kuhstall vorbei. Da war natürlich der Schnee am Wege schmutzig, doch flink glitten die Brettel darüber. Aber einmal — da stand knöcheltief Jauche am Weg. Hurtig kam eine unserer Damen angefahren, fuhr im Schuß hinein in den Sumpf — und flog der Länge nach platt nach vorne, mitten hinein in die hochaufspritzenden Jauchewogen. Schallendes Gelächter dröhnte durch das Tal, immer wieder brach es los; nach Tagen erst, in den Kitzbüheler Bergen, wohin wir wegen des dichten Schneefalles geflüchtet waren, verebbte es endgültig — als die Maid, frisch gewaschen und gebügelt, unser wieder würdig war.

Nafing

Ungefähr ein Jahr später, es war wieder ein Sonntag im Februar, kamen wir abermals ins Inntal, diesmal in die kleine Ortschaft Weer; von dort wollten wir zur Nafinghütte hinauf, um die Erkundung der Tuxer Voralpen gegen Osten hin fortzusetzen. Ein Jahr früher hatte uns Schlechtwetter vertrieben, heute leuchtete wolkenloser Himmel über dem froststarren aperen Inntal, weiß leuchtend ragten die Berge hinauf in den klarblauen Äther. Im Tale des Weerbaches wanderten wir aufwärts; unentwegt tauchten neue leuchtende Bilder vor uns auf, alles vor uns funkelte im Gegenlichte der Februarsonne; manches schöne Bild, das ich mir damals in die Kamera holte, erinnert mich noch jetzt an den mühelosen Anstieg. Wir konnten rüstig ausschreiten, lagen doch unsere Rucksäcke und Schier auf einem Schlitten, den ein braver Gaul, eingehüllt in Dampfwolken, in raschem Tempo vorwärts brachte.

An der Abzweigung des Nurpentales, aus dem der Rastkogel herableuchtet, vorbei kamen wir höher, hinein ins Nafingtal. Der Graben wurde enger, dicht neben uns sprudelte der Weerbach unter Schnee und Eis, höher wurde die Schneelage auf unserem Karrenwege. In dem tiefen Schnee konnte unser Schlitten nicht mehr weiterkommen, festgerammt stand er still. Warum sollten wir das Pferd quälen? Also entlohnten wir den Kutscher, dann schulterten wir die schweren Rucksäcke, schnallten die Brettel an und zogen weiter. Eine Stunde flotten Steigens noch, dann waren wir, nach unge-

fähr vierstündigem Marsche, am Ziel, die Nafinghütte lag vor uns. Ehemals ein Wirtshaus am Wege zum Geiseljoch, ist das Haus nunmehr Eigentum der Sektion Weiden, die daraus ein gemütliches Bergsteigerheim gemacht hat. Für eine Reihe prächtiger Schifahrten dient sie als Stützpunkt; wer aber nicht alltäglich Turen machen will, wer auch einmal einen ganzen Tag lang faulenzen will, hier im Liegestuhl in der warmen Sonne sitzt und über das Inntal hinweg zu den steilen Mauern der Nördlichen Kalkalpen schaut, wird ebenfalls glücklich und zufrieden sein.

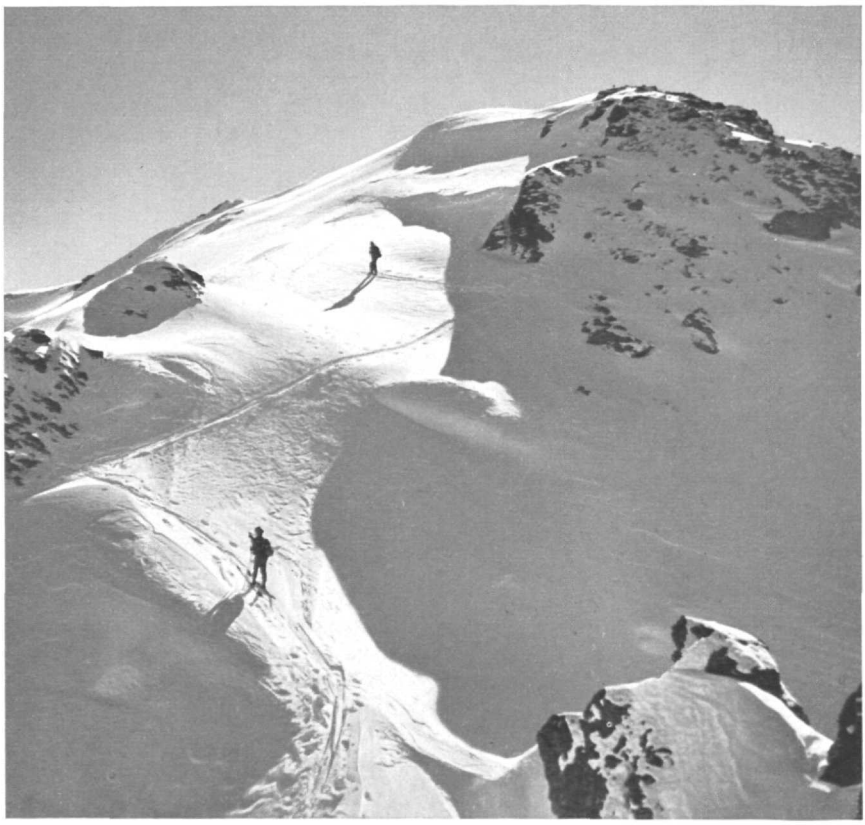
Zum Faulenzen hatten wir allerdings keine Zeit, gab es doch dort im Süden und gleich neben der Hütte gegen Osten hin nichts als wellige weiße Hänge, die unseren Bretteln hindernislose Fahrt verhießen. Bald nach unserer Ankunft trieb uns unser Tatendrang daher wieder fort, hinauf auf irgendeinen der feinen Schiberge, die im Kamme zwischen dem Nurpental und Nafingtal liegen. Weiter oben, als die letzten Zirben bereits unter uns lagen und wir freien Ausblick hatten, nahmen wir endgültig das Nafingköpfel, 2453 *m*, aufs Korn, die anderen, es waren durchwegs richtige Schimugel, wollten wir uns für ein anderes Mal aufsparen. — Am späten Nachmittag standen wir dann oben; wir schauten in die nahe und weite Ferne ringsum, versuchten all das Neue, das uns hier umgab, in uns aufzunehmen und machten Pläne für die kommenden Tage — dann schossen wir abwärts durch stäubenden Pulverschnee, tauchten immer tiefer hinab in die kalten Schatten des Tales und sprachen, als wir abends in der warmen Hütte beisammen saßen, noch lange von der wunderschönen Fahrt.

Am nächsten Morgen brachen wir nicht allzu zeitig auf, denn die Kälte war fast unerträglich. Wir waren förmlich zu Eis erstarrt, als wir bei der Nafingalm nach einstündigem scharfem Marsche das grimmig kalte Tal verließen, um den sonnigen Osthang des Hobars, 2513 *m*, zu erreichen. Nicht allzulange konnten wir uns der wohligen Wärme erfreuen, bald mußten wir auf die Nordhänge hinüber, zogen Kehre um Kehre höher, bis wir plötzlich auf einem Felsgrat standen, wo die Schier nichts mehr zu suchen hatten. Mitnehmen wollten wir sie aber doch, also wurden sie einfach wie am laufenden Band von Hand zu Hand weitergegeben, dann die Kolonne weiter vorgeschoben und das Ganze so oft wiederholt, bis wir schließlich in einer Scharte anlangten, wo wir die Schier wieder anschnallen konnten. Zwei Schleifen legten wir über den letzten gleißenden Aufschwung noch höhenwärts, dann lag der Gipfel unter unseren Füßen. An eine Rast hier oben war bei der heutigen Kälte nicht zu denken; schnell fuhren wir daher auf dem breiten Kamme noch hinüber zum Alpenkogel, 2413 *m*, dann rasch wieder zurück bis zu einer Kammsenkung, wo wir am Südhang den richtigen Rastplatz fanden.

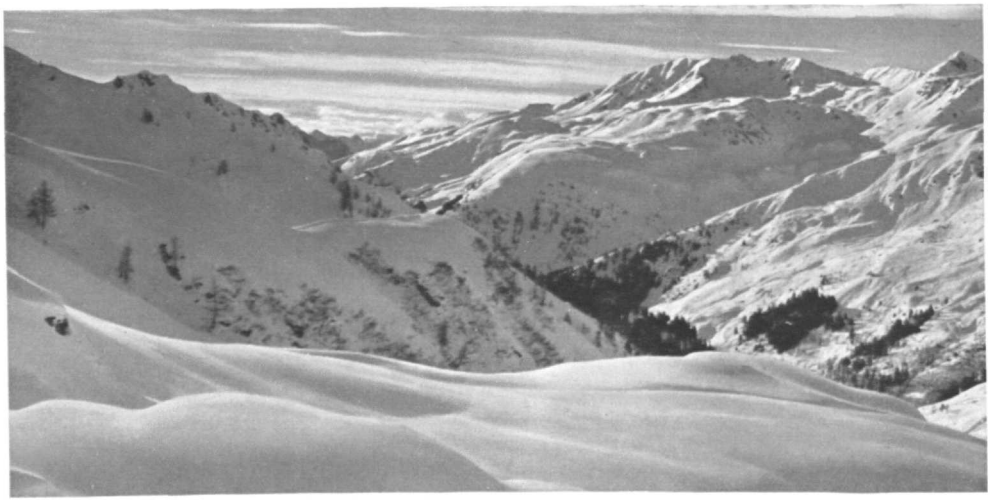
Angenehm warm war es hier, an die 30° Wärme mag es gehabt haben, nach den 20° Kälte am Morgen recht wohltuend. An eine warme Felswand gelehnt saßen wir in der Sonne und schauten zu den weißen Bergen hinüber, die, wie mit Daunen zugedeckt, vor uns lagen, über denen sich der Olperer und die Gefrorene Wand in den klarblauen Äther hoben.

Lange währte unsere Rast hier oben, keiner wollte ins kalte Tal hinabfahren. Hätte uns nicht die Abfahrt gelockt, der Abschied wäre uns noch schwerer gefallen. Doch 700 Höhenmeter Flug in die Tiefe, das lockte. Erst flitzten wir über die Südhänge des Hobars zu einer westlich des Geiseljoches liegenden Scharte hinab, dann fuhren wir hinüber über den Kamm, hinein in die Kälte der schattigen Nordhänge. Durch herrliche Mulden und Kare schossen wir zur Tiefe, einer voran, die anderen in wilder Jagd hinterdrein. Einmal nur sammelten wir uns, am ebenen Boden der Nafingalm, dann tollten wir weiter, so schnell die Brettel nur laufen wollten, hinab zur Hütte.

Am nächsten Tage, es war Dienstag geworden, war es trüb, Schneefall und grimmige Kälte traten noch hinzu. Wer hätte solches am Vortage, der wolkenlos zur Neige ging, für möglich gehalten? Trotzdem waren wir zweimal am Hauptkamme



Nafing: Aufstieg zum Hobar



Lizum: Im Aufstieg von der Klammalm zum Klammjoch. Blick durch das Navistal gegen Westen

Sidan: Der verschneite Sidansee, über den die Abfahrt vom Rastkogel (rechts oben) zur Rastkogelhütte führt

Sidan: Die Böden der Bigneideralm gegen Arbiskopf und Rauhenkopf. Im Hintergrunde die Zillertaler

oben, am Geiseljoch, 2291 *m*, und am Nafingjoch, 2440 *m*; beide Male kamen wir halberfroren zurück aus dem Toben des Schneesturmes da oben.

Der Mittwoch ließ sich schon besser an: Dünnes Gewölk und strenge Kälte am Morgen sind keine schlechten Wetterzeichen. Als dann gar die Sonne durch die ziehenden Wolken brach und den flaumigen Neuschnee aufleuchten ließ, waren wir nicht mehr zu halten. Nochmals wollten wir heute hinauf zum östlichen Begrenzungskamm des Nafingtales; die Schiberge da oben mußten ja heute im Neuschnee besonders schön sein. Wir stiegen, vorerst durch schütteren Wald, dann über weite freie Flächen, zum Hohen Kogel, 2376 *m*, an, fuhren von dort gegen Norden zur Roßlaufspitze, 2249 *m*, und weiter zum Alpelköpfel, 2169 *m*. Wer den Wiederanstieg zur Hütte nicht scheut, findet am Alpelköpfel eine prächtige Abfahrt über die Viderißalpe hinab ins Nafingtal; wir liefen unterhalb des Kammes wieder zurück gegen Süden bis in die Fallinie des Hohen Kogels. Dort lag dann das schöne freie Gelände vor uns, über das wir morgens angestiegen waren und nunmehr durch trockenen, lockeren Neuschnee jubelnd und jauchzend zur Tiefe tollten. Wenn sich heute auch der Himmel mehrmals ganz verdächtig verdüstert hatte, wenn auch oftmals dichter Flockentanz um uns wirbelte, die Tur war uns doch fein gelungen.

Nafing—Rastkogel—Sidanjoch

Für Mitte unserer Urlaubswoche hatten wir die Überschreitung des Rastkogels, die uns gleichzeitig in unser neues Quartier, die Rastkogelhütte, bringen sollte, aufs Programm gesetzt. Da freuten wir uns nun wirklich, als nach den beiden schlechten Tagen gerade der Donnerstag wolkenlos anbrach. Weit war der Weg, der vor uns lag, also mußten wir trotz der erbärmlichen Kälte früh aufbrechen. Herrgott, wie diese Kälte biß, wie sie uns schmerzte! Wir waren sicher nicht verwöhnt, hatten schon manches ertragen müssen, und doch — heute war es besonders arg. Das war kein Gehen mehr, ein Rennen war's, das schattige Nafingtal hinan. Angst stachelte uns zu solchem Tempo an, die Angst, durch Erfrierungen Schaden zu nehmen. Wie das wohl tat und beruhigte, als uns nach 1½stündigem Marsche endlich die ersten wärmenden Strahlen der Sonne trafen. Erst rasteten wir ein wenig, um aufzutauen, dann stiegen wir gemütlich über gleißende Hänge weiter und freuten uns immer wieder der herrlichen Fernsicht zum Olperer, des schönen Tiefblickes ins Tuxer Tal; so kamen wir mühelos auf das Nafingjoch und über den Kamm weiter nicht viel später auf die Halselspitze, 2579 *m*. Da lag nun der Kamm vor uns, der über das Nurpenjoch zum Rastkogel, 2760 *m*, hinüberzieht. Nun, zahm sah der gerade nicht aus. Lange überlegten wir, ob wir den Kamm nicht, was möglich gewesen wäre, südwärts, wo herrliche Matten nach Lannersbach im Tuxer Tal hinabführen, umgehen sollten. Nach langem Hin und Her gingen wir doch den Kamm an — und erreichten den Rastkogel, ohne daß wir auch nur einmal die Brettel von den Füßen nehmen mußten. Nicht immer mögen die Schneeverhältnisse so günstig sein; einfach war der Weg aber auch diesmal nicht: mächtige Wächten hingen am Grat, steile harte Flanken gab es zu queren und mehr als einmal halfen uns nurmehr unsere Stahlkanten weiter.

Unsere Gipfelrast war diesmal kurz. Es war doch gar zu erbärmlich kalt; auch war uns über die Abfahrt hinab zur Rastkogelhütte viel Lob zu Ohren gekommen. Also sahen wir uns nur schnell im weiten Umkreis um, gingen dann einige Schritte über Felsen abwärts, schnallten an — und flogen über sonnbeschienene unberührte Pulverschnee-Flächen talab. Der Schnelligkeitstaumel hatte uns erfaßt, Tempo, Tempo hämmerte es in uns. Und schossen wir auch schon dahin, daß uns der Wind um die Ohren pfiff, immer wollten wir noch schneller zur Tiefe rasen.

Auf der weiten ebenen Fläche des kälteerstarrten Sidansees kamen wir mit hochroten

Gesichtern und pochendem Pulsschlag zur Ruhe; am Ufer, auf einem aperen Felsblock, hielten wir lange sonnige Rast.

Tiefer sank die Sonne, immer näher krochen die kalten Schatten an uns heran, wir mußten an die Weiterfahrt denken. Hoch ober uns ragte der Rastkogel in den blauen Himmel, Schneefahnen wehten um seine Grate. So hoch waren wir oben gewesen, so tief standen wir nun nach sausendem Fluge herunten — und waren noch lange nicht am Ziel. Nach einer ganz kurzen Gegensteigung trugen uns unsere Brettel abermals durch besten Pulverschnee abwärts, dann querten wir über steile Hänge, die nicht immer so sicher sein mögen wie diesmal, hinüber auf den Kamm oberhalb des Sidanjoches. Hier leuchtete wieder die Sonne, doch wir spürten sie kaum; eisige Kälte trieb uns weiter, unserem Ziele zu. Wenige Minuten später lag die schmucke Rastkogelhütte im Scheine der Abendsonne vor uns — und vor der Hüttentüre stand ein guter Freund, der, von Hippach i. Z. kommend, uns hier erwartet hatte.

Als die Sonne schon tief hinter die Berge hinabgesunken war, als auch drüben auf der Ahornspitze das letzte flammende Licht des Tages längst verloschen war, saßen wir noch lange in der trauten Hütte beisammen und erzählten unserem neu angekommenen Freunde von den sonnigen Tagen, die hinter uns lagen.

Sidan

Wir konnten es unserem Freunde nicht verargen, daß er auf die Rastkogel-Abfahrt, die ihm entgangen war, nicht verzichten wollte, gilt sie doch als Prunkstück unter den Abfahrten rings um die Rastkogelhütte. Andererseits wollten wir aber wieder eine neue Fahrt kennenlernen. Schließlich gaben beide Teile nach und trafen sich auf einer mittleren Linie, schlossen ein Kompromiß, das alle befriedigte.

Wieder war es wolkenlos, als wir, nicht allzu zeitig am Morgen, die Hütte verließen; entlang unseren Abfahrtsspuren vom Vortage stiegen wir hinauf zum Sidansee und weiter bis zu den Gipfelfelsen des Rastkogels.

Der heutige Anstieg war besonders unterhaltend; wir stiegen ja, wie schon erwähnt, entlang unseren eigenen Abfahrtsspuren bergan. Da sahen wir schöne, aber auch weniger schöne Spuren, sahen auch manche große Grube im Schnee, einmal ein Herrenbad, dann wieder ein Damenbad (am „Aufschlag" sind beide deutlich zu unterscheiden) oder gar ein Massengrab. Ist es da noch verwunderlich, daß wir überall, wo wir tags zuvor gelacht hatten, heute wieder lachten?

Während unser Freund den Gipfel des Rastkogels bestieg, ließen wir uns am Fuße einer Felswand zur Rast nieder, lagen faul in der Sonne und freuten uns unseres sonnigen Daseins. Später fuhren wir dann gemeinsam am breiten sonnigen Kamme in südöstlicher Richtung hinüber zur Grindlspitze, 2635 *m*; die Gipfelrast verlegten wir hinab auf den Südhang, dort war es warm und windstill, auch sah man so ungehindert zum Olperer hinüber und zu den gleißenden Gletschern der Zillertaler.

So schön es auch war, hier in der Sonne zu sitzen, die bevorstehenden Abfahrtsfreuden ließen uns nicht recht zur Ruhe kommen. Wir hatten schon am frühen Morgen von der Hütte aus erspäht, daß die Abfahrt von der Grindlspitze direkt hinab zum Sidanbach besonders schön ist; das genügte nun vollends, unsere Ungeduld aufs äußerste zu steigern. Unsere Erwartungen waren hoch gespannt, durch die Wirklichkeit wurden sie aber noch weit übertroffen. In wilder Jagd tollten wir über hindernislose Flächen abwärts, Mulde reihte sich an Mulde, mancher Steilhang ließ uns aufjauchzen. Jubelnde Freude war in unseren Augen zu lesen, die Wangen glühten vom Sturmwind schneidiger Schußfahrt, als die schöne Fahrt zu Ende war, tief unten am Sidanbach. Fast eine Stunde lang stiegen wir dann, wohlig durchwärmt von der Nachmittagssonne, hinauf zur Rastkogelhütte. Oft blieben wir stehen und schauten über

das Tal hinweg zu den jenseitigen Hängen hinüber, zu unseren Spuren, die uns immer wieder von unserer zügigen Abfahrt erzählten.

Einen Tag, es war Samstag geworden, konnten wir auf der Rastkogelhütte noch bleiben. Dieser Tag wurde gehörig ausgenützt; nicht weniger als 7 Gipfel heimsten wir ein. Bei herrlichem Wetter stiegen wir am Morgen zum Kraxenträger, 2408 *m*, hinauf und fuhren von dort am Kamme über den Gipfel, 2439 *m*, und die Seewand, 2418 *m*, bis zum Marchkopf, 2500 *m*, weiter. Während wir hoch oben am Kamme unsere Spur zogen — einmal war es allerdings eine ganz einwandfreie Kletterei, die wir mit Schiern an den Füßen dort oben vollführten — lagen tief unter uns sonnbeschienen die prächtigen Böden der Bigneider Alm und draußen am Horizont als feine Silhouette die Zillertaler, Föhnwolken darüber, kein gutes Wetterzeichen. Eben noch lachte uns die Sonne oben am Kamm, dann rückte plötzlich mit Windeseile eine Wolkenmauer vom Norden heran und als wir am Marchkopf anlangten, war der Schneesturm da, nichts mehr war zu sehen, grau war es um uns. Die wundervolle Abfahrt vom Marchkopf zur Bigneider Alm hinab mußten wir wegen des diffusen Lichtes recht vorsichtig anpacken; schade darum, viel Freude machte uns dieses langsame vorsichtige Fahren gerade nicht. Im dichten Schneegestöber stiegen wir dann von der Bigneider Alm zum Kreuzjoch an, schnell von dort noch ein Abstecher auf den Mitterwandskogel, 2280 *m*, dann fuhren wir durch das wilde rastlose Flockentreiben zur Hütte hinab.

Wir saßen eben in der Gaststube beim Mittagessen, da wurde es plötzlich lichter, Nebel und Wolken stoben auseinander — und sonnbeschienen leuchtete der Rastkogel zum Fenster herein. Das gab uns mächtigen Auftrieb und bald waren wir wieder draußen, am Wege zum Arbiskopf, 2146 *m*, und Rauhenkopf, 2264 *m*. Das Wetter hielt sich anfangs recht gut, Sonne leuchtete uns während des Anstiegs, auch noch später auf den beiden Gipfeln und während der schönen Abfahrt zur Bigneideralm. Hier war es aber mit der Wetterbesserung endgültig vorbei: mit Sturmeseile kam es heran, grau in grau — und schon begann der tolle Flockentanz.

In dichter Menge fielen die Flocken, als wir in den tiefverschneiten Hütten der Bigneider Alm Unterschlupf suchten, es schneite unablässig, als wir über das Kreuzjoch zur Hütte heimkehrten und es schneite weiter, als ob uns der Himmel mit Schnee verschütten wollte, so oft wir auch abends zur Hüttentür hinausschauten. Die lockere, flaumige Neuschneeschicht wurde immer dicker und begrub unter sich immer mehr unsere Hoffnung, am letzten Urlaubstage noch die lange Kammwanderung zum Gilfert zu bezwingen und von dort nach Schwaz im Inntal abzufahren. Traurig gingen wir an diesem Abend schlafen, alle hatten wir uns damit abgefunden, Sonntags am kürzesten Wege nach Hippach im Zillertale abfahren zu müssen.

Zeitig morgens, noch zu nächtlicher Stunde, schaue ich zum Fenster hinaus. Und was sehe ich? Wolkenloser, sternbesäter Himmel über den weißen Bergen, flaumiger Neuschnee glitzert im fahlen Mondlicht, 17° unter Null zeigt das Thermometer.

Nach solch freudiger Überraschung ist an nochmaliges Einschlafen nicht zu denken; auch andere sind schon munter, in der Hütte wird es lebendig. Langsam verrinnt die Zeit, endlich wird es hell draußen, endlich steigt über den fernen Gipfeln im Osten der Morgen herauf. Und während die ersten Sonnenstrahlen die Hütte treffen, packen wir die Rucksäcke und rüsten zur weiten Fahrt über den Gilfert nach Schwaz im Inntal.

Ungefähr 8 Uhr morgens war es, als wir die uns lieb gewordene Rastkogelhütte verließen. Durch den glitzernden Neuschnee, der bei jedem Brettelaufschlag wie Flaum zerstob, querten wir hinüber zum Sidanjoch, dann am Kamme allmählich ansteigend weiter gegen Süden dem Roßkopf zu. Weiß leuchtende Nebel zogen unten über dem Zillertal, klarblau leuchtete der Himmel über uns, eine prächtige Wanderung. Ein schöner Schiberg, der Roßkopf; auch der Pangert, 2551 *m*, dort drüben nördlich

der Grindelspitze; schade, daß uns für diese beiden Fahrten keine Zeit mehr blieb. Dort, wo der zum Roßkopf ziehende Kamm steiler wird, bogen wir ab und querten über die schönverschneiten Böden des obersten Finsinggrundes hinüber zum Pfundsloch. Damit hatten wir den Kamm zwischen Finsinggrund und Nurpental erreicht, jenen Kamm, über den wir nun gegen Norden weiter fuhren, zuerst auf den Kl. Gilfersberg, 2388 *m*, dann auf den Pfaffenbühel, 2431 *m*, um schließlich nach oftmaligem Auf und Ab um 2 Uhr nachmittags den Gilfert, 2505 *m*, zu erreichen. Wenn wir auch bei dieser Kammfahrt wieder einmal, es war im Abstieg vom Paffenbühel, mit den Schiern wahre Kletterkunststücke im Fels aufführen mußten, so waren wir daran nur selbst schuld; wir hätten den Berg ebensogut auf der Seite des Nurpentales umfahren können. Und doch war der Weg über die Höhen schön, trotz alles herzhaften Fluchens, trotz der vielen langen Risse in unseren teuren Brettern und Fellen. Eben deswegen, weil wir immer auf der Höhe blieben, sahen wir am Kamme selbst wunderbare Bilder, die uns sonst entgangen wären und konnten überdies stets zu beiden Seiten in die Tiefe spähen. So eräugten wir manche schöne Fahrt für spätere Zeiten: einmal im Finsinggrund, dann auf den weichen Matten der Lamarkalm oder aber im Nurpental. Allein die wundervolle Abfahrt, die vom Rastkogel durch das lange Nurpental zum Wirtshaus Innerst hinabführt und die uns während der langen Kammwanderung immer wieder in die Augen stach, wäre wert, hierher zu kommen.

Eine lange sonnige Rast am Gilfert war der Lohn für den weiten Weg, den wir heute gegangen. Ein letztes Mal schauten wir aus lichter Höhe über Berg und Tal ringsum, ein letztes Mal hielten wir Zwiesprache mit allen den schönen weißen Bergen, die uns so viele unvergeßliche schöne Stunden geschenkt, dann schnallten wir die Brettel an die Füße und nahmen endgültig Abschied. Schneestaubwolken zogen wir hinter uns her, über weite herrliche Pulverschnee-Flächen, hinab ins abenddunkle Tal. Wenn wir auch schließlich unsere Brettel noch lange auf aperem Wege talwärts tragen mußten und zu guter Letzt in Schwaz überdies unseren Zug versäumten, unsere gute Laune konnten solche Nebensächlichkeiten keinesfalls verderben. Aus unseren sonnverbrannten Gesichtern lachte ungetrübte heitere Lebensfreude, die uns die leuchtenden Kämme und Gipfel, die gleißenden Hänge dort oben mit auf den Weg gegeben hatten.

* * *

Vom Olperer sah ich einstmals die Tuxer-Voralpen als sommerliche grüne Matten unter tiefblauem Himmel. Seitdem trug ich den Wunsch mit mir, die Winterfreuden, die mir diese Berge in reichem Maße verhießen, in vollen Zügen genießen zu können. Jahre vergingen — nun ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Erinnerung an sonnige Tage in den Tuxer-Voralpen trage ich nunmehr mit mir — und die Sehnsucht, recht bald wiederzukommen.

* * *

Verwiesen wird auf: Sehrigs Skiführer, Band 1 (Universitätsverlag Wagner, Innsbruck) und Biendl-Radio Radiis: Schifahrten in den Ostalpen, II. Band (Artaria, Wien).

Karten: Karte des Brennergebietes und Karte der Zillertaler Alpen, westl. Blatt, beide herausgegeben vom D. u. Ö. A.-V. im Jahre 1920, bzw. 1930, erstere 1:50000, letztere 1:25000, ferner die Wanderkarten des Kartographischen Institutes Wien, Blatt Matrei und Umgebung von Innsbruck, beide 1:75000, weiters die Touristenkarte Nr. 15, Zillertaler Alpen (Freytag & Berndt, Wien, 1:100000).

Südtiroler Mittelgebirgswanderungen

Von R. v. Klebelsberg, Innsbruck

In dem ganzen weiten Alpenbogen, vom Tyrrhenischen zum Adriatischen Meer, von Genua bis Triest, dringt nur ein großes Talsystem von Süden her tiefer in die Alpen ein: das der Etsch. Wohl führen von Westen und von Osten Täler weit in die Alpen hinein, das der Rhone, das der Drau, und schaffen auch im Inneren lange Südabdachungen, die eigentliche Südseite aber, die Abdachung zur Po-Ebene, ist im allgemeinen verhältnismäßig schmal. Nur im Etschtal buchtet sie weit nach Norden vor, so weit, daß hier die Hauptwasserscheide der Alpen viel näher dem Nord- als dem Südrande zu liegen kommt. Damit greift hier auch der Süden im übertragenen Sinne tiefer als sonst in die Alpen ein, näher, unmittelbarer an das Hochgebirge heran — die Reize beider verbinden sich zu Landschaften von besonderer Eigenart. Und für uns kommt noch hinzu: hier hat altes deutsches Volkstum in geschlossenem, volkreichem Bestande Anteil am Süden: es ist Deutschsüdtirol. —

Vor Zeiten bildeten andere, höhere Gesteinslagen die Oberfläche der Alpen. Sie sind abgetragen, weggewaschen worden. Das Gebirge wurde dadurch leichter und rückte aus seiner plastischen Unterlage empor. Nur war das eine Stück Erdrinde eingespannt zwischen andere und konnte es sich darum nicht so allmählich heben, wie die Abtragung, Entlastung vor sich ging, erst wenn der Auftrieb stark genug geworden war, gab der Rahmen nach und machte das eine Stück einen Ruck nach oben. Mit der neuen Erhebung wieder wurde die Abtragung neu belebt, die Flüsse schnitten von neuem in die Tiefe. Das Spiel wiederholte sich. Die älteren Talsohlen rückten fortzu höher und wurden immer wieder unterschnitten, nur seitliche Reste von ihnen blieben erhalten: das sind die Gesimse und Terrassen, die weithin an den Hängen entlang ziehen, die „Mittelgebirge" der Tiroler Täler[1]). Sie vermitteln von der Höhe zur Tiefe, liegen am Berge und doch im Tale, sind bedeckt mit Wiesen, Feldern und reich besiedelt mit Dörfern, Kirchen, Höfen, schon die Spuren der ältesten, urgeschichtlichen Siedlungen finden sich mit Vorliebe gerade auf ihnen.

Die schönsten dieser Mittelgebirge sind jene Südtirols, hier verbindet sich dem Gebirge eben noch der Süden mit seinem reicheren Schatze an Formen, Farben, Gegensätzen, in Natur und Kultur.

1. Von Brixen über Velturns nach Klausen[2])

Der Süden fängt an mit dem „Coblenz der Räter", wie Ludwig Steub die alte Bischofsstadt Brixen, am Zusammenfluß von Eisak und Rienz, genannt hat. Hier wollen wir beginnen. Gleich die erste Wanderung, über Velturns nach Klausen, zählt mit zu den schönsten.

---

[1]) Etwas anderes sind die Mittelgebirge morphologischen Sinnes, bekanntester Beispiele dafür geben für uns die Deutschen Mittelgebirge.

[2]) Entfernungen: Brixen (559 *m* ü. d. M.) — Tschötscher Haide (um 720 *m*) ½ St., Tschötscher Haide—Tschötsch (706 *m*) ¾ St., Tschötsch—Velturns (857 *m*) 1 St., Velturns—Mair zu Viersch (865 *m*) ¾ St., von da über Säben (732 *m*) nach Klausen (520 *m*) ¾ St. Durchaus markierter Weg, bis auf die Tschötscher Haide-Straße (die dann nach Pairdorf weiterführt, ¼ St.), zusammen 3½ bis 4 St.

Karten: G. Freytags Übersichtskarte der Dolomiten 1:100 000, Westliches Blatt (Beilage zur „Zeitschrift" 1903). Österreichische Spezialkarte 1:75 000, Blatt Nr. 5347 (Klausen), Italienische Tavolette 1:25 000, Bressanone = Brixen, Lazfons, Gudon = Gufidaun, Chiusa = Klausen.

Kunstgeschichtl. Angaben: J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, Bd. II, 1923.

Weinberge und Edelkastanien künden tiefer an den Hängen den Süden. Höher hinan gewinnt rasch der Nadelwald die Oberhand, unten Föhren, oben Fichten, in weitem dunklen Mantel legt er sich um die Berge[1]). Und auf kurzen Abstand schauen zu den Reben die Gletscher herab, Hochfeiler, Weißzint, Mösele vom Hauptkamme der Zillertaler Alpen.

An der Ostseite des Tales, am Plose-Hang, zieht das Mittelgebirge von St. Andrä (958 *m*), Melaun (894 *m*), Klerant (851 *m*), entlang; auch dort wär's schön zu wandern, an den Gräbern der ältesten, illyrischen Siedler vorbei[2]), noch schöner aber ist die Wanderung im Westen. Mit der Morgensonne hält's auch der Süden.

Bald außer Brixen, schon auf freier Höhe, zieht hier Steubs[3]) viel gerühmte Tschötscher Haide an die Berglehne hinaus. Ein Edelkastanienhain. Ob die alten Bäume im frischen Grün des ersten Sommers stehen oder im Duft der späten Blüte, ob ihr Laub schon dürr am Boden raschelt und die Kästenigel fallen — jede Jahreszeit hat ihre Weihe, es ist ein heiliger Hain. In duftiger Ferne erscheint das Kirchlein von Tschötsch, über dem Waldsaum im Osten tauchen die Geislerspitzen[4]) auf. Am Wiesenhange rechts oben liegt der Weiler Pairdorf. Einer der Höfe, der Pangarter (Baumgartner), dort ist die Heimat Jakob Philipp Fallmerayers, des „Fragmentisten"; hier hat das Bauernbübl die Schafe gehütet, das zum gefeierten Orientforscher, zu einem ersten Meister deutscher Prosa geworden ist[5]). Der „Fallmerayer"-Hof ist ein malerischer kleiner „Ansitz" am Weiterwege von Tschötsch nach Velturns, zum Beweise dafür, daß der Name von altersher in der Gegend heimisch ist. Um seine Ableitung haben sich die Gelehrten viel bemüht, Steubs „Val Maria" kam dann den Italienern zustatten.

Tief unten liegt nun schon die Sohle des Eisaktals. Aus dem Aferer Tale ist auf sie der große Schuttkegel von Albeins herausgebaut; die Baumgärten, die ihn bedecken, liefern feinstes Edelobst. Afers war einst nur ein untergeordnetes Seitental, ganz auf die Schiefervorberge beschränkt; dank der Kürze und Steilheit des Weges aber fraß es sich durch und zog den Oberlauf eines Talzweigs von Villnöß an sich — dadurch ist es zum ersten Dolomitental von Norden her geworden. Über dem waldigen Rücken zwischen beiden Tälern haben sich die Geislerspitzen mittlerweile zu ihrer

[1]) Die Waldgrenze (Fichten, Lärchen, Zirben) liegt um Brixen bei 1900 *m*, die obersten Bäume steigen, Lärchen bis 2200 *m*, Zirben bis 2380 *m*; durchschnittliche Obergrenze des Weinbaues 850 *m*; höchstgelegene Weinberge bei 930 *m*, oberste reifende Spalierreben bei 1090 *m*. Die obersten Edelkastanien erreichen 1150 *m*. Vgl. A. Heimerl, Flora von Brixen a. E. (Wien und Leipzig, Deuticke, 1911).

[2]) Vgl. G. v. Merhart, Das Grabfeld von Melaun. In: Archäologisches zur Frage der Illyrer in Tirol. Wiener Prähistorische Zeitschrift 14, 1927, S. 68 ff.

[3]) Ludwig Steub (1812—1888), „Drei Sommer in Tirol", „Herbsttage in Tirol".

[4]) Die Geislerspitzen sind eine erste Hauptgruppe der Dolomiten von Nordwesten her (zwischen Villnöß und Gröden); von links (NO) nach rechts (SW): Furchetta (3027 *m*), Saß Rigais (3027 *m*), Fermeda (2867 *m*). Noch weiter nach Norden vorgeschoben ist die Gruppe der Aferer Geisler (Tulln oder Ruefen, 2665 *m*, und der Peitlerkofel, 2877 *m*).

[5]) Jakob Philipp Fallmerayer, geboren 10. Dez. 1790, gestorben zu München 26. April 1861. Studierte zunächst Theologie, diente 1813/18 als bayrischer Leutnant gegen Frankreich, war dann Geschichtslehrer in Augsburg und Landshut, unternahm zwischen 1831 und 1848 wiederholt weite Reisen im Orient (Ägypten, Syrien, Kolchis, Türkei, Griechenland), bis er 1848 als Nachfolger Görres' zum Professor der Geschichte an der Universität München ernannt wurde. Bald später schon entsandte ihn München in die Nationalversammlung von Frankfurt; als Teilnehmer des Stuttgarter Rumpfparlaments flüchtete er, steckbrieflich verfolgt, in die Schweiz und kehrte erst 1850 wieder nach München zurück, wo er fortan als Privatgelehrter lebte. Von seinen vielen Werken sind durch ihre klassische Sprache am bekanntesten die „Fragmente aus dem Orient" (2 Bände, erste Auflage 1845). Vgl. L. Steub, Herbsttage in Tirol, 1. Aufl. 1866, S. 40, 80, 85, Rudolf Greinz, Einleitung zu Reclams Univ.-Bibl. Nr. 5048 (J. Ph. Fallmerayer, Der heilige Berg Athos). Weitere Angaben im „Fallmerayer-Heft" der Südtiroler Monatsschrift „Der Schlern" (2. Bd., 1921, Heft 9/10).

ganzen schönen Zackenreihe entfaltet: Furchetta, Saß Rigais, Fermeda, einem der schönsten Dolomitenbilder überhaupt, gerade im Fernblick aus dem grünen Tal packend durch die Unmittelbarkeit der Felsszenerie über den sanften waldigen Vorbergen. Auch die Natur erzielt manchmal mit verschiedenen Mitteln gleiche Wirkung: sonst ist der Reiz der Dolomitenlandschaft begründet in dem ursprünglichen Nebeneinander verschiedenartiger Gesteine, da vulkanische Laven und Aschen (die die schönen grünen Matten tragen), dort hochragende schroffe Riffkalkbauten, hier ist es ein einfaches Übereinander jüngerer über älteren Gesteinen. —

Der Fallmerayer-Graben, der gleich hinter dem Ansitz herabkommt, ist die Grenze zwischen den Gerichten Brixen und Klausen. Mit dem Gerichte Klausen reichte der alte, österreichische Bezirk Bozen, noch früher der „Kreis an der Etsch" so weit nach Norden[1]).

An freier Lehne geht es mit schönem Ausblick weiter. Von unten reichen Weinberge herauf, Stockreben wie meist im Eisaktal, die „Pergeln" (Lauben) folgen erst um Bozen. Bei Wöhr (Hl. Kreuz) steigt der Weg etwas stärker an, dann biegt er in den schattigen Wöhrer Graben ein. Jenseits, beim Hofe Enderwöhr — lauschig unter Kästenbäumen — beginnt das Velturner Gelände. Ein breites Gesimse über steilem Hang. Schöne Felder dehnen sich auf freier, sanfter Höhe, Einzelhöfe, Weiler, Kirchen sind darüber gestreut. Der Talgrund verschwindet fast im Blick über die Höhen, das Mittelgebirge der einen Seite verfließt mit dem der anderen, so wie sie ursprünglich zusammengehörten zu einer einheitlichen breiten Talsohle. Kleine Bäche vom Berge herab führen Wasser zu. Üppig grünen die Wiesen, stellenweise blau von Vergißmeinnicht, golden wogt die reife Saat, fast am schönsten aber sind die Farben des Herbstes. Die höhere Weihe geben dem Bild auch hier die Geislerspitzen drüben im Hintergrund von Villnöß. Nach dem Weiler Tschiffnon mit seinen malerischen Häusern folgt bald Velturns selbst, im Mittelpunkt des breiten, langgestreckten Terrassengeländes. Am Dorfeingang steht das Schloß, einst Ziernberg geheißen, außen ohne besonderen Schmuck und Geschmack, innen aber mit Schätzen aus besseren Zeiten. Es war einst Sommersitz der Brixner Fürstbischöfe, das berühmte Fürstenzimmer stammt daher[2]).

Im Dorfe, da ist Südtirol. Ein Winkel malerischer als der andere, Gärten und Obstanger zwischen den Häusern, und ein Wirtshaus, das weitum im Rufe steht, zum guten Wein auch die besten Knödel zu bieten. Fleißig kommen die Brixner, Klausner, Bozner, der Natur und ihren Produkten zuliebe.

Das schöne, flache Gelände zieht über Velturns hinaus bis zum alten bischöflichen „Mair zu Viersch". Gegenüber öffnet sich Villnöß, das erste größere Dolomitental. An seinem Ausgang liegen im Mittelgebirge Theis und Gufidaun. Hinter Theis birgt alte Melaphyrlava die kopfgroß werdenden Achatmandeln, die als „Theiser Kugeln" eine mineralogische Berühmtheit sind (mit einem brasilianischen Vorkommen das schönste ihrer Art), funkelnde Amethystkristalle und seltenere Minerale kleiden sie aus. Gufidaun ist an sich ein Kleinod des Eisaktals. Unten am Ausgang der Schlucht des Villnösser Bachs stehen die Reste der alten Schmelzhütte, in der die Erze des Klausner Bergwerks verhüttet wurden.

Beim Mair zu Viersch schneidet das Velturner Mittelgebirge an der tiefen Schlucht des Thinnebachs ab. Unsere Wanderung führt hinab zum Kloster Säben und nach Klausen. Der Weg ist steinig, landesüblich, aber aussichtsreich und kurzweilig.

[1]) Die Italiener haben die Bezirkseinteilung abgeschafft, es gibt wie in Altitalien zwischen Gemeinde und Staat nur mehr die Provinz. Deutsch- und Ladinisch-Südtirol bildet zur Hauptsache die Provinz Bozen (Bolzano), nur das Gebiet links der Etsch von Auer bis Salurn wurde aus nationalpolitischen Gründen zur Provinz Trient und der österreichische Bezirk Cortina d'Ampezzo (mit Buchenstein) zur Provinz Belluno geschlagen.

[2]) Das Schloß kam später in den Besitz des Fürsten Liechtenstein, der es 1903 der Stadt Bozen schenkte. Jetzt in Verwendung als Erholungsheim für Kinder (nicht zum Vorteil der Räume).

Säben ist eines jener Bilder, die man kennt, auch ohne sie je selbst gesehen zu haben. Das Nonnenkloster hoch auf steilem Fels, Mauern setzen die Wände fort. Ein Heiligtum seit ältesten Zeiten, der ursprüngliche Bischofsitz (spätestens seit dem sechsten Jahrhundert), der dann (im zehnten Jahrhundert) nach Brixen verlegt wurde. Ältestes Kulturzeugnis ist ein Steinbeil, über das Virchow berichtet hat.

Und auch der Fels hat seine Eigenart. Es ist „Klausenit", von hier so benannt, ein noritisch-dioritisches Gestein, aus der Tiefe in die Kruste emporgedrungen. Weiter drinnen am Thinnebach hat es noch größere Verbreitung und Bedeutung, dort haben die schmelzflüssigen Massen Erze ins Nachbargestein gebracht, Zinkblende, Bleiglanz, Kupferkies, auf die alte Bergbaue umgegangen sind. Leider teilen sie das Los aller Alpenbergbaue: sie ruhen. Am Weltmarkt von heute vermögen sich die schwer bringbaren und vergleichsweise geringen alpinen Erzmengen nicht zu halten. Während des Krieges, als uns die „Welt" verschlossen war, da flackerte allenthalben der Knappengeist wieder auf — er ist tief eingewurzelt in der Alpenbevölkerung, hat er ihr doch einst ungezählte Geschlechter zugeführt. Kaum aber kam der Verkehr neu in Gang, erloschen die Flämmchen wieder.

Die Natur ist beständiger, im Guten und im Bösen. Der Thinnebach, von altersher gefürchtet — aus weit verzweigten Schluchten und Gräben sammelt er Schlamm und Steine — „kam" am 9. August 1921, wie schon so manchmal in vergangenen Zeiten, wieder und bereitete dem alten Städtchen Klausen einen neuen Schreckenstag[1]). Ein riesiger Schuttkegel staute den Eisak zum See und erst nach Monaten gelang es, wieder halbwegs Ordnung zu machen. Manches Inventarstück der Künstler ist nicht mehr wiedergekehrt. Im Ganzen aber ist das Städtchen geblieben, was es war; keines einzigen der Häuser könne mit Auszeichnung gedacht werden, hat der alte Tiroler Topograph Johann Jakob Staffler (1846) geschrieben, — wir brauchen's nur anders zu nehmen: alle sind gleich stilvoll und malerisch.

2. Von Klausen über Vilanders und den Ritten nach Bozen[2])

Die Schlucht des Thinnebachs hat unser Mittelgebirge bis fast zur Sohle des Haupttales unterbrochen. Jenseits setzt es sich zunächst nur in schmalen Leisten und kaum merklichen Knicken am Vilanderer Gehänge fort.

Vilanders (die Eingebornen sprechen fast Vlanders) ist wieder ein Glanzpunkt im Eisaktal. Hoch an der Berglehne überragt der große Kirchturm den kleinen, um sie herum drängen sich Häuser zu Winkeln und Gäßchen von höchstem malerischen Reiz. Die Klausner Künstlergilde schwelgte, voran Meister Lösch von Nürnberg.

Der Weg nach Vilanders führt von der Frag, wo Kapuziner den spanischen Kirchenschatz[3]) hüten, schräg den Berghang hinauf; heute noch wie seit Jahrhunderten, ein Pflasterweg landesüblicher Art. Die großen Katzenköpfe sind meist Granitfindlinge,

---

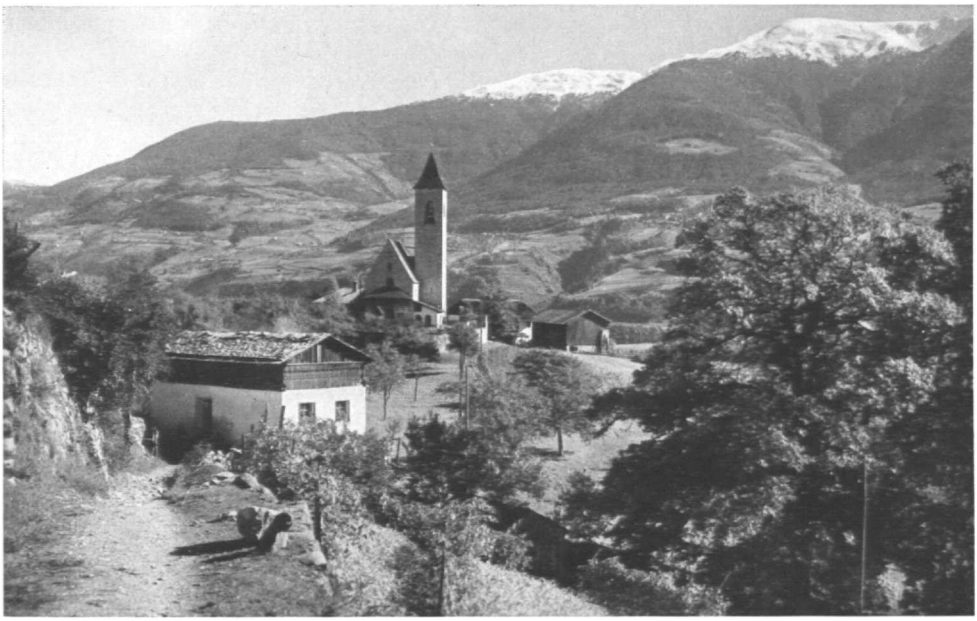
[1]) Siehe das Gedenkheft des „Schlern", Bozen, Vogelweider-Verlag 1921. — Betreffs Klausen als Künstlerstadt vgl. E. Lösch, Klausen und die Künstler, „Schlern" 6, 1925, S. 210—215, s. a. S. 203—209, ferner „Schlern" 8, 1927, S. 303—305.

[2]) Entfernungen: Klausen (520 *m*) — Vilanders (886 *m*) 1½ St., Vilanders—Barbian (830 *m*) 2 St., Barbian—Saubach (791 *m*) ½ St., Saubach—Penzl (855 *m*) ¾ St., Penzl—Lengstein (972 *m*) ½ St., Lengstein—Klobenstein (1156 *m*) 1 St., Klobenstein—Bozen (über Unterinn, 904 *m*) 3—4 St. Zusammen 9—10 St. Von Klobenstein elektrische Bahn nach Bozen 1 Stunde.

Karten: Übersichtskarten wie S. 197 Anm. 2, Tavolette 1:25000, Chiusa = Klausen, Castelrotto = Kastlrut, Gries.

Kunstgeschichtliche Angaben: J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, Bd. II, 1923.

[3]) Stiftung (1701) der Königin Maria Anna von Spanien, der zweiten Frau Karls II., zu Ehren ihres aus Klausen stammenden Beichtvaters, des Kapuzinermönches Gabriel Pontifeser (1653—1707). Vgl. P. Ephreim Kofler: Gabriel Pontifeser und der Schatz zu Klausen, Neue Zeitschrift des Ferdinandeums Innsbruck 10., 1844, S. 85—128.

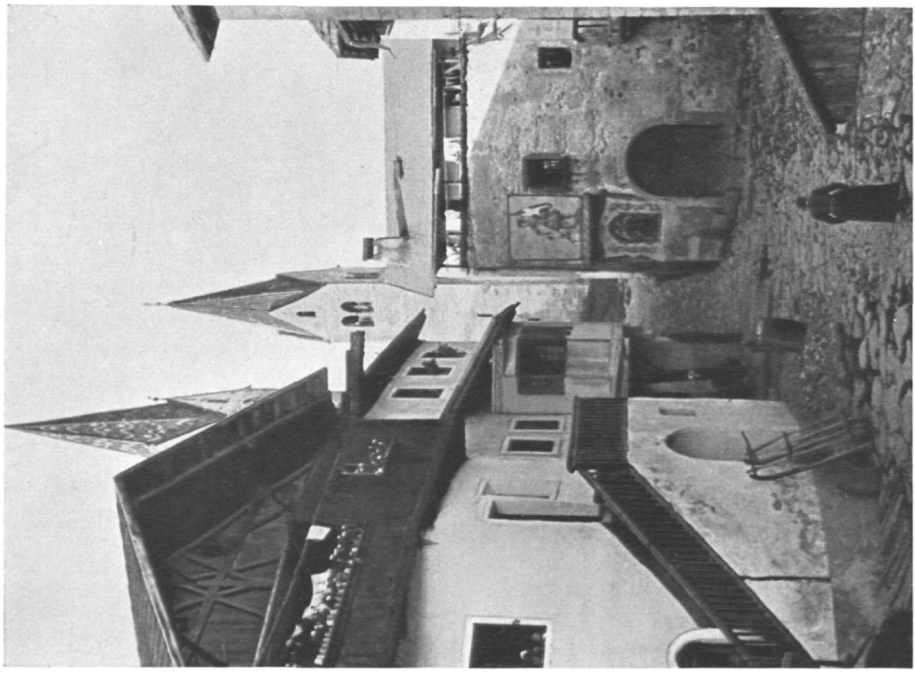


phot. R. Largajolli-Brixen

Tschötsch bei Brixen, gegen die Plose

phot. R. Largajolli-Brixen

Velturns, Kirche und Schloß, links vom Schloß in der Ferne Gufidaun,
rechts oben schaut der Schlern vor

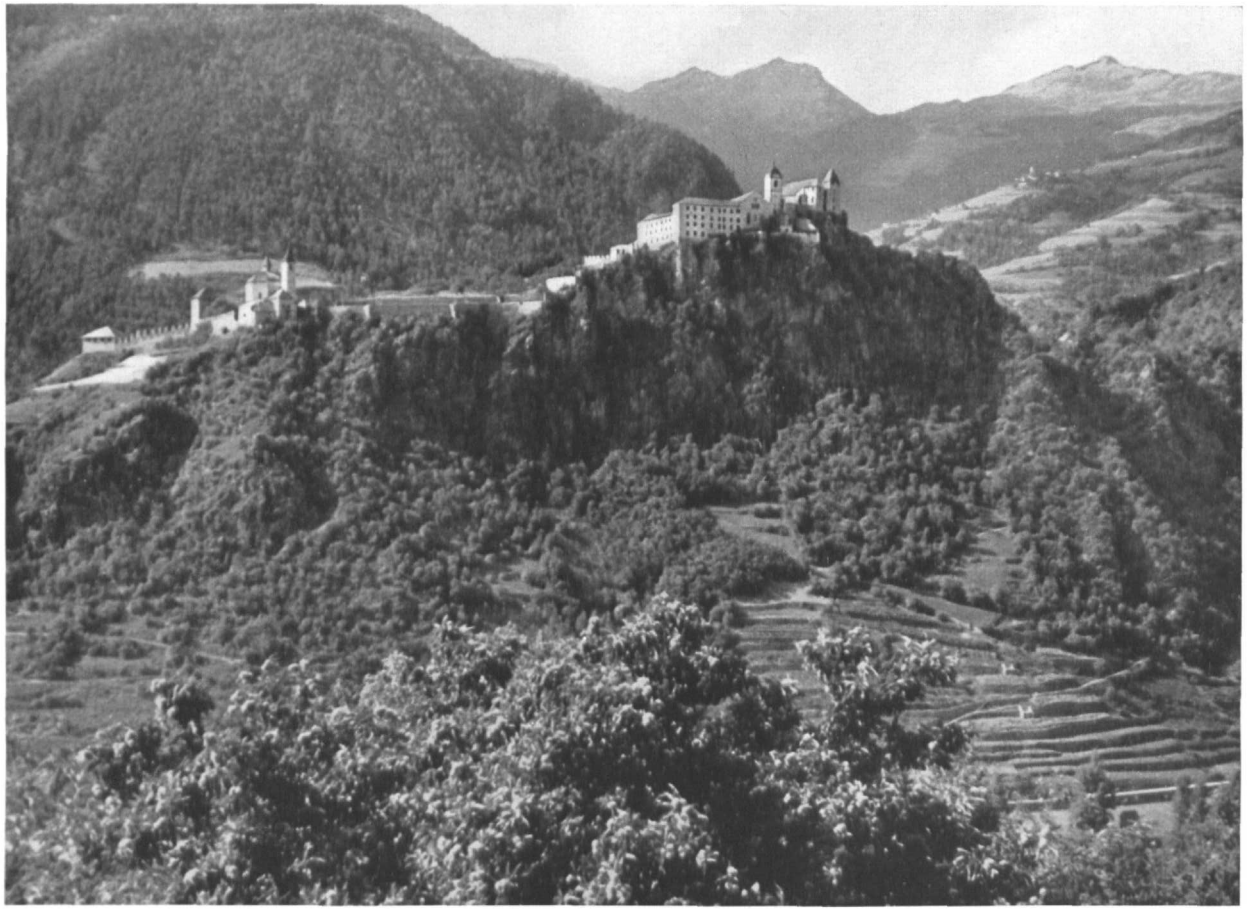


phot. K. K. Atwanger-Wien

Dorfgasse in Villanders

phot. K. K. Atwanger-Wien

Am Weg nach Villanders



phot. P. P. Atzwanger-Wien

Kloster Säben über Klausen, von der gegenüberliegenden Talseite aus

Über dem Hauptgebäude die Kassianspitze, weiter rechts die Lorenzenspitze; unter dieser hoch am Berghang Latzfons

phot. P. P. Atzwanger-Wien

Eisaktaler Mittelgebirgslandschaft

Blick von Villanders nach Süden. Links oben der Schlern, darunter die waldigen Höhen nördlich Kastelruth, auf der hochgelegenen Terrassenfläche das Dörfchen Tagusens. Rechts vom Schlern in der Ferne das Völser Eck, noch weiter rechts Schwarz- und Weißhorn. Zwischen den Bäumen (Edelkastanien) durch im Talgrunde Waidbruck

die der Eiszeitgletscher aus der Sachsenklemme gebracht, aufwärts geht's ganz gut, bergab aber schalten sie den Ungeübten auf kleinste Geschwindigkeit. Und doch ist es ein Kinderspiel gegen das Pflaster der Bergwege am Gardasee!

Herrlich entwickelt sich alsbald wieder der Blick. Die südliche Note ist schon merklich stärker. Da und dort unter üppigen Bäumen steht ein kleiner malerischer Hof, auf freiem Absatz ein Kirchl, „Pfalten" (St. Valentin). Drüben auf der anderen Seite des Tals, am „Dürer-Blick"[1]) vorbei, steigt in Schleifen die Grödner Bahn an, etwas höher liegt der alte Edelsitz Lusen mit seiner Zinnenfront und auf freier Terrasse das Dorf Albions. Den Rückblick schließen die weiten, hoch hinauf besiedelten Hänge — Dörfer, Kirchen, Höfe, Felder, darüber Wald — der Mittelgebirge um Brixen und nördlich Klausen.

Vorne erscheint der Schlern. Wuchtig baut er sich vor, ein Wahrzeichen weithin, der getreue Eckart des Bozner Lands[2]). Er bleibt fortan unser Begleiter. Bis unters Dorf Vilanders hinauf fehlen größere Stufen. Frei ist der Blick ins Tal. Silbern zieht der Eisak gegen Waidbruck. Oben stellen sich wieder Gesimse ein. Sie gliedern, beleben das engere Bild. Die Kirche schaut weithin, zur Erinnerung an die Herren von Vilanders, die von hier aus im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert einen Großteil des Landes beherrschten und in den Wolkensteinern noch weiter lebten. Des Minnesängers Oswald von Wolkenstein Urgroßvater war Randolt von Vilanders, der 1293 die Burg Wolkenstein käuflich erwarb. Der Weinbau endigt, auch die Edelkastanien verlieren sich[3]), Berghöfe aber steigen weit verstreut noch 600 *m* höher. Mancher von ihnen hatte mit dem alten Bergbau zu tun, der hier bis auf die Sarner Seite hinübergriff. Die alte Kapelle „Am Toten" ganz oben am Kamm, war wohl die Totenrast am Begräbniswege von dort drüben herüber. Nahe unter dem Kamm des Gebirges dehnen sich weitläufige Moorwiesen, die sagenreiche Vilanderer Alm. Dort spielt sich ein Gutteil des Sommerlebens der „Vlanderer" ab. Das Moor, heute über der Waldgrenze gelegen, zeugt von vorgeschichtlichen wärmeren Zeiten, zu denen der Wald noch beträchtlich höher gedieh.

Viele schöne Wege gibt es hier. Wir wählen einen der schönsten, wandern in der Höhe weiter nach Süden. Aussichts- und abwechslungsreich, leicht auf und ab, über dem Dörfchen Sauders vorbei. Dann durch den Graben des Zargenbachs und, unter Dreikirchen durch, ins breite, reich gegliederte Mittelgebirge von Barbian, ob Waidbruck, hinaus. Die Ortschaft mit dem schiefen Kirchturm liegt versteckt unter Bäumen im Winkel des Gesimses. Die Taltiefe ist wieder fast entschwunden im Blick über die Terrassen. Die jenseits trägt das Lajener Ried mit dem Vogelweider Hof, dort biegt die Bahn ins Grödner Tal ein; höher oben tritt Lajen vor. In sanften bewaldeten Kuppen steigt das Gelände weiter an, dann ragt unvermittelt schroff die Raschötzer Alpe auf. Das ist der Rand der Südtiroler Porphyrplatte, die hier auf den Schiefer der Brixner Gegend übergreift. Sie dacht von da nach Gröden ab, legt sich dann flacher und liefert entlang des Eisaktals, am Fuß der Seiser Alpe und des Schlern, die breite Terrasse von Kastlrut—Seis—Völs. Dahin hat „in grauer Vorzeit" das eigentliche, innere Grödner Tal hinausgeführt, das äußere, das Barbian gegenüber mündet, ist ein jüngerer, gleichsam unfertiger Graben, nach Natur und Kultur von dem inneren Tale geschieden. Südlich der Mündung, auch schon hoch am Hange, ragt eben noch die Trostburg ins Bild herein.

---

[1]) Die Stelle, von der aus Dürer die Landschaft im Hintergrunde des Stiches „Das Große Glück" aufgenommen hat.

[2]) Den Schlern haben sich die Südtiroler zum Wahrzeichen ihres deutschen Schrifttums gewählt: Die Bozner Monatsschrift „Der Schlern" (jetzt im 14. Jahrgang, Verlag Vogelweider, Bozen) und die „Schlern-Schriften, Veröffentlichungen zur Landeskunde Südtirols", Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, seit 1923 erschienen 24 Lieferungen.

[3]) Letzte, oberste Edelkastanien hier bei 1200 *m*.

Der Weg nach dem Ritten fährt südlich Barbian den Gander Graben aus. „Gand"[1]) wiegt hier besonders schwer. Über die Wände des Wasserfalls oberhalb ist der große Murbruch herabgekommen, der im Jahre 1891 die Katastrophe von Kollmann bewirkte. Das Tosen der stürzenden Blöcke erschütterte weithin die Nacht, drüben in Lajen dachten die Leute an den Weltuntergang. Auch hier war's nicht das erstemal. Auf einem viel älteren Schuttkegel lag, bei Kollmann, die Römerstation Sublavio („unter Lajen"[2]). Als vor wenigen Jahren die neuen Römer hier das Ausgleichsbecken fürs große Eisakwerk aushoben, haben sie die eingemurten Reste des alten Römerlagers leider schonungslos verkommen lassen.

Südlich des Grabens liegt Saubach. Die Höfe sind über die Terrasse zerstreut, der Weg verläuft reizvoll am Oberrand. Das alte gotische Kirchlein mit dem Flügelaltar aus Michael Pachers Schule ist leider abgebrannt.

Dann schneidet der Graben des Diktelebachs ein. Da treten auch wir aus dem Schiefer in den Porphyr über. Von den Höhen der Vilanderer Alm steigt die Grenze der Gesteine hier zum Eisak ab. Mit dem Eintritt in die Porphyrplatte beginnt die lange Schlucht des unteren Eisaktals, der Kunterswegs[3]).

In kurzem Anstieg gewinnen wir verlorene Höhe wieder und sind nun schon auf dem „Ritten". Auf freiem, gletschergerundetem Porphyrhügel steht nebenan das Kirchlein St. Berena (883 *m*). Es kündet den Ritten weit nach Norden hin. Im Blicke von Waidbruck herrscht es über die breite Öffnung in der Höhe, daneben ragen in duftiger Ferne Weiß- und Schwarzhorn in den Horizont. Der Weg führt hinter dem Hügel vorbei zum Penzl und steigt dann nach Lengstein an. Die breite Terrassenfläche hüben verfließt mit der noch breiteren drüben, die enge Schlucht des Eisaktals dazwischen tritt ganz zurück. Drüben verbirgt sich hinter waldigen Büheln Kastlrut, von Seis ab, bis über Völs hinaus liegen die Felder frei da; etwas tiefer, am Rande gegen die Eisakschlucht steht hüben, im Stile des Berenakirchls, St. Andreas in Antlas, drüben unter Kastlrut der Zwiebelturm von St. Oswald. Eine wunderbare Landschaft, wie in alten Gemälden, voll Stimmung und Bewegung, weithin Sanftmut und Milde, darüber mächtig der Schlern. Aus dem dunklen Forst an seinem Fuß, hoch über den sonnigen Gefilden von Seis, schaut bleich die Ruine Hauenstein, wo vor Zeiten Oswald von Wolkenstein das Lied seiner Heimat gesungen. Neben dem Schlern randen die weiten Flächen der Seiser Alpe, darüber Platt- und Langkofel, noch weiter links, nun im Profil, die Geislerspitzen. Fern am südlichen Horizont das Weißhorn — dort läuft dieses weite Bergland gegen die Salurner Klause aus.

Die ganze Umgebung, bis zum Schlern hinüber, liegt im Porphyr. Den Lavamassen und Aschenmengen, die damals, am Ende des geologischen Altertums, in der Perm-Periode[4]), emporgedrungen sind, kann nach Ausdehnung und Mächtigkeit nichts vom Vulkanismus der Gegenwart an die Seite gestellt werden. Es war nicht eine einzelne, sondern eine ganze Folge großer Eruptionen, bald da, bald dort öffneten sich Spalten und entströmten der Erde die schmelzflüssigen Massen, sie breiteten sich deckenförmig aus und erstarrten, eine Decke über der anderen. Dazwischen schalteten sich als „Tuffschichten" die Aschenniederschläge — gerade bei Lengstein z. B. führt der Weg über solchen vulkanischen Tuff; in dünnen grünlichen Kruften und Platten sondert er

[1]) Gand, landesübliche Bezeichnung für Bergsturz- und Murengelände.

[2]) Vgl. A. Egger: Die römische Zollstation Sublavio bei Kollmann, „Schlern" 10, 1929, S. 346—354; R. Heuberger, Die Römerstraße vom Bozner Becken ins Eisaktal, „Schlern" 10, 1929, S. 43—49.

[3]) Nach dem Bozner Bürger Heinrich Kunter, der 1314 dieses Engtal besser passierbar machte.

[4]) Reihe der Geologischen Zeitalter und Perioden vom Älteren zum Jüngeren: Paläozoikum oder geologisches Altertum (Perioden Cambrium, Silur, Devon, Carbon, Perm), Mesozoikum oder Mittelalter (Perioden Trias, Jura, Kreide), Känozoikum (Tertiär, Quartär, letzteres umfaßt Eiszeit und geologische Gegenwart).

sich bröckelig ab. Das Ganze wuchs zu einer 1000 *m* dicken Schichtfolge, die südwärts weit über Bozen hinausreicht, bis an den Rand des Suganer Tals — der „Südtiroler" oder „Bozner Porphyrplatte". Ihre Oberfläche ist von den abtragenden Kräften zu dem weiten Hochlande um Bozen (Ritten, Kastlrut—Völs, Deutschnofen—Aldein, Mölten—Hafling) herausgearbeitet worden.

Die Porphyrlaven bilden schroffe, klüftige Felsen — nur die Gletscher der Eiszeit haben ihre Formen gerundet —, auf den Klüften sinkt das Wasser in die Tiefe. Die weicheren, etwas tonigen Aschenschichten aber halten es auf und leiten es an die Oberfläche, sie liefern Gesimse und Terrassen und auf diesen liegen Kulturen und Siedlungen. Der Porphyr selbst hingegen ist trocken und unfruchtbar.

Jenseits Lengstein greift, von Atzwang herauf, der breite Graben des Finsterbachs ein. Er gabelt sich oberwärts. Auf der abgeflachten Rippe inzwischen liegt Mittelberg. Am Hang des südlichen Grabenastes, unter der Mittelberger Kirche, stehen, in großer Zahl beieinander, die berühmten Erdpyramiden des Finsterbachs. Wo der Weg drüben aus dem Graben hinaus nach Lengmoos führt, überblicken wir sie in ganzer Ausdehnung und Gliederung. Lehmiger Moränenschutt, den der alte Eisakgletscher in diese seitlichen Buchten und Gräben hineingestopft hat, ist durch das abrinnende Regenwasser so zerfurcht, zergliedert worden, wobei unter schützenden Blöcken Schuttsäulen stehen geblieben sind. Wie schlanke hohe Stiele tragen sie auf ihrer Spitze den oft unförmlich großen Block[1]).

Bei Lengmoos, der alten Niederlassung des Deutschen Ritter-Ordens, erreichen wir den Ritten engeren Sinnes, jene Hochlandschaft, die sich zwischen Eisak- und Sarntal bis über Bozen vorzieht. Gleich nach Lengmoos folgt Klobenstein, der eine Hauptplatz, ganz vorne am Südrande der andere, Oberbozen.

Das Paradies eines Berglands. Weithin sanfte Höhen, über steilen Abfällen zur Tiefe, Lärchenwiesen und Wald, zwischenhinein kleine Felder, Gehöfte, weitum am Horizont das Hochgebirge. Sonst nirgends im Innern der Hochalpen verflacht das Gebirge zu solcher Weite und Anmut. Den Zinnen und Wänden der Dolomiten begegnen weit drüben, erst nach 50, 60 Kilometern, die Gletscher des Ortler und der Presanella.

Die Schönheit selbst, den Reiz der Landschaft, ihre Stimmung im Wandel der Jahreszeiten kann nur der Dichter besingen. Hans v. Hoffensthal, der junge Bozner, hat es getan[2]). Man muß auf dem Ritten verweilen, ziellos die Landschaft auf sich einwirken lassen, Lichter und Stimmungen wechseln sehen, um die Rittner Natur zu genießen, ihre Geheimnisse zu ahnen.

Über den Porphyr ist als Träger der Fruchtbarkeit eine Decke roten Sandsteins gebreitet, die nach den großen Eruptionen zum Absatz kam, der „Grödner Sandstein". Stellenweise haben sich darin verkieselte Hölzer gefunden, sie deuten auf trockenes Steppen-, Wüsten-Klima zur Zeit seiner Bildung. Wenn im Spätsommer und Herbst die Äcker frisch gepflügt sind, dann leuchtet das Rot des Sandsteins wunderbar zwischen dem Grün der Wiesen und Wälder. Ein anderes Farbenbild erlesenster Pracht geben die blühenden Plentenfelder — sie liefern Goethes „schwarze Blende"[3]) — das Hauptnahrungsmittel der deutschen Südtiroler Bauern.

Auch der rote Sandstein entstammt noch dem geologischen Altertum, der Perm-Periode. Später aber hat dann das Meer von dem Gebiete Besitz ergriffen, das große

---

[1]) Vgl. „Die Südtiroler Erdpyramiden", Geologische Charakterbilder 35 (Berlin, Verlag Borntträger, 1927).

[2]) Hans v. Hoffensthal (Hepperger von Hoffensthal und Tirstenberg) gest. 7. Dezember 1914. In mehreren seiner Romane ist die Rittner Landschaft meisterhaft geschildert, besonders aber in „Maria Himmelfahrt". Maria Himmelfahrt heißt jener Teil von Oberbozen, wo die meisten und bekanntesten Bozner Sommersitze sind.

[3]) Goethe, Italienische Reise, Nachschrift, Verona, den 14. September 1786.

alte Mittelmeer, die „Wiege" der Alpen und aller der anderen Gebirge des Alpensystems, das Meer, das vom Südwesten Europas, Nordwesten Afrikas durch den ganzen Süden Eurasiens hinüber bis nach Ostaustralien reichte. Von dieser marinen Entwicklung, besonders der Trias-Zeit, geben die Dolomiten drüben Kunde. Erst wurden Schichten gewöhnlichen Meeresschlammes abgesetzt, sie schauen stellenweise aus dem bewaldeten Sockel des Schlern vor, dann Riffkalke, d. h. Kalkgestein, das von Meerestieren und -algen nach Art der Korallriffe in den Meeren der Gegenwart gebildet wurde. Der Riffkalk ist nachher (durch teilweisen Austausch des kohlensauren Kalks gegen Bittererde, Magnesia) zu dem Dolomit geworden, aus dem die Wände des Schlern, die Zacken des Rosengarten bestehen.

Auch auf dem Rittner Porphyr war einst solch marines Gestein verbreitet, hier sind aber nur mehr ganz kleine, unscheinbare Reste davon vorhanden.

Wie auf Teppichen wandelt sich's über die Lärchenwiesen, immer neue Reize schaut der Wandernde. Durch den Schleier des Geästs schimmern Schlern, Rosengarten, Latemar, rot leuchten nach Tagesgrauen weit draußen die Firne auf, rot glühen zum Sonnenuntergang die Dolomitfelsen, tagsüber sind sie in duftige, bläuliche Ferne getaucht. Die Taltiefe, ihr Dunst, ihre Unruh sind ganz dem Bewußtsein entschwunden.

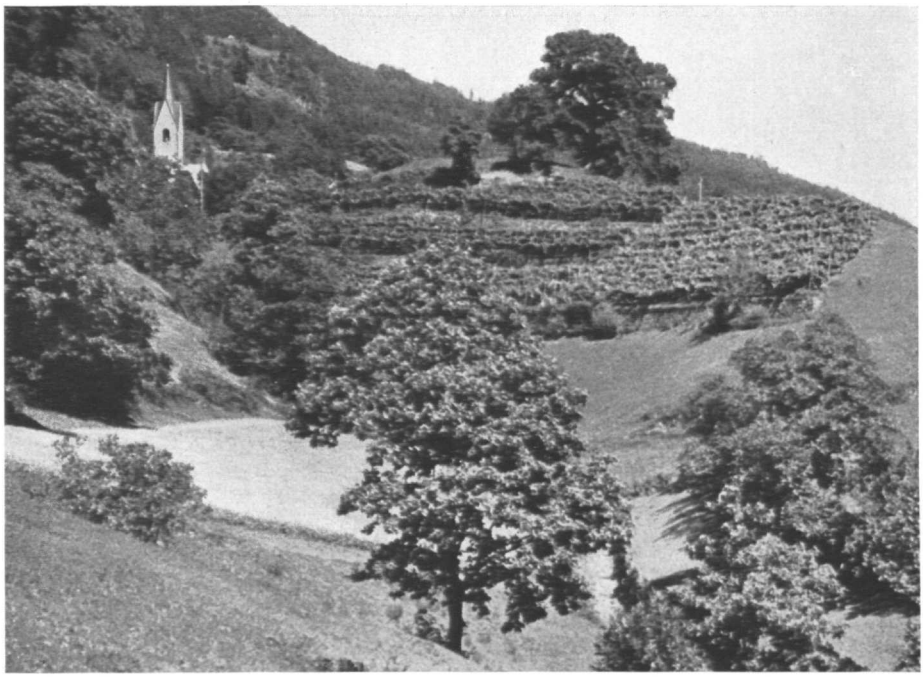
Der Süden ist an den Hängen zurückgeblieben, in milden Temperaturen spürt man ihn aber auch auf der Höhe noch. Anderseits macht sich schon deutlich das Absteigen der klimatischen Höhengrenzen gegen den Alpenrand hin bemerkbar, durch die breite Öffnung des Etschtals dringen die größeren Niederschlagsmengen ja besonders leicht gebirgseinwärts vor. Die oberste Baum- und Waldgrenze reicht am Rittner Horn (2261 *m*) nicht annähernd mehr so hoch wie im Innern der Zentralalpentäler, die Obergrenze der Dauersiedlung überschreitet nur ganz ausnahmsweise (Grünwalder Höfe ober Pemmern, 1730 *m*) noch 1700 *m*, erreicht sonst nicht mehr 1600 *m* (gegen 1800—2000 *m* im Innern der Zentralalpen)[1]). Mit der Senkung der allgemeinen Gebirgsoberfläche zwischen Ötztaler—Ortler Alpen und Dolomiten sind die klimatischen Höhenzonen im Berglande um Bozen aber auch noch etwas unter ihre Lage rundum gesenkt: Schneefälle z. B. sieht man hier oft tiefer reichen als an den Bergen im Umkreis, auch jenen, die der niederschlagbringende Wind früher erreicht.

Längst vor allem Fremdenverkehr hatten die Bozner Notabeln, die des Blutes wie die des Geldes, Feinschmecker waren beide, die Schönheit des Ritten erfaßt. Und sie haben ihn als ihre Sommerfrische gehütet, so lange es ging. Sie würden heute noch die Herren des Ritten sein, in weißen Radmänteln, zu Oberbozen mit rotem, zu Klobenstein mit dunklem Kragen[2]), wäre es bei den alten Pflasterwegen und den „Pennen" geblieben, mit denen die Mindermobilen auf und ab befördert wurden. Aber Fortschritt, Kaufmannsgeist und Bequemlichkeit drangen auch hier durch — der Ritten wurde durch eine Bergbahn erschlossen. Die „Elektrische" surrt durch den Lärchenwald. Tausenden mehr ist das Paradies zugänglich geworden, manch Einzelnem nicht zur Freude, doch seien wir ehrlich: es ist wie immer, wer die Weihe sucht, findet sie gleich nebenan.

Auf den alten Wegen zwischen Bozen und dem Ritten ist es seitdem still geworden. Einheimische und Fremde bevorzugen die Bahn. Die Schönheit der Wanderung bleibt davon unberührt, mag sie von Klobenstein hoch an der Seite des Eisaktals über Unterinn — Unterplatten — hier öffnet sich der Blick ins Bozner Land — nach Rentsch führen; oder von dem idyllischen Wolfsgruben über Signat hinab — hier kommt man an den schönsten, höchsten (bis 20 *m*) Erdpyramiden vorbei; oder hinten, auf der Sarner Seite, von Oberbozen gegen Runkelstein. Vergleichsweise weniger lohnt der kür-

[1]) Vgl. „Schlern-Schriften" 1, 1923, Die Obergrenze der Dauer-Siedlung in Südtirol.

[2]) Auch sonst haben sich in den Rittner-Sommerfrischen bis in jüngste Zeit mancherlei alte Bozner Herrschaftsbräuche erhalten. Vgl. K. Th. Hoeniger, Altbozner Bilderbuch (Bozen, Verlag Auer, 1933) S. 127 f. „In der Frischen".



phot. V. V. Atzwanger-Wien

Im Mittelgebirge bei Saubach

phot. V. V. Atzwanger-Wien

Unter St. Verena, Blick ins Eisaktal bei der Bahnhaltestelle Kastelruth

Rechts oben die Terrasse von Tiséns unter Kastelruth. Links vorne ein Edelkastanienbaum

phot. P. P. Atzwanger-Wien

St. Andreas in Antlas gegen Schlern und Seiser Alpe

phot. L. Fränzl-Bozen

Rittner Landschaft: Bad Sieß (nördlich Klobenstein) gegen Schlern

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

phot. L. Fränzl-Bozen

Rittner Landschaft

Links vorne Oberinn, in der Ferne von links nach rechts Sella, Langkofel, Plattkofel, Seiser Alpe, Schlern-Zacken (Santner-, Euringer-Spitze), Schlern, Kesselkogel, Tschaminspitzen, Vajolettürme

phot. L. Fränzl-Bozen

Uberetscher Landschaft

In der Mitte der weiten rebenbedeckten Schotterfläche die Kirche St. Pauls, darüber die niedrige bewaldete Bodenschwelle des Mittelbergs, links davon die Ortschaft Girlan. In der Ferne die Höhen von Aldein—Weißenstein, darüber die beschneiten Gipfel links Zanggen, rechts über Girlan Weißhorn, Schwarzhorn

phot. L. Fränzl-Bozen

Altenburg gegen Aldein—Weißhorn

phot. L. Fränzl-Bozen

Unter-Fennberg gegen die Ausläufer des Mendel-Rückens

Universitäts-Bibliothek

zeste Weg, von Oberbozen entlang der Bahn nach St. Magdalena, aber auch hier ist die Fußwanderung, wie die Bahnfahrt, reich an schönen und interessanten Bildern. Eine dicke, kurze Erdpyramide mit großem Deckstein, die nahe links des Weges aus dem Buschwald ragt, führt vor Augen, wie alt diese Bildungen sind, für wie lange Dauer sie durch die Bedeckung bestehen bleiben. Der Boden ringsum, der um Pyramidenhöhe abgetragen worden war, ist längst überwachsen, bewaldet und noch immer ragt einsam, unter dem Schutz des Blockes, die Pyramide darüber auf; ihr Entwicklungsgang ist längst abgeschlossen. Drüben auf der anderen Seite des Rufidauner Grabens sieht man die Erdpyramiden von Signat. Bei der Transformatorenstation, halbwegs, ist einer der schönsten Gletscherschliffe der Gegend, an glatt geschliffener Porphyrwand laufen deutliche Schrammen, Striemen bergab[1]).

3. Von Überetsch (Kaltern) nach Fennberg—Margreid[2])

Eine Fülle von Möglichkeiten erschwert die Wahl des Weiterwegs von Bozen. Wir bleiben in der Linie und auf der gleichen Seite, wandern von Überetsch nach Fennberg, hoch über der Salurner Klause.

Ein feiner rötlicher Farbton schwebt über der grünen Tiefe von Bozen. Es ist die Farbe des Porphyrs, der auch hier noch großenteils herrscht. Gegen Überetsch hin aber sinkt die Porphyrplatte von Norden und Osten her ab, der niedrige Rücken des Mittelbergs (Sigmundskron—Leuchtenberg) und die Terrasse von Matschatsch (an der Mendelstraße)—Altenburg sind ihre letzten Ränder. Dann baut sich aus Meeresschichten und Riffkalken hoch darüber die lange Wandflucht der Mendel auf.

Der gletschergeschliffene Mittelberg trennt Überetsch vom Tale gegen Auer, ein altes Etschtal vom heutigen. Ehedem verlief die Tiefe des Etschtals westlich Sigmundskron vorbei unter Überetsch durch zum Kalterer See, das Tal von Bozen nach Auer gehörte dem Eisak an, und erst, wo der Mittelberg ausläuft, zwischen Auer und Tramin, vereinigten sich beide. Da wurde, spätestens in der letzten Interglazialzeit (vor der letzten eiszeitlichen Vergletscherung), wie die meisten großen Alpentäler auch das Etsch- und Eisaktal hoch über die heutige Sohle hinan zugeschüttet mit Tonen, Sanden, Schottern. Beim Wiedereinschneiden fand die Etsch ihr altes Bett nicht wieder und schnitt schon nördlich Sigmundskron zum Eisak durch. Der alte Etschtalgrund blieb verschüttet. Der Eiszeitgletscher breitete noch eine fruchtbare Lehmkruste über die Schotter. Das gab dann die Weinberge und Fruchtgärten von Überetsch: St. Pauls, Girlan, Eppan, Kaltern. Die Eigenart des Geländes, des Bodens fällt gleich auf, die Kultur hat sie sich nutzbar gemacht. Und wie am Kalterer See, sind es auch bei St. Justina, Magdalena und am Kreuzbichl (gegenüber Runkelstein) — für den Kundigen Namen von hohem Klang — die interglazialen Schotter, deren gut durchlüfteter, trockener Boden die besten Reben trägt[3]).

Auf die Schotter von Überetsch ist vom Steilrande der Matschatscher Terrasse in vorgeschichtlicher Zeit ein Bergsturz niedergegangen, wieder eine „Gand". Zwischen den großen Blöcken liegen die „Eislöcher", eine in der Gegend viel erwähnte Naturmerkwürdigkeit. Den ganzen Sommer über hält sich nahe unter der Oberfläche stellen-

---

[1]) Über die Natur des Bozner Landes vgl. „Alpenlandschaften", Band 3 „Das Bozner Land" (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien 1930).

[2]) Entfernungen: Kaltern (Station St. Anton, 520 *m*, der Mendelbahn)—Altenburg (615 *m*) 1 St., Altenburg—Graun (782 *m*) 2½ St., Graun—Fennhals (1034 *m*) 1½ St., Fennhals—Obersennberg (1163 *m*) 1 St., Obersennberg—Margreid Dorf (243 *m*) 2—3 St., Dorf—Bahnstation (216 *m*) ½ St., zusammen 8—9 St.

Karten: Österreichische Spezialkarte 1 : 75 000, Blatt 5446 (Cles), Tavolette 1 : 25 000, Caldaro = Kaltern, Egna = Neumarkt, Tres.

[3]) Der Preis dieser hochwertigsten Malsche überschreitet das Zwanzigfache desjenigen der Mindestware. Betreffs der Naturgeschichte des Gebietes vgl. oben Anm. 1.

weise Eis und die kalte Luft, die aus den Löchern dringt, hat zur Ansiedlung subalpiner Pflanzen geführt. Neben den Reben, Edelkastanien blühen Alpenrosen[1]).

Überetsch ist ein Glanzstück für sich, weder Tal noch Mittelgebirge. Als Mittelgebirge ist rechts der Etsch, von Lana an, wieder die Porphyroberfläche herausgearbeitet. Es steigt mit dieser auf und ab, ist breit und schön bei Völlan (718 *m*), Tisens (635 *m*), Prissian (617 *m*), dann mit dem Porphyr hoch gerückt nach Grissian (915 *m*), Gaid (906 *m*), Perdonig (806 *m*), von da steigt es allmählich wieder ab zu den Ruinen Hocheppan (633 *m*), Voimont (601 *m*) und zur doppeltürmigen Gleiskapelle (551 *m*), die den schönsten Überblick der Gegend bietet. Nicht nur die Wallfahrer, auch wer das Gesamtbild von Überetsch erfassen will, pilgere da hinauf (½ Stunde von Eppan). Die schönsten Gletscherschliffe sind hier.

Südlich des Furggglauer Grabens, der einer Verwerfung folgt, ist der Porphyr wieder hochgerückt, er bildet die Terrasse von Matschatsch (um 900 *m*; an der großen Schleife der Mendelstraße). Sie steigt gegen Altenburg ab. Dahin setzen wir auf bequemem Wege von Kaltern unsere Wanderung fort. Altenburg ist einer der schönsten Plätze im Etschland unter Bozen. Schon der alte Staffler pries die Lage, schilderte sie begeistert: „Hier präsentiert sich die etschländische Natur in ihrer herrlichsten Vollendung." Gletschergeschliffen tritt die Porphyrterrasse hoch über den Kalterer See vor, bis Salurn hinab liegt das Etschtal frei da, über den Mittelberg geht der Blick in die Bozner Gegend, bis zum Hirzer und Ifinger bei Meran; auf der anderen Seite ragen Schlern, Rosengarten, Latemar, gegenüber Weiß- und Schwarzhorn. Auf dem Vorsprung nebenan steht die Ruine einer der ältesten Kirchen ganz Südtirols.

Die Terrasse zieht noch ein Stück weit eben fort, dann fällt sie mit einer Stufe gegen Söll—Tramin ab. Wir bleiben in der Höhe, unten breitet sich das Traminer Gelände aus, und biegen, leicht auf und ab, ins Höllental ein, den großen, wilden Graben, der vom Rhön nach Tramin hinabzieht. Im Schutt des Wildbachs finden sich Stücke hellen Dolomits, die ganz erfüllt sind von geringelten Röhrchen, den Gehäusen kalkabsondernder Meeresalgen (Diploporen), mit der wichtigsten Riffbildner im Meere der Triaszeit; oben, unterm Röhn, besteht stellenweise der ganze Dolomit daraus. Jenseits führt der Weg wieder auf ein schmales Gesimse am Etschtalhange hinaus, zu dem verfallenen Zogglerhof (700 *m*), dann mit prachtvoll freien Blicken dem Hang entlang, am Klaberer Hof (859 *m*) vorbei auf die breite Terrasse von Graun. Wie eine große Kanzel springt sie vom Steilhange der Mendel ins Etschtal vor.

Unten, auf der anderen Seite, liegt Neumarkt. Darüber windet sich die Fleimser Bahn, am Schloß Enn vorbei, zum Sattel von Kaltenbrunn hinan. Zwischen Auer und Neumarkt taucht die Porphyrplatte auch im Talgrunde südwärts unter. Darüber folgt wie am Ritten zunächst der rote Grödner Sandstein, bei Neumarkt sind in ihm Reste von Walchien, den geologisch ältesten Nadelhölzern, gefunden worden, dann wieder die Serie der Trias-Schichten und -Kalke. Alles neigt mit dem Porphyr nach Süden (SSW). Schon bald unterhalb Neumarkt treten die Kalkfelsen in mächtigen Kulissen (links Königswiese, 1623 *m*, Matrudberg, 1519 *m*, Geiersberg, 1084 *m*, rechts Fennberg—Höhraut, 1167 *m*), von beiden Seiten an die Taltiefe heran zur Klause von Salurn. Hier war es, wo um 1786 der französische Mineraloge Dolomieu mit die ersten Naturvorkommen des Gesteins beobachtete, das dann (1792) N. Th. de Saussure analysierte und nach dem Entdecker benannte.

Hinter den Kalkbergen links der Etsch kommt an einer Störungsfläche, die von Südwesten her gegen Truden und ins Joch Grimm verläuft („Trudner Linie") der Porphyr wieder hoch. Er bildet die dunkel bewaldeten Höhen im Hintergrunde, den Hornspitz (1808 *m*) und Kampenberg (1629 *m*); an ihrer jenseitigen Abdachung, gegen

[1]) W. Pfaff: „Die Eislöcher in Überetsch", „Schlern-Schriften" 24 (1933).

Fleims, liegt, rein deutsch geblieben, die Gemeinde Altrei. Der dunkle Porphyrrücken setzt sich fort ins Schwarzhorn, das Weißhorn (vom hell anwitternden Kalk) gehört dem Zuge der Kalkkulissen an.

Wie am Nonsberg und an der Mendel verlaufen auch noch zunächst östlich der Etsch die geologischen und die orographischen Leitlinien SW (SSW)—NO (NNO), das ist die „judikarische" Strukturrichtung, die im „Etschbucht-Gebirge" herrscht.

Von Graun — die Kirche bleibt links unterhalb — führt unsere Wanderung in der Höhe weiter zum Figl-Müller (788 *m*), dann einem Steige nach (den man erfragen muß), ohne Abstieg ober den Häusern von Hofstatt (Penon) vorbei, zum Weg von der Penoner Kirche (599 *m*) herauf. Man erreicht ihn ohne nennenswerten Höhenverlust bei einem Kreuz (777 *m*). Durch Wald, am Hang entlang, geht's von da nach Fennhals hinauf.

Hier verlassen wir das Gehänge, eine neue Landschaft beginnt. Weites, flächenhaftes Gelände, freudig grüne Lärchenwiesen, dunkler Tannenwald (mehr Weißtannen als Fichten). Vorn am Abbruchrande steht das Haus, ein alter Sommersitz, frei über dem Tal, mit prachtvollem Blick bis Überetsch und Bozen hinauf.

In der neuen Landschaft steigt der Weg sachte weiter an, um den obersten Fenner Graben herum nach Ober-Fennberg (1163 *m*). Die Taltiefe ist dem Blicke entschwunden, ein Hochland liegt rundum wie der Ritten. Auf freiem grünem Plane steht das Kirchl und die paar Häuser, eines tritt hervor, die Ulmburg. Zur Seite zieht die Wandflucht der Mendel, nun unter italienischen Namen (Corno di Tres, Roccapiana, Monticello) entlang bis zu ihrem großen Abbruch über Kronmetz, weiter im Süden winken die Trientner Berge, Paganella, Bondone. Um eine Stufe tiefer, noch mehr gegen Süden vorgeschoben, dehnt sich die Fläche von Unter-Fennberg (1075 *m*); ein kleines Moor mit Teich belebt dort noch das Bild. Am Rande gegen Kurtinig liegt reizend zwischen Lärchen Putzwald (1079 *m*), eine Idylle, wie man sie sich nicht schöner denken kann, daneben die Kapelle, die für solche Einödhöfe üblich ist, „Maria Schnee", und als neuere Zutat „Lärchenstein", der Sommersitz eines Unterländer Herrn. Auf einen Kilometer Horizontalabstand 800 *m* über der Talsohle. Es ist wie eine andre Welt, wenn man da aus dem Etschtal heraufgestiegen kommt. Kaum ein paarmal im Jahre aber kommt ein Fremder her, auch die Wanderlust der Bozner reicht selten bis hieher. Über die nahe Rotwandalpe und eine Senke (1600 *m*) des Mendelrückens ist man bald am Nonsberg drüben.

Auch dieses Hochland ist im geologischen Baue begründet. Es liegt auf der Höhe der Trias-Kalke, die mit der Fennberger Fläche nach oben hin abschließen und hier eben noch von roten, ammonitenführenden Jurakalken, dem „Trientner Marmor", und von roten Kreidemergeln (der „Scaglia" der Italiener) überlagert werden. Auf sie sind an der Linie von Fennhals zur Rotwandalpe (die von den roten Gesteinen den Namen hat) und übers Joch nach dem Nonsberg hinüber die Triaskalke der Mendel (Corno di Tres) aufgeschoben.

So abgelegen ist dieses Hochland, so unnahbar fällt es für den ersten Blick zum Etschtal ab, daß es anscheinend deutschen Siedlern vorbehalten war, sich hier niederzulassen. Rein deutsch wie die Bewohner sind die Hofnamen (Nocken, Im Loch, Seehof, Hasler, Salcher, Winkel, Hofstatt usf.), auch für den Namen Fenn braucht man nicht zum lateinischen Heu die Zuflucht zu nehmen, angesichts der niederdeutschen Fehne, der „Hohen Venn" z. B., auf die das kleine Moor von Unter-Fennberg anspielen läßt.

Von Fennberg stammt ein berühmtes Tiroler Geschlecht, die „Fenner von Fennberg". Seit alten Zeiten in Margreid und Salurn ansässig, ist es 1667 in den Adelsstand erhoben worden. Es wurde bekannt durch den General Philipp Fenner von Fenneberg (1762—1821), den Inhaber der „Fenner-Jäger", aus denen 1816 die Tiroler Kaiserjäger hervorgegangen sind, und seinen Sohn Daniel, der 1848 in den

Wiener Oktobertagen die „Nationalgarde", 1849 die pfälzischen Revolutionäre befehligt und Werke darüber geschrieben hat. Einigermaßen untreu ist dem „Geiste" seiner Heimat der Hofkammerrat und Haller Salinendirektor Johann Baptist Fenner von Fennberg (1664—1745) geworden, ein sehr gottesfürchtiger Herr, großer Freund und Gönner der Jesuiten, von dem ein frommes Blättchen berichtet, daß er nur deshalb nicht selbst Jesuit geworden sei, „weil er wegen seines unüberwindlichen Widerwillens gegen den Genuß des Weines keine Aussicht auf das Priestertum hatte".

Nur ungern scheidet von dieser herrlichen Höhe, wem hier blauer Himmel und Sonnenschein beschieden. Doch auch der Abstieg in die Tiefe ist großartig. Bequemer, als man ahnt, führt dank geschickter Anlage der Weg nach Magreid hinab. Von Maria Schnee (1059 *m*) durch den Wald zum Kreuzegg (960 *m*; verfallenes Haus) — hier öffnet sich der Blick ins Tal — dann mit herrlicher Aussicht bis zum Rosengarten, Schlern, weiter links Plose, Rittner Horn, Sarner Scharte, hoch an steiler kahler Berglehne weiter. Als heller schmaler Streif, mühsam aus dem Fels gesprengt, fällt hier der Weg, bei einem Bildstöckl 500 *m* über der Talsohle, weithin auf. Hoch über Margreid biegt er in die Schlucht des Fenner Bachs ein. Das Bild wird düster, schaurig steigen die Felswände empor; da und dort haben sich in geschützten Winkeln noch Eiben erhalten. Jenseits geht es eben an die andere Kante hinaus, dann in großer Kehre gegen Entiklar, nun auch mit schönem Blick nach Süden, auf Salurn, die Haderburg und das Mittelgebirge von Buchholz, durch Weinberggelände nach Margreid hinab. Still liegt dieses alte deutsche Dorf mit seinem schönen Spitzturm halb versteckt in Baumgärten am Ausgang des Fenner Grabens.

Wir sind an den Marken Deutschsüdtirols, am Beginn der Salurner Klause. Die Berge rücken einander näher. Trugen sie vordem, bei Kurtatsch, Neumarkt, noch reiche Siedlungen und Kulturen, so steigen nun von der Sohle weg Felshänge fast 1000 *m* hoch an. Links reicht deutsches Volkstum noch ein Stück weiter vor bis Salurn, rechts liegt die Sprachgrenze schon bald außer Margreid, am „Wildeck"; das nächste Dorf, um die Ecke drüben, Rovere della Luna, hat nur mehr geschichtlich einen deutschen Namen (Eichholz). Dafür ist die Sprachgrenze hier rechts der Etsch außerordentlich scharf. Bis zur italienischen Besetzung nach dem Kriege gab es hier, in Tramin, Kurtatsch, Margreid, nur ganz vereinzelte Italiener, die einheimische Bevölkerung ist ihrem eigenen Bekenntnis nach noch heute rein deutsch. Drüben links der Etsch hingegen waren schon vor dem Kriege italienische Bevölkerungsanteile, doch weniger in Salurn, Neumarkt als in Pfatten, Branzoll. Die Siedlungen am Berg sind, mit Ausnahme von Buchholz, auch auf dieser Seite nach wie vor rein deutsch.

Ein Sträßchen führt „durch die Güter" hinüber zur Bahnstation Margreid—Kurtatsch, zur Rückkehr nach Bozen.

Es war ein langer Weg von Kaltern über Fennberg nach Margreid, aber durch die Schönheit der Landschaft, durch den Wechsel der Bilder so recht geeignet, zu zeigen, was Südtiroler Mittelgebirgswanderungen sind und bedeuten. So Großes und Schönes uns das Hochgebirge bietet, so wenig wir's fürs Leben missen könnten, so Wunderbares sich uns im Fels- und Gletschergelände erschließt, — kein reifer Bergsteiger darf auf der anderen Seite verkennen, daß der Reichtum der Berge auch wächst, je mehr wir unten hinzunehmen. Und es ist ein Vorzug der Alpen gegenüber manchen anderen Gebirgen der Erde, daß sie gerade auch in diesen unteren Lagen durch besondere Naturschönheit ausgezeichnet sind. Wenn anders der deutsche Bergsteiger aber auch Heimat und Volkstum pflegen soll, darf er nicht erst da beginnen, wo sich das Volkstum nach oben verliert, sondern muß auch in diesem Sinne im Volkstum, in der Heimat wurzeln!

Die Südwestkante der Marmolata[1])

Von Walter Stösser, Pforzheim

Wenn ich zurückdenke an die Tage, die ich in den Bergen zugebracht, so liegt Erinnerungsfreude über schönem und düsterem Erleben. Doch ein besonderer Schimmer ist es, der sich über selige Dolomitentage breitet. Ist's, weil sie es waren, die das Herz des Jünglings in Banden schlugen, die ihn einst erschauern ließen vor der urgewaltigen Schöpfung, die ihn das Raunen dunkler Bergwälder, das Heulen jagenden Föhnsturms verstehen lernten, ist's, weil sie ihn zum ersten Male hineinführten ins Schweigen unendlicher Felskare, ihn hinaufführten in lachendes, jauchzendes Licht, ihn kämpfen und siegen ließen, ihm Gipfelstunden schenkten voll reinen Glücks? Oder ist es die Fülle der Farben, der Linien, die das Auge nicht müde werden läßt, sich zu versenken in all die Pracht. Ein Sehnsuchtsland ist es für mich geworden, ein Land des Glücks und Friedens. Meine Bergheimat Südtirol!

Als ich im Jahre 1925 zum ersten Male in dieses Märchenland kam, da waren es natürlich die leichtesten Wege, auf denen ich mir die Gipfel erkämpfte. Doch mit der Liebe zu diesen einzigartigen Felsriesen wuchs das Können und mit dem Können wuchsen die Ziele. Voll stolzer Freude betrat ich im Jahre 1925 den Gipfel der Marmolata. Der versicherte Westgrat hatte uns hinaufgebracht, über den Gletscher ging's hinab nach Fedaja. Daß ich auch einmal die Südwand würde meistern können, das war für mich, der ich mit 25 Jahren zum ersten Male die Berge gesehen hatte, damals undenkbar. Und doch war sie und manch anderer klassische Dolomitenweg schon 2 Jahre später unser geworden. Als im Jahre darauf Gipfel um Gipfel auf schwersten Wegen fiel, da prüften mit einemmal meine Augen den Fels nicht nur dort, wo er von andern schon gebändigt, sondern allzugerne verweilten sie dort, wo noch niemand gegangen — sie suchten Probleme.

Damals geschah es, daß ich während eines ganzen Sommers das Bild eines Riesenpfeilers mit mir herumtrug, des gewaltigen Südwandpfeilers der Marmolata. Doch nur zu rasch ging der Sommer zu Ende. Wohl hatten wir aus den Nordwänden von Pelmo und Civetta hinübergeäugt zur Dolomitenkönigin. Doch die Hoffnung auf eine Lösung dieses vielleicht größten Dolomitenproblems mußten wir über einen langen Winter hinübertragen in einen neuen Sommer hinein.

Da kam die Nachricht: Am 6. und 7. September 1929 wurde über den Südwandpfeiler die Marmolata von den beiden Dolomitenführern Micheluzzi und Perathoner mit Christomanos erstiegen. „La direttissima della parete sud della Marmolata", wie die Italiener diesen Aufstieg nannten. Das Problem war gelöst.

Doch nicht einen einzigen Augenblick war ich schwankend in meinen weiteren Plänen. War das Problem auch gelöst, waren wir auch nicht mehr die Ersten, so wollten wir die Zweiten sein, die den Pfeiler bezwangen. Denn hier war es nicht nur das Streben, auf Pfaden zu gehen, auf denen noch kein Mensch gegangen, was mich zur Marmolata gezogen hatte. Hier war es der unvergleichlich kühne Aufstieg, der mich gebannt hatte.

So galt der Sommer des Jahres 1930 vor allen Dingen der Marmolatakante. Am

---

[1]) Als ein Dokument für die Entwicklung des Bergsteigens ist die Veröffentlichung dieses Aufsatzes an dieser Stelle gerechtfertigt.

2. August kamen wir nach Canazei im Fassatal. Fritz Schütt, Mannheim, mit dem mich dreijährige, zünftige Bergfahrten verbanden, war mit mir. Am selben Abend ging's noch hinauf zum Contrinhaus, denn schon am nächsten Tag wollten wir die Kante versuchen. Doch wir kamen nicht weiter als bis zum Ombrettapaß. Nebeltreiben — eisiger Sturm — Regen — Schnee — wie begossene Pudel kamen wir wieder zurück zur Hütte.

Am nächsten Morgen früh 3 Uhr ging's wiederum ab zum Ombrettapaß. Das Wetter war gut, doch lag Neuschnee bis weit unterhalb des Passes. Die Südwand selbst trug auf Terrassen und Vorsprüngen eine weiße Decke. Es herrschte bitterste Kälte, wie ich sie in den Dolomiten noch kaum erlebt hatte. Trotz allem wagten wir den Einstieg, kamen etwa 100 *m* hoch bis zu einer glatten, links durch einen Riß begrenzten, wenig geneigten Platte. Mit Eis überzogen — unmöglich! Nach vierstündiger Arbeit waren die vereisten fünfzehn Meter umgangen. Rasch wurde die erste Terrasse erreicht. Doch die Aussichten auf ein Gelingen der Fahrt, bei der mit der Höhe zunehmenden Vereisung waren gleich Null. Also kehrt! Fast wieder unten am Einstieg, fiel mir ein Stein auf den Kopf. Erfolg: Erschreckender Blutverlust und ein 5—6 *cm* langer Riß in der Kopfhaut. Freund Fritz leistete gemeinsam mit der Hüttenwirtin und einem Führer Samariterdienste. In die mir angeratene ärztliche Behandlung begab ich mich nicht, aus Sorge in meiner Bewegungsfreiheit durch ärztliche Verordnung gehindert zu werden. Die Heilung ging auch so ordnungsgemäß vonstatten.

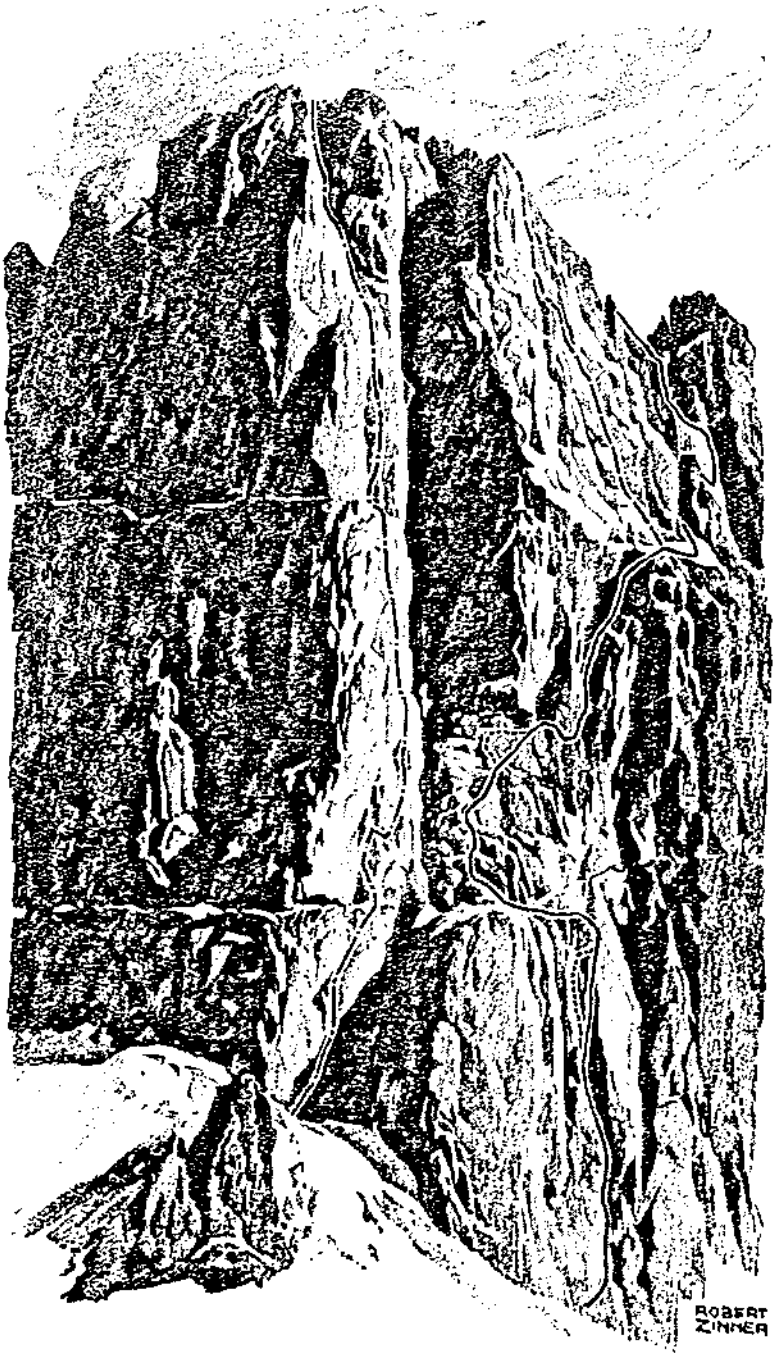
Am folgenden Tag stiegen wir in trostlos trübem Wetter zum drittenmal hinauf zum Paß, um unser Seil zu holen, das sich beim gestrigen Abstieg verklemmt hatte und das wir des Unfalls wegen hatten hängen lassen.

Am 6. August war verhältnismäßig gutes Wetter. Doch die Marmolatakante verlangte, das war uns nun schon klar geworden, als erste Voraussetzung eine Reihe schöner Tage. So wandten wir uns denn einer anderen Aufgabe zu. Durch die Südwestabstürze der Cima Ombretta entdeckten wir einen neuen abenteuerlichen Weg auf den Westgipfel. Dieser Tag sorgte wie selten einer dafür, daß wir nicht nur alpin auf unsere Kosten kamen, sondern auch in Beziehung auf Nahrung und Kleidung: Auf dem Gipfel fanden wir 2 Büchsen Fleisch, Militärkonserven aus dem Jahre 1915, deren Inhalt noch ganz ausgezeichnet schmeckte. Beim Abstieg schließlich fanden wir noch eine Joppe, die dem Aussehen nach noch nicht lange die Hände des Schneiders verlassen hatte. Leider wartete der Verlierer drunten auf Contrin schon schmerzlich auf sein Eigentum, so daß unsere Hoffnung, die Marmolatakante im eleganten Sakko angehen zu können, zuschanden wurde.

Da die Wetterlage weiterhin schlecht blieb, so beschlossen wir, unseren Marmolataplan einstweilen vollständig zurückzustellen bis zu einer durchgreifenden Besserung.

Nachdem uns noch der 17. August unter schwierigsten Verhältnissen doch bei schönstem Wetter die Westkante des Antelao beschert hatte, da sammelten sich unsere Gedanken endlich wieder bei der Marmolatakante. Die Zeit drängte. Die für die Dolomiten ursprünglich berechneten Tage waren vorbei. Auch Westalpenpläne sollten noch verwirklicht werden. Doch das Wetter schien sich tatsächlich gegen uns verschworen zu haben. Bei der Ankunft in Canazei jagte der Sturm erneutes Unwetter über den Karerpaß ins Fassatal hinein, so daß wir für dies Jahr schweren Herzens die Kante aufgaben und nach Bozen weiterfuhren, um von hier aus in die Westalpen hinüberzuwechseln.

Und doch fanden wir uns wenige Tage später auf dem Contrinhaus. Aus den Westalpen waren uns Nachrichten zugegangen, daß die der Wetterlage entsprechenden Neuschneemengen jede Turenmöglichkeit aussichtslos machten. In den Dolomiten selbst hatte sich das Wetter zusehends gebessert. Was lag näher, als zu einem letzten Versuch der Marmolatakante zum Contrinhaus zurückzukehren.



Marmolata vom Ombrettapaß
Links: Südwestkante, rechts: Südwandanstieg mit Abzweigungen

So wanderten wir denn am Abend des 22. August auf dem uns nun schon vertrauten Pfad durchs Contrintal. Am 25. August zogen wir denselben Weg wieder zurück, nicht als Sieger. Das erstemal, daß der Berg stärker war als wir. Und doch beherrschte uns nicht das Gefühl des Besiegten, denn der Kampf, den wir hier gekämpft hatten, war größer als ein Gipfelsieg.

* * *

Es sind eigenartige Gedanken, die mich bewegen, als wir am 23. August wieder einmal auf dem steilen Pfad zum Ombrettapaß hinaufstolpern. Wie eine unheimliche Mauer hängt die Dunkelheit vor uns. Irrlichternd tanzt der Laternenschein der Marmolatapartien vor uns und hinter uns. Schweigend tappen wir weiter. Sicher finden die Füße den nun so oft schon betretenen Weg.

Wo wir wohl die nächste Nacht verbringen werden? Sicher nicht drunten auf den weichen Matratzen der Hütte. Nun, dort in der Kante wird's wohl auch ein kleines Plätzchen geben, es braucht ja nicht groß zu sein. — Wie die Arbeit wohl sein wird, die uns erwartet? Sicher sehr schwer! Aber — „hast du auch das Markierungspapier eingesteckt?" hör' ich Fritz plötzlich fragen. „Jawohl! — Doch in der Wand drin soll ja auch noch ein Päckchen liegen, hat Micheluzzi geäußert." — Und dann senkt sich wieder drückende nächtliche Stille auf uns nieder. Was dacht' ich doch gerade? Ja, ja — schwer wird's wohl sein! Ob wir es wohl zwingen? Doch schon hab' ich den Gedanken wieder abgeschüttelt. Unterliegen, wo andere vor uns gesiegt? Versagen, wo andere vor uns gegangen? Zeigten wir nicht in den gewaltigsten Dolomitenwänden Wollen und Können?

Es dämmert. Sieghaft schreitet der Tag über die Berge. Rasch eilen wir der Höhe des Passes zu. Kalter Atem haucht aus dem Tale, läßt uns durchschauernd erzittern. Auf den Zinnen des Rosengartens flammen die ersten Gluten der kommenden Sonne. Unwirklich, wie etwas Fernes, längst Verlassenes liegt das Tal unter uns. Duftigen Morgennebeln entsteigen die Riesenburgen von Pelmo und Civetta, mit ihren gewaltigen Nordabstürzen gleichsam ein Spiegelbild der mächtigen Mauer, an der nun unser Blick zur Höhe eilt. Die Südwand der Marmolata!

Dort gleitet unser Blick über die markanten Punkte des von Zagonel und Bettega mit Beatrice Tomasson im Jahre 1901 begangenen Südwandwegs, über den von den Brüdern Leuchs bei der zweiten Begehung gefundenen direkten Durchstieg zum Gipfel; dann stieren wir schaudernd ins Grauen der unheimlichen Südwandschlucht, unter deren Steinschlägen wir vor Jahren ums Leben gezittert. Und schließlich irrt der Blick über die Plattenwände des Pfeilers zur Höhe, der, an der Paßhöhe vortretend, scheinbar den beiden nach Ost und West wachsenden Riesenwänden die Stütze gibt, den Mauern, die die Krone der Dolomiten, das schimmernde Eis der Marmolata bewahren.

Und unser fragendes Suchen in diesen drohenden, unmöglich scheinenden Flanken findet die Antwort in den wenigen Blättern, die ich in Händen halte: „La direttissima della parete sud della Marmolata." — Die Routenbeschreibung der Erstbegeher Micheluzzi, Perathoner und Christomanos. Die gewaltige Mauer vor Augen, regen sich in mir noch einmal die Zweifel, beim Erinnern an die Verhältnisse, die uns wenige Tage vorher am Antelao fast zur Umkehr gezwungen hatten. Der Fels? — Den zwingen wir. Und wenn er naß? — Auch dann! Und wenn er gepanzert in Eis? — Am Eis zerbrach unser Wollen und Können!

Kampfesgier fiebert in Armen und Beinen, Kampfesfreude strahlt aus den Augen. So trete ich an die Wand, die mich schon einmal bluten sah; und dann beginnt der

Kampf, dieses gigantische Ringen mit dem Berg, das nur zu bald ein Ringen mit uns selbst werden sollte. Wie flott und rasch heute das Vorwärtskommen, wie viel schneller als damals vor 3 Wochen, als wir nach wenigen Griffen die vor Kälte gefühllos gewordenen Finger wieder reiben, erwärmen mußten.

Aus einem etwas rechts unterhalb der Paßhöhe befindlichen Loch — Trümmer einer Kriegsbarade stehen noch darin — geht's über eine steile Rampe zum Beginn der Kaminreihe, welche die Wand rechts der Kante bis in Höhe der ersten Terrasse durchzieht. Mehrere Überhänge bringen willkommene Abwechslung. Der schräge Riß wird auf den ersten Anhieb erreicht und bezwungen.

Ein eigenartig Klettern! Du liegst, die äußersten Spitzen deiner linken Gliedmaßen in einem engen Riß verklemmt, platt auf einer vollkommen glatten, wenige Grad geneigten Platte, machst die verrücktesten Schwimmbewegungen und kommst doch mit all diesen Verrenkungen kaum zentimeterweise vorwärts, ja, du hast das Gefühl als würden Berge an dir lasten, Berge, unter deren Gewicht du über die unheimliche Glätte hinabzugleiten scheinst und unwillkürlich möchtest du dich festsaugen, es gleichtun der kleinen flinken Eidechse, die aller Schwerkraft zum Trotz an den Wänden herumklettert als sei es ebener Boden.

Auf der ersten Terrasse sitzt ein schlanker, zierlicher Pfeiler, bildet mit der gelben, erschreckend glatt aufstrebenden Mauer jederseits einen engen Riß. Durch den linken — eine griffarme brüchige Rißverschneidung — erzwangen die Erstbegeher mit dreifachem menschlichem Steigbaum den Eingang in die unmöglich scheinende mittlere Wandzone. Woher aber den dritten Mann nehmen in dieser Mauer? So gehen wir sofort an den rechten Riß. Ein Überhang? Wenn nicht mehr kommt, ist's nicht schlimm! Doch es kommt bald mehr. Grifflos und eng der Riß, darin ein kleines Steinchen verklemmt, — es gibt nach, es trägt den Körper nicht. Weit draußen am Pfeiler ist ein Griff für die linke Hand, die rechte zur Faust geballt wird verklemmt — ein rasches Stemmen — ich hab's!

Ein Stand! Doch was heißt Stand in der Südwestkante der Marmolata? Daß du an den Fels gelehnt, nur den Kopf zu neigen brauchst, um über deine Fußspitzen hinweg hinab zum Einstieg sehen zu können! Also ein solcher Stand! Links die Spitze des Pfeilers, darüber, über uns, uns zur Rechten grifflose, gelbe Wand; grifflos, was man so gewöhnlich unter grifflos und glatt versteht. Ich war mir eigentlich nach diesem Stück nicht bewußt, daß oder ob ich immer und überall einen Halt gehabt hatte. Ich hatte mehr das Gefühl, als hätte ich meinen Körper um die Schwerkraft betrogen.

Ich wünschte, daß die Wand wenigstens auf Augenblicke um wenige Grade die Senkrechte verlassen hätte! Und schon tat sie es: Aber nicht zurück, sondern nach vorn!

Gerade hinauf über die 250 *m* hohe Wand. „Sempre estremamente difficile ed esposto!" Immer außerordentlich schwer und ausgesetzt! So schreiben die Erstbegeher.

Wir haben es versucht. Ich klebte an einem unmöglichen Riß, über mir hingen die Unmöglichkeiten, als wollten sie mich erdrücken! Und ich ging nicht gerade hinauf, sondern nach rechts zu einem auffallenden, vom Massiv losgesprengten Pfeiler. Ein Haken! Im Kamin empor! Weiter über die Wand!

Verdammt! Wir werden immer weiter nach rechts gedrängt! Doch direkt hinan? Nein! Soweit ich noch eine Wand zu beurteilen vermag, hätte sich hier auch ein Micheluzzi die Zähne ausgebissen!

Ich beschloß nach rechts um die Kante zu schauen, da müssen wir Einblick bekommen in die Hauptschlucht. Eine Wandstufe hinauf — ein Gesimse — ein großer schwanker Block — in die Hauptschlucht schau ich nicht, aber in eine wasserüberronnene Kaminreihe, die gerade bei uns ihren Anfang nimmt und scheinbar gangbar, weit nach oben zu verfolgen sein dürfte. Senkrecht unter mir die Schuttstufe der ersten Terrasse des Südwandweges.

Im Kamin liegt das von den Erstbegehern verlorene Markierungspapier! Wir sind also auf dem Originalweg, die Beschreibung war falsch.

Wieviel Uhr mag es wohl gewesen sein, als wir den Kamin betraten? Ich weiß es nicht. Vielleicht 12 Uhr, vielleicht auch 2 Uhr. Der Chronometer hat auf unseren Fahrten noch nie eine wichtige Stelle eingenommen; genug, daß er uns die Stunde des Aufstehens weist, die Stunden des Tages, die Stunden der Arbeit, die zeigt uns die Sonne.

Der Fels wehrte sich mit unheimlicher Nässe. Bäche stürzten durch den engen Kamin. Wir wurden gründlich vom Eiswasser gebadet. Dazu sausten Eis- und Felsbrocken durch die Luft.

Auf kleiner Stufe sind ein paar Steine zum Steinmann geschichtet. Der Biwakplatz der Ersten? Wir gehen weiter, noch ist der Tag nicht zu Ende. Und einen Platz für die Nacht wird es wohl auch da oben noch geben.

Weiter! Wir ringen mit dem Berge, mit Kälte, mit Nässe!

Aus schwarzer Nische geht's im Brausen des Sturzbaches über das glitschige Dach. Haken an Haken kündet die Schwere der Stelle. Das Seil, in der Nässe zum Draht geworden, hängt als Zentnerlast am Körper, verklemmt sich in den im Zickzack hängenden Karabinern. Die Hände verkrampfen, werden unfähig zur Arbeit, öffnen sich. Langsam erst kehrt das Gefühl wieder zurück. Eiserner Wille zwingt den unheimlichen Riß.

Und der Freund? Drunten steht er im stäubenden Sturzbach, läßt sorgsam das sichernde Seil durch die Hände laufen und achtet des kämpfenden Kameraden, von Kälte und Nässe durchschauert.

Steif und ungefüge stellt sich neben mich das einst so geschmeidige Seil, dick, aufgedunsen vom Wasser. Lustig fährt der Rucksack zur Höhe.

Von der hereinbrechenden Nacht überfallen standen wir im Grunde des wasser- und eisschlagdurchtosten Kamins. Hier konnten wir nicht bleiben. Doch nirgends war auch nur ein Plätzchen zum Stehen zu entdecken. Rechts und links die unheimlich glatte, senkrecht aufstrebende, gelbrote Turmwand, getrennt durch die wasserüberstürzte Einbuchtung.

Wir kletterten in die Nacht hinein und suchten. — Endlich fanden wir ein kleines, ein winzig kleines Plätzchen. Wie ein Schwalbennest so kühn hängt's da draußen! Schuttbedeckt, doch unerreichbar den Geschossen aus dem Kamin.

Voll Hoffnung auf den folgenden Tag richteten wir uns ein. Erst ward der Schutt abgeräumt, dann wurden zwei Haken geschlagen und ein Geländerseil gespannt, in das wir uns mit Karabinern beweglich einhängten. Dann setzte ich mich, nahm Fritz zwischen die Beine und zum Schluß zogen wir den Zeltsack über uns. Die Nacht begann.

Und sie kam mit all ihren übeln Begleiterscheinungen. War es zuerst noch möglich, die in unseren Kleidern steckende Nässe und Kälte durch das enge Aneinanderrücken immerhin erträglich zu gestalten, so mußten wir uns doch bald gegenseitig massieren, um den Blutlauf rege zu halten. Bewegung, Ausstrecken der Glieder, Ändern des Sitzes — unmöglich!

Wie lange doch eine solche Nacht sein kann! Und wie oft die Uhr ihr nachtleuchtendes Zifferblatt weisen muß. Jede halbe Stunde, jede Viertelstunde wird abgelesen. Ich legte meinen Kopf auf Fritzens Schulter, er den seinen auf meine, so versuchten wir auf Minuten zu nicken.

Endlich erwachte der Tag! Wogen von Licht durchfluten den Äther. Kampfeswille eifert nach neuer Tat, Siegeswille fiebert nach letztem Kampf, Sonnensehnsucht dürstet nach Himmelsbläue. Ein Blick noch zum Kameraden, dann warf ich mich mit kältestarren Händen gegen das letzte unheimliche Aufbäumen der Südwestkante der Marmolata.

Der Sturzbach hatte nachgelassen, aber er war noch immer stark genug, uns neuerlich erschauernd zu durchnässen.

Schutz unter einem Überhang! Fritz kommt nach. Und jetzt? Rechts oder links? Der Einriß zwischen den beiden gewaltigen Mauern zieht nur wenige Meter breit als überhängende Steilrinne nach oben. Rechts eine schwache Einsenkung, links ein Riß. Wo gangbar? Rechts? Wasser, Wasser! — Es ist unmöglich! So muß es links gehen! — Ein verbissenes Ringen. Die Faust schlägt zwischen das Gestein, verklemmt sich, zerrt den Körper weiter; die Haut klebt am Fels, die Hände bluten. Was tut es! Jeder Zentimeter bringt uns dem Gipfel näher.

So rangen wir. Wieder vergingen die Stunden. Nichts konnte uns irre machen an der festen Zuversicht, dem Gipfel nahe zu sein. Nichts? Auch nicht der wiederbeginnende Eis- und Steinschlag, auch nicht das erneute Anschwellen des Sturzbaches, auch nicht die unheimliche Eisbarriere, die sich plötzlich vor mir auftut? Kampf bis zum Äußersten — mehr wird sie nicht fordern. Doch sie forderte mehr!

Der Kamin ist plötzlich tiefer geworden, zieht sich auf viele Meter hinein in die Bergflanke, wird eng, von Überhängen gesperrt. Und über seine Wände ergießen sich glitzernde Eiskaskaden, an Vorsprüngen und Wülsten wachsen riesige Nadeln, Säulen von Eis stützen die Überhänge!

Ein märchenhaft schönes Bild!

„Fritz, hörst du die Stimmen? Stimmen vom Gipfel; dort siehst du die Scharte! Es kann nicht mehr weit sein!"

Und ich wüte im Eis, fresse mich hinein in zierliche Pfeiler, in das glitzernde Gemäuer. Das Märchen zerbricht!

Zentnerweise stürzten die Trümmer, ein paar Sprünge über die Eisrinne, die uns in die Tiefe des Kamins geführt, und dann hinaus — hinunter —.

Zwischen Eis und Fels wühle ich mich weiter, ich stemme, spreize, der Kletterhammer schmettert —! Sicherung? Soll ich das Seil um einen Eiszapfen herumwickeln? Der Fels läßt den Haken nicht greifen. Verdammt, nun springt er mir auch noch aus den Fingern, stürzt, verschwindet —.

Und über uns bricht die Hölle los. Die Sonne zielt senkrecht herein in die Tiefe des Schlundes, weckt vielfaches Leben in dem vor kurzem noch toten Raum. Wie das gurgelt und rieselt, wie das schwemmt und lockert, wie das löst und kracht, wie das poltert und stürzt! Und wir stehen darunter, darinnen!

Ich wühle mich weiter zum nächsten Überhang. Der Hammer bricht kleine Kerben ins spröde Glas, die Finger verkrallen sich an Wülsten im Eis, der Fels verschwindet mehr und mehr. Und immer mächtiger wird das Eis, erfüllt den Kamin!

Da formt sich erst langsam, undeutlich, dann immer greifbarer vor mir das eine Wort, das den Kampf entscheiden mußte: Unmöglich!

Wenige Meter über mir das große Dach, der Schlußkamin, doch unmöglich — jeder Schritt weiter wäre ein Verbrechen am Kameraden, der ohne jede Sicherung unten im Kamin sitzt und bei einem Sturz von mir unweigerlich hinausgerissen würde. —

Es hilft nichts. Der Weg zum Gipfel ist unmöglich; an den letzten Metern zerbricht unser Wollen.

Zurück heißt die Losung, zurück auf demselben Weg, den wir gekommen.

Rückzug durch den vereisten Kamin! Abstieg durch die steile Eisrinne!

Dann können wir hinabschauen über den unheimlichen Weg, den wir zum zweiten Male gehen müssen, abgekämpft, durch Nässe und Kälte in einem Zustand, der ohne eiserne Energie vollkommener Erschöpfung nicht mehr fern ist, die Seile zum Abseilen fast unbrauchbar!

Reepschnur opfern wir Stück um Stück; manch treuer Haken trägt uns, bis wir wieder auf festem Boden sind. Vorbei geht's an den Stellen, mit denen wir schwer

gerungen, am Beiwachtplatz, am Steinmann der Erstbegeher. Hinab durch Wasser und Grauen. Rings auf Vorsprüngen und Erkern liegen Eistrümmer, zerborsten zu kleinsten Splittern. Hinab! Fast unglaublich, daß bis jetzt erst einmal das ungefüge Seil sich verklemmt hat, daß ich erst einmal den Weg zum Haken nochmal hinauf mußte, um das Seil zu lösen.

Der helle, schneeweiße Schutt der ersten Terrasse leuchtet herauf. Wie weit noch der Weg und wie kurz der Tag. Kälte und Nässe zermürben die Kräfte immer mehr. Der Kamin geht zu Ende. Übers Gesimse schleichen wir hinaus in die Wand, von einem kalten, schneidenden Wind empfangen, und zähneklappernd spähen wir hinab zur Terrasse.

Die Dämmerung kommt, — die Nacht! — Das Kar ist ertrunken im Dunkel. Beim Schein der Laterne zwingen wir die Haken hinein ins Gestein. Da stürzt sie Fritz aus der Tasche — und schon nach Sekunden der Aufschlag im Kar. Ein Trost, weit kann es nicht mehr sein.

Die letzten Haken schlagen wir in der Dunkelheit. Und dann waren wir unten, schwankten durch die Nacht hinab zur Hütte, wo bereits die Führer Vorbereitungen zur morgigen Leichenbergung trafen.

* * *

Das Jahr 1931 brachte noch schlechtere Wetterverhältnisse als das vorangegangene. Drei Tage auf Contrin in Regen und Schnee ließen das Aussichtslose eines Versuches schon von vornherein erkennen. Dazu war es Anfang September, so daß also auch bei Wettergunst eine Besserung der während des ganzen Sommers schlechten Verhältnisse nicht mehr möglich gewesen wäre.

Wir waren nicht die einzigen geblieben, die um die Kante warben. Doch weiter als bis zur ersten Terrasse vorzudringen war es bis dahin niemandem gelungen. Etwas Düsteres, Unaussprechliches schien über diesem Weg zu lasten. Fürchtete man sich vor einem Geheimnis, vor dem halb mystischen Schleier, der sich über das große Dach und über den Ausstiegskamin gelegt hatte? Die erste Begehung der Kante, der man in den letzten Jahren schon halb ungläubig gegenüber getreten war, begegnete immer größeren Zweifeln. „Der Club Alpino", erwähnte Micheluzzi einmal mir gegenüber, „will Zeugnis haben für die Kante. Wie sollen wir's geben, da uns doch beim Ausstieg niemand gesehen hat. Es ist nur zu erbringen durch eine zweite Begehung." 1931 erhoffte er sie von uns, nachdem er sie 1930 befürchtet hatte!

Dann — wir machten gerade noch rasch einen Abstecher aufs Matterhorn — versuchten Perathoner und der Grödner Führer Glück mit einer Engländerin die Marmolatakante zu begehen. Die Partie gelangte bis unter das große Dach und keinen Schritt mehr weiter. „Strapiombo impossibile passare" schrieben sie auf einen Zettel, den sie unter dem Überhang zurückließen, riefen um Hilfe und waren schon kurze Zeit später unter tätiger Hilfe von 14 Führern mit etwa 200 *m* Seil geborgen. Die Hauptarbeit bei der Bergung soll Micheluzzi, der Freund Perathoners, geleistet haben.

Wenige Tage nach diesem, von gewisser Seite sogar als zweite Begehung bezeichneten Versuch kamen wir — Fritz Kast aus Pforzheim und ich — nach Canazei. Man versäumte nicht, uns über alles die Kante Betreffende zu unterrichten. Zu besonderer Eile wollte man uns dadurch anspornen, daß man uns von Rivalen erzählte. Doch in aller Ruhe ging's am folgenden Tag vorerst in die Westwand der Pordoispitze, um wieder im Dolomitfels heimisch zu werden. Denn die ganze Zeit vorher waren wir im Urgestein tätig gewesen, und meinem Begleiter, der überhaupt noch nicht in den Dolomiten tätig war, wäre mit der Marmolatakante als 1. Dolomitenfahrt doch etwas viel zugemutet gewesen.

Nach der Westwand der Pordoispitze, die in der Schwierigkeit der alten Marmolatasüdwand entsprechen dürfte und landschaftlich ganz unvergleichlich schön ist, ging's zum Contrinhaus, um gleich am folgenden Tage der Kante zu Leibe zu rücken.

Dort, wo der Weg zum Ombrettapaß sich trennt von dem zur Marmolatascharte, blieben unter dem gleichen Felsen die Nagelstiefel, um die gleiche Zeit wie vor 2 Jahren standen wir am Einstieg, gleich schön war das Wetter. Die Arbeit war in den letzten 2 Jahren um nichts leichter geworden. So war es denn schon gegen Abend, als wir unseren alten Beiwachtplatz erreichten. Es standen uns zwar immer noch etwa 2 Tagesstunden zur Verfügung, aber da ich nicht wußte, wie die Verhältnisse weiter oben ausschauten, zog ich den alten Platz vor.

Als gut waren die Verhältnisse bisher nicht zu bezeichnen. Die ganze Kaminreihe war wieder ziemlich stark wasserüberronnen, ein Zeichen dafür, daß wir weiter oben wiederum Eis antreffen würden. Also nicht die günstigsten Aussichten für den folgenden Tag. Doch unsere Aussichten wurden auch in anderer Hinsicht nicht besser. In der Nacht schlug das Wetter um, es begann zu regnen, der Bach neben uns schwoll an. Bei Tagesanbruch war natürlich nichts zu sehen als die allernächsten Felspartien, doch der Regen hatte aufgehört. Uns beherrschte trotz allem nur der eine Gedanke: „Durch!" Und als es nach kurzem wieder zu regnen, zu hageln und schließlich zu schneien anfing und den ganzen Tag über nicht mehr aufhörte, war unser einiger Wille dennoch: „Durch! Nur diesen Weg nicht mehr zurück!"

Nach wenigen Seillängen standen wir unter dem großen Dach: Ein Riesenblock deckt den Kamin — ein Dach von etwa 12 *m* Tiefe und 3—4 *m* Breite. Ich sah es heute zum erstenmal, trotzdem ich vor 2 Jahren nur wenige Meter darunter stand, denn vollkommen begraben lag es damals unter den Eismassen.

Die Möglichkeiten, das Dach zu erklettern, waren rasch erschöpft. Nur die rechte Wand wäre vielleicht bei ganz trockenem Fels zu packen, doch dieser Idealzustand dürfte hier wohl nie anzutreffen sein, abgesehen davon, daß heute Regen- und Eiswasser gemeinsam in tollem Lauf über die Wände stürzten. Im Kaminhintergrund lag der schon erwähnte Zettel der Partie Perathoner.

So gemütlich es sich unter dem trockenen Dach hätte sitzen lassen, wir hatten keine Muße dazu. Denn nur dieses Dach trennte uns noch vom Ausstiegskamin, der, einmal erreicht, uns auch vollends hinaufbringen mußte. Mein erster Gedanke ging nach einem Seilquergang, mit dessen Hilfe aus dem Schluf hinausgequert werden könnte, bis der Überhang von außen zu packen wäre. Doch was schimmerte da oben so hell durch das Dach? Ein Spalt zwischen Wand und Block! Schon war ich droben und versuchte ihn größer zu machen. Schutt, kleinere Blöcke, Eis. Es rieselte, es polterte, Wasser stürzte nach; meine Kleider waren bald nur noch schmutzige, nasse Fetzen, die am Körper klebten. Zwei Möglichkeiten: Entweder wir machen das Loch so groß, daß wir hindurchschlüpfen können, oder wir werfen wenigstens das Seil hindurch, um an ihm außen über den Überhang hinwegzuklettern. Fritz löste mich ab, beförderte noch manchen Brocken, manches Stück Eis hinab in die Tiefe, doch zum Durchschlüpfen blieb das Loch für unsere Statur zu eng.

Seile hindurch: Ein Sicherungsseil, ein Quergangsseil. Beide hingen nun natürlich weit draußen herab. Durch Abklettern im Kamin wurden sie erreicht. Und dann kam das entscheidende Manöver: Fritz saß im Kamin und sicherte. Ich saß im Quergangsseil, das also nun außen über den Überhang lief und durch das Loch wieder herein unters Dach, wo es von einem Haken unterstützt war. Ich brauchte mich nun nur loszulassen, um in einem Schwung hinauszufliegen unter den Überhang, der nun nach wenigen raschen Zügen überwunden war. Ich erreichte das Ende einer breiten Eisrinne, die nach etwa 60 *m* zum Schlußkamin führte.

Schon Spuren des Gipfels, das Dach einer alten Kriegsbaracke!

Das Quergangsseil mußte nun für Fritz über dem Überhang unterstützt werden, eine Arbeit, die nach langem, langem Suchen endlich gelang. Dann konnte auch Fritz das Riesendach hinter sich bringen.

Doch unsere Hoffnung, dem Ziele nahe zu sein, wurde bitter enttäuscht. Mitleidlos prasselte der Regen auf uns nieder. Der als leicht erwartete Schlußkamin zeigte sich als gewaltige, überhängende Kaminreihe, die, vereist, brüchig, blockgesperrt, glatt, noch mit etwa 150 *m* über uns hing. Ein wilder Bach tobte zwischen den Wänden herab. Doch was gab es für uns noch anderes als hindurch? Eiseskälte und Nässe verzehrte die besten Kräfte. Mit eiserner Energie zwangen wir Kaminabsatz um Kaminabsatz. Die Kälte schüttelte uns, daß die Zähne aufeinanderschlugen, freies Stehen war unmöglich, die zitternden Beine vermochten den Körper nicht mehr zu halten. Erst wenn beim Klettern jeder Muskel gespannt war, da zwang die Arbeit auch wieder die Nerven zu ihrer Pflicht.

Nachmittags 4 Uhr hatten wir endlich nach unheimlichsten Stunden den Marmolatagipfel erreicht, dort, wo noch etliche zerfallene Baracken vom Dolomitenkrieg künden. Aus dem strömenden Regen traten wir hinaus in peitschenden Sturm und nur das Bewußtsein, daß dort drunten im Tal ein Dach, trockene Kleider, ein heißer Tee auf uns warteten, ließ uns rasch über den Westgrat hinabkommen. Nur gedämpft vermochte uns die Freude am Sieg zu erfüllen. Erst als wir wieder drunten bei unseren Stiefeln standen, da rang sich der erste befreiende Schrei aus der Brust und langsamen Schrittes zogen wir hinunter zur Hütte.

Ein Meister der alpinen Schilderungskunst[1])

Von Dr. A. Dreyer, München

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts warben drei Männer unablässig für die Schönheit der Ostalpen, häufig als Klassiker der früheren Alpenschilderung bezeichnet: der scharflaugige Ludwig Steub, der emsige Pfadfinder Tirols und des bayerischen Hochlands, der knorrige „Urtiroler" Adolf Pichler, der unentwegte Herold seiner bergumgürteten Heimat, und der wanderfrohe Heinrich Noë[2]), der beste Kenner und Schilderer der gesamten Ostalpen.

Von den Literaturhistorikern werden die beiden ersten heute noch fast ganz totgeschwiegen, während Noës Bedeutung wenigstens einzelnen bewußt wird. So nennt ihn Joseph Nadler einen „Anwalt der Alpenschönheit und des Heilwerts der Berge". Für Anselm Salzer dagegen ist er nur „der gewandte und anziehende Reiseschriftsteller".

Viel höher schätzten ihn Dichter (Martin Greif), Geographen (Friedrich Ratzel) und die alpinen Schriftsteller seiner Zeit. Der ihm eng befreundete feinfühlige Martin Greif rühmt ihn als einen „geborenen Natur- und Sittenschilderer", als „ein unvergleichliches Talent der poetischen Landschaftsmalerei, das sich mit der nicht mindergroßen Fähigkeit verband, einen originellen und unverfälschten Volkscharakter in seinen ausgeprägten Typen mit dramatischer Kraft und Lebendigkeit uns vor Augen zu führen."

Am tiefsten erfaßte sein Wesen und Schaffen Friedrich Ratzel, selbst ein Landschaftsschilderer von unvergleichlicher Art: „Noës Schilderungen, mühelos zum Lichte gerufen, gereift in einer Seele, die immer enger mit der Natur befreundet wurde und immer tiefer in ihre Geheimnisse eindrang, haben die Wahrheit ohne Härte und Zwang und die Poesie ohne Zerflossenheit."

Seiner Schilderungskunst lassen besonders Bergsteiger volle Gerechtigkeit widerfahren, so Julius Payer („Noë ist nicht der erste, sondern der einzige unter den Naturdarstellern"), Josef Rabl („In der Kleinmalerei war er groß und ein vielleicht unübertroffener Meister"), J. Wimmer („Ein wirklicher Epigone Stifters, der bedeutendste Alpenmaler in der Literatur"), Hans Grasberger („Ein getreuer Eckart der Alpenwelt"), Eduard Richter („Er schilderte ein Menschenalter hindurch die Alpenländer als ein echter Künstler und gehaltvoller Denker"), Ludwig Purtscheller („Ein Alpenwanderer in des Wortes bester Bedeutung, einer der Herolde unseres modernen Natur- und Alpenkultus") u. a. m.

Noë entstammt einem nach Deutschland eingewanderten Hugenottengeschlecht. Als Sohn eines Schloßverwalters in München am 16. Juli 1835 geboren, besuchte er die Gymnasien von München, dann von Augsburg und Aschaffenburg, wohin sein Vater versetzt worden war. Den Unterricht jener Zeit, der über der Antike die Heimat völlig vergaß, geißelte er mit den Worten: „Deutschland war uns das fremdeste aller Länder; so kam es, daß uns Knaben die Heimat, von der wir nie etwas hörten, als

---

[1]) Für kurze freundliche Mitteilungen bin ich verpflichtet: der Alpenvereinsbücherei (Fräulein Graßl), dem Landesmuseum in Bozen (Herrn Direktor Dr. Mayr), dem Museum Ferdinandeum (Herrn Kustos Schwarz), ferner den Herren J. B. Forcher-Mayr in Bozen, Staatsoberbibliothekar Dr. Hartmann und Staatsbibliothekdirektor a. D. Dr. Tillmann.

[2]) Früher war die Schreibung Noë häufiger und wurde vom Dichter selbst öfter gebraucht.

etwas Langweiliges und Bedeutungsloses erschien. Das Fremde schien uns bewundernswürdig, das Heimische gemein."

Auf den Universitäten zu München und Erlangen gewann er als angehender Naturforscher und als Sprachbeflissener einen großen Teil des Rüstzeugs, das ihm hernach für seine schriftstellerische Tätigkeit unentbehrlich war. Erstaunlich war seine Begabung für die Sprachen: nicht weniger als achtzehn beherrschte er, vom Sanskrit bis zum Russischen. Dieser Fähigkeit verdankte er auch seine Berufung als Assistent an die Staatsbibliothek in München (1857) und (vorübergehend) an das Britische Museum. Eine merkwürdige Entdeckung in der Münchner Staatsbibliothek wurde entscheidend für seinen künftigen Lebensgang. Hier fand er nämlich ein mit Unterstützung der französischen Regierung herausgegebenes Buch („Manuscrit pictographique américain"), angebliche Zeichnungen von Indianern mit Text, das sich bei näherer Prüfung als „Kindergekritzel" erwies. (Die Zeichnungen stammten nämlich von einem etwa siebenjährigen deutschen Ansiedlerjungen.) Noës Entdeckung versetzte der französischen Wissenschaft einen schweren Schlag, und das Aufsehen, das sie erregte, bestimmte ihn, sich fortan der Schriftstellerei zu widmen. Leichten Herzens nahm er Abschied von der trockenen Büroarbeit, und noch mehr als bisher trieb es ihn von München aus als Schriftsteller in die geliebten Berge. Daher gesteht er: „Auf dem weiten Wege von den Buchenwäldern der Isar bis zu den Lepontischen Alpen hat mich zu allen Zeiten des Jahres die bereitwillige Feder begleitet."

Alle seine Bücher sind „erwandert", so auch sein erstes: „In den Voralpen, von einem Süddeutschen", das bereits die Vorzüge seiner alpinen Schilderungskunst offenbart: leidenschaftliche Liebe zur Alpennatur, umfassende Kenntnis für ihre Erscheinungen, einen „eminenten Farbensinn", ein sicheres Gefühl, das durch „das Werktagsgewand der Dinge ihre magische Bedeutung" erspähen will, sowie herzinnige Freude am unverfälschten Volkstum der Alpen und an seinen wurzelechten Äußerungen in Sitte, Sage, Brauch und Lied, ferner eine unüberwindliche Abneigung gegen die Romantik. Bei aller Begeisterung für das Hochland betrachtet er es nicht allein „mit dem enthusiastischen Auge eines Freundes", sondern auch „mit dem durch die moderne Wissenschaft bewaffneten Forschers".

Noch im selben Jahre erschien sein „Baierisches Seebuch, Naturansichten und Lebensbilder von den baierischen Hochlandseen", das am Achensee im Januar 1865 der Vollendung entgegenreifte.

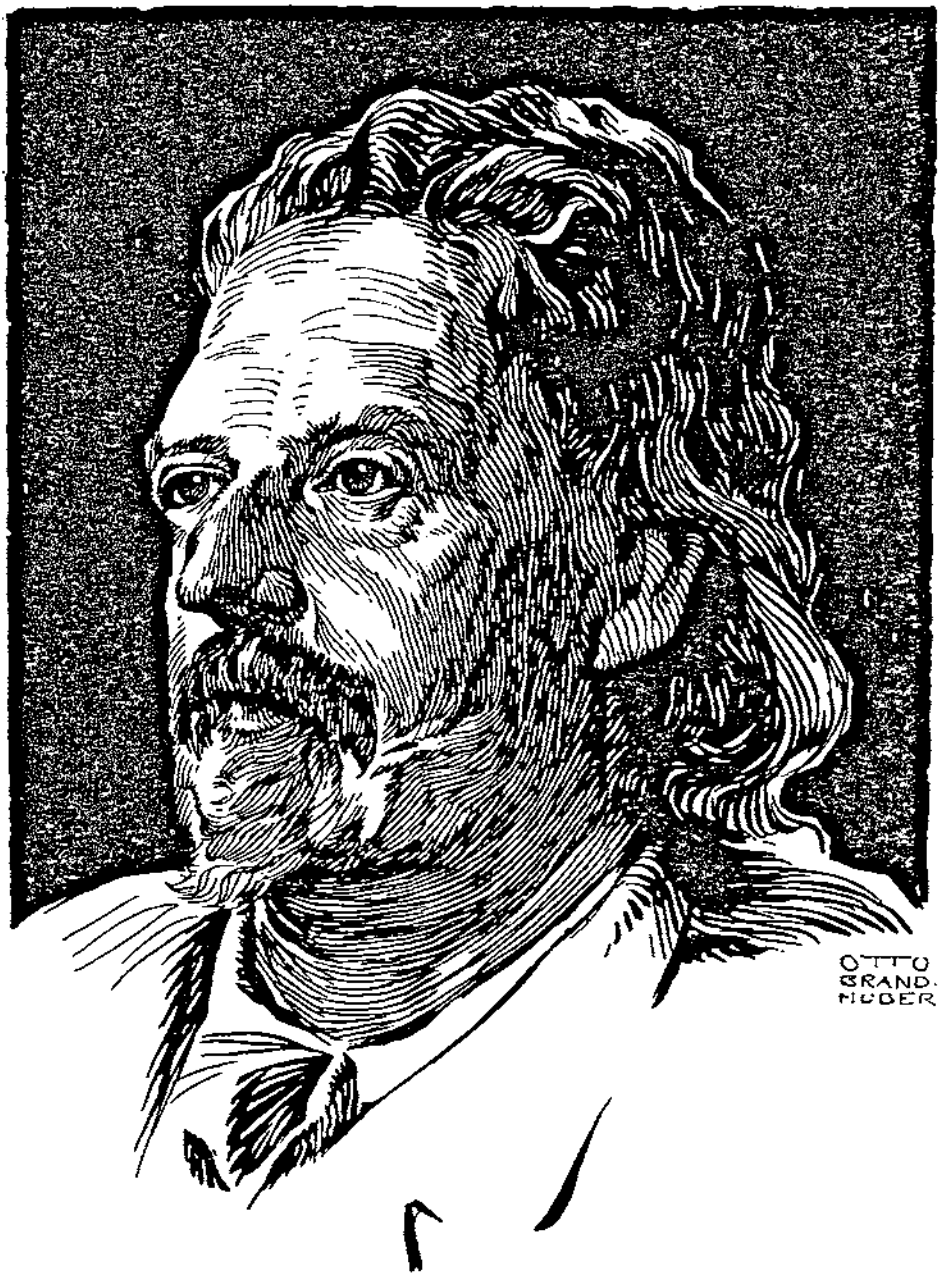
In der Scholastika erlebte er 1864 das Weihnachtsfest und am Silvestertag auf dem Weg über das Plumpserjoch nach Hinterriß sein erstes Bergabenteuer.

Wie bei Adolf Pichler paart sich auch bei Noë naturwissenschaftliche Vertiefung mit künstlerischer Form. Dem Geologen sind die Seen der Kalkalpen (wie er hervorhebt) teils Aufstauungen der Berggewässer, teils Überreste großer Ströme, welche sich ihren Weg nach den Niederungen mit Gewalt brachen; dem Naturfreund schlechthin können die grünen Fluten „Spiegel" sein, „in welchen der Geist der Alpen einen Blick gefunden hat".

Zeitlebens ein getreuer Wirklichkeitsschilderer, hütet er sich „vor der Verhimmelung der Natur", vor der „Neigung, aus jedem Felsblock einen Betschemel zu machen".

Seine Darstellungsweise weicht von der herkömmlichen Art der alpinen Schilderung bedeutend ab. Die Unrast drückte ihm schon früh den Wanderstab in die Hand und schritt ihm als Gefährtin lebenslang zur Seite. Das bayerische Alpenland schaut er mit dem Auge des liebevollen Naturfreundes und des streng forschenden Naturphilosophen. Eine unglaubliche Fülle von Wissen ist in den meisten Büchern Noës aufgespeichert, und all das wird uns unaufdringlich, fast spielend vermittelt.

Auf seinen Fahrten gesellt er sich den Gebirglern bei, den Jägern, Holzknechten,



Heinrich Noë

Wildschützen, und erfährt von ihnen wertvolles Volksgut in Sitte, Sage und Lied, das seine Schilderung belebt und gleichsam auf eine höhere Warte hebt.

Als freier Schriftsteller blieb Noë zunächst in München, im trauten Verkehr mit einigen ihm treu ergebenen Freunden: Martin Greif, Karl Du Prel, August Lindner, Robert von Hornstein, Theodor Trautwein u. a.

Der Okkultist Karl Freiherr Du Prel, der mit ihm im Winter 1873/74 zu Fuß über die Tauern nach Venedig zog, widmete ihm, „dem Gefährten bei so mancher Wanderung", sein ostalpines Wanderbuch „Unter Tannen und Pinien" (1873). Einer der Mitgründer unseres Alpenvereins, Theodor Trautwein, veranlaßte ihn wohl zum Beitritt (zur Sektion München), der er jedoch nicht lange Zeit angehörte[1]).

Im Ötztal stößt Noë auf die Spuren Trautweins, „des besten Kenners bayerischer Berge, der sich einige Tage vorher aus dem Staube seines Bücherlagers auf die Spitze des Similaun geflüchtet hatte".

Durch zwei zeitgeschichtliche Schriften („Ach, wie dumm geht es in Bayern zu!" und „Zorn Gottes", beide 1866) hatte Noë den Unwillen seiner Heimatgenossen erregt. Kurz entschlossen, übersiedelte er nach Mittenwald. Wie Robert von Hornstein in seinen „Memoiren" berichtet, ging mit ihm ein junges Mädchen, das ihn schon früher begleitet hatte, und das er erst nach Jahren zum Altar führte.

Der unglücklich verlaufenen Ehe, die zuletzt in die Brüche ging, war ein Töchterchen, Maria Walpurgis, entsprossen, das er bei sich behielt. Seine Frau Marie rief im Juli 1879 die Vermittlung Steubs an, der jedoch eine Einmischung entschieden ablehnte. Mit der feingebildeten Baronesse Franziska Neugebauer ging Noë nun eine Gewissensehe ein, aus der zwei Töchter, Karoline und Henriette, stammten.

Von Mittenwald zog er für kurze Zeit nach Innsbruck und bewohnte hier (nach Hornsteins Erzählung) „in einer Art Kutscherkneipe" ein großes Zimmer mit Aussicht auf den Inn. Ein Abgesandter der „Neuen Freien Presse" in Wien holte ihn von da 1873 auf den spanischen Kriegsschauplatz.

Lange hielt er es nirgends aus; das „alpine Vagabundenleben" zog ihn in seinen Bann. Auf Verwendung Hornsteins berief ihn der Verleger Kröner als Schriftleiter nach Stuttgart. Den Weg von der Riviera bis dahin legte er größtenteils zu Fuß zurück. Auf die Frage nach seinem Gepäck erwiderte er: „Ich habe keines." Nur anderhalb Tage hielt er es in Stuttgart aus. Hans Grasberger traf ihn 1877 in Velden am Wörthersee, unmittelbar nach seiner Rückkehr vom russisch-türkischen Kriegsschauplatz, mit zwei Freunden, den Münchener Kunstmalern Adolf Oppel und Joseph Flüggen. Die Drei erregten Aufsehen als tolle Naturburschen; sie badeten unter dem Wassersturz des oberen Sees und nächtigten entweder im Freien oder in einem offenen Holzverschlag.

Brixen, Velden am Wörthersee, Görz, Abbazia und zuletzt Bozen waren die Standorte, von denen aus Noë immer wieder neue Vorstöße in ostalpine Gebiete unternahm. Am wohlsten fühlte er sich „im Schoß der Berge, abseits dem selbstischen Weltgetriebe". Wochenlang lebte er einsam in irgendeinem Bergnest, manchmal in einer unbewohnten Sennhütte, hie und da verbrachte er die Nacht auch in einem Heuschuppen. „Die wahre Öde (meint er) ist nur unter den Menschen."

Fast übereinstimmend schildern ihn Grasberger, Hantzsch und Purtscheller als einen kräftig gebauten Mann von hohem Wuchs, mit lebhaften Augen, Adlernase, nußbraunem, später ergrautem Haar und buschigem Schnurrbart, in nachlässiger Kleidung, da er auf Äußerlichkeiten keinen Wert legte. Tagsüber ein rüstiger Wanderer, fühlte er sich abends bei Jägern und Holzknechten gerade so wohl wie im Kreise der Gebildeten, wo er durch sprühenden Geist und bestrickende Liebenswürdigkeit fesselte.

[1]) Im Jahresbericht 1869/70 ist als sein Wohnort Torbole am Gardasee angegeben.

Den Alpenwanderern erteilte er in einer kleinen Schrift „Wie soll man die deutschen Alpen bereisen?“ (1867) beherzigenswerte Ratschläge.

Noch in demselben Jahre ließ er ein „Österreichisches Seebuch“ erscheinen, „eine Bilderreise durch das ganze Herzogthum Salzburg“, und zwar in der „toten Jahreszeit“. Dazu bemerkt er: „Ich für meinen Teil kenne keinen Tod. Jeder Botaniker weiß, daß die Blätter fallen, weil sie von vorbereiteten Knospen weggedrückt werden, und hält den Winter für einen schneeigen Vorfrühling.“

Auf der Höhe seiner Kunst stehen auch die „Neuen Studien aus den Alpen“ (1868). Seine unersättliche Wanderlust treibt ihn selbst südwärts in den Karst, dem er zum preisenden Pfadfinder wurde. Das Karstgebiet ist ihm „ein Land der kolossalsten, erschreckenden Gegensätze“.

In seinem im gleichen Jahre erschienenen Buch „Der Frühling von Meran, Bilder und Gestalten“ will er das Meran des Knospen- und Blütenmonats schildern, das viele seiner Vorgänger in ihren Büchern vernachlässigten.

Die Eröffnung der Brennerbahn gab den Anstoß zu seinem „Brennerbuch“ (1869).

Ende der sechziger Jahre wendet er sich den Dolomiten zu (in Höhlenstein war er im Sommer 1868 der einzige Gast) und erforscht dann das damals noch fast ganz unbekannte Dalmatien auf Kreuz- und Querfahrten an der Küste und im Innern. Die Frucht der letztern Reise war das Buch „Dalmatien und seine Inselwelt nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge“, vollendet in Zara im April 1870.

Auch hier trat er als Bahnbrecher auf, und seine dalmatinischen Reisebilder sind selbst heute nicht völlig veraltet.

Die „weltberühmte“ Bocche di Cattaro vergleicht er mit dem Vierwaldstätter- und Königssee, doch können Alpenseen „keineswegs jenen großen Gesamteindruck hervorbringen, wie das Meer zwischen diesen öden Kalkfelsen“.

Mit Südtirol beschäftigt sich sein folgendes Buch „Bilder aus Südtirol und von den Ufern des Gardasees“ (1871), umfangreiche Bilder aus der Natur und dem Leben Welschtirols, des „Trentino“ (aus den Flußgebieten der Etsch, des Chiese, der Brenta, der Piave und vor allem des Gardasees), gemischt mit lebensvollen Szenen aus dem Treiben der Fischer und Hirten, und zwar zu verschiedenen Jahreszeiten.

Der Anblick der Dolomiten bei Höhlenstein versetzt ihn in Entzücken, und dabei fällt ihm der „weltweise“ Hegel ein, „welcher von seiner Stube in Berlin aus ‚das Naturschöne‘ leugnete“.

Mit Glück und Geschick versucht er sich auch als Erzähler („Der Zauberer des Hochgebirges“, „Robinson in den Hohen Tauern“, „Geschichten aus der Unterwelt“, „Gasteiner Novellen“ u. a.). Anton von Ruthner rühmt sein „ganz eminentes Erzählertalent“.

In seinem „Italienischen Seebuch“ (1874) verwebt er wieder die Betrachtung der Natur mit dem Einblick in Menschenschicksale. Dem „Enthusiasmusschwindel“ für Italien, dem seit Goethe genährten Wahne, daß es „ein Sonnenland ohne Schatten“ sei, rückt er ordentlich zuleibe. Mit Recht tut er sich darauf etwas zugute, daß es „vom Eismonat bis zum Christmonat“ keine Zeit gab, zu welcher er nicht diesen oder jenen Teil der Alpen überschritt und nach Italien hinabstieg und umgekehrt.

Von den in die Winter- und Sommerbilder eingestreuten Volksszenen behauptet er: „Daß aber die hier auftretenden Menschen vorhanden sind, das wird der Leser, wenn er dort selbst verweilt, mehr als einmal wahrnehmen.“

In einem vierzehnjährigen Zeitraum (von 1875—1888) gab er sein Hauptwerk heraus: „Deutsches Alpenbuch“, in vier Bänden. Hans Grasbergers Urteil hierüber lautet: „Das vierzig Jahre ältere, fast titelgleiche fünfbändige Werk von Adolf Schaubach, ‚Die deutschen Alpen‘, ist entschieden gleichmäßiger bearbeitet.“ Seine

Aufsätze aus verschiedenen Zeitschriften sind hier, ohne lange Überarbeitung, unbedenklich eingeschoben. Nur ruht auf Schaubachs Werk der Sommerglanz, während Noës Landschaften und Menschen in der „verschiedenartigen Beleuchtung" aller Jahreszeiten erscheinen. Die gesamte Ostalpenlandschaft zieht an uns vorüber, vom Allgäu bis Steiermark, Krain und Istrien.

Ausdrücklich betont er, daß er „kein Sommer- oder Ferienturist" sei, er hat die Landschaft „von einer Wintersonnenwende bis zur andern" beschaut.

„Die Freude an der Alpenwelt muß (nach seiner Anschauung) unter die Menschen getragen werden: ‚die Alpen müssen vulgarisiert werden'." Doch versteht er darunter nicht die gesamten Alpen, sondern die Hochgebirge germanischer Bevölkerung zwischen Inn und Mur, zwischen Lech und Etsch; „sie sind berufen, der Nationalpark des deutschen und österreichischen Volkes zu werden. Diesem Ziel hat der D. u. Ö. A.V. schon durch die Tat entgegengestrebt."

Schon frühzeitig erhebt er die Forderung: „Die Alpen gesehen zu haben, soll zum notwendigsten Inhalt der Bildung im allgemeinen Sinne des Wortes gehören."

Seine Vorliebe für Tirol bricht auch mächtig hervor in dem Buche „Winter und Sommer in Tirol, Bilder mit Staffage" (1876). Besonders haben es ihm „die Dolomiten" angetan. „Vom Lazfonser Kreuz gleichen sie einem Halbbogen aus halb zerfetzten Pallisaden . . . Endlos ist ihre Zahl — wie eine dichtgedrängte Menge, in welcher einer über die Schulter des andern hinüberzuschauen bestrebt ist, scheinen sie uns zu umringen."

Als das Bibliographische Institut in Leipzig sich zur Herausgabe eines zweibändigen Reiseführers „Deutsche Alpen" entschloß, übertrug es den „Westlichen Teil" (Tirol und das bayerische Hochland) unserm Noë, dem, wie der Verlag bemerkt, „kundigen Mann, dessen Name schon allwärts unter den Bewohnern und Freunden der Alpen bekannt war, ehe er auf dem Titel dieses Buches erschien. Als eine Gewähr für sein Reisebuch kann wenigstens gelten, daß alles Beschriebene auf Autopsie beruht".

Dieses Reisehandbuch zwang Noë, die Hilfe Stüdls in Anspruch zu nehmen, und zwar bei zwei Ansichten von Keil, bei denen er die Angabe des mutmaßlichen Standpunktes, die Benennung der vornehmsten Spitzen und eine Kritik des Bildes benötigt. Auch den Abschnitt über die Glocknergruppe sah Stüdl auf Noës Ansuchen durch[1]).

In den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens folgten noch andere Reisehandbücher: Ampezzo, Gastein, Kärnten, Villach, Die Brennerbahn, Wien—Semmering—Triest—Abbazia, Arco, Gossensaß, Gmunden, Görz, Mittewald an der Villacher Alpe, Innsbruck, Bozen, die alle die Sorge ums tägliche Brot geboren hatte. Denn darunter litt Noë zeitlebens, und so erklärt sich auch die Vielzahl seiner Bücher. Dennoch spürt man auch bei seinen Reiseführern hie und da einen belebenden Hauch seines künstlerischen Schaffens, seines umfangreichen Wissens. Ratzel prägt von dieser seiner Tätigkeit das stolze Wort: „Er hat die Literaturgattung der Reiseführer und der Wanderskizzen veredelt."

Alpine Skizzen in reichster Fülle gab er in deutsche Zeitschriften (darunter auch in unsere „Zeitschrift" 1889 den Aufsatz „Bäder in Tirol und Kärnten").

Jahrelang nahm ihn der Zauber des Quarnero gefangen.

Von Görz aus, wo er mit Friedrich Ratzel zusammentraf, übersiedelte er nach Abbazia, das durch seine farbenglühenden Schilderungen allmählich zum weltberühmten Kurort wurde. Der ihm befreundete Generaldirektor der Südbahn Friedrich Julius Schüler überließ ihm hier ein kleines feuchtes Haus, das der zarten Gesundheit seiner ältesten Tochter Maria Walpurgis, der begabten und verständnisvollen Helferin bei seinen schriftstellerischen Arbeiten, frühen Tod brachte (6. März 1892).

---

[1]) Diese beiden Briefe sind in der Alpenvereinsbücherei.

Ein begeistertes und begeisterndes Loblied auf Abbazia, doch ohne Überschwang, stimmt er schon 1884 an in dem „Tagebuch aus Abbazia", das von Mitte März bis anfangs Mai des nächsten Jahres reicht.

„Wie ist die deutsche Kolonie Abbazia am Quarnero entstanden?" Diese Frage erörtert er in seinem „Geleitbuch nach Süden, auf den Karst, nach Abbazia und auf die Adria" (1888) und gesteht mit berechtigtem Stolze, daß er der erste war, der mit seiner Feder die Kunde von diesen gesegneten Landschaften in die weite Welt, unter große Leserkreise hinaustrug.

In den Schilderungen seines Lebensherbstes überwiegt häufig das lyrische Element, besonders in den beiden „Die Jahreszeiten" (1888) und „Sinnbildliches aus der Alpenwelt" (1890).

Das erste, ein philosophisches Glaubensbekenntnis, lehnt in feinsinnigen und gemütvollen Naturbildern zu allen Jahreszeiten den Materialismus völlig ab. Noës Naturbeobachtung gründet sich teilweise auf Schopenhauers Ansicht, daß der von Leidenschaften oder Not und Sorge Gequälte durch einen einzigen freien Blick in die Natur plötzlich erquickt, erheitert und aufgerichtet wird.

In dem andern Buche, „dem Ergebnis eines Lebensganges", sucht er die mehrfachen Beziehungen zwischen der körperlichen und geistigen Welt zu deuten. Die Natur hat nach seinem Ausspruch ein Doppelgesicht, ein göttliches und ein dämonisches. Sie ist ihm nichts Totes, selbst nicht in den Granitmassen und Schneefeldern der Hochgebirge. Er bemüht sich, nach Purtschellers Ausspruch, „den Naturdingen eine übersinnliche Bedeutung zu geben, aus der realen Welt eine unsichtbare, geistige abzuleiten und den innigen Zusammenhang beider darzulegen".

Seine mystische Naturanschauung spiegeln auch die letzten Werke: „Bergfahrten und Raststätten" (1892), „Deutsches Waldbuch" (1894), „Edelweiß und Lorbeer" (1896).

Das erste beginnt mit dem Unterinntal und endet an der Adria. Jedem bietet es etwas zur Freude und Anregung: dem Naturfreund, dem Geschichts-, Volks-, Sprach- und Naturforscher. Diese Kenntnis ist nach seiner Meinung „die wahre Sanduhr der Zeit", und solche Dinge im Gemüte erwogen zu haben, gehört zu den „schönsten Mitgiften, die man von einer Höhe mitbringt".

Das zweite, ein Tagebuch in einem Jahreslauf, die Denkwürdigkeiten eines Waldeinsiedlers (Vorgänge in der Natur und Menschenschicksale), kann sich getrost den Schriften Adalbert Stifters, des größten Waldschilderers der deutschen Literatur, zur Seite stellen.

Das dritte, das (nach Johann Angerers Urteil) vielfach in elegischen Akkorden ausklingt, ist wiederum dem Land Tirol gewidmet. Tirol, so erklärt er, kenne er besser als seine bayerische Heimat.

Wehmütige Betrachtungen entlockt ihm das Tierser Tal, unverlöschliche Erinnerungen an seine frühverklärte Lieblingstochter. An unzugänglicher Felswand, hoch über dem brausenden Alpenbach, leuchtet ein Mosaikbild der Madonna, und unterhalb prangt auf einer Marmortafel die Inschrift: „Dem Andenken an Maria Walpurgis Noë, welche hier oft die Schwelle von König Laurins Reich überschritt."

Seit dem Hinscheiden seiner Tochter schwanden ihm zusehends Lebenskraft und Lebensmut. Nun schlug er sein Wanderzelt in Bozen auf.

Gegen ein beginnendes Gehirnleiden suchte er vergebens Heilung durch eine Kaltwasserkur in Thalkirchen bei München. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Niederndorf kehrte er nach Bozen zurück. Im Krankenhause daselbst starb er in der ersten Morgenstunde des 26. August 1896.

„Seine Lebensuhr ging rascher als der Zeiger seines Ruhms" (Fr. Ratzel). Auf dem protestantischen Friedhof in Gries fand er seine letzte Ruhestätte. Die Kosten

für sein Grab und das Leichenbegängnis bestritt die Kurkommission. Zu einem Grabdenkmal flossen die Mittel seitens seiner Verehrer sehr spärlich. Die „Österreichische Touristenzeitung" klagt: „Kein Rasen, kein Blümlein ziert den Erdhügel; nur ein primitives schwarzes Kreuz mit Blechtafel bezeichnet die Stelle. Würde jeder von den vielen, welche den Schriften Noës Genuß und Gewinn verdanken, auch nur einen Heller spenden, so könnte sich ein prachtvolles Mausoleum über seinem Grabe erheben."

Für seine darbenden Hinterbliebenen veranstaltete der Deutsche Schillerverein eine Sammlung. Durch Spenden seiner Freunde erstand im Stadtpark ein Marmordenkmal Noës, entworfen von dem Bozener Künstler Andrä Kompatscher, das am 26. August 1898, am zweiten Jahrestag von Noës Tod, feierlich enthüllt wurde.

Das Denkmal-Komitee gab im Verein mit der Sektion Bozen Noës hinterlassene Schrift heraus „Bozen und Umgebung". Sie enthält eine Wiedergabe von Noës wohlgetroffenem Bildnis von Carl Amonn. (Das Original, eine Farbenstiftzeichnung, hängt im Batzenhäusl.)

In einem Vorwort hebt hier Ludwig von Hörmann den Unterschied zwischen Noë und Steub sinnfällig hervor. Meister Defregger steuerte zwei prächtige Zeichnungen bei. Von Noë selber stammen 16 gemütstiefe Schilderungen, von seiner begabten Tochter Maria Walpurgis drei anmutige Wanderskizzen.

Sein Wirken wird am besten durch die Verse Martin Greifs gekennzeichnet:

Der nur dem Preise seiner Alpen lebte,
Die ruhelos er zu durchmessen strebte.

In der deutschen Literatur ist Noë ebensogut beschlagen wie in der griechischen und römischen, in der italienischen und slawischen, ebenso in den früheren Werken über die Ostalpen. Für Adolf Pichler hegte er eine besondere Verehrung.

Mit Steub hatte er eine schriftliche Auseinandersetzung wegen der etschländischen Friedhöfe (1872); doch anerkannte jener das Verdienst des Jüngeren bei einer Besprechung des „Almanachs der Südbahn" (1877): „Zwei feuilletonistische Schilderungen des Ampezzaner Landes und des Eisaktales von Brixen bis Bozen . . . verdanken wir einem Paar der gewaltigsten Berg- und Alpenfedern, nämlich den H. H. J. Nordmann und H. Noë, die auch hier wieder ihre gewohnte Meisterschaft entfalten."

Mit der „Marktschreierei des Naturschönen", mit dem „Fortschrittsteufel" in den Alpen kann er sich nicht befreunden, und den „Wüterichen, den Vandalen des Fortschritts", kündigt er erbitterte Fehde an.

Über die damaligen Führer im Salzkammergut fällt er ein scharfes Urteil und spricht von „bezahltem Müßiggang", von „einwurzelnder Arbeitsscheu" und von „einer beutegierigen Lohndienerschar".

Eine Gepflogenheit hebt ihn turmhoch über alle zeitgenössischen Alpenschilderer: das Umherstreifen und Verweilen im Hochgebirge zu allen Jahreszeiten. In Bozen dünkt ihm der Frühling „eine Offenbarung aus einem andern Lande", und die Sommerpracht in den Nördlichen Kalkalpen genießt er mit frohem Behagen. „Ein solcher Sommer (im Berchtesgadener Lande) wird in dir ein Nachleuchten hervorrufen, das dir bis zu deinem Sterben bleibt, dem Glühen vergleichbar, das nach dem Verschwinden des Gestirns noch lange an den Rändern der Firne haftet." Ebenso rühmt er auch die „Herbstherrlichkeit", namentlich im Etschland.

Dem Winteraufenthalt im Hochgebirge ward kein anderer vor ihm ein so unablässiger Wegbereiter als er. „Wenn man den Leuten im Flachland die Schönheit des Bergwinters sinnlich vor Augen rücken könnte, sie kämen haufenweis in die Berge herein, denen sie zu jener Frist alle Greuel zutrauen."

Ein anderes Mal ist ihm „der leibhaftige Winter ein wehmütiger Spätherbst, mit oder ohne Schnee", und in seinem „Deutschen Waldbuch" hören wir Worte, als wären

sie der jüngsten Gegenwart entsprossen: „Für uns Waldleute aber kommt der Winter nicht als gebrechlicher Greis an, wie man ihn oft malt, sondern als Jüngling, strahlend von Gesundheit und Lebenslust."

Seine pantheistische Neigung offenbarte sich schon im „Baierischen Seebuch": „Ohne eine solche pantheistische Ader weißt du nicht, was es heißt, die Natur betrachten."

Manchmal wird seine Darstellung auch durch herzerfreuenden Humor belebt. Auf einer Bergwanderung klagt er in tragikomischer Weise: „Der Schweiß ist das einzige Naß, das auf den Kalkstaub des Geschiebes niederfällt." Das Blasen der Musikanten im Gasthaus zur Post in Loser dünkt ihm, als wenn man mit Schlittschuhen Berge besteigen wollte.

Der nervöse Trieb nach Aufsehen Erregendem, der „Amerikanismus maßloser Muskelmeierei", der manchmal als „leib-, geist- und herzstählender Alpinismus" auftritt, ist nicht nach seinem Sinne, und das Klettern erscheint ihm nur als eine immer beliebter werdende Art des Muskelsports, die mit der Freude an der Natur nichts zu schaffen hat.

In jungen Jahren besteigt er selber eine Reihe mäßig hoher Gipfel (darunter den Schafberg im Dezember mit Schneereifen) und gesteht: „Alle Bergsteigerei, und sei sie auch eine so gemächliche und zahme, wie zu dieser rundlichen Höhe (zum Helm), ist Mühsal. Dieselbe findet aber ihr Entgelt in Eindrücken, welche ein Tal nimmer bieten kann."

Beachtenswert ist seine Äußerung auf einer andern Bergfahrt: „Auf solchem Gange nimmt man in einer Stunde mehr Zuversicht, Kraft und Lebensfreude ein, als man in Monaten wieder dahinschwinden sieht."

An Berge, wie die Venter Wildspitze, „die Lieblingswallfahrt entschlossener Steiger, die landbeherrschende Pyramide", wagt er sich nicht, „deren Spitze nur denjenigen erreichbar ist, deren Kniekehlen nicht zittern, und deren Gehirn unbewegt bleibt, wenn die Augen keine Schranke mehr sehen zwischen dem Eispfad und den blauschwarzen Schatten der Tiefe".

Die Rundschau vom Gipfel überwältigt ihn. „Ruhe und Andacht gebührt der Versenkung in jenes Phänomen, welches man eine Alpenfernsicht nennt." Auf dem „Steinthron" des Großen Solstein bei Nebeltreiben kommt es ihm vor, als befände er sich in einem seligen Saale, zu welchem die vor ihm anstehenden beweglichen Wolken die seidenen Vorhänge bilden. Die Schönheit der Rundschau geht nach seinen Worten auch jenen Leuten auf, „denen die Verstocktheit des Alltagslebens sonst jeden idealen Genuß unmöglich macht".

Rühmend hebt er die Erschließertätigkeit des D. u. Ö. A. V., sowie einzelner Bahnbrecher unseres Hochgebirges hervor. Karl Hofmann wird als „der mutigste Ersteiger so vieler unserer höchsten Gipfel" gepriesen, Paul Grohmann als „Dolomitenkönig", und auch für Simony, Santner und Hermann von Barth findet er Worte hoher Anerkennung. John Ball nennt er den „guten Alpenkenner", ja, einmal sogar den „bedeutendsten von allen Männern, welche über die Alpen geschrieben haben".

Bescheiden bekennt er von sich: „Ich bin kein Dichter", und doch verrät diesen eine Fülle bildlicher Ausdrücke von höchster Anschaulichkeit: „Das tausendblättrige Bilderbuch Tirol", „Der Rosengarten (im Abendglanz) ein großer, Purpurschein ausstrahlender Leuchtturm", „Bozen, das zusammengedrängte Widerspiel des deutschen Sonnenlandes unter dem Himmel Italiens", „die leuchtende Spitze eines Dreiecks, dessen Ecken das milde, waldgrüne Brixen und das farbenbunte Meran sind", „Das Dorf Bergen (am Fuß des Hochfelln) im prächtigen Tale einer Riesenfalte im gewaltigen Bergmantel", „Der Velebit, die Heimat der weißen Waldfeen", „Sommergold und Wintersilber" u. a. m.

Ein besonders feines Empfinden wohnt ihm inne für die Wasserwunder der Hochlandswelt: „Die Sprache des Geistes dieses Tales (des Berchtesgadener) ist das Donnern seiner Achen."

In der Leutaschklamm dröhnt es an sein Ohr: „Nicht leerer Schall ist es, welcher aus der Nacht hervordringt, sondern eine Fuge in der Symphonie, die ewig sich fortspielt. Vergänglichkeit verkündet der dumpfe Ton."

Seine Bilder sind nicht weit hergeholt und nirgends gekünstelt, so bei der Schilderung des Berghintergrundes am Chiemsee: „Die Berge hatten im Dunst wie finstere Wolken ausgesehen, jetzt haben sie ihre Felsgestalt wieder angenommen, dafür glänzt ihr Schnee, wie der heraufgeworfene Schaum der Seewellen."

Wie Richard M. Meyer und Friedrich Ratzel übereinstimmend bezeugen, führte er Krieg gegen die seit Humboldt eingebürgerten überflüssigen Beiwörter, welche die kräftigen arglosen Hauptwörter in ihren Massenumarmungen erstickten. In dieser Hinsicht hielt er es mit dem „Waldmenschen" Thoreau, dem nordamerikanischen Dichter und Philosophen, dessen mystische Weltanschauung auch ihm zu eigen ward. —

Am 16. Juli 1935 rundet sich ein Jahrhundert, seitdem dieser Meister der alpinen Schilderungskunst sein Erdenwallen begann. Was könnte seiner treuen Gemeinde zu diesem Tage willkommener sein, als eine Auswahl aus seinen Büchern? Vielleicht erweist ein Verlag dem im Leben oft schnöd Verkannten diese Ehrung.

Friedrich Ratzel schließt sein Lebensbild Noës mit der leisen Mahnung: „Sollte daher nicht das zweite Werk der Pietät, nach dem Denkmal aus Marmor, das literarische Denkmal sein, das uns die Weltauffassung Noës (und, dürfen wir hinzusetzen — sein Verhältnis zu den Alpen) aus der Fülle seiner vielzerstreuten Schriften mit zahlreichen Belegen seiner herrlichen Schilderungskunst wieder aufbaute?"

Quellen:

Heinrich Noë, Dies irae! Jugend-Erinnerungen, 1872.

Nürnberger Korrespondent 1876, 27. Jan. (J. Wimmer). — Allg. Ztg., Beilage, 1885, Nr. 165 (Martin Greif). — Allg. Ztg. 1890, Nr. 324 (H. Noë, Die zwei Städte). — Allg. Ztg. 1896, Nr. 235 (Heinr. Noë †). — Münchner Neueste Nachrichten 1896, Nr. 397 (Heinr. Noë †). — Mitteil. des D. u. Ö. A.-V., Jhrg. 22, 1896, Nr. 18 (J. E. Platter.) — Österr. Alpenztg., 1896, Nr. 467 (Ludwig Purtscheller). — Biogr. Jahrbuch I, 1897, S. 447 f. (Franz Brümmer) und II, 1898, S. 417/24 (Hans Grasberger). — Ludwig von Hörmann im Vorwort zu H. Noës Bozen und Umgebung, 1898 (Steub und Noë). — Allg. Ztg. Beilage 1898, Nr. 148 (Friedrich Ratzel, Zur Erinnerung an H. Noë). — Münchner Neueste Nachrichten 1899, Nr. 391 (Friedrich Ratzel, Zur Enthüllung des H. Noë-Denkmals in Bozen). Beide Artikel wieder abgedruckt in Kleine Schriften von Friedrich Ratzel, herausgegeben von Hans Helmolt, S. 490/9. — Mitteil. des D. u. Ö. A.-V., Jahrg. 24, 1898, Nr. 14 (Eduard Richter, H. Noës letzte Schrift). — Allg. Dtsch. Biographie, Bd. 52, 1906, S. 642/5 (Viktor Hantzsch). — Robert von Hornstein, Memoiren, 1908, S. 238, 240/2, 283. — Das Bayerland, Jhrg. 33, 1922, Heft 8 (Ernst Gruber).

Selbständige Schriften[1]):

In den Voralpen. Skizzen aus Oberbaiern von einem Süddeutschen, 1865. 2. Aufl., 1872 (unter Noës Namen). — Baierisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den baierischen Hochlandseen, 1865. — Österreichisches Seebuch. Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes, 1867. N. Ausg. 1899. — Wie soll man die deutschen Alpen bereisen? Praktische allgemeine Unterweisung für Fußwanderer ..., 1867. — Neue Studien aus den Alpen, 1868. — Der Frühling von Meran. Bilder und Gestalten, 1868. — Brennerbuch, Naturansichten und Lebensbilder aus Tirol, insbesondere aus der Umgebung der Brennerbahn, 1869.

[1]) Die nicht alpinen sind hier nicht berücksichtigt.

N. Ausg. 1899. — Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge, 1870. — Bilder aus Süd-Tirol und von den Ufern des Gardasees, 1871. N. Ausg. 1899. — Elsaß-Lothringen. Naturansichten und Lebensbilder. 1872. — Dies irae Jugend-Erinnerungen, 1872. Wieder abgedruckt (unter dem Titel „Die Tage des Zorns") in: Erzählungen und Bilder, 1873. — Die Brüder. Roman. 3 Bde., 1873. — Der Zauberer des Hochgebirges. Erzählung, 1874. — Italienisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den Alpenseen und Meeresküsten Italiens, 1874. — Gasteiner Novellen, 1875. — Robinson in den Hohen Tauern. Ein Sittenbild aus dem Volksleben in den Gletschertälern Salzburgs. 3 Bde., 1875. 2. Aufl., 1879. — Deutsches Alpenbuch, Die deutschen Hochlande in Wort und Bild, Naturansichten und Gestalten. 4 Bde., 1875—1888. — Winter und Sommer in Tirol, Bilder mit Staffage, 1876. — Meyers Reisebücher, Deutsche Alpen, Westlicher Teil, 1877. — Almanach der Südbahn (II), Brennerbahn und Etschland, 1877. — Gastein und seine Nebentäler, 1880. — Von Klagenfurt nach Villach, Tarvis, 1880. — Burgen von Tirol in Wort und Bild, 1882. — Europäische Wanderbilder Nr. 29: Villach in Kärnten und seine Umgebung, 1882; Nr. 59—61: (Österreichische Südbahn) Die Kärntner-Pustertaler Bahn; Nr. 62—64: (Von Deutschland nach Italien) Die Brennerbahn vom Innstrom zum Gardasee; Nr. 65—67: Von der Donau zur Adria, 1883. — Toblach-Ampezzo und die Dolomiten des Höhlenstein-Ampezzaner Tales, 1883. — Tagebuch aus Abbazia, 1884. — Ill. Führer auf den Linien der Österr. Südbahn nördlich der Donau, 1886. — Die Fahrt der Sibylle. Der Wildgärtner von Heiligenblut. Die Reise in den Naßwald. (Erzählungen für die Jugend), 1886. — Bozener Führer, 1886. — Goffensaß. Blätter der Erinnerung an die Gletscherwelt Tirols, 1888. — Die Jahreszeiten. Naturbilder, 1888. — Gmunden, 1890. — Arco und seine Umgebung, 1890. — Sinnbildliches aus der Alpenwelt, 1890. — Bergfahrten und Raststätten, 1892. N. Ausg., 1899. — Geschichten aus der Unterwelt, 1892. — Geleitbuch nach dem Süden, auf den Karst, Abbazia und die Adria..., 1893. N. Ausg. 1899. — Mittewald und die Villacher Alpe, 1894. — Innsbruck, Landeshauptstadt von Tirol..., 1894. N. Aufl., 1897. — Deutsches Waldbuch. Erinnerungen aus grüner Waldeinsamkeit..., 1894. — Edelweiß und Lorbeer. Neue Bilder aus Tirol, 1896. — Aus dem Berchtesgadener Land (Aus dem Baier. Seebuch), 1898. — Bozen und Umgebung. (Nachlaßschrift), 1898.

* * *

Mitarbeit an folgenden Zeitschriften und Büchern: Allgemeine Zeitung, Augsburg (Hauptblatt und Beilage), Almanach der Semmeringbahn, der Südbahn (I), Amthors Alpenfreund, Daheim, Schorers Familienblatt, Vom Fels zum Meer, Gartenlaube, Gartenlaube-Kalender, Kalender des Deutschen Schulvereins, Kunst für Alle, Über Land und Meer, Nationalzeitung, Münchner Neueste Nachrichten, Neue Münchener Zeitung, Sammler, Zur Guten Stunde, Universum, Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V., Leipziger Illustrierte Zeitung.

Das Leben in Seen und Tümpeln des Großglocknergebietes[1])

Von Hochschulprofessor Dr. Otto Pesta, Wien

Der Grünsee

Vom Enzingerboden, 1480 *m*, dem Weißenbach aufwärts folgend, erreicht man nach Überwindung einer Steilstufe („Tapperlsteig") den seinen Namen volle Ehre machenden Grünsee, 1711 *m* (Abb. 1). Dieses in einer Gneismulde gelegene, zum Teil noch im Bereich geschlossenen Waldbestandes ausgebreitete Becken ist von großem landschaftlichem Reiz, und der Wanderer mäßigt längs des zirbenumrauschten Ufers gerne seinen Schritt, um das herrliche Bild länger genießen zu können. Über ein Areal von 14 Hektar dehnt sich die Wasserfläche aus (oder in Streckenzahlen ausgedrückt: auf 420 *m* Länge und 315 *m* Breite), bei einem Uferumfang von 1,5 *km*. E. Fugger (1899) stellte durch Lotung eine Maximaltiefe von 32,2 *m* fest (nach der Eintragung auf der Alpenvereinskarte beträgt dieselbe jetzt 37 *m*). Mit Ausnahme der Südseite des Beckens, wo der Weißenbach in einem zum Teil versumpften Flachufer deltaartig einmündet, fällt das Gelände allseitig ziemlich steil gegen die Seewasserfläche ab, so daß sich auch in unmittelbarer Ufernähe bereits Wassertiefen von 3—4 *m* vorfinden (Fig. 1). Im Gebiet der Glocknergruppe repräsentiert der Grünsee das einzige see-artige Bekken, welches noch innerhalb des Waldgürtels liegt; alle übrigen Seen befinden sich über der oberen Waldgrenze und sind daher als Hochgebirgsseen im wahren Sinne anzusprechen. Unter dem Einfluß von klimatischen und edaphischen[2]) Faktoren, welche der Waldregion zukommen, herrschen

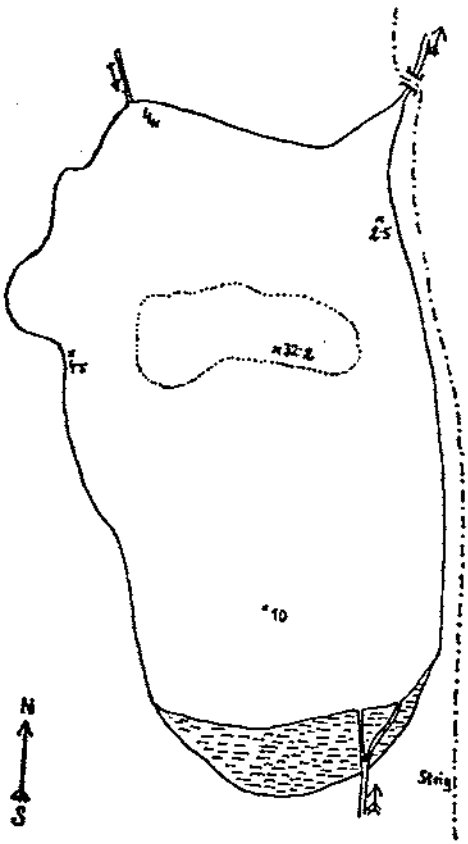


Fig. 1. Tiefenkarte des Grünsees nach E. Fugger

[1]) Die aus den Jahren 1931 u. 1932 stammenden Untersuchungen sind mit Hilfe einer Subventionierung seitens des Hauptausschusses des D. und Ö. Alpenvereins durchgeführt worden; an dieser Stelle dafür danken zu können, ist dem Verfasser eine willkommene Gelegenheit.

[2]) Der Ausdruck ist vom griechischen Wort edaphos-Boden abgeleitet.

hier für die wasserbewohnende Tierwelt von der Hochgebirgsregion abweichende Existenzbedingungen; der Typus des alpinen Waldsees kann jedenfalls faunistisch vom Typus des alpinen Hochgebirgssees unterschieden werden. Vor allem zeigt sich dies dem Beobachter im Gehalt an Fischen. Schon vom Ufer des Grünsees aus sind die munteren Schwimmer nicht nur vereinzelt, sondern häufig scharenweise zu erspähen. Es sind wohl meist Saiblinge *(Salvelinus alpinus* L.*)*. Aus einer brieflichen Mitteilung des Fischereiinspektors Regrt. H. Freudelsperger in Salzburg entnimmt der Verfasser speziell in bezug auf die Fischfauna des Grünsees folgendes: Der Grünsee führte nach Angabe des früheren dortigen Jagdpächters und seiner Jäger ursprünglich keine Fische, sondern es sollen vor etwa 27 Jahren Seesaiblingsbrütlinge aus dem Salzburger Hintersee eingeführt worden sein. Nach den bisherigen Erfahrungen ist es aber als unwahrscheinlich anzunehmen, daß Seesaiblinge nicht ursprünglich im Grünsee vorkommen sollten. Tatsache ist, daß beim vom 24. August bis 3. September 1925 im Grünsee durchgeführten Probefischen zwei unterschiedliche Arten von Seesaiblingen gefangen wurden, von denen die kleinere, 20—30 Stück auf ein Kilogramm gehend, die Form und das Aussehen von Schwarzreutern hatten, während die größere Form, 8—10 Stück auf ein Kilogramm gehend, den Hinterseer Saiblingen ähnlich waren. Nach Angabe des Fischers wurden während der Zeit des Probefischens insgesamt 400 Stück Saiblinge gefangen. In den nachfolgenden Jahren wurden im Grünsee Saiblingsbrütlinge aus dem Hintersee und im Jahre 1927 auch 40 Stück schöne Bachforellen aus der Stubache ausgesetzt. — Soweit der Bericht. Mag es sich nun um das ursprüngliche Vorkommen von Saiblingen im Grünsee positiv oder negativ verhalten, es genügt uns das Faktum ihrer Existenz und damit zugleich der Beweis, daß der See ihnen das Fortkommen zu bieten vermag. Wo Saiblinge und Forellen auszuhalten imstande sind, müssen naturgemäß auch die entsprechenden Ernährungsmöglichkeiten vorhanden sein; man denke dabei nicht allein an die erwachsenen Exemplare, sondern besonders an die Jungbrut, der ebenfalls geeignete Nahrung zur Verfügung stehen muß. Letztere kann nur sehr kleine Organismen betreffen, welche in größeren Mengen auftreten; viele solcher Mikroorganismen leben als Plankton freischwebend in den verschiedenen Wasserschichten. In den Netzproben aus dem Grünsee, die der Verfasser am 22. August 1920 von einem Boote aus und aus Tiefen von 10—0 *m* aufsammelte, fanden sich neben reichlichem pflanzlichem Plankton (Algen) eine Reihe von Vertretern aus der Gruppe der Wasserflöhe *(Acroperus harpae, Alona affinis, Chydorus sphaericus)* und ein Hüpferling *(Cyclops sp.)* (siehe die Figuren 3 und 5); die Untersuchung einer am 25. August 1925 eingesammelten Planktonprobe ergab in Übereinstimmung mit der vorigen ebenfalls die Anwesenheit von reichem grüngefärbten Microplankton, das an tierischen Vertretern wieder jugendliche Hüpferlinge *(Copepoda juvenes)*, den Wasserfloh *Chydorus sphaericus* und massenhaft ein Rädertier *(Asplanchna* sp.*)* enthielt. Daraus geht hervor, daß im Grünsee auch für Jungfischfutter genügend gesorgt ist. Außerdem bekommt der Grünsee nach den Angaben von E. Fugger (1899) erst anfangs Dezember seine Eisdecke und beginnt sie Mitte Mai wieder zu verlieren; die Vereisungsdauer beträgt somit rund 6 Monate, ein Zeitraum, der sich in dem Höhengürtel, welchen die obere Waldgrenze und die untere Schneegrenze einschließt (= Hochgebirgsregion im strengen Sinn), wesentlich, d. i. auf 8—10 Monate, manchmal auch mehr verlängert. Es ist verständlich, daß ein erheblich kürzerer Abschluß eines Sees durch die Eis- und Schneedecke sowohl für die Wasservegetation als auch für die Wassertierwelt günstigere Existenzbedingungen bedeutet, vornehmlich für die genannten Fische, deren Ansprüche größer sind als jene der Kleinfauna, die in zahlreichen Vertretern selbst während langandauernder Vereisung sich auf verschiedene Weise lebend erhält. — Bezüglich des Vorkommens von Fischen in Alpenseen höherer Lagen mag hier im allgemeinen vermerkt sein, daß der

Saibling (inklusive seiner als „Schwarzreuter" bezeichneten Kümmerform) und noch weniger die Forelle diese Becken auf natürlichem Wege kaum besiedeln oder besiedelt haben, sondern daß in diesen Fällen fast ausnahmslos künstlicher Import stattgefunden hat, der aber nicht selten so weit zurückliegt, daß darüber heute keine sichere Kenntnis mehr besteht (siehe Zschokke 1900, Seite 268; Pesta 1929, Seite 79). Lediglich von zwei kleinen Fischen, von der Pfrille *(Phoxinus phoxinus* L.*)* und von der Koppe *(Cottus gobio* L.*)*, darf mit Sicherheit behauptet werden, daß sie auch in der Hochgebirgsregion als ursprüngliche, d. h. nicht durch Menschenhand dorthin versetzte Bewohner in Betracht kommen können.

Der Weißsee

Im Weißsee, 2221 *m* ü. d. Meere, tritt uns das in bezug auf die Tiefe bedeutendste Wasserbecken des Gebietes entgegen. Seine größte, in der Richtung Südwest—Nordost sich erstreckende Länge beträgt 540 *m*, seine größte Breite 420 *m*; nach den Messungen E. Fuggers (1911) erreicht die Tiefe dieses Sees nicht weniger als 53 *m* (nach der Eintragung auf der Glocknerkarte sogar 57 *m* (Abb. 2 und Fig. 2). Das Gewässer liegt ungefähr im Zentrum des Granitbereiches, welches sich diesseits und jenseits des Kalsertauernjoches ausbreitet (s. Löwl 1898, Seite 37). Eine vom Verfasser am 24. August 1920 geschöpfte Uferwasserprobe wurde einer chemischen Analyse unterzogen und ergab folgende Zusammensetzung (die angeführten Zahlen bedeuten jeweils *mg* pro Liter): SiO_2 . . . 5,4; Al_2O_3+Fe_2O_3 . . . 3,11; CaO . . . 2,03; MgO . . . 2,52; H_2SO_4 . . . Spuren; Cl . . . Spuren; HNO_3 . . . 0; HNO_2 . . . 0; NH_3 . . . 0; CO_2 . . . Spuren; K und Na qualitativ nachweisbar. — Es handelt sich somit, der Petrographie des Einzugs- (Zufluß-) Gebietes entsprechend, um ein sehr kalkarmes und verhältnismäßig kieselsäurereiches Wasser, welches keine Verunreinigung durch stickstoffhaltige Substanzen (HNO_3—NH_3) aufweist. Viele der am Ufer meist seichten stehenden Gewässer der Hochgebirgsregion werden von aufgetriebenem Alpvieh als Tränkstelle aufgesucht und dadurch verunreinigt; im vorliegenden Beispiel dürfte jedoch der vollständige Mangel an stickstoffhaltigen Substanzen auch auf das gänzliche Fehlen von höheren Wasserpflanzen zurückgeführt werden müssen, deren Gedeihen hier einerseits die zu kurze Vegetationszeit, andererseits die ausgesprochen steinig-felsige Beschaffenheit des Seebodens unmöglich machen. Nicht einmal die grünen Algenüberzüge auf untergetauchten Schutt- und Felsstücken, die anderenorts im Seichtwasserbereich des Ufers regelmäßig zu beobachten sind, scheinen im Weißsee ihre Entwicklungsmöglichkeit zu finden. Die milchige Trübung des Wassers, welche vermutlich Anlaß zur Benennung des Beckens gegeben hat, rührt von der Suspension jenes der Gesteinsverwitterung entstammenden mineralischen Feindetritus her, dessen Zufuhr und Aufwirbelung durch die verschiedenen, zum Teil als kleine Wasserfälle über die steilgeneigten Felshänge einfließenden

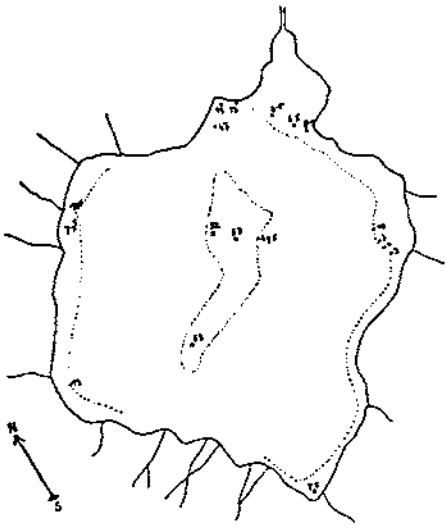


Fig. 2. Tiefenkarte des Weißsees nach Fugger

Rinnsale erfolgt. Die jahreszeitlichen Temperaturverhältnisse der Lokalität bewirken ein Zusammenschmelzen der eisfreien Periode des Sees auf eine geringe Anzahl von Wochen (durchschnittlich etwa 2. Hälfte Juli bis 1. Hälfte Oktober); dazu gesellt sich der hier auch während des Hochsommers nicht selten auftretende winterliche Rückschlag mit reichlichem Schneefall; auf diese Weise wird der durch die kalten Zuflüsse ohnedies niedertemperierten Wassermasse des Beckens durch Tage hindurch Schmelzwasser aus der unmittelbaren Umgebung zugeführt, so daß selbst in den Oberflächenschichten die hochsommerlichen Wassertemperaturen Werte von 10° C nicht erreichen (am 24. August 1920 betrug die Oberflächenwassertemperatur nach den Messungen des Verfassers 5°—5,1° C (am 23. August 1932 8,6° C). Da der Weißsee eine außergewöhnliche Tiefe besitzt, welche bei Wasserbecken der Hochgebirgszone vollständig von der Regel abweicht (vgl. die diesbezügl. Angaben in Pesta, op. cit. 1929, Seite 28), würde man zu ein-

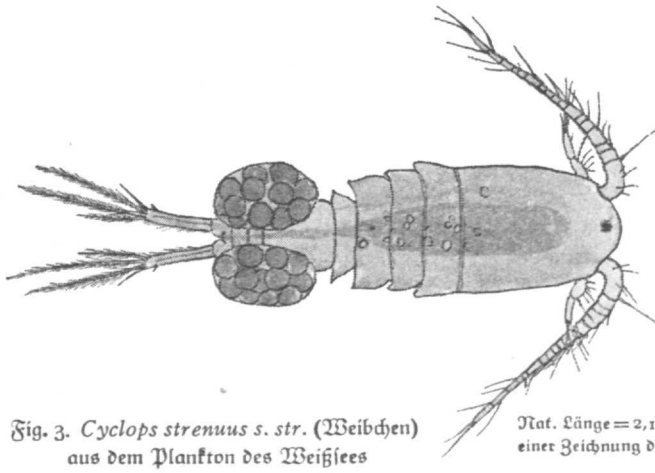


Fig. 3. *Cyclops strenuus s. str.* (Weibchen) aus dem Plankton des Weißsees

Nat. Länge = 2,16 *mm*. Nach einer Zeichnung des Verfassers

gehenderen faunistischen Untersuchungen dringender als sonst eines Bootes bedürfen, welches leider auch dem Verfasser nicht zur Verfügung stand. Was daher im Folgenden über die Tierwelt des Weißsee erwähnt wird, ist lückenhaft und bezieht sich nur auf mehr oder weniger litorale Seebezirke. Aus den am 24. August 1920 und später neuerdings am 24. August 1932 vom Verfasser aufgesammelten Netzfängen scheint mit großer Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daß der Weißsee ein äußerst tierarmes Gewässer vorstellt. Die pelagische Fauna beschränkt sich vorherrschend auf einige Formen der Hüpferlinge *(Copepoden)* und zwar ausschließlich auf Arten der Gattung *Cyclops (C. serrulatus, vernalis, strenuus s. str.* Fig. 3*)*, wozu noch der Bodenbewohner *Canthocamptus cuspidatus* aus derselben Ordnung kommt. Es fehlt die Gattung *Diaptomus*, welche sonst gerade in den Seen des Hochgebirges durch zwei Arten *(bacillifer* und *denticornis)* typisch vertreten wird, es fehlen desgleichen die pelagischen Wasserflöhe *(Cladoceren)*, von denen zu B. *Daphnia longispina f. longispina* als charakteristischer Besiedler in Betracht käme. So erscheint der aus dem Weißsee erbeutbare Netzfang von enttäuschender Spärlichkeit im Vergleich mit zahlreichen, an verschiedenen Standorten der Ostalpen *ceteris paribus* vorgenommenen Aufsammlungen. Man darf dies kaum ausschließlich dem Zufall bzw. der Unzulänglichkeit der Fangmethode (ohne Boot!) anlasten, sondern wird die Ursache hierfür in einer speziellen Eigenschaft des Wasserbeckens suchen müssen; als solche kommt der Gehalt an mineralischem Feindetritus in Frage,

mit anderen Worten die milchige Trübung des Wassers. Eine derartige „Gletschermilch" wirkt auf die Wasserbewohner in zweifacher Weise ungünstig bzw. auf manche von ihnen existenzausschließend, nämlich direkt mechanisch, wenn die Detritusteilchen der Suspension scharfkantig sind, und indirekt ernährungsphysiologisch durch die sterile Beschaffenheit der mineralogenen Körperchen.

Es mag hier noch bemerkt werden, daß unter den vorhin aufgezählten Arten der Gattung *Cyclops* die letztgenannte, *C. strenuus s. str.* (Fig. 3), ein sehr charakteristisches Planktonelement alpiner Seen bildet und in den Standorten oberhalb der Waldgrenze häufig eine deutliche Rotfärbung zeigt, die auch die Exemplare aus dem Weißsee in ausgeprägtem Maße besitzen.

Tauernmoossee, 1981 *m* ü. d. M., und Dorfersee, 1933 *m* ü. d. M., von welchen der erstere seit dem Baue des Kraftwerkes am Enzingerboden seine ursprüngliche natürliche Individualität eingebüßt und insbesondere in seinem Flächenausmaß eine wesentliche Vergrößerung erfahren hat, sind auf ihre hydrobiologischen Verhältnisse bisher nicht untersucht worden, wenigstens liegen darüber keine Veröffentlichungen vor, so viel dem Verfasser bekannt ist. Wohl aber hat E. Fugger (1899) eine Karte des Tauernmoossees geliefert, auf der eine Maximaltiefe von 17,2 *m* eingetragen ist. Über die maximalen Tiefen des Dorfersees bestehen keine Angaben. Die beiden Abbildungen (Abb. 3 und 4) sollen wenigstens eine Vorstellung von der Lage und Umgebung dieser zwei Wasserbecken geben, welche dem Begriff „See" im üblichen Sinn entsprechen.

Die Verschiedenartigkeit der Biotope (= Lebensräume) erfährt bei den „Kleingewässern" eine ungeheuere Steigerung; hier wechseln Lebensbedingungen und Leben schier von Standort zu Standort, so daß den Beobachter Überraschung und Enttäuschung in bunter Folge erwarten. Aus dem Bereich des Großglocknergebietes sollen zwei Beispiele dafür Beleg liefern.

Unweit der Glorerhütte am Bergertörl liegen in naher Entfernung vom Steige, der in der Richtung Glatzbach—Leitertal führt, einige Tümpelgewässer; eines von diesen, in einer Höhenlage von etwa 2500 *m* befindlich, wurde vom Verfasser am 21. August 1931 einer Untersuchung unterzogen, und zwar kurz nach reichlichem Schneefall (Abb. 5). Das Becken hat eine Maximalausdehnung von 21 *m* mal 18 *m*, eine Maximaltiefe von 9—11 *cm*. Nach Entfernung des Breischnees kam klares, farbloses Wasser zutage, dessen Temperatur den Umständen entsprechend 0°—2° C betrug. Wie der Inhalt der entnommenen Netzproben bewies, bedeckt den Boden des Tümpels feinster, glimmeriger Sand, vermengt mit äußerst spärlichem vegetabilischem Abfall, der offensichtlich eingeweht ist. Von einer Wasserflora konnte nichts wahrgenommen werden, erst bei der mikroskopischen Durcharbeitung der Aufsammlung zeigte sich, daß das Becken zahlreiche Kugelkolonien der Blaualgengattung *Nostoc* enthielt. Eine charakteristische Auswahl von Formen bildet die Tierwelt; es sind typische Bodenbewohner, voran Fadenwürmer *(Nematoden)* (Fig. 4), dann Borstenwürmer aus

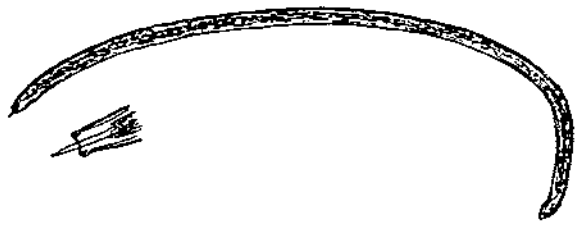


Fig. 4. Fadenwurm *(Nematode)* aus dem Tümpel am Glorerhüttensteig
Nat. Länge = 2,89 *mm*. Nach einer Zeichnung des Verfassers

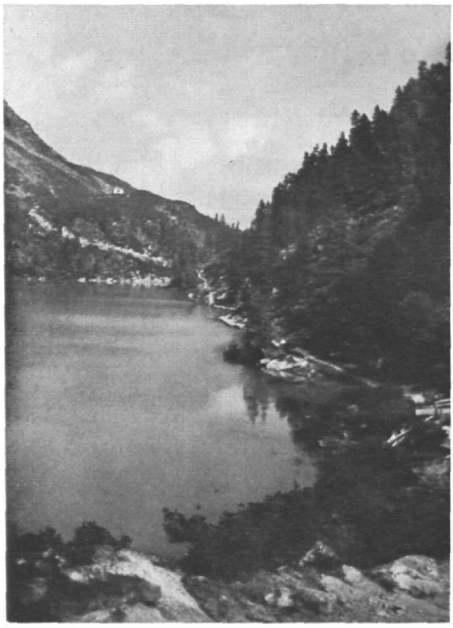


Abb. 1. Der Grünsee

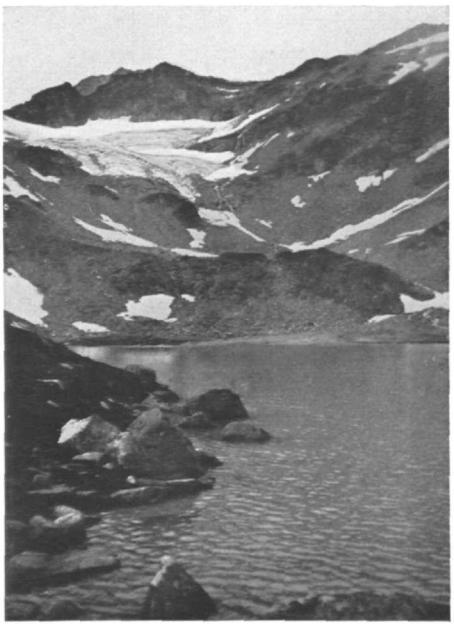


Abb. 2. Der Weißsee

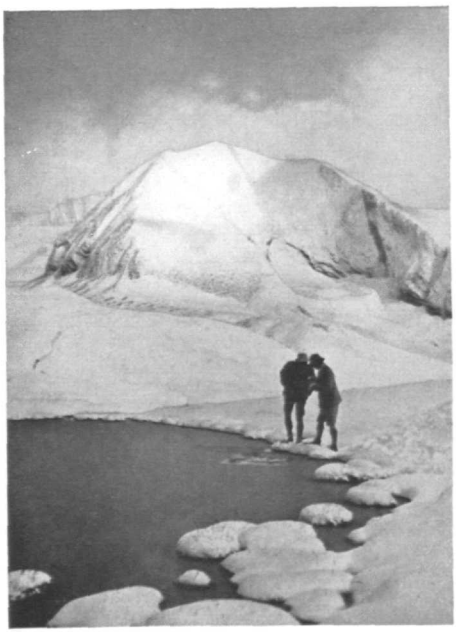


Abb. 5. Tümpel beim Glorerhüttensteig

Abb. 8. Die Eisbodenlacke

Abb. 3. Der Tauernmoossee

Abb. 4. Der Dorfersee gegen das Kalsertauernjoch

Abb. 7. Kleinsee am Salmhüttenweg

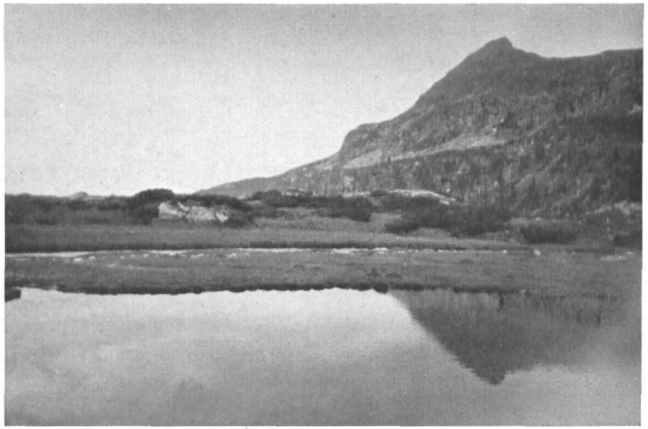


Abb. 6. Die Moorlacke oberhalb der Alpe Französach

der Gruppe der Oligochäten *(Enchytraeus sp.)*, einige befußte Rädertiere *(Rotatorien)*, Harpacticiden *(Copepoden)* und nur wenige, unreife Exemplare eines aus dem freien Wasser stammenden Faunenelementes, nämlich einer Cyclopsart *(? vernalis)*. Die in ähnlichen Standorten häufigen Wasserflöhe *(Cladoceren)*, ebenso die meist allerorts noch anzutreffenden Insektenlarven aus der Gruppe der Zuckmücken *(Chironomiden)* und der Köcherfliegen *(Phryganiden)* fehlen hier gänzlich. Der Tümpel muß als verhältnismäßig steril bezeichnet werden. Es war daher Aufgabe, festzustellen, ob vielleicht besondere Eigenheiten im Chemismus des Wassers vorhanden wären. Zunächst lieferte eine Prüfung auf den pH-Zustand (aktuelle Reaktion) als Ergebnis den Wert 8, d. h. das Wasser reagierte normal alkalisch (der Neutralpunkt ist beim Wert 7). Die Bestimmung auf zu vermutenden Ammoniakgehalt (infolge Düngung durch Weidevieh) ergab ein deutlich negatives Resultat. Nun wurde noch eine Untersuchung auf den Gehalt an Sauerstoff vorgenommen; wie in der Regel bei einem Seichtgewässer in großer Höhenlage und von den beschriebenen Eigenschaften zu erwarten stand, herrschte an diesem für die Atmung der Wassertiere wichtigen Element durchaus kein Mangel, denn es wurde das Bestehen einer über 83prozentigen O_2-sättigung errechnet. Zum Vergleich seien hier Angaben über den Sauerstoffgehalt des Wassers einiger vom Verfasser geprüfter Seichtgewässer angeführt:

Almtümpel a. d. Rax, 1600 *m*, 91—94%ige O_2-sättigung; Almtümpel am Torjoch, 2300 *m*, 79,2—81,5%ige O_2-sättigung; Tümpel am Schrammachkar, 2300 *m*, 106,1%ige O_2-sättigung; Kleinsee im Rosangebiet, 1900 *m*, 103—103,8%ige O_2-sättigung.

Welche Faktoren sind es nun, die für das Fehlen zahlreicher sonst regelmäßig anzutreffender Vertreter aus dem Tierreich im besprochenen Gewässer neben dem Glorerhüttensteig verantwortlich gemacht werden können? Hauptsächlich die folgenden: 1. die ziemlich geringe Wassertiefe; 2. die besondere Armut an Wasserpflanzen und an organischem Abfall; 3. die glimmerig-feinsandige Bodenbeschaffenheit. — Die geringe Wassertiefe in Verbindung mit der Höhenlage schafft einen Milieufaktor, welcher das Vorkommen gewisser Tiere deshalb ausschließt, weil ihnen einesteils nicht der nötige Wasserraum geboten ist, anderenteils das Eintreten wiederholter Austrocknung oder das Abfrieren bis zum Grund die nötige Entwicklungszeit unterbricht. Die Armut an Pflanzen und an vegetabilem Detritus als Nahrungsgrundlage für die Wasserfauna läßt eine reichliche Entfaltung der letzteren überhaupt nicht möglich erscheinen. Die glimmerig-feinsandige Beschaffenheit des Bodensedimentes bildet an und für sich eine sterile Unterlage, wirkt zudem auch gefährlich auf Bewegungs- und Nahrungswerkzeuge vieler Kleintiere von zarterem Bau. Bei Berücksichtigung solcher Lebensbedingungen ist es verständlich, daß in diesem Tümpel die widerstandsfähigen und anspruchslosen Bodenbewohner aus den erwähnten Gruppen weitaus vorherrschen.

Nun ein zweites Beispiel. Wer im Stubachtal vom Grünsee zum Weißsee aufsteigt, den führt der Weg oberhalb der Alpe Französach (nächst dem „unteren Winkel") auf einer Höhe von rund 1960 *m* an einem Seichtgewässer vorbei, welches auch auf der A. V.-K. eingezeichnet ist. Die Stelle ist sumpfig und verrät sich schon auf Entfernung durch Bestände typischer Sumpfbodenpflanzen (Wollgräser und Binsen); beim Versuch der Annäherung an die Wasserfläche (Abb. 6) sinkt der Fuß da und dort im weichen Torfmoos *(Sphagnum)* ein. Am Tage der Untersuchung durch den Verfasser (22. August 1932) hatte die Wasseransammlung einen ungefähr dreieckigen Umriß, wobei die längste Dreieckseite eine Strecke von 30 Schritten maß; als maximalste Wassertiefen wurden 25 bis 30 *cm* festgestellt; die Temperatur dieser Schicht betrug (um 11 Uhr a. m.) 15,4° C. Das Wasser selbst schien wohl ganz klar, machte jedoch durch den dunkeln Gewässergrund einen dunkelfärbigen Gesamteindruck. Proben des Grundes besaßen eine weiche, schlammige Beschaffenheit, wie sie für sumpfige Gewässer die Regel darstellt. Stellenweise bedeckten den Tümpelboden untergetauchte (= submerse) Moose, zur

Form *Drepanocladus exannulatus* und zu einer Sphagnum spezies gehörig *(determ.* J. Baumgartner). Man durfte demnach sozusagen prima vista auf einen humusreichen Moortümpel schließen. Die Prüfung auf die Alkalinität und auf den pH-Zustand des Wassers lieferte denn auch die volle Bestätigung der Vermutung; es ergab die Messung die geringe Härte von 0,644 deutschen Graden und einen pH-Wert von bloß 5,5 (der Neutralpunkt liegt beim Wert 7). Es handelt sich mithin um einen Standort mit äußerst weichem und mit einem deutlich sauer reagierenden Wasser. In diesem scheinbar „toten" Biotop regte sich ein überraschend vielfältiges Leben. Besonders auffällig war das Vorkommen zahlreicher Arten von Wasserflöhen *(Cladoceren)* im Netzplankton, eine Gesellschaft von Formen, wie sie in den Teichen des Tales häufig angetroffen wird *(Acroperus harpae, Ceriodaphnia pulchella, Alona quadrangularis-affinis, Alonella nana, Chydorus sphaericus)* (Fig. 5), aber auch in den Seen des Hochgebirges vereinigt sein kann. Gegen diese Gruppe traten die Hüpferlinge *(Copepoden)* stark zurück, d. h. es waren zur Zeit überhaupt nur Jugendstadien einer Cyclopsart in größerer Anzahl und wenige Exemplare bodenbewohnender Harpacticiden festzustellen. Zahlreiche Larven einer Zuckmückenart *(Chironomiden)* und ebensoviele Häutungsreste von den gewöhnlichen Mückenlarven *(Culiciden)* schaffte der nahe am Boden des Tümpels geführte Fang zutage. Zwischen dem organischen Zerreibsel und dem mineralogenen Detritus kamen noch weitere Vertreter der Kleintierwelt zum Vorschein, so einige Würmchen aus der Gruppe der Oligochäten, einige Rädertiere (z. B. *Catypna luna)* und in großer Zahl die zierlichen Gehäuse bodenbesiedelnder Urtiere *(Difflugien)*. Endlich konnten auch Kaulquappen und jugendliche Exemplare des Grasfrosches *(Rana temporaria)* gesichtet werden, dessen Auftreten an den Ufern alpiner Hochgebirgsgewässer nicht selten ist. — Bei der angegebenen Reihe nachgewiesener Tiere handelt es sich etwa nicht um charakteristische „Leitformen" für den moorigen Gewässertypus, sondern vielmehr um sogenannte eurytope oder besser euryione Vertreter, was so viel besagt als, daß dieselben unter recht verschiedenartigen Standortseigenheiten zu leben imstande sind; daß aber andererseits das saure und weiche Wasser das Vorkommen mancher Tiere ausschaltet, darüber kann kein Zweifel herrschen; dieses n e g a t i v e Merkmal in der hydrobiologischen Charakteristik der Moor-

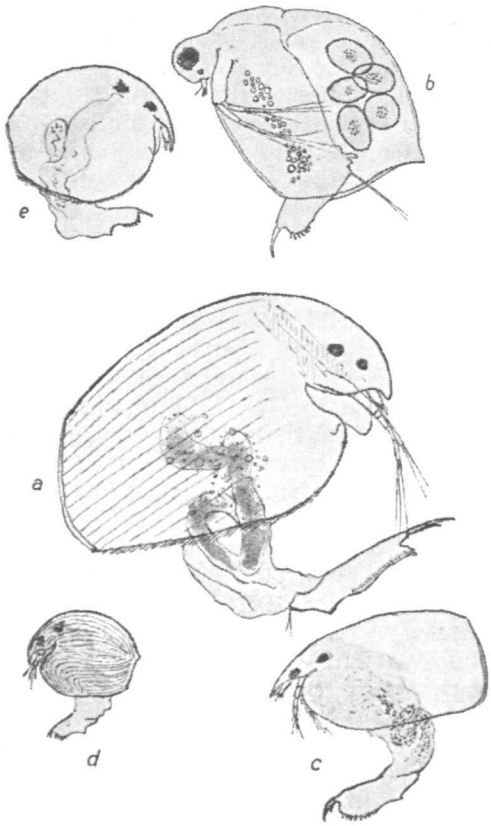


Fig. 5. Wasserflöhe *(Cladoceren)* aus der Moorlacke oberhalb der Alpe Französach

a = *Acroperus harpae*, nat. Länge = 0,72 *mm*
b = *Ceriodaphnia pulchella*, nat. Länge = 0,88 *mm*
c = *Alona quadrangularis-affinis*, nat. Länge = 0,67 *mm*
d = *Alonella nana*, nat. Länge = 0,27 *mm*
e = *Chydorus sphaericus*, nat. Länge = 0,37 *mm*

Nach Zeichnungen des Verfassers

wässer hat Harnisch (1929) eingehend erläutert und u. a. eine Aufzählung der fehlenden Faunenbestandteile gegeben (op. cit. S. 104). Wenn die Anzahl an Tiergruppen und Arten des eben beschriebenen Beispiels in schroffem Gegensatz zur Organismenarmut des Glorerhüttensteigtümpels steht, so dürfen als ausschlaggebende Momente dafür die größere Wassertiefe und zweifellos länger andauernde Wasserführung des Standortes und nicht zuletzt das Vorhandensein von Wasserpflanzen, sowie der an organischem Abfall reiche Gewässerboden angenommen werden.

Eine Art Mittelstellung zwischen den Seen und den stehenden Temporärgewässern nehmen jene Becken ein, die man am besten mit dem Ausdruck „Kleinseen" belegt; ihr Wasserflächenareal bleibt hinter den gewöhnlichen Ausmaßen eines Sees unverkennbar zurück, ihre Tiefenverhältnisse übertreffen die nach Zentimetern zählenden Wasserhöhen der „Laken" und „Tümpel" doch so beträchtlich, daß sie im Sommer weder gänzlich austrocknen, noch im Winter in ihrer gesamten Tiefe abfrieren. Solche Becken sind zwar in ihrer Existenz stetig, unterliegen aber häufig bezüglich ihres Wassergehaltes merklichen Schwankungen. Soviel durch bisherige Messungen bekannt ist, übersteigt die Dicke der winterlichen Eisdecke keinesfalls eine Mächtigkeit von 1—1,5 *m* (vgl. Pesta 1929, Seite 53); demnach hat der „Kleinsee" mit dem „See" im gewöhnlichen Sinn ein wichtiges Merkmal gemeinsam, d. i. das ständige Vorhandensein einer freibeweglichen Wassermasse auch während der Vereisungsdauer; diese freie Wassermasse beschränkt sich beim Kleinsee auf ein wesentlich geringeres Volumen als beim See. Es kann erwartet werden, daß die geschilderten Unterschiede sich auch biologisch auswirken, in jenen Fällen zumindest deutlicher, in denen nicht gerade Grenz- oder Übergangsbeispiele vorliegen (Definitionen und Erläuterungen zu den im Sprachgebrauch recht variablen Begriffen „See", „Weiher", „Tümpel" usw. finden sich bei A. Thienemann 1926, Seite 212; Pesta 1927, Seite 37 und Pesta 1929, Seite 5).

Zwei im hier behandelten Gebiete gelegene Standorte, welche den Kleinseetypus verkörpern, sind vom Verfasser untersucht worden. Das erste Beispiel (Beobachtungsdatum: 20. August 1931) betrifft ein am Weg von der Salmhütte zum Bergertörl, etwa 2620 *m* hoch gelegenes Wasserbecken (auf A. V.-Karte nördlich des „Bairisches Törl" eingetragen (Abb. 7). In wunderschön blaugrüner Färbung dehnt sich seine Wasserfläche zwischen ödem Geröll- und Felsboden über eine Länge von etwa 60 *m* und eine Breite von etwa 20 *m* hin. Das der Verwitterung stark anheimfallende Gestein der Umgebung liefert eine vorherrschend feinsandige Bodenbeschaffenheit der Beckenmulde, deren Uferzonen auf 2—3 *m* gegen die Mitte zu seichten Charakter besitzen, während die Mitte selbst eine Tiefe von 2—3 *m* erreichen dürfte, wie aus der Betätigung des Fangnetzes für Planktonorganismen geschlossen werden kann. Dem Farbton entsprechend ist das Wasser sehr „rein", d. h. nicht durch stickstoffhaltige Substanzen verunreinigt; die Prüfung auf Ammoniak fiel vollständig negativ aus. Seiner aktuellen Reaktion nach (pH-9) stimmt dasselbe mit vielen Seewässern der Alpen, welche meist alkalische Reaktionen zwischen den p-H-Werten 8—9 zeigen, überein. Dasselbe gilt bezüglich der makrophytischen Wasserpflanzen, die in typischen Hochgebirgsseen fast stets fehlen. Hingegen wurde das Vorkommen von Algen (Fadenalgen der Gattung *Spirogyra)* festgestellt. Bei der Abfüllung des Netzrückstandes in das Probenglas bot sich der schon oft wiederholte, doch stets neuerlich überraschend schöne Anblick intensiv blutrot gefärbten Planktons; die Träger des Farbstoffes waren Individuen eines Hüpferlings aus der Familie der *Centropagiden (Diaptomus bacillifer)* (Fig. 6), die hier in großer Menge und zugleich alleinherrschend die tieferen Teile des Beckens bevölkern. Dieser Vertreter der Wassertierwelt zählt zu den charakteristischesten Elementen unserer hochgelegenen Seen und Kleinseen und vermag auch unter der winterlichen Eisdecke auszudauern (Zschokke 1900). Die übrige Tierwelt setzte sich aus folgenden Formen zusammen: Rädertiere (vereinzelt), Zuckmückenlarven (vereinzelt), Fadenwürmer (mehr-

fach), Harpacticiden (mehrfach, jedoch unreif), der Wasserfloh *Chydorus* (mehrfach); die ganze Reihe gehört nicht mehr dem Plankton an, sondern besteht aus mehr oder weniger ausgesprochen bodenbewohnenden Tieren.

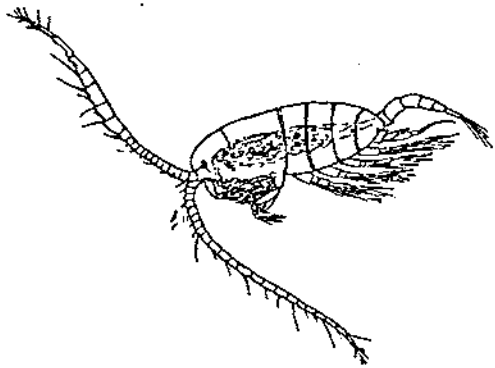


Fig. 6. *Diaptomus bacillifer* (Männchen) aus dem Kleinsee am Salmhuttenweg

Nat. Länge = 1,2 *mm*. Nach einer Zeichnung des Verfassers

Obwohl der Name andere Vorstellungen weckt, so stellt die sogenannte „Eisbodenlacke" am Ausgang des Odwinkeltales (nahe der „Stiege" am Weg von der Rudolfshütte zum Kaprunertörl, Höhe ü. d. M. etwa 2060 *m*, siehe auch A. V.-Karte), welche vom Verfasser am 23. August 1932 untersucht wurde, doch ebenfalls einen Kleinsee im vorhin definierten Sinn dar. Bereits in unmittelbarer Nähe des Uferrandes sind Wassertiefen bis zu 1 *m* nachweisbar, die maximalen Tiefen reichen mindestens auf 2—3 *m* hinab. Die Größe des Beckens mag etwa 70—80 *m* in der Länge und etwa 30—35 *m* in der Breite betragen. Grobes Geröll, Steinplatten und zum Teil mächtige Felsstücke bilden seine Uferumrahmung (Abb. 8) und belegen auch den Gewässerboden, auf dem sich nur stellenweise ein kantiger Feinsand sedimentiert hat. Die Wasserfarbe spielt ins Blaugrüne, ist aber wenig transparent, sondern trüb; dieses schwach milchige Aussehen hat seine Ursache in schwebenden Mineralteilchen; zeitweilig kann ein Aufsteigen von Gasblasen beobachtet werden, zweifellos Luft, welche durch das unterirdisch austretende Zuflußwasser aufgetrieben wird und die am Boden zur Ablagerung gelangte Suspension immer wieder aufwirbelt. Die volle Besonnung des Standortes führt schon in den Vormittagsstunden infolge der nicht sehr erheblichen Tiefe des Beckens zu einer stärkeren Erwärmung des Wassers, als man annehmen würde; am Untersuchungstage zeigte das Thermometer in der Zeit von 9—11 Uhr Wassertemperaturen von 10,5—13,5° C an. Die Prüfung auf die Härte ergab den niedrigen Wert von 0,4 deutschen Härtegraden, was ja dem Gesteinscharakter der Umgebung gemäß ist. Unter Berücksichtigung der Höhenlage über dem Meer (bzw. dem hier herrschenden mittleren Barometerstand) und einer 12,6° C temperierten Wasserprobe aus etwa 30 *cm* Tiefe ließ sich aus der durchgeführten Analyse eine Sauerstoffsättigung des Wassers von 137,9% errechnen (also eine Übersättigung von 37,9%). Das Gewässer enthält z. T. dichte Bestände von Wassermoosen, und zwar die schon früher einmal erwähnte, im Zentralalpengebiet häufige Form *Drepanocladus exanulatus* (*determ.* J. Baumgartner), wie ferner auch zahlreiche Algen im Netzplankton vorhanden waren; außerdem fand sich viel eingeschwemmter vegetabi-

lischer Abfall (Stengel- und Blatteilchen). Die tierische Organismenwelt der Eisbodenlacke setzt sich aus Formen zusammen, die in der folgenden Übersicht nach ihrem Auftreten angegeben sind: Schwimmkäfer *(Coleopteren): Agabus sp.* zwischen den Wassermoosen, zahlreich; Insektenlarven: Zuckmücken *(Chironomiden)*, bodenbewohnend, zahlreich; Köcherfliegen *(Limnophiliden)*, litoral, zahlreich (Fig. 7); Wasserflöhe *(Cladoceren): Chydorus sphaericus*, litoral, massenhaft; Hüpferlinge *(Copepoden): Cyclops vernalis*, planktonisch-litoral, zahlreich; Urtiere *(Protozoen): Difflugia sp.*, bodenbewohnend, zahlreich. Es fällt auf, daß unter den Hüpferlingen die Gattung *Diaptomus*, von den Wasserflöhen die Gattung *Daphnia* nicht vertreten ist; vielleicht liegt hier dem Fehlen dieser Typen die gleiche Ursache wie beim Weißsee („Gletschermilch"!) zugrunde.

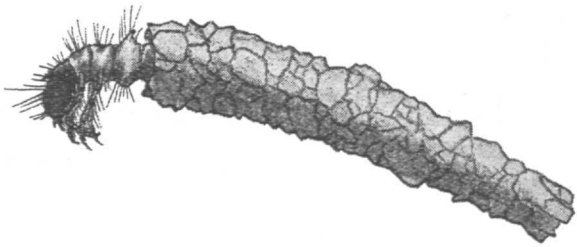


Fig. 7. Köcherfliegenlarve aus der Eisbodenlacke
Nat. Länge = 11 *mm*. Nach einer Zeichnung des Verfassers

Nachtrag

Nach einer schriftlichen Mitteilung, die Herr Privatdozent Dr. H. Gams (Innsbruck) freundlichst an den Verfasser gelangen ließ, beherbergt der Brechlsee, 2144 *m* ü. d. Meere, 10,4 *m* tief) die beiden typisch seenbewohnenden *Crustaceen Daphnia longispina* und *Diaptomus bacillifer*. Von den zwei ebenfalls durch Gams untersuchten Schwarzkarlseen scheint der untere (größere), 2170 *m* ü. d. Meere, 5,6 *m* tief) besonders tierreich zu sein (u. a. Wassermilben, Schwimmkäfer, Insektenlarven, Moostierchen). Beide Schwarzkarlseen enthalten Wasserpflanzenbestände! *(Ranunculus, Potamogeton, Sparganium)*.

Schriftennachweis

(Außer den im Text zitierten Publikationen sind hier noch einige wichtige Schriften aus der Süßwasserkunde zur weiteren Orientierung des Lesers angegeben.)

Brehm V. „Einführung in die Limnologie." Biolog. Studienbücher, vol. X. Springer-Berlin 1930.

Fugger E. „Salzburgs Seen I—IX." In: Mitteilg. Gesellsch. Salzb. Landeskunde, vol. 30, 31, 33, 35, 39, 43, 45, 48, 51. — 1890—1911.

Haempel O. „Fischereibiologie der Alpenseen." Die Binnengewässer, vol. X. Schweizerbart-Stuttgart 1930.

Harnisch O. „Die Biologie der Moore." Die Binnengewässer, vol. VII. Schweizerbart-Stuttgart 1929.

Hentschel E. „Das Leben des Süßwassers." — E. Reinhardt-München 1909.

Lampert K. „Das Leben der Binnengewässer." Tauchnitz-Leipzig 1910.

Lenz Fr. „Einführung in die Biologie der Süßwasserseen." Biolog. Studienbücher, vol. IX. Springer-Berlin 1928.

Löwl F. „Rund um den Großglockner." In: Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., vol. 29, 1898.

Pesta O. „Hydrobiologische Untersuchungen über Hochgebirgsseen der Ostalpen." In: Zeitschrift des D. und Ö. Alpenvereins, vol. 58, 1927.

Pesta O. „Der Hochgebirgssee der Alpen." Die Binnengewässer, vol. VIII. Schweizerbart-Stuttgart 1929.

Thienemann A. „Die Binnengewässer Mitteleuropas, eine limnologische Einführung." Die Binnengewässer, vol. I. Schweizerbart-Stuttgart 1925.

Zschokke F. „Die Tierwelt der Hochgebirgsseen." In: Neue Denkschr. schweiz. Ges. . Naturw., vol. 37. Zürich 1900.

Der deutsche Raum in den Alpen und seine Geschichte

Von Otto Stolz, Innsbruck

Zweiter Teil

(Schluß der Abhandlung im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift)

Inhaltsübersicht

Die Raumbildung des deutschen Reiches und seiner Länder in den Alpen im Mittelalter S. 240. — Wandlungen der Staatsmacht in den Alpen in der Neuzeit S. 248. — Verhältnis zwischen staatlicher Herrschaft und Volkszugehörigkeit in den Alpen S. 255. — Die geschichtliche Eigenart der deutschen Kulturarbeit in den Alpen: Siedlung und Rodung S. 261. — Landwirtschaft, Forstwesen und Bergbau S. 264. — Verkehr, Handel und Gewerbe S. 267. — Geistige Kultur S. 271. — Anmerkungen S. 275.

Die Raumbildung des deutschen Reiches und seiner Länder in den Alpen im Mittelalter

Wir haben im ersten Teile dieser Abhandlung die Ausbreitung der deutschen Siedlung, die Gewinnung deutschen Volksbodens in den Alpen in den räumlichen und geschichtlichen Hauptabschnitten dargestellt. Wir haben schon hiebei öfters auf die enge Verflechtung der volklichen Landnahme mit der staatlichen Herrschaftsbildung hinweisen müssen. Wir wollen nun betrachten, wie die staatenbildende Kraft des deutschen Volkes über das Gebiet der Alpen sich entfaltet, wie der deutsche Staat im Laufe der Geschichte sich dort gestaltet hat.

Die nach der Völkerwanderung entstandenen germanischen Völkerschaftsreiche der Burgunder und Langobarden im Süden, der Alemannen und Bajuvaren im Norden der Alpen haben die politische Einheit, die das Römerreich über die Alpen gelegt hat, vorerst aufgelöst. Diese Reiche verbanden Ebenen und Hügelländer am Fuße der Alpen mit deren zunächst gelegenen Innengebieten. Churrätien und Karantanien, die sich auf das Innere der Alpen beschränkten, waren nur noch kurze Zeit selbständig, gerieten bald in politische Abhängigkeit von den nördlichen Nachbarn. Das Frankenreich hat alle diese Stammesstaaten, zuerst die westlichen — Burgund, Churrätien und Alemannien — im 6., dann die östlichen, Langobardien, Baiern und Kärnten im 8. Jahrhundert sich angegliedert. Das deutsche Kaiserreich vom 10. bis 13. Jahrhundert war auf demselben Gedanken aufgebaut, nämlich von den germanischen Gebieten nördlich der Alpen aus Italien und Rom, die Wiege der Kirche und der christlichen Kultur, zu beherrschen. Die Südrichtung war also in diesem Reiche eine Hauptlinie politischer und kriegerischer Kraftentfaltung, jene nach Westen und besonders nach Osten haben nur die eigentlich großen unter den deutschen Kaisern in wirksamer Weise als ihre Aufgabe empfunden, sonst waren damit nur die benachbarten Herzogtümer und Marken beschäftigt. Die Alpen und ihre Übergänge mußten einem solchen Reiche botmäßig sein, wenn es bestehen sollte, und sie

waren es auch. Die vielen Züge ritterlichen Aufgebotes, welche die Kaiser aus Deutschland nach Italien und wieder zurück geführt haben, zeigten den Alpenbewohnern die lebendige Macht und den Glanz des Reiches. Aber auch ihre eigenen Reisigen sind damals im Heerbanne des Kaisers oft nach Italien gezogen. Diese politische Einheit der Alpen unter der römisch-deutschen Kaisermacht war jedoch nicht so straff wie zur Zeit des altrömischen Reiches und seiner Provinzen, die deutschen Stammesherzogtümer hatten eine bedeutende Selbständigkeit und die Kronen von Italien und Burgund waren eigentlich nur im Verhältnisse der Personalunion mit dem engeren deutschen Reiche verbunden. Die volkliche Sonderart dieser Hauptgebiete zeichnet sich nun in einer für die Folgezeit richtunggebenden Weise ab.

Aber auch die deutschen Stammesherzogtümer haben von dem Süddrang der Kaiserpolitik und deren Streben, auch die Südrampen der Alpenpässe zuverlässigen Händen anzuvertrauen, unmittelbar Raumgewinn gezogen. Die Herzoge von Schwaben erhielten in diesem Zusammenhang seit 916 die Hoheit über Churrätien und seit 1100 über die Grafschaft Cläven (Chiavenna) am Südfuße des Splügen, das alemannische Grafenhaus Lenzburg seit 1140 die Grafschaftsgewalt über Livinen und Blenio, die Quelltäler des Tessin südlich des Gotthard, auch über die Grafschaft Misox, südlich des San Bernardinpasses, ward seit 1020 ein deutscher Graf gesetzt, das Hochstift Chur bekam durch kaiserliche Schenkung die Täler Bergell auf der Südseite des Maloja und Puschlav (Poschiavo) auf jener des Bernina[1]). Den Herzogen von Baiern und dann jenen von Kärnten waren von 952—1120 die Marken Verona und Friaul übertragen.

Andererseits haben die deutschen Kaiser seit dem 11. Jahrhundert wie anderwärts auch in den Alpen die Macht der Stammesherzoge durch Übertragung von Grafschaftsrechten an Bischöfe zu durchbrechen getrachtet. Gerade weil in den Alpen die Straßen zwischen Deutschland und Italien am leichtesten zu sperren sind, waren den Kaisern Bischöfe als Inhaber auch der weltlichen Macht genehm, weil diese von ihrer Einsetzung unmittelbarer abhängig waren als die erblich gewordenen weltlichen Fürsten. So werden nun Chur, Brixen, Trient, Salzburg und Aquileia Sitze geistlicher Fürstentümer; genauer gesagt, als Fürsten galten die Bischöfe schon früher, seit der Zeit der Hohenstaufen werden ihnen durch kaiserliche Verfügungen ausdrücklich herzogliche Hoheitsrechte in ihrem Gebiete zuerkannt. Die landschaftliche Absonderung der alpinen von den nördlichen ebenen Teilen der Herzogtümer Schwaben und Bayern zeigt sich auch darin, daß erstere als die „Montana", d. h. das Gebirge schlechtweg bezeichnet werden. Freilich haben — von Salzburg abgesehen — diese geistlichen Fürsten es nicht verstanden, die Möglichkeiten ihrer politischen Machtentfaltung festzuhalten, sie gaben ihre Grafschaften an weltliche Grafen zu Lehen und diese wurden dadurch Träger einer selbständigen Landeshoheit und schränkten die Macht der Bischöfe auf deren Residenzen und die nähere Umgebung derselben ein. So sind die Grafschaften Tirol und Görz zu eigenen Ländern des deutschen Reiches geworden. Die deutschen Kaiser haben aber auch sonst im 12. und 13. Jahrhundert gerade in den Alpen den Aufstieg einzelner Grafenhäuser in den herzoglichen Rang veranlaßt und gefördert, so für die Herzoge von Zähringen und die Grafen von Habsburg im Gebiete der späteren Schweiz, die Herzoge von Andechs in Tirol, die Herzoge der Steiermark, die bisherigen Grafen des Traungaues und der Kärntner Mark.

All dies haben die deutschen Kaiser letzten Endes getan, um aus Deutschland die Kräfte zur Beherrschung Italiens zu gewinnen. Aber dieses Streben scheiterte am Erwachen des Selbständigkeitsgefühles der Lombardei, deren Bevölkerung gerade durch die Zufuhr germanischen Blutes gestärkt worden war.

Seit dem Ende der Hohenstaufen war das Kaisertum in Italien nur mehr ein

Schatten seiner früheren Bedeutung. Die Alpen, genauer gesagt ihr südlicher Rand, wurden für das staatliche Leben Europas nun ein Gebiet der Scheidung und des Gegensatzes, nur für den Verkehr und die Kulturübertragung blieben sie auch weiterhin ein Verbindungsglied, das um so auffallender wirkt, als nur wenig gut gangbare Wege über die dem Fremden sonst unwirtlichen Hochgebirge ziehen. Aber die politische Wirkungsfähigkeit des deutschen Alpengebietes geht nun fast ausschließlich auf die Länder oder Territorien über, die zwar noch immer im Rahmen des Römisch-Deutschen Reiches stehen, aber nach innen und außen staatlich und politisch tatsächlich selbständige Körper bilden. Für die räumliche Entfaltung dieser neuen alpinen Staatsgebilde, Länder also im politischen Sinn, ist zu beachten:

1. Ihre Ausdehnung rein nach der Flächengröße.
2. Ihr Verhältnis zum orographischen Bau der Alpen und deren Abdachungen.
3. Ihr Verhältnis zu den benachbarten Ebenen vor den Alpen.

Bei der starken Gliederung, die die alpine Landschaft infolge der vielen hohen Gebirgszüge hat, könnte man meinen, daß die staatliche Zersplitterung hier seit dem Hochmittelalter besonders weit hätte gedeihen können, etwa in dem Maße, wie im westlichen Deutschland zu beiden Seiten des Rheins. Das ist nicht der Fall. Im Gegenteil bilden sich aus der Auflösung der Stammesreiche in den Ostalpen ziemlich rasch neue, flächengroße Landesfürstentümer, nämlich die Herzogtümer Österreich unter und ober der Enns, die frühere Ostmark, das Erzstift Salzburg, die Grafschaft Tirol, die alle im 12. und 13. Jahrhundert aus dem Gebiete des bairischen Stammesherzogtums hervorgegangen sind, ferner das Herzogtum Steiermark, das sich vom Herzogtum Kärnten abgespalten hat, während letzteres nur den südwestlichen Teil seines alten Gebietes behauptete. Im 14. Jahrhundert wurden diese Länder — abgesehen von Salzburg — durch das Haus Österreich bereits wieder zu einer neuen staatlichen Vereinigung gebracht. Westlich des Arlberg war allerdings die territoriale Zersplitterung größer, der Zusammenschluß der Schweizerischen Eidgenossenschaft ist erst im 14. und 15. Jahrhundert erfolgt. Vorher hat es eine Zeitlang den Anschein gehabt, als ob das gesamte deutsche Ost- und Westalpengebiet unter einem Herrscherhaus, nämlich Habsburg-Österreich, vereinigt würde. Dies hat der Widerstand, den die Landsgemeinden der Urschweiz gegen ihre Unterordnung unter die Landeshoheit der Grafen von Habsburg geleistet haben, vereitelt. Diese erfolgreiche Abwehr einer Entwicklung, die sonst fast überall durchgedrungen ist, geht auf verschiedene Ursachen zurück, auf das starke Fortleben der alten Markgenossenschaften in jenem Gebiete, auf das Vorbild der reichsfreien Städte im benachbarten alemannischen Gebiete und in der Lombardei. Aber auch der Umstand, daß die Grafen von Habsburg, nachdem sie einmal Herzöge von Österreich geworden waren, trotz ihrer Herkunft dem alemannischen Gebirgslande als Fremde, ihre Beamte als Diener fremder Herren erschienen, dürfte stark mitgespielt haben. Die Ausbildung der Landeshoheit ist auch sonst nur Dynasten gelungen, die inmitten des betreffenden Landes selbst und mit dem Nachdrucke ihrer persönlichen Erscheinung gewirkt haben. In den Kämpfen zwischen der alten Schweiz und Habsburg verstand das bäuerliche Aufgebot der ersteren das gebirgige Gelände weit besser für sich auszunützen als die österreichischen Ritterheere, deren Angehörige allerdings größtenteils aus mehr ebenen Gebieten stammten.

So sind von dem Alpengebiet, das die Alemannen besiedelt haben und das dem Herzogtum Schwaben bis zu dessen Aufhören um die Mitte des 13. Jahrhunderts unterstanden hat, unter Österreich nur die Herrschaften „Vordem Arl" geblieben, die früher dem Hause der Grafen von Bregenz und Montfort gehört haben und an Österreich im Kauf- und Erbswege gelangt sind. Sie erhielten seit dem 16. Jahrhun-

dert unter der oberösterreichischen Regierung zu Innsbruck eine eigene Mittelstelle, das Oberamt Bregenz, und, was weit wichtiger war, eine eigene landständische Vertretung. In dieser Zwitterstellung verharrte Vorarlberg als ein nur bis zu einem gewissen Grade selbständiges Anhängsel von Tirol, versuchte bereits 1848 ein eigenes Kronland des Kaisertums Österreich zu werden, erreichte aber dieses Ziel erst bei der Umformung Österreichs im Jahre 1919. Sicherlich hat zu dieser Entwicklung außer der besonderen geographischen Lage des Landes jenseits des Arlberges und der Abdachung zum Rhein die stark auf Eigenleben bedachte alemannische Volksart von Vorarlberg Anlaß gegeben. Die Grafschaft Tirol, deren Hauptgebiet bajuvarischer Besiedlung ist, hatte nur im äußersten Westen, im Außerfern, den Tälern von Ehrwald, Reutte, Bils und Tannheim ausgesprochen schwäbisches Siedlungsland sich angegliedert, zum Teil seit dem 13., zum Teil seit dem 15. Jahrhundert. Das Allgäu, das alemannische Gebirgsgebiet westlich des Lech und zu beiden Seiten der Iller, war als ein Teil des alten Herzogtums Schwaben später in politischer Hinsicht sehr zersplittert, neben reichsunmittelbaren Gebieten von Grafen, Rittern, Stiftern und Städten besaß hier das größte Territorium das Hochstift Augsburg, erst 1803 kam alles unter die Krone Bayern, die ja seit damals zu ihrem bajuvarischen Stammlande außer jenem schwäbischen auch ausgedehnte fränkische Gebiete gewonnen hat. In letzter Zeit hörte man manches über großschwäbische Bestrebungen im Allgäu, in einer gewissen Hinsicht auch in Vorarlberg, hier im Zusammenhang mit dem österreichisch-deutschen Anschlußgedanken.

Der Raum jener alpinen Territorialstaaten hat zum Bau des Gebirges grundsätzlich zwei verschiedene Beziehungen. Entweder beschränkt das einzelne Land sich ganz oder vorwiegend auf eine Hauptabdachung des Gebirges oder es vereinigt zwei oder auch drei derselben. Die Verbindung bilden dann gewisse Paßwege, daher spricht man von Paßländern und Paßstaaten. Diese entwickeln sich in den Alpen hauptsächlich in der Nord-Süd-Richtung, deren allgemeine Bedeutung für die Alpen wir ja schon bemerkt haben. Demgemäß ist die politische Gliederung der Alpen hauptsächlich nach den Querlinien ihres Gebirgsbaues erfolgt. Die wirkenden Kräfte haben aber nicht immer auf der nördlichen, sondern mitunter auf der südlichen Seite des betreffenden Landes ihren Sitz gehabt.

So ist das Land Steiermark durch die dynastische Vereinigung der Grafschaften im Traungau und Ennstal auf der nördlichen, mit der Kärntner Mark an der Mur auf der südlichen Abdachung der Alpen gebildet worden, selbst die Mark Pitten auf der Nordseite des Semmering hat seit alters dazu gehört. Der Traungau und das untere Ennstal, wo der namengebende Herrschersitz Steyer liegt, ist Ende des 13., Pitten gar erst im 15. Jahrhundert zu den Ländern Österreich ober und unter der Enns gekommen. Während bei der Steiermark der Ausgang der für den Zusammenfluß wirkenden Kräfte anscheinend ziemlich gleich auf beiden Seiten der Abdachung der Alpen verteilt war, erst nachher das Schwergewicht des Landes ausgesprochen auf der südlichen Seite lag, wurzelt die Grafschaft Tirol von Anfang an auf dieser Seite, im Etschtal von Meran—Bozen, das ja schon mindestens seit dem 7. Jahrhundert in das Herzogtum Baiern und in die deutsche Siedlung einbezogen war, von dort aus wurde im 13. Jahrhundert das Inntal und sogar das obere Lechtal, später (1500) auch noch das oberste Draugebiet, das heutige Osttirol, angegliedert. Doch sei, um Mißverständnissen zu begegnen, betont, daß diese von Süden nach Norden strebende Kraft deutschen Wesens war und daß sie ihrem Ursprung dem Übergreifen des bairischen Stammes von der Nordseite auf die Südseite der Alpen, also einer nord—südlich wirkenden Kraft verdankt. So ist die Grafschaft Tirol ein besonders ausgesprochenes Paßland geworden, weil ihre beiden Abdachungen nach Norden und Süden, am Inn und an der Etsch, im Raume einander annähernd gleichwertig sind, besonders wenn man nur das

deutsch-besiedelte Gebiet von Tirol nimmt, das ja politisch und volksmäßig das Gepräge der Grafschaft bestimmt hat.

Das Land des Erzstiftes Salzburg war und ist zwar hauptsächlich auf die nördliche Abdachung der Alpen beschränkt, aber mit dem Lungau, dem obersten Teile des Murtales, greift es doch über den Hauptkamm der Tauern auf dessen Südseite über, ebenso früher mit dem Gerichte Windisch-Matrei, das erst 1815 mit Tirol vereinigt worden ist, und mit den Gerichten Friesach und Gmünd (im Maltatal) in Kärnten. Kärnten selbst, ein ausgesprochen einheitliches Beckenland der Drau, hat doch zwei kleinere südseitige Paßlandanhängsel gewonnen, das Tal von Tarvis-Pontafel und jenes von Seeberg, ersteres zur Adria, letzteres zur Save gerichtet, seit 1919 beide von Kärnten getrennt. Die richtige südseitige Paßlandbildung für Kärnten wäre die Angliederung größerer Gebiete von Friaul und Oberkrain gewesen, die auch zeitweise im früheren Mittelalter angebahnt war, aber nicht zur Dauer gediehen ist. Das Grafenhaus Görz verband die Landstücke im obersten Draugebiet und Pustertal mit solchen am Isonzo bis zur Adria, es konnte aber die volle Verbindung über Villach und den Predil nicht herstellen. Auch das bereits 1248 erloschene Haus der Herzoge von Andechs herrschte über einzelne Landstücke, Pfeiler sozusagen einer werdenden inneralpinen Landverbindung von Oberbaiern über das Inntal und das Pustertal bis Istrien, daher auch der Titel „Herzoge von Meranien", d. h. das Land am Meere, nicht von Meran an der Etsch.

Dem Hause Österreich gelang es, das ganze östliche Alpengebiet wenigstens nach außen zu einer dauernden politischen Einigung zusammenzubringen, zu einem Länderstaate, wie man diese gegenüber der Selbständigkeit der Länder am besten wohl bezeichnen kann. 1198 wurde bereits das Herzogtum Österreich, die alte Ostmark, mit der Steiermark vereinigt, 1335 mit Kärnten und Krain, Teile von Krain haben die Babenberger schon im 13. Jahrhundert beherrscht, 1382 trat Triest, aus eigenem Gegensatz zu Venedig, unter österreichische Hoheit, 1500 die Grafschaft Görz. Das war eine weitgezogene Nord—Süd-Verbindung durch die ganzen östlichen Alpen von der Donau bis zur Adria. Damit war zur West—Ost-Richtung, die die Entwicklung der alten Ostmark an der Donau geleitet hatte, eben die Nord—Süd-Richtung hinzugetreten und diese Doppelseitigkeit sollte auch in Zukunft das politische Schicksal jenes Ländergebietes gestalten. Es ist dabei wohl zu beachten, daß schon vorher eine Reihe von deutschen Fürstenhäusern, die Herzoge von Kärnten (Eppensteiner und Sponheimer), Andechser, Görzer, Babenberger und schließlich Habsburger gerade in jener Gegend, wo die Alpen am weitesten an die Adria sich vorschieben und in den Karst übergehen, wo aber auch die romanische und die slawische Siedlung ineinander greifen und beide zugleich am schwächsten sind, die territorialpolitische Verbindung vom Norden und Inneren der Alpen an das Südmeer mit seinen Ausgängen in die weite Welt zu schlagen suchten und dies schließlich auch erreicht und 600 Jahre festgehalten haben.

Die staatliche Vereinigung Tirols mit Österreich, die 1363 erfolgte, hat sich zwar auch für die Südpolitik des Hauses Österreich verwerten lassen, aber damals war sie doch wichtiger wegen der Verbindung zwischen seinen ost- und westalpinen Herrschaftsgebieten und, rein räumlich betrachtet, war sie eine Verknüpfung im Innern der Alpen nach deren Längsrichtung. Sie fand ihre unmittelbare Fortsetzung in der Angliederung Vorarlbergs, die bald nachher angebahnt worden ist. Sonst sind verkehrlich und staatlich diese Längsverbindungen in den Alpen meist nicht so wichtig wie nord—südliche Querverbindungen. Der ersteren Art sind etwa noch das Übergreifen Salzburgs vom Pinzgau über die Gerlos ins Zillertal, der Görzer Grafen vom Kärntnerischen Lurngau in das altbairische Pustertal und umgekehrt die Angliederung des oberen Lurngaues oder des Gebietes von Lienz (des heutigen Osttirol) an Tirol.

In den westlichen Alpen war ein ausgesprochenes Paßland der seit dem 14./15. Jahr-

hundert sich bildende Freistaat der Drei Bünde, der spätere Kanton Graubünden. Er hat mit dem obersten Rhein- und Inngebiet auf der Nordseite der Alpen die nach der Poebene gerichteten obersten Talgebiete der Adda, zum kleinern Teil, nämlich das Bergell, Misox und Puschklav (Poschiavo) als gleichberechtigte Glieder, zum größern Teil, nämlich das Veltlin (Valtelina) und Cläven (Chiavenna) seit 1512 als eroberte Untertanenlande verbunden. Seit Napoleon I. (1798) sind die letzteren dieser durchaus italienisch bevölkerten Gebiete von Graubünden abgetrennt und der Lombardei zugeteilt worden. Ähnlich haben die Urkantone der Schweiz durch Eroberung seit 1400 jenseits des Alpenhauptkammes die Täler des obersten Tessin beherrscht, die erst seit 1798 zum eigenen Kanton erklärt wurden. Im Verhältnis zur Größe der Urkantone stellte diese Zugehörigkeit des Tessin eine staatliche Paßvereinigung von räumlicher Gleichwertigkeit dar, im Verhältnis zur Gesamtschweiz ist der Kanton Tessin räumlich ein nur kleines, wenn auch an sich sehr wichtiges Außenglied auf der Südabdachung der Alpen. Viel bedeutender ist ja die doppelseitige Abdachung der Schweiz nach Rhein und Rhone, nach Norden und Südwesten. Der Drang der Urschweiz und der Rätischen Bünde, sich mit ihrer oft erprobten Waffenstärke eine Herrschaft über die jenseitigen, aber unmittelbar benachbarten Täler der Alpen, im weingesegneten Süden einzurichten, ist geschichtlich höchst bemerkenswert, er beweist, daß die nationale Kraft auch unter verschiedenen Verfassungsformen gleichartige räumliche Ziele verfolgt. Denn von fast allen diesen Tälern wissen wir, daß sie bereits seit dem 10. und 11. Jahrhundert von den Kaisern alemannischen Grafen verliehen worden waren (s. oben S. 241). Das Erbe dieser Eroberung besteht heute noch in der staatlichen Zugehörigkeit des Tessin zur Schweiz, wirtschaftlich auch für die deutsche Schweiz heute noch höchst bedeutungsvoll, während im Veltlin an die ehemalige Herrschaft der Bündner nur mehr der private Besitz an Weingütern erinnert, die von ihren schweizerischen Eigentümern noch selbst bewirtschaftet werden[1a]).

Ein besonderes Augenmerk verdient das territorialpolitische Verhältnis von Ländern im Innern der Alpen zu den ihnen zunächst gelegenen Ebenen vor diesen. Wie ich schon andeutete, war im Osten das gesamte Alpeninnere mit dem Vorland an der Donau, Kärnten und Steiermark also mit Ober- und Niederösterreich seit dem 13. und 14. Jahrhundert unter einer Fürstenmacht vereinigt. Von den einzelnen Ländern selbst verbindet die Steiermark einen gebirgigen Teil im Norden mit einer östlichen Randbuchtebene weiter südlich, bei Oberösterreich ist dies umgekehrt. Das Erzstift Salzburg hatte einen beträchtlichen Anteil am ebenen Chiemgau, der heute zu Bayern gehört. Im Westen beruhte das Wesen der Schweiz auf der bundesstaatlichen Vereinigung der großen bäuerlichen Gemeinschaften im Gebirgslande mit den Stadtgebieten im ebenen und hügeligen Mittellande nordwärts bis zum Rhein. Ganz anders war und ist dies in dem dazwischen liegenden Mittelstücke. Hier verblieb das nördliche Vorland meist bis zum ersten Hochgebirgskamm der Kalkalpen beim Herzogtum Bayern bzw. bei den geistlichen Fürstentümern Augsburg und Freising, das Innengebiet der Alpen kam zur Grafschaft Tirol, die mit Graubünden allein ein ausschließlich inneralpines Land darstellt. Obwohl Tirol von 1342—1362 dynastisch mit Oberbayern vereinigt war, gelang es den dortigen Herzogen nicht, die auf der inneren Selbständigkeit ihres Landes eifersüchtig beharrende Tiroler Landschaft für ihre Herrschaft zu gewinnen. Die Vereinigung Tirols mit Österreich verewigte die Trennung, Tirol wollte sich nicht von Bayern, dieses nicht von Österreich mit Gewalt an den Raum des andern anschließen lassen. Versuche, die mehrmals in dieser Richtung von der einen und andern Seite unternommen wurden, scheiterten jedesmal[1b]). Für die Stellung des Deutschtums bedeutet es aber heute eine Schwächung, daß der starke Mittelraum des bairischen Stammes, eben das Herzogtum und spätere Kurfürstentum Bayern von der Außengrenze des bairischen Stammes und damit des

deutschen Volkstums gegen Süden abgeschnitten war. Denn Österreich war ohnedies mit gesamtdeutschen Grenzaufgaben reichlich versehen. Dabei war es noch ein Vorteil, daß das Haus Österreich seine südwestdeutschen Herrschaften mit Tirol zu einem besondern staatlichen Verbande mit Innsbruck als Hauptstadt seit dem Ende des 14. Jahrhunderts zusammengeschlossen hat — die sog. oberösterreichischen Lande und daß diese gesammelte Kraft zur Behauptung des Südrandes von Tirol einschließlich des Gebietes von Trient zur unmittelbaren Verfügung stand. Die in der Geschichte Tirols bekannte Schlacht von Calliano im Jahre 1487, die die Venetianer bei deren Vordringen gegen Trient entscheidend zurückgeworfen hat, wurde gemeinsam von einem tirolischen und vorländischen Aufgebote geschlagen, das die italienischen Berichte jener Zeit kurzweg „das deutsche Heer" nennen.

Zusammenfassend sei noch betont: Bei all diesen paßländischen Bildungen haben wohl deutsche Staatsgewalten italienisch bevölkerte Gebiete auf der Südseite der Alpen sich angegliedert, bilden so einspringende Teile in diesen letzteren Bereich. Umgekehrt sind in das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet die italienischen Staaten nirgends vorgedrungen, sie haben nirgends den Hauptkamm der Zentralalpen erreicht, ja auch jenen der Südalpen nur stellenweise, so haben die obersten Quellgebiete auch der Piave meist nicht zu Venedig, sondern zu Tirol gehört. Anders war es in den Westalpen, hier war durch die Vereinigung der Grafschaften Piemont und Savoyen ein ausgesprochen west-östlicher Paßstaat entstanden, in welchem sich lange Zeit italienischer und französischer Kultureinfluß die Waage hielten, während in politischer Hinsicht jener sicherlich dem Vordringen Frankreichs nach Osten im großen und ganzen eher ein Hemmnis gewesen ist.

Die beiden Staaten, die sich derart durch die Verbindung des Vorlandes und des Innern des deutschen Alpengebietes, aber noch im Rahmen des Römisch-Deutschen Reiches gebildet haben, Österreich und Schweiz, sind ihrerseits für die damaligen Verhältnisse des Reiches zu bedeutenden Machtfeldern erwachsen. Im 14. Jahrhundert stehen die drei Herrscherhäuser Habsburg-Österreich, Wittelsbach-Bayern und Luxemburg-Böhmen im Wettstreit, der Besitz der Grafschaft Tirol und der Mark Brandenburg, der Länder vom roten und vom schwarzen Adler, spielen hiebei in einem gewissen Sinne das Zünglein an der Waage, doch entschied schließlich der Besitz des reichen Böhmen. Erst als die Habsburger beim Aussterben der Luxemburger (1437) die Anwartschaft auf Böhmen und Ungarn übernahmen, wenn diese auch erst hundert Jahre später durchgesetzt werden konnte, hat jenen den unterbrochenen Besitz der römisch-deutschen Kaiserkrone gebracht. Die Schweiz hat im 14. Jahrhundert in entscheidender Weise verhindert, daß bereits damals das Haus Habsburg-Österreich gerade aus seiner gesamtdeutschen Alpenstellung heraus den Aufstieg zur vollen Machtergreifung in Deutschland durchführen konnte. Die Schweiz hat aber auch im 15. Jahrhundert durch ihr urkräftiges Auftreten verhindert, daß zwei romanische Territorialmächte, das italienisch-französische Piemont-Savoyen und das noch weit gefährlichere vorwiegend französische Neu-Burgund sich nach Norden und Osten auf süddeutsches Gebiet erweiterten. Die politischen Schriftstücke der damaligen Leiter der Eidgenossenschaft sprechen deutlich genug das Bewußtsein aus, durch die Kämpfe gegen Burgund und Frankreich „das Reich deutscher Nation" und damit diese selbst zu verteidigen.

Die Länder in den deutschen Alpen hatten zum Teil auch in ihren inneren politischen Verfassungen stark ausgeprägte Eigentümlichkeiten. In den Schweizer Urkantonen und in Graubünden, sowie im Oberwallis und in Appenzell gelangten die bäuerlichen Gemeinden zu voller Staatshoheit, die altansässigen Geschlechter aus ihrer Mitte wurden hier die Träger der Staatsgewalt. Auch in Tirol war der Stand der Bauern am politischen Aufbau des Landes seit dem 13. Jahrhundert beteiligt und blieb es in aller Folgezeit. Er war neben den Stiftern, dem Adel und den Städ-

ten ein Glied der „gemeinen Landschaft", die den Landesfürsten bei der Ausübung der Staatsgewalt verfassungsgemäß beschränkte. Gegenüber den Grundherren gelangte hier der Bauer zu einem erblichen, durch das Landesgesetz geschützten Besitz des von ihm bebauten Gutes, er war persönlich frei, in den Gemeinden und in den Gerichtsverbänden behauptete er eine ziemlich weitgehende Selbstverwaltung und in der Obrigkeit sah er wohl einen Vertreter des Landesfürsten oder der unmittelbaren Staatsgewalt, nicht aber den Träger eines eigenen Herrenrechtes oder einer Patrimonialgewalt. Ähnlich war es auch in Vorarlberg. Wie in der Schweiz war auch in Tirol diese politische Stellung des Bauernstandes an seine Wehrhaftigkeit, Eignung und Übung zu kriegerischem Auftreten gebunden. Während aber dann die Schweizer ihre Wehrkraft in den Sold auswärtiger Mächte stellten, diente der Tiroler nur seinem Lande oder, wenn er außer Landes ging, dem Kaiser, der zugleich sein Landesherr war, und so traf es auch für die übrigen österreichischen Alpenländer zu. In diesen, in Österreich ob und unter der Enns, Kärnten und Steiermark besaß der Bauer sonst keine solche politische Stellung, er war hier wie in den meisten anderen deutschen Ländern bei den Landständen nicht selbst vertreten und der Patrimonialobrigkeit des adeligen Grundherrn unterworfen, meist auch an die Scholle gebunden. Erst der aufgeklärte Absolutismus des 18. und die konstitutionelle Bewegung des 19. Jahrhunderts haben hier den Bauer zum freien und gleichberechtigten Staatsbürger gemacht. Die Verhältnisse in der Schweiz und in Tirol sind aber für die gedankliche Entwicklung und die Anwendung jener Neuerungen nicht ohne Einfluß gewesen.

Wie weit die Natur der Gebirgslandschaft in der inneren Schweiz und in Tirol mitgewirkt haben, schon im Mittelalter eine freiere Stellung der Bauernschaft zu begründen, kann weniger bewiesen als geahnt werden. Wurde der Bauer hier etwa deshalb trotziger und selbstbewußter, weil es die Natur seiner Umgebung war und weil die Wirtschaftsweise im Gebirge mehr den Einsatz persönlicher Geschicklichkeit, Mut und Willenskraft erforderte als in der Ebene? Konnte der Grundherr hier schwerer seine Macht begründen, weil die landwirtschaftliche Nutzung einerseits weiträumiger und andererseits weniger ertragreich, ein Mehrwert aus der menschlichen Arbeitskraft schwerer zu erfassen war als in ebenen Gegenden? Es liegt gewiß nahe, diese Fragen zu bejahen. Wenn in der Urschweiz, in Graubünden und in Tirol der Bauernstand seine Stellung gegenüber Adel und Grundherrschaft im Mittelalter erfolgreich gewahrt hat, so erscheint uns das vom Blickpunkt des 19. Jahrhunderts als demokratisch und fortschrittlich, während die spätere politische Grundrichtung der alpenländischen Bauernschaft sich als konservativ darstellt. Vielleicht war dieselbe auch im Mittelalter mehr bewußt, alte Rechte zu verteidigen als sich neue zu holen, das wesentliche war das ständische Selbstgefühl, mit dem es geschah, und das heute noch in der alpenländischen Bauernschaft als bestes Erbteil ihrer Vorfahren fortlebt.

In der Geschichte der Verwaltung nimmt das Alpenland Tirol eine bevorzugte Stellung ein. Bereits im 13. Jahrhundert hat hier der Landesfürst Meinhard II., vermutlich durch italienisches Vorbild angeregt, eine straffe politische und finanzielle Verwaltung eingeführt, die sich bereits einer sorgfältigen Register- und Buchführung bediente. Die Register- und die Rechnungsbücher der tirolischen Kanzlei und Kammer, die uns von 1288—1340 noch überliefert sind, bilden in ihrer Reichhaltigkeit für die damalige Zeit eine Ausnahmeerscheinung auf deutschem Boden. Die damals für die Landesverwaltung von Tirol geschaffenen Einrichtungen wirkten weiter und haben einen wesentlichen Anteil an den Grundsätzen, nach welchen Kaiser Max I. die Behörden für seine österreichische Hausmacht mit Innsbruck als Mittelpunkt neu organisiert hat. K. Ferdinand I. verlegte bei der weiteren Ausgestaltung dieser Behörden deren Mittelpunkt nach Wien, ihre Einrichtung hat wie früher als Vorbild für die kleineren deutschen Staaten Einfluß gehabt.

Ein richtiger Alpenherrscher ist am Schlusse des Mittelalters Kaiser Max I. gewesen. Er weilte in Tirol häufiger als in seinen anderen und seiner ersten Frau Erblanden, Österreich und Burgund, welche letzteres er übrigens tapfer und mit Erfolg gegen Frankreich verteidigt hat. Er wollte die Schweiz wieder enger an das deutsche Reich binden und dabei auch wohl gewisse Ansprüche seines Hauses auf dortige Gebiete erneuern, was aber beides mißlang und nur das volle Ausscheiden der Schweiz aus dem deutschen Reiche zur Folge hatte. Max I. wollte auch die Ansprüche des Reiches und des Hauses Österreich auf den italienischen Südrand der Alpen durchsetzen und Venedig auf seine Küstenstellung beschränken. Auch das mißlang infolge des Eingreifens Frankreichs. Aber wenigstens konnte Max einige sehr wichtige Klausenstellungen, die das Fürstentum Trient und damit die Grafschaft Tirol sechzig Jahre vorher an Venedig verloren hatte, nämlich jene von Rovereto und Riva zurückgewinnen und mit Tirol vereinigen, ferner auch Ampezzo. Tirol hat Maximilian auch sonst stark erweitert durch das görzische Pustertal und die bisher bairischen Landgerichte Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel im östlichen Unterinntal, die er als eigennütziger Mittler im bairischen Erbfolgestreit gewonnen hatte. Er wollte Tirol, das damals im Glanze seines Bergsegens stand, zum Kurfürstentum erheben, er hat seine Verfassung durch wichtige, im Sinne der alten Landesfreiheiten gelegene Gesetze ausgebaut, er hat auch Grund gelegt zur künstlerischen Ausstattung Innsbrucks mit seiner Residenz, dem Goldenen Dachl, und mit seiner Grabstätte in der Hofkirche. Er hat die Natur des Tiroler Alpenlandes als einer der ersten auch mit seinem Gemüt erfaßt, er fand es wohlig wie einen weiten Bauernmantel, er liebte leidenschaftlich seine Jagdgründe und er würdigte sogar seine Bergwelt als solche und verzeichnete mit Stolz in seinem Gedenkbuch, daß er dort so hoch gestanden sei, wie niemand vor ihm in Europa und wo der Firn sich zwischen Himmel und Erde schiebe.

Wandlungen der Staatsmacht in den Alpen in der Neuzeit

Nach Kaiser Maximilian I. erfährt auf fast drei Jahrhunderte (bis gegen 1800) die staatliche Raumverteilung in den deutschen Alpen selbst fast keine Veränderung mehr. Nur deren politische und staatliche Beziehungen nach außen gewannen eine völlig neue Gestalt. Die sog. deutschen Erblande, das alte Österreich an der Donau und in den Alpen trat nämlich in dauernde dynastische Verbindung mit den Königreichen Böhmen und Ungarn, der Alpen- mit dem Sudeten- und Karpathenraum also und, wo deren innere Ebenen zusammenstoßen, erwuchs aus der Hauptstadt der alten Ostmark, Wien, dank ihrer unvergleichlich günstigen geographischen Lage der Mittelpunkt des neuen Großstaates Österreich. Dieser breitete sich über den Südosten des alten deutschen Reiches aus, wuchs aber über dasselbe hinaus und übernahm, so die Aufgabe der alten Ostmark vergrößernd, den Schutz Europas gegen die Außenfront des Asiatismus. Das deutsche Reich und seine Fürsten und Länder haben Österreich im Kampf gegen die Osmanen und in der Wiedereroberung Ungarns wesentlich unterstützt, andererseits war diese Abwehr auch für den Bestand der östlichen Alpenländer selbst von höchster Notwendigkeit. Österreichs Herrscher trugen weiterhin fast ununterbrochen auch die römisch-deutsche Kaiserkrone und mußten das Reich auch im Westen gegen Frankreichs Eroberungsdrang verteidigen, zugleich auch ihre erblichen Landesherrschaften in Schwaben und Elsaß, letztere gingen hiebei allerdings verloren. Es war ein unentwegter Gegensatz und Kampf zwischen Österreich und Spanien einer- und Frankreich andererseits um die Vorherrschaft und das Gleichgewicht in Europa. Doch war hiebei die Behauptung der Macht in Italien vorerst Sache Spaniens geworden. Erst mit dem Erlöschen des dortigen habsburgischen Herrscherhauses (1700) hat auch dieses Machtziel die seit 1683, der siegreichen Abwehr der Belagerung Wiens durch

die Türken, glanzvoll emporgestiegene Großmacht Österreich übernommen, hierin auch von den Überlieferungen des römisch-deutschen Kaisertums bestimmt. In der äußeren Kraftentfaltung Österreichs trat nun wieder die Südrichtung, die nach Italien zielte, zur Süd—Ost-Richtung, die dem Lauf der Donau folgte, in Konkurrenz. Dieses Zweierlei an Zielen war allerdings selten ausgeglichen und oft sind die wichtigsten und zunächstliegenden Aufgaben der Süd—Ost-Richtung durch blendende, aber leere Aussichten im Süden geschädigt worden. Aus der spanischen Erbschaft gewann Österreich vorerst die Provinz Mailand und damit einen beträchtlichen neuen Anteil am Südhang der Alpen, freilich vorläufig ohne geschlossenen Zusammenhang mit seinem sonstigen Gebiet, denn zwischen Tirol und Mailand schoben sich damals die Staaten Venedig und Bünden (mit dem Veltlin) ein.

An diesen großen europäischen Auseinandersetzungen vom 16. bis 18. Jahrhundert waren die Alpenländer in unterschiedlicher Weise beteiligt, aber im ganzen litten sie viel weniger an ihren Verheerungen wie etwa das ebene Deutschland. Die Schweiz war zwar mit ihren Söldnern in den Heeren Frankreichs stets stark vertreten, aber das Land selbst blieb von den Kriegsläufen verschont, insbesondere auch während des Dreißigjährigen Krieges, in welchem die Schweiz erstmals eine ausgesprochene Neutralitätspolitik, hauptsächlich wegen ihrer eigenen konfessionellen Spaltung, verfolgt hat. Nur in Graubünden fanden damals Kämpfe zwischen französischen und spanisch-österreichischen Truppen statt. Tirol war wohl nach Süden eine wichtige Ausfalls- und Rückhaltsstellung für die österreichischen Heere, hiebei sind die Übergänge, die österreichische Heere unter Georg von Frundsberg 1526 und Prinz Eugen 1701 über die Tridentinischen Alpen unternahmen, besonders bemerkenswert. Das Land selbst wurde außer an den südlichen Grenzen nur dann in Mitleidenschaft gezogen, wenn sich Bayern mit Frankreich verbündete. So hat im Spanischen Erbfolgekrieg 1703 der kriegserfahrene Kurfürst Max Emanuel von Bayern Tirol als Schlüsselstellung in der damaligen Kriegslage erobern und dauernd seiner Herrschaft gewinnen wollen, er erlitt aber hiebei trotz anfänglicher Erfolge von dem tirolischen Landsturm eine vernichtende Niederlage, wobei dieser die bayerischen Heereskörper geschickt während ihres Vorrückens durch die Talschluchten überfiel. Sonst ist Tirol von Norden her nur einmal während des Schmalkaldischen Krieges (1552) von einer feindlichen Heeresmacht durchzogen worden, der ganze Dreißigjährige Krieg hat den Nordrand der Alpen nicht überschritten, von Passau abwärts auch nicht die Linie der Donau. Die Einfälle der Türken, die im 15. Jahrhundert bis tief nach Kärnten und in die Obersteiermark gelangt waren, brandeten später an den östlichen Randebenen der Alpen und konnten hier durch die gemeinsame Mitwirkung der österreichischen Länder zum Stehen gebracht werden.

Um so unmittelbarer wurden die Alpenländer im Zeitalter Napoleons I. in den Wirbel der europäischen Kriege gezogen. Die damalige Machtsteigerung Frankreichs hat auch in den österreichischen Alpen die staatlichen Verhältnisse völlig umgestaltet, unter seinem Schutze gewann das neue Königreich Bayern vorübergehend einen großen Anteil an den Alpen, nämlich Salzburg, Vorarlberg und Tirol, letzteres seit 1810 südwärts nur bis Meran und Klausen, während der weitere Süden mit Bozen damals erstmals unter ein Königreich Italien, das östliche Pustertal, Oberkärnten und Krain zu den illyrischen Provinzen gekommen sind, die unter französischer Verwaltung standen und zur Mehrheit von Slawen bewohnt waren. Die alten Länder Tirol und Kärnten waren also völlig zerteilt. Die Siege der alten Monarchien, mit denen sich zum Endkampfe gegen Napoleon die bisher wenig bekannte Kraft des rein völkischen Bewußtseins verbunden hatte, die Auseinandersetzung zwischen den Großmächten Europas, entschied auch über die Verhältnisse in den Alpen. Die Erhebung des Landes Tirol 1809, augenblicklich fruchtlos, ist geschichtlich doch bedeutsam als

die Regung eines Alpenlandes, aus eigener Kraft sein Schicksal zu gestalten, wirkte auch anfeuernd auf den nationalen Geist im weiteren Deutschland.

Hatten auch die Tiroler Kämpfer von 1809 vor allem den Bestand des eigenen Landes und dessen besondere Verfassung, die Zugehörigkeit zum Kaisertum Österreich als Gewährleister beider im Auge, so waren sie sich doch auch bewußt, daß sie gegen „den Erbfeind der deutschen Nation" streiten und daß die Untertanen der damals mit Napoleon verbündeten deutschen Staaten ihre „deutschen Brüder" seien, welche vom rechten Weg abgeirrt wären. Daß der jugendliche Feldschreiber Andreas Hofers, Josef Ennemoser aus Passeier, im Jahre 1813 in der Lützower Freischar eine Abteilung von Tirolern befehligte, als Freund Theodor Körners ihm die Augen zugedrückt und für seine Waffentaten das Eiserne Kreuz erhalten hat, ist ein besonders eindrucksvolles Merkzeichen für den Zusammenhang der Erhebungen von 1809 und 1813. Einige führende Köpfe des Tiroler Aufstandes von 1809 dachten auch an die Errichtung eines freien „Alpenbundes" von der Schweiz bis zur Steiermark[2]).

Die Neuordnung von 1814/15 brachte Österreich wieder die alte Stellung und vergrößerte diese in reichem Maße. Das Gebiet der geistlichen Fürstentümer, die bisher in den östlichen Alpen bestanden hatten, Salzburg, Brixen und Trient wurde Österreich unmittelbar einverleibt, überdies mit den betreffenden Provinzen die venetianischen und lombardischen Alpen, letztere vermehrt um das bisher bündnerische Veltlin, also fast die gesamten Ostalpen. Außerhalb blieb von diesen nur die rätischen (bündnerischen) Alpen und der Nordrand der Nördlichen Kalkalpen, den das Königreich Bayern schon ein Jahrzehnt vorher durch Zuweisung der kleinen geistlichen Fürstentümer Augsburg (mit dem Allgäu), Freising (mit Werdenfels) und Berchtesgaden erhalten hat. Merkwürdig übrigens, wie der Anteil des heutigen Staates Bayern am eigentlichen Hochgebirge so gut wie ausschließlich auf jene geistlichen Fürstentümer zurückgeht. Die Regierung Österreichs unter Kaiser Franz I. hat auch die Länder Tirol und Kärnten wieder hergestellt und ersteres um ehemals geistliche Gebiete stark vergrößert; Salzburg hat erst damals endgültig Windisch-Matrei, Zillertal und Brixental an Tirol kraft kaiserlichen Machtspruches abgegeben, übrigens hat die Bauernregierung Andreas Hofers 1809 dasselbe verfügt. Aber sonst ließ die österreichische Regierung seit 1815 die alten Alpengrenzen ihrer italienischen Provinzen und damit der im italienischen Sprachgeiste geführten Verwaltung unangetastet.

Seit dem 16. Jahrhundert wandelte sich auch sehr wesentlich das politische Verhältnis der beiden Alpenstaaten zum Römisch-Deutschen Reich. Dieses war zwar ganz allgemein immer mehr ein lockerer Bund von Territorialstaaten geworden, allein bei der Schweiz und Österreich erreichte diese Lockerung einen besonderen, wenn auch keineswegs gleichartigen Grad. Die geographische Betrachtung der Geschichte führt dies wohl auf die besondere Lage der Alpenstaaten gegenüber dem ebenen Deutschland zurück. Gewiß war die Loslösung durch die Randlage gegeben, aber sie hat auch ihre besonderen politischen Gründe und Anlässe. Bei Österreich war ausschlaggebend die Verbindung mit Böhmen und Ungarn, welche die Bildung einer neuen eigenen Großmacht verursachten. Der Schweiz hat der Umstand, daß die ihr feindliche Hausmacht der Habsburger dauernd die deutsche Kaiserkrone und damit die Leitung des Reiches erlangte, die Trennung von diesem nahegelegt, die Verbindung mit den romanischen Gebieten ist hiefür wohl weniger wirksam gewesen.

So hat die Schweiz nach neuem Krieg und Sieg tatsächlich durch den Basler Frieden von 1500, formell durch den Westfälischen Frieden 1648 sich vom Deutschen Reiche losgesagt und ihre Unabhängigkeit zwischen den Großmächten durch eine Politik strenger Neutralität zu erhalten gesucht. Der Einbeziehung in das Staatensystem der französischen Republik haben zwar die konservativen Kräfte der Schweiz seit 1790 bewaffnete Gegenwehr geleistet, wurden aber durch die Übermacht überwältigt.

Die südlichen Alpengebiete, das Veltlin und Tessin, vereinigte Napoleon mit dem Königreich Italien, das Wallis mit Frankreich, die übrige Eidgenossenschaft geriet in enge Abhängigkeit von ihm. An seinem Feldzug nach Rußland 1812 waren nicht nur mit dem bayerischen Heere zahlreiche Leute aus Tirol, Vorarlberg und Salzburg, sondern auch eine beträchtliche Schweizer Abteilung beteiligt, die alle in gleicher Weise auf ein Zehntel ihres Standes aufgerieben wurden. 1815 erlangte die Schweiz ihre Wiederherstellung abgesehen vom Veltlin und die förmliche völkerrechtliche Anerkennung ihrer Neutralität. Dieser Abschluß einer schon seit langem befolgten Richtung sowie die enge Verbindung der deutschen mit den romanischen Kantonen bewirkte, daß sich das schweizerische Staatsgefühl mit der Zeit zu einem eigentlichen Nationalgefühl gesteigert hat. Zwar schätzen und halten die deutschen Schweizer allgemein ihre deutsche, besonders alemannische Muttersprache, Abstammung und Volksart hoch und manche, gerade geistig führende Männer betonen auch die Auffassung, daß die deutsche Schweiz eine, wenn auch sehr selbständige Teillandschaft des allgemeinen deutschen Geistes- und Kulturlebens bilde. So heißt es am Schlusse einer solchen Betrachtung: „Die deutsche Schweiz ist im Nehmen und Geben ein vollwertiges Glied des deutschen Kulturkreises[3]." In politischer Hinsicht betrachten sich aber die Schweizer mit der deutschen Gesamtnation nicht als irgendwie schicksalsverbunden. Dieses Gefühl findet mitunter einen sehr starken Ausdruck, der auch die kulturelle Gemeinsamkeit zu leugnen scheint, eigentlich aber doch wohl nur politisch gemeint ist. Als kürzlich ein Werk über die Länderkunde Deutschlands auch die deutsche Schweiz mit einbezogen hat, erklärte ein dortiger Vertreter dieses Faches: „Unter Deutschland verstehen wir das Deutsche Reich. Die Schweizer sind ein deutschsprachiger Volksstamm, aber man kann sie nicht als Deutsche bezeichnen[4])." Wenn also die Schweizer das unbedingte staatliche Sonderdasein ihres Landes gegenüber dem Deutschen Reiche betonen, so haben andere in der letzten Zeit auch die Stimme dahin erhoben, daß die Schweiz auf der Hut sein müsse, nicht in die politische Gefolgschaft Frankreichs zu geraten, ein Werkzeug der auf die Beherrschung Europas gerichteten Pläne dieser Macht zu werden[5]).

Österreich hat auf Grund seiner im 14. Jahrhundert gefälschten, dann aber doch bestätigten Hausprivilegien seine formellen Pflichten gegenüber dem Reich herabgemindert, das Reichskammergericht und wichtige Reichsgesetze, wie die Religionsbestimmungen des Westfälischen Friedens galten für die deutsch-österreichischen Erblande nicht. Bald sprach und schrieb man in Österreich vom „Reiche" wie von etwas Außenstehendem. Das ist um so auffallender, als durch vier Jahrhunderte das österreichische Herrscherhaus die römisch-deutsche Kaiserkrone getragen und das Reich zur Bekämpfung der Türken oft um Steuern und Mannschaft angegangen hat. Die bereits erwähnte Bildung einer selbständigen Großmacht Österreich bedeutete ein stetiges Hinauswachsen derselben aus dem Rahmen des Reiches, besiegelt wird das durch die Erklärung Österreichs zum erblichen Kaisertum, die zeitlich mit der formellen Auflösung des Römisch-Deutschen Reiches zusammenfällt (1804 und 1806). Dennoch haben Österreich, sein Herrscherhaus und seine Regierung, die führenden Schichten seines wirtschaftlichen und kulturellen Lebens wie früher auch weiterhin der Nation nach als deutsch gegolten und wollten es auch sein. Dem 1815 in Erinnerung an das alte Reich neu gestifteten Deutschen Bunde gehörte auch Österreich als führende Macht an, staatsrechtlich aber nur mit den altösterreichischen Erbländern und den Ländern der böhmischen Krone. Die Unterschiede zwischen Volks- und Staatszugehörigkeit, der Begriff der Nationalität haben sich zuerst auf dem Boden Österreichs seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts schärfer herausgebildet. Es ist wohl hie und da von einzelnen Personen befürwortet worden, eine eigene österreichische Nationalität durch Abspaltung von der deutschen Nation und durch eine gewisse geistige und physische Vermengung mit den anderen Nationalitäten des österreichischen Staates aufzubauen,

allein das ist nie eine wirkliche Tatsache geworden, vielmehr wird das Deutsch-Österreichische wohl als eine Abart des allgemein Deutschen gefühlt, wie dies bei anderen Stämmen und Landschaften Deutschlands auch der Fall ist, nicht aber als eine eigene Nationalität. Die Alpenländer lehnen aber gerade wegen ihrer eigenen Sonderart ein Aufgehen in einem allgemeinen Österreichertum ab und haben dadurch zu diesem Festhalten an einem allgemein deutschen Bewußtsein in Österreich beigetragen. Der Ausdruck „Deutsche Alpen" hat sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts für jene Teile der Alpen, die staatsrechtlich zum Deutschen Bunde zählten, eingebürgert, während die deutsch-schweizerischen Alpen unter jene Bezeichnung nicht einbezogen wurden.

Hat auch 1866 der staatsrechtliche Zusammenhang zwischen den österreichischen Alpenländern und dem Deutschen Bunde aufgehört, so stellte das Bündnis von 1879 doch wieder eine, wenn auch befristete Abwehrgemeinschaft zwischen dem neuen Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn wieder her. Gewiß haben auch nach 1866 die kirchlich und eng dynastisch gesinnten Kreise in Österreich, darunter gerade auch in den Alpenländern, den Sieg der protestantischen Staatsmacht Preußens über die katholische Österreichs im Innersten nicht verschmerzen können und diesen Gegensatz besonders in der Richtung betont, daß eine neuerliche engere Verbindung zwischen dem deutsch-österreichischen Gebiete und dem Reiche unter preußischer Führung für alle Zukunft unmöglich sei. Diese katholisch-konservative Richtung stellte sich auch in scharfen Gegensatz zur deutschnationalen, die in Österreich seit 1880 zur Zurückdrängung der slawischen Vorherrschaftsbestrebungen entstanden war und in den Städten der Alpenländer die Führung gewann. Aber auch in deren bäuerlichen Kreisen hat die konservative Partei seit 1905 ihre bisherige Stellung an eine andere, ihr sonst nahestehende Richtung, die christlich-soziale verloren, nicht zum wenigsten wegen der slawenfreundlichen Haltung der Konservativen.

Nachdem die nichtdeutschen Nationalitäten 1918 das alte Reich verlassen hatten, entschied sich Deutschösterreich mit dem übergroßen Teil seiner Bevölkerung und allen seinen politischen Parteien und Vertretungen für den Anschluß seines Gebietes an das Deutsche Reich in Form eines eigenen Gliedstaates desselben. Hiebei war in erster Linie gewiß die Stimme des völkischen Bewußtseins maßgebend, das eben stets vorhanden war und bisher nur mit Rücksicht auf stärkere geschichtliche Verhältnisse nicht jene Folgerung gezogen hat. Damit ging Hand in Hand die Absicht, sich wieder — wie man es bisher gewohnt war — an einen größeren staatlichen Körper anzuschließen, der einerseits wirtschaftlichen Bewegungsraum und andererseits die Sicherheit des ererbten Gebietes und seiner nationalen Kultur bieten könne. Die westlichen und inneren Alpenländer Österreichs standen in dieser Auffassung keineswegs hinter den anderen zurück, sie haben sie vielmehr mit noch größerer Bestimmtheit betätigt; im Jahre 1921 sind in Tirol und Salzburg von den dortigen Landesregierungen gegen den Willen der Bundesregierung, die gerade in Kreditverhandlungen mit Frankreich stand, amtliche Volksabstimmungen veranstaltet worden, die mit überwältigender Mehrheit (97 v. H.) für den Anschluß ausfielen. Die Siegermächte des Weltkrieges haben seither die Verwirklichung dieses Volksentscheides verhindert, in der letzten Zeit ergaben sich dagegen auch unerwartete innere Hemmnisse, aber auch die gegenwärtigen Träger der Regierungsgewalt in Österreich betonen dessen Verbundenheit mit dem Gesamtdeutschtum.

Der große Zug der europäischen Geschichte, ideenmäßig schon vorher eingeleitet, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in die Wirklichkeit strebend, ist die Herstellung nationaler Staaten, mit andern Worten die tunlichste Ausgleichung von Volkstum und Staatsgemeinschaft. Das hat auch auf die staatliche Raumgestaltung der Alpen stark eingewirkt. Österreich verlor mit der Bildung des neuen Königreiches Italien seine bisherige alleinige Herrschaft am Südhang der Ostalpen. Allerdings hat nicht

die Kraft Italiens die Vertreibung Österreichs aus der Lombardei und Venetien entschieden, sondern die geschickte Ausnützung der Gegensätze zwischen Österreich und Frankreich als europäischer und zwischen jenem und Preußen als deutscher Großmächte (1859 und 1866). Schon die italienischen Humanisten des 16. Jahrhunderts haben die Alpen und deren Hauptkamm als die natürliche Schutzmauer Italiens bezeichnet und der Wortführer der nationalen Bewegung im Italien des 19. Jahrhunderts, Mazzini, die Einverleibung jener in den neuen Nationalstaat bis zur Wasserscheide gefordert. Über das Deutschtum Südtirols ist man hiebei mit der Phrase hinweggegangen, daß es ein Eindringling auf italienischem Boden sei und kein Anrecht auf nationale Selbstbestimmung besitze. Damit war eines der Ziele gegeben, mit dem Italien im Jahre 1915 an der Seite der Entente in den Weltkrieg getreten ist. In einer bisher für unmöglich gehaltenen Weise wurden außer den Tälern und Päßen auch die Hochgebiete der Alpen in die unmittelbaren Kriegshandlungen einbezogen, über die höchsten Gipfel und Kämme des Ortlers, der Dolomiten und Karnischen Alpen die geschlossene Verteidigungslinie gelegt. Das Zusammenwirken der westlichen Weltmächte, insbesondere der Eintritt Amerikas hat schließlich den Krieg an der Alpenfront entschieden, Italien hat hiezu aus eigener Kraft nicht allzuviel beigetragen. Das Waffenstillstandsangebot der entscheidenden Macht, eben Amerikas, hat für die neue Abscheidung des italienischen und österreichischen Staates „die klar erkennbaren Linien der Nationalität" erklärt. Volksboden und Staatenraum sollten sich hier künftig decken. Allein die italienischen Diplomaten verstanden es, die Schiedsrichter Europas über die Ausbreitung des Deutschtums auf der Südseite der Alpen zu täuschen und so mußte Südtirol ungefragt unter das italienische Joch. Die Wasserscheide ward durch das Friedensgebot von 1919 zur Staatsgrenze Italiens bestimmt und, wo dies für letzteres günstig war, auch etwas mehr, so bei Innichen, der ältesten bairischen Klostergründung im Innern der Alpen, so auch beim bisher kärntnerischen Tal von Tarvis-Pontafel, einem alten Feld bambergischer Siedlung. Italien hat damit den gesamten südlichen Abfall der Alpen — im Westen und Osten — unter seiner Staatshoheit vereinigt. Nur der Kanton Tessin und die kleineren bündnerischen Täler auf der Südseite der Alpen (Misox, Bergell und Puschlav) machen eine Ausnahme. Es hieße das Wesen des italienischen Nationalismus verkennen, wollte man glauben, daß dieser auf jene Gebiete nicht ebenso ein Auge geworfen hat, wie früher auf Trient, Görz und Triest, besteht ja die Bevölkerung des Tessin zu ein Fünftel aus neu zugewanderten Reichsitalienern. Immerhin besitzt die Schweiz zur Abwehr eine gute Rüstung und Italien kaum eine Möglichkeit, die Eidgenossenschaft so wie Österreich im Bunde mit anderen Feinden zu überfallen. Die beiden anderen an den Alpen teilhabenden deutschen Staaten, Österreich und das Reich, sind gegenüber dem schwergerüsteten Italien in höchst ungenügender Bereitschaft. So ist gegenwärtig die staatliche Stellung des Deutschtums in den Alpen zerteilt und so schwach, daß sie für einen unternehmenden Angreifer eher Anreiz als Hemmung bietet[6]).

Der Ausgang des Weltkrieges hat auch die Loslösung der Südslawen von Österreich und ihre Vereinigung zum Jugoslawischen Staate unter der Herrschaft der Serben herbeigeführt. Hiebei waren die Gebiete der slowenischen, romanischen und deutschen Siedlung, die räumlich vielfach ineinander greifen, zu scheiden. Wie bereits erwähnt, schnitt hiebei das Deutschtum in Kärnten, dank seiner entschlossenen Haltung, verhältnismäßig günstig ab, indem die Karawanken als Staatsgrenze bis auf das Mießtal gerettet wurden; in Untersteiermark fielen aber stark mit Deutschen bevölkerte Gebiete den Slowenen zum Opfer. In Görz und im Küstenland, sowie im westlichen Krain hat aber der italienische Staat bedeutende Gebiete mit vorwiegend slowenischer Bevölkerung sich angeeignet. Die Deutschen in den Sudetenländern wurden ebenso zwangsweise dem neuen tschechischen Staate zugewiesen,

dem übriggebliebenen Deutsch-Österreich der ersehnte Anschluß an das Deutsche Reich versagt.

So ist durch die Pariser Verträge von 1919 hier in den Alpen- und Donauländern wie anderwärts das führende Prinzip der Geschichte des 19. Jahrhunderts, die Selbständigkeit und das Selbstbestimmungsrecht aller Glieder einer Nation, wohl äußerlich angerufen, aber seine Durchführung zum Vorteile der den Siegern genehmen älteren und neuen Staaten vielfach verletzt worden. Aber gerade das gibt uns — besonders auch hinsichtlich des Schicksales von Deutschsüdtirol — die Hoffnung, daß die Wiedergutmachung dieses Unrechtes wider den wahren Geist der Geschichte noch im Schoße der Zukunft schlummere, daß die Geschichte von Morgen die Geschichte von Gestern wieder berichtigen werde.

Nach der heutigen staatlichen Gliederung verteilen sich im deutschen Alpenraum — Innen- und Voralpengebiet — die Staaten in annähernden Zahlen, die sich auf die Berechnungen von Krebs, Ostalpen Bd. I, S. 296 und 298, und von Früh, Geographie der Schweiz, S. 530 f., stützen, folgendermaßen:

Deutsches Alpengebiet in den Staaten	Flächenraum	Bevölkerung
Österreich	53 000 *km²*	2 250 000
Schweiz	13 000 „	930 000
Bayern	5 000 „	170 000
Italien . . . . . (Südtirol und Tarvis)	9 000 „	250 000
Summe	80 000 *km²*	3 600 000

Um die Bedeutung der Anteile am deutschen Alpengebiet für die betreffenden Staaten annähernd zu erfassen, seien die Zahlen ihrer Gesamtgebiete hier angegeben:

Gesamtgebiet der Staaten	Flächenraum	Bevölkerung
Österreich	84 000 *km²*	6 700 000 (95 % deutsch)
Schweiz	41 000 „	4 000 000 (71 % deutsch)
Bayern	76 000 „	7 000 000
Deutsches Reich	470 000 „	65 000 000
Italien	310 000 „	41 000 000

Der gesamte deutsche, d. h. deutsch bevölkerte Alpenraum — Innen- und Voralpengebiet — hat eine Flächenausdehnung von beiläufig 80 000 *km²* und eine Bevölkerung von 3,6 Millionen, das gesamte geschlossene deutsche Volksgebiet wird (von Arnold Winkler) auf 700 000 *km²* mit 78 Millionen Einwohner geschätzt. Also beträgt der deutsche Alpenraum als Südrand des deutschen Volksgebietes gegenüber diesem etwas mehr als ein Zehntel, seine Bevölkerung etwas weniger als ein Zwanzigstel. Dieses Zahlenverhältnis deutet die geringere Siedlungsdichte des Alpenraumes an, die eine Folge der Unwirtlichkeit der Hochalpengebiete ist. (Näheres darüber im vorigen Band S. 7, hier S. 36, auch eine Kartenskizze über die Ausdehnung und Grenzen der Volks- und Staatsgebiete in den Alpen.)

Nach der engeren Stammes- und Sprachzugehörigkeit verteilt sich die deutsche Alpenbevölkerung auf die einzelnen Staaten wie folgt:

Alpenbevölkerung in den Staaten	Bajuvaren	Alemannen
Österreich	2 080 000	160 000 (Vorarlberg u. Außerfern)
Bayern	100 000	70 000 (Allgäu)
Schweiz	—	930 000
Italien (Südtirol und Tarvis)	250 000	—
Summe	2 430 000	1 170 000

Damit verändern sich die beiden letzten Hauptzahlen etwas gegenüber meiner Angabe im vorigen Bande S. 7, weil mir erst inzwischen die genaueren Berechnungen von Früh für die Schweiz bekannt geworden sind.

Verhältnis zwischen staatlicher Herrschaft und Volkszugehörigkeit in den Alpen

Wie in anderen Gegenden finden wir also auch in den Alpen den Zustand, daß Staatsgewalten, die einer bestimmten Nation angehören, zwar über Gebiete, die von Angehörigen einer anderen Nation besiedelt sind, herrschen, deshalb aber diese nicht ihrer ursprünglichen Muttersprache und Nationalität entzogen und jener ihrer staatlichen Herrscher zugeführt worden sind. Dieses Verhältnis, das eine geschichtliche Vorstufe der heutigen Forderung eines nationalen Minderheitenrechtes bildet, wollen wir nach den entsprechenden räumlichen Abschnitten etwas näher betrachten.

Zuerst Welschtirol[7]). Die Bischöfe und die zahlreichen Adelsgeschlechter deutscher Abkunft, die in deren Lehensdienst seit dem 10. Jahrhundert in Trient und in Aquileia und auch in anderen oberitalienischen Bistümern geherrscht und gewaltet haben, haben die romanische Nationalität dieser Gebiete im ganzen nicht verändert, nur die Ansiedlung einzelner deutscher Bauern begünstigt. Als seit dem 14. Jahrhundert manche romanische, bzw. italienisch bevölkerte Gebiete unmittelbar mit dem Lande Tirol vereinigt und im Dienste desselben vielfach Pfleger und Richter, auch adelige Grundherrn deutschtirolischer Abkunft dort eingesetzt wurden, haben diese wohl auch die Neusiedlung deutscher Bauern und Bürger gefördert, aber diese sind seit dem 17. Jahrhundert zum großen Teile selbst der Verwelschung verfallen, geschweige denn, daß dadurch die welsche Grundbevölkerung jener Gebiete verdeutscht worden wäre. Mit dieser verkehrten die tirolischen Beamten vielmehr meist in deren Muttersprache, diese, die an der reich entwickelten italienischen Schriftsprache einen festen Rückhalt hatte, wird seit dem 16. Jahrhundert auch für den schriftlichen Bedarf der Ämter in dem tirolischen Landesviertel der „Welschen Konfinen" immer mehr verwendet, die Anordnung Kaiser Josefs II., daß dort nur die deutsche Gerichtssprache zulässig sei, wurde nach seinem Tode wieder zurückgezogen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist das Fürstentum Trient, das bisher eine selbständige innere Verwaltung mit lateinischer und italienischer Sprache gehabt hat, ebenfalls unmittelbar mit dem österreichischen Kronlande Tirol vereinigt und dessen Behörden unterstellt worden. Für die damals neu gebildeten Kreise Trient und Rovereto wurde für den Verkehr mit den Parteien, als äußere Amtssprache also, ganz selbstverständlich das Italienische eingeführt, nur für den Verkehr zwischen den Ämtern untereinander und mit den übergeordneten Behörden, als innere Amtssprache also, das Deutsche, doch ist auch dafür später das Italienische vielfach verwendet worden. Es war nämlich in Welschtirol nur ein Teil der Beamten, und

zwar besonders jener für die höhere politische Verwaltung, deutscher Muttersprache, der größere Teil, insbesondere auch im Gerichtswesen, italienischer. Ebenso war die Gemeindeverwaltnug durchwegs italienisch, die Staatsbehörden verkehrten mit den Gemeinden in dieser Sprache, selbst mit den deutschen Gemeinden und Einzelpersonen, die in Welschtirol vorhanden waren und dort wohnten. Die österreichische Staatsregierung von 1815 bis 1848 hatte nicht die leiseste Witterung für die politische Bedeutung dieser Angelegenheit. Sie beherrschte ja die großen italienischen Provinzen der Lombardei und von Venetien und hat vielfach den kulturellen Zusammenhang zwischen diesen und Welschtirol gefördert. Wären die 1815 noch bedeutenden deutschen Inselsiedlungen an der Südgrenze Tirols und an der Nordgrenze Venetiens, die damals von einem italienischen Gewährsmann zusammen auf fast 50 000 Menschen geschätzt wurden, unter eine einheitliche Verwaltung gestellt worden, so hätte sich deren deutsches Wesen für die Zukunft bedeutend kräftigen können. In Wirklichkeit blieben die letzteren Gemeinden im Verbande der Provinz Venetien und sie haben in der Zeit, da diese unter österreichischer Herrschaft stand (1815—1866), mehr von ihrem deutschen Gepräge verloren, als früher unter der Signorie von Venedig. Der einzige österreichische Beamte, der damals von den „Zimbern" etwas wußte, der Tiroler Josef v. Hormayr, ist aus politischen Gründen von Metternich aus Österreich verdrängt worden und hat sich nach Bayern gewendet, der Münchner Gelehrte Andreas Schmeller hat 1833 die erste wissenschaftliche Erforschung der deutschen Mundart der Zimbern geliefert. Die Volksschule und die Mittelschule hatte in Welschtirol das Italienische als Unterrichtssprache. Nur eine eigene italienische Universität fehlte noch, doch sind seit 1866 an der Innsbrucker Universität eigene Vorlesungen und Prüfungen in italienischer Sprache und mit der Zeit mit eigenen Lehrkräften italienischer Nationalität vorgesehen worden.

So war Welschtirol, was den Sprachengebrauch anlangt, nach außen ein italienisches Verwaltungsgebiet, die Bestimmungen der österreichischen Verfassung von 1848 und 1867, daß allen Volksstämmen des Reiches ein Anrecht auf die Pflege ihrer Muttersprache und Nationalität in Verwaltung und Schule gewährleistet sei, hat in Welschtirol in sprachlicher Hinsicht nichts Neues bedeutet. Die politischen Parteien dieses Gebietes forderten aber seit 1848 mehr, nämlich die volle nationale Autonomie, die Errichtung einer eigenen Provinz Trentino (von Salurn südwärts) innerhalb des Kaisertums Österreich[8]). Die politischen Parteien Deutschtirols waren um das Jahr 1900 entschlossen, dieser Forderung im wesentlichen nachzugeben, allein die oberste Staatsgewalt widerstrebte ihr, weil sie befürchtete, daß dadurch Welschtirol völlig dem italienischen Irredentismus ausgeliefert und nur eine Vorstufe zur gänzlichen Losreißung des Gebietes von Österreich geschaffen werde. Auch besorgte man unerwünschte Rückwirkungen auf das Selbständigkeitsstreben anderer Völkerstämme in Österreich. Volkstümliche Regungen in Deutschtirol für die alte Landeseinheit und die Sicherung des Deutschtums in Süden machten es der Staatsregierung leicht, auch die politischen Parteien in Tirol gegen die Gewährung einer Autonomie für das Trentino umzustimmen. Die bäuerliche Bevölkerung von Welschtirol hat übrigens aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen die Lostrennung von Tirol und noch weniger von Österreich gar nicht herbeigewünscht und in manchen Gegenden ihre Anhänglichkeit an diesen Staat gerade in den Zeiten kriegerischer Auseinandersetzung mit Italien bezeugt[9]). Italien hat auch im Jahre 1918/19 bei der Besitznahme von Welschtirol keine Volksabstimmung dort vorgenommen. Dieselbe wäre zwar in den größeren Orten und deren Umgebung für die Vereinigung mit Italien ausgefallen, in manchen abgelegenen Seitentälern aber vielleicht nicht.

Wenig Berücksichtigung haben bei der Staatsgewalt die Ladiner Tirols für ihre Muttersprache gefunden. Sie unterstanden früher teils, nämlich die Täler Gader,

Buchenstein und Evas oder Fassa, den Behörden des Fürstentums Brixen, teils, nämlich mit Gröden und Enneberg und dem oberen Vintschgau, der Grafschaft Tirol. Die dort eingesetzten Beamten, Pfleger und Richter verwendeten zu ihrem mündlichen Verkehr mit der Bevölkerung das Ladinische, dieses war für den Gebrauch bei den Gerichten neben dem Deutschen im 15. Jahrhundert sogar eigens vorgeschrieben, doch ward es als Schriftsprache für Urkunden und andere öffentliche Zwecke niemals benützt, sondern in Gröden und Enneberg meist das Deutsche, in Ampezzo, Buchenstein und Fassa das Italienische. Die österreichische staatliche Volkszählung des 19. Jahrhunderts hat die Ladiner kurzweg als Italiener betrachtet. In den Schulen ist das Ladinische nicht als Schriftsprache gelehrt worden, sondern das Deutsche in Gröden und Enneberg, das Italienische in Ampezzo und Fassa, für den Religionsunterricht und die Kirchenpredigt aber auch in Gröden und Enneberg meist das Italienische, das Ladinische nur zur Erklärung der beiden fremden Sprachen in der Schule stark verwendet worden. Als Schrift- und Bildungssprache ist es aber über gewisse Anfänge nicht hinausgediehen. Obwohl die Grammatik für die einzelnen ladinischen Täler von Philologen genau dargestellt wurde, gelangte man nicht zu einer Einheitlichkeit im Schriftgebrauch. Nur einige Andachtsbücher und in den letzten Jahren vor 1914 auch eine Monatsschrift und Kalender sind in der ladinischen Sprache in Druck gebracht worden. Auf deutscher Seite war man der Erhaltung des Ladinischen, das wegen seiner Altertümlichkeit und ausschließlichen Geltung in einigen Hochtälern Noë hübsch „das Edelweiß unter den romanischen Sprachen" genannt hat, günstig gesinnt und suchte seine Aufsaugung durch die italienische Sprache zu verhindern. Heute ist seine Zukunft gefährdet, da in den ladinischen Tälern die Unterrichts- und Verwaltungssprache wie sonst in Südtirol ausschließlich die italienische ist. Dieselbe besitzt wegen ihrer Verwandtschaft gegenüber dem Ladinischen weit mehr Fähigkeit zur Aufsaugung als die deutsche Sprache. Rassisch hat der Ladiner mit dem Deutsch-Südtiroler manches gemein, er fühlt sich mit ihm auch als Landesgenosse enge verbunden.

Ein anderes Geschick hatte das Rätoromanische im oberen Vinschgau. Während früher die Gleichberechtigung dieser Sprache mit der deutschen für das Gerichtswesen ausdrücklich auch hier anerkannt war, ist seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts aus politischen Gründen die landesfürstliche Regierung von Tirol gegen sie vorgegangen. Sie bildete nämlich ein gutes Bindemittel zum ganz romanischen Engadin, dessen Bewohner als kampferprobte Bündner und vielleicht noch mehr als überzeugte Kalvinisten scharfe Gegner des Hauses Habsburg waren. Um nun den Zusammenhang zwischen dem Engadin und dem Obervinschgau möglichst zu lösen, verboten dort seit 1600 weltliche und geistliche Behörden die Verwendung der romanischen (welschen) Sprache bei den Gerichten, Gemeindeversammlungen, in der Schule und Kirchenlehre. Tatsächlich ist hier dann im Laufe des 17. Jahrhunderts jene Sprache ganz erloschen, jene Verordnungen haben dies wohl befördert, aber nicht allein verursacht, denn im Rückgange war das Rätoromanische im Vinschgau schon seit längerem.

In den vorwiegend windischen oder slowenischen Gebieten des unteren Kärnten, der untern Steiermark und von Krain war seit dem Mittelalter die Grundherrschaft und die Amtsgewalt auch fast durchwegs in den Händen von Deutschen. Diese verkehrten mit der slowenischen Bauernbevölkerung wohl vielfach in deren Muttersprache, da aber diese bis ins 19. Jahrhundert über die ersten Anfänge der Verschriftlichung nicht hinausgediehen war, fand sie im Schreibgebrauch der Ämter auch keine Verwendung, sondern nur die deutsche Sprache. Aber das hat die breite Unterschichte der slowenischen Bauernbevölkerung nicht von ihrer Muttersprache abgebracht. Die Städte und Märkte in jenen Gebieten waren ja durchwegs von Deutschen gegründet und bevölkert, aber sie vermochten auch nicht das umliegende Land von sich aus zu verdeutschen, höchstens die von dort in die Städte ziehenden Leute. Dies

gelang auch bis auf unsere Zeit in den Städten Kärntens und Steiermarks, welche Länder ja eine deutsche Verwaltung gehabt haben, während in Krain die Märkte und Städte seit dem 19. Jahrhundert alle slawisiert und die Deutschen sich dort höchstens als bescheidene Minderheit erhalten haben. Die deutschen Bauern, die von den deutschen Grundherrn in Oberkrain etwa seit dem 12. Jahrhundert angesiedelt wurden, aber nicht in geschlossenen Ländereien, sondern vielfältig verstreut, sind deshalb im Laufe der Zeit slawisiert worden, ähnlich zum Teil auch in Unterkärnten und Untersteiermark. Nur der deutsche Kultureinfluß auf die bäuerliche Wirtschaft und Lebensart und seine Folgen haben sich dort erhalten, diese Gebiete gelten als deutscher Kulturboden, wenn ihre Bewohner auch slowenisch sprechen (s. im vorigen Band S. 33). Die erste größere literarische Verwendung der slowenischen Sprache in Krain brachte eine Bibelübersetzung in der Reformationszeit, dann hat wohl auch die katholische Kirche jene für Predigt und Unterricht verwendet. Als in Österreich unter der Kaiserin Maria Theresia die Volksschule von Staats wegen eingeführt wurde, hat man in den Gebieten mit slawischer Muttersprache diese dem Unterricht zugrunde gelegt und dadurch den wichtigsten Anstoß zu ihrer Pflege als Schrift- und Bildungssprache gegeben. Priester und Lehrer, sowie Angehörige anderer geistiger Berufe von slawischer Abstammung haben unter der bäuerlichen Bevölkerung das slawische Bewußtsein und den Gegensatz zum Deutschtum erst so richtig geweckt und ebenso unter den Zuzüglern in die deutschen Städte. Als Unterrichtssprache in den Mittelschulen und als äußere Amtssprache wurde in Krain und bis zu einem gewissen Grade auch in den südlichen Teilen von Steiermark und Kärnten das Slowenische seit der Einführung der österreichischen Verfassung, besonders seit 1880, als gleichberechtigt mit dem Deutschen erklärt und tatsächlich angewendet[10]). So hat das äußere öffentliche Leben in Krain vor dem Kriege schon einen slawischen Anstrich erhalten, das Deutsche galt nur mehr im Innern der oberen Ämter und in der Oberschichte des Adels und zum Teil des Bürgertums. Von Krain aus wurde die slowenisch-nationale Bewegung auch unter die windischen Bauern von Kärnten und Steiermark getragen, deren Mehrheit allerdings ihre Abtrennung von diesen Ländern ablehnte.

Gemäß des Friedensvertrages von 1919 erhielten die Slowenen in Unterkärnten durch ein Landesgesetz eine weitgehende Sicherung des Gebrauches ihrer Muttersprache in Schule und Amt. Sie sind in diesem Gebiet, das ungefähr südlich des Wörther Sees und der Drau liegt, 49 000 Einwohner gegenüber 23 000 Deutschen, also eine Mehrheit von 68 v. H., doch besitzen hier die Deutschen in manchen Gemeinden selbst wieder eine Mehrheit bis zu 90 v. H., so besonders in den Städten und Industrieorten Ferlach, Eisenkappel, Bleiburg und Völkermarkt. Weniger als 10 v. H. Deutsche haben nur die südlichsten Berggemeinden am Nordhange der Karawanken. Dieses derartig stark gemischtsprachige Gebiet war Kärnten infolge des günstigen Ausganges der dortigen Volksabstimmung im Jahre 1921 gegenüber Jugoslawien geblieben, wobei außer den Deutschen ziemlich viel Slowenen oder Windische aus altem Landesgefühl wie aus wirtschaftlichen Erwägungen für das Verbleiben bei Kärnten gestimmt haben, nämlich im ganzen über 59 v. H. aller Stimmberechtigten. Im Jahre 1923 wurden übrigens in ganz Kärnten nur mehr 37 000 Einwohner mit slowenischer Umgangssprache, das sind 10 v. H. der gesamten Bevölkerung, gezählt[11]). Hingegen haben die Deutschen im östlichen Unterkärnten und in der Untersteiermark, die 1919 Slowenien und damit dem Jugoslawischen Staate zugeteilt wurden, so vor allem die Städte Unterdrauburg, Marburg und Cilli, im ganzen über 40 000 Einwohner in Streulage im slowenischen Mehrheitsgebiete, trotz Versprechungen keinen wirksamen nationalen Minderheitenschutz erlangt[12]).

Auch im Bereiche der späteren Schweiz haben im 12. und 13. Jahrhundert deutsche Grafen und Grundherren in den damals und heute italienisch und rätoroma-

nisch bevölkerten Tälern geboten, später dann, seit dem 15. und 16. Jahrhundert die deutschen Eidgenossen und die rätisch- und deutschsprachigen Gemeinen Drei Bünde. Diese haben dort Amtleute (Vögte) aus ihren Tälern eingesetzt, Besatzungen dort unterhalten, manche ihrer Leute dort auch wirtschaftlichen Einfluß und Besitz gewonnen, während die einheimische Bevölkerung jener italienischen Täler als „Untertanen" der Eidgenossen und Bünde galten. Aber diese drei- und vierhundertjährige Herrschaft republikanischer Gewalten konnte auch nicht bewirken, daß die romanische Bevölkerung des Tessin, Veltlin und Bergell ihre lombardische Mundart und die italienische Schriftsprache zugunsten der deutschen Sprache auch nur teilweise aufgegeben hätte. Als dann seit 1798 das ehemalige Untertanenland des Tessin in einen eigenen Kanton umgewandelt wurde, erhielt in demselben die italienische Sprache seiner einheimischen Bevölkerung den Rang der Staatssprache und die entsprechende Gleichberechtigung mit der deutschen und französischen Sprache in der gesamten Eidgenossenschaft. Die nationale Autonomie ist also hier in vollem Umfange, bis zur Staatshoheit verwirklicht worden. Die Rätoromanen der Gemeinen Drei Bünde waren von Anfang an gleichberechtigte Mitglieder dieses Freistaates und auch später behielt ihre Sprache im Kanton Graubünden volle öffentlichrechtliche Geltung. Der Übertritt des Engadins zur reformierten Lehre veranlaßte die Herausgabe von Büchern in der romanischen Sprache und seither entwickelte sich diese trotz der verhältnismäßig geringen Zahl und der Isolierung ihrer Angehörigen zu einer eigenen Schriftsprache. Dieselbe wird in den öffentlichen Schulen gelehrt und in den Ämtern verwendet. Von den italienischen Talschaften Graubündens ist die größte, das Veltin, 1797 zur Lombardei gekommen, in den übrigen, die auch seither bei der Schweiz verblieben, im Bergell, Misox und Puschlav erhielt die italienische Sprache volle Gleichberechtigung im öffentlichen Gebrauch innerhalb des Kantons und im Bunde wie sonst in der Schweiz. Dieselbe Stellung hat die deutsche Sprache in Oberwallis, das mit dem Unterwallis einen Kanton mit französischer Mehrheit bildet.

Die Deutschen, waren es nun Grundherren und Amtsträger, Kriegs- und Dienstleute, Kaufleute und Frächter oder da und dort angesiedelte Bauern, haben in all den erwähnten romanischen und slawischen Alpengebieten der südlichen Schweiz und des südlichen Österreich ihre besonderen deutschen Namensformen für Täler und Ortschaften, Herrschaften und Schlösser sich beigelegt; meist haben sie einfach die romanischen und slawischen Ortsnamen hiefür der deutschen Sprechweise gemäß zugestutzt, mitunter aber auch ganz neue Namen aus deutscher Wurzel gebildet. Trägt man alle diese Namen auf einer Karte auf, so kann man den Eindruck gewinnen, daß jene Landgebiete durchaus deutsch bevölkert gewesen seien. Das wäre aber eine Täuschung, man muß eben auch die anderen geschichtlichen Zeugnisse befragen, die uns dann darüber jene andere Auskunft geben. Es war gewiß ein Zeichen unbewußter Stärke des eigenen Sprachgeistes, daß die Deutschen vom 13. bis 17. Jahrhundert eigene Namen und Namensformen in dem fremdnationalen, aber von ihnen beherrschten Lande sich geschaffen haben, es bedeutet das auch eine gewisse Art von Verwurzelung des Deutschtums mit jenen Gebieten. In Österreich haben die herrschenden deutschsprachigen Kreise zuerst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts für die romanischen Gebiete den Gebrauch dieser deutschen Namensformen zurückgestellt außer etwa Trient, Nonsberg, Fleimstal, die Tiroler Karte von Anich-Huber von 1776 zeigt dies am besten gegenüber jener von Burglechner von 1620. Dem amtlichen Gebrauche folgten dann bald der private, nur die Bauern in den äußersten deutschen Randgemeinden haben noch länger an den deutschen Namensformen für die Orte der näheren und weiteren romanischen Nachbarschaft festgehalten[12]). Im slawischen Alpengebiet hat der österreichische Amtsgebrauch bis 1918 die slawischen und deutschen Namensformen auch für die kleineren Orte einander gleichgestellt. In der Schweiz sind diese alten deutschen

Namensformen für einzelne größere Orte und Täler des romanischen Gebietes in größerem Umfange beibehalten worden als in Tirol. Man findet dort auch nichts an dem Gebrauche des Wortes „welsch", während in Tirol dasselbe wohl im Volke allgemein üblich ist, amtlich durfte aber hier nur „Italienisch-Tirol" gesagt werden, weil die Italiener im Worte „welsch" — allerdings gegen seinen ursprünglichen Sinn — eine Art Herabsetzung ihrer Nation sich einbildeten.

Die deutschen Staatsgewalten, die über romanische oder slawische Gebiete in den Alpen jahrhundertelang geherrscht haben oder mit welchen diese als Minderheiten in einem einheitlichen Staatsverbande lebten, haben also gegenüber der Muttersprache und dem Volksbewußtsein derselben sich weitherzig verhalten, nichts weniger als deren Zurückdrängung und Unterdrückung mit politischen Mitteln angestrebt. Um so mehr muß uns das System sprachlicher und nationaler Verfolgung und Ausrottung befremden, das die italienische Regierung in dem von ihr im Jahre 1919 besetzten deutschen und slawischen Alpengebieten der bisher zu Österreich gehörigen Länder Tirol, Kärnten, Görz und Krain eingeführt hat. Die italienische Staatsverwaltung ist schon früher gegenüber den deutschen Gemeinden, die ihr in Piemont im obersten Aostatal und in Venetien (Sieben und Dreizehn Gemeinden) unterstellt waren, alles eher als rücksichtsvoll verfahren, aber hier handelte es sich um vorgeschobene Außenposten, die vom geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet durch hohe und breite Gebirge oder durch italienisch bevölkerte Talgebiete abgetrennt sind. Deutschsüdtirol ist aber ein einheitliches Randgebiet des großen deutschen Siedlungsblokkes und hat politisch und kulturell stets zu Deutschland bzw. Österreich gehört. Fast alle Gemeinden desselben wie die der benachbarten ladinischen Täler hatten gleich nach dem Ende des Weltkrieges gemeinschaftliche Ansuchen an die Friedenskonferenz und an die Vertreter der hiebei führenden Macht, Nordamerika, gerichtet, daß man ihnen die nationale Selbstbestimmung gewähren, sie nicht Italien überantworten, sondern mit Nordtirol vereinigt lassen solle. Gerade weil diese Stellungnahme ganz freiwillig, ohne Aufforderung oder Druck von außen, vielmehr gegen die Absichten der das Land damals besetzt haltenden Macht, zu einer Zeit schwerster Schicksalsprüfung geschehen ist, wird sie trotz ihrer damaligen Wirkungslosigkeit in der Geschichte fortleben als ein Mahnruf der völkischen Selbstbestimmung und als ein Merkzeichen der wahren geschichtlichen Wesenheit des Landes Tirol: Was damals sich zu Tirol und zu Deutschland bekannt hat, das ist der eigentlich schöpferische Träger des geschichtlichen Begriffes Tirol seit sieben Jahrhunderten gewesen. Je weniger nun die Besitznahme Deutschsüdtirols und des Kärntnerischen Tales von Tarvis durch Italien vom Gesichtspunkte der nationalen Staatsbildung begründet und gerechtfertigt, je mehr jene nur durch ein Ausdehnungsstreben über die Grenzen des eigenen Volksbodens hinaus eingegeben, je schlechter also das Gewissen bei diesem Landgewinn war, mit um so größerer Gewalttätigkeit sucht nun dort die italienische Staatsgewalt das deutsche Volksbewußtsein zu ersticken. Sie hat durch ihre Verordnungen die deutsche Mutter- und Bildungssprache der einheimischen Bevölkerung für den gesamten öffentlichen, ja auch für den häuslichen Schulunterricht verboten und hiefür allein die Anwendung der italienischen Sprache anbefohlen. Der Nachwuchs der deutschen Bevölkerung soll von dem Bildungsgute des Muttervolkes planmäßig abgeschnitten und ausschließlich im italienischen Geiste erzogen werden. Sicherlich ist dadurch die Lebensfrage des deutschen Volksbewußtseins in dem südlichen deutschen Alpenlande, einem der schönsten und seiner Volksart treuesten Randgebiete des geschlossenen deutschen Volksbodens aufgeworfen worden. Die alten Landesgenossen und die vielen Freunde von Deutschsüdtirol wollen es nicht hoffen, daß das deutsche Gesamtvolk einem solchen Anschlage gegenüber sich teilnahmslos verhalten könnte. Das würde nicht nur an sein gutes Recht und an seinen altererbten Besitz, sondern an seine Ehre rühren.

Jene Feststellungen zeigen uns mittelbar auch eine andere Grundtatsache auf: Wie nämlich die heute deutsch besiedelten Gebiete im Innern der Alpen ihr volkliches Gepräge erhalten haben. Nicht — wie italienische und slawische Darsteller von heute behaupten — indem germanische Kriegerscharen diese Gebiete im 6. Jahrhundert erobert und als kleine Minderheit ihre Nationalität der von ihr beherrschten älteren Bevölkerung aufgezwungen hätten. Wenn nur auf diese Weise das Deutschtum in diesen Gebieten verbreitet worden wäre, so wäre dies wohl auch in jenen Gebieten geschehen, die später, seit dem 10. Jahrhundert unter deutsche Herrschaft kamen und in denen, wie eben angedeutet, die romanische bzw. slawische Volksart sich trotzdem behauptet hat. Sondern dort ist eben etwas anderes dazugekommen, nämlich die Besiedlung durch eine zahlreiche, selbst wirtschaftende bäuerliche und bürgerliche Bevölkerung deutscher Abstammung und Muttersprache, die dank ständigem Nachschubes von Norden die überwiegende Mehrheit über die alte Bevölkerung dieses Alpengebietes erlangt und dieselbe national aufgesogen hat. Gewiß wären die Deutschen in den Alpen nicht seßhaft geworden, wenn sie nicht mit Waffengewalt dort eingedrungen und sich behauptet hätten. Wie es die im 13. Jahrhundert aufgezeichnete Heldensage vom Baiernkönig Adelger meldet, als er nach der siegreichen Schlacht mit den Römern bei Brixen südwärts davon am Haslbrunnen zum Zeichen der dauernden Landnahme den Speer in die Erde gestoßen und gesprochen hat: „Daz lant han ich gwunnen, den Baiern zu ere, die marke diene in immer mere." Der Waffe mußte aber das Werkzeug, dem Eisen des Speeres und des Schwertes jenes der Axt und des Pfluges, des Meißels und Hammers folgen, dem Ungestüm der kriegerischen Eroberung die zähe, unermüdliche wirtschaftliche Tätigkeit. Auch in den Alpen ist der deutsche Volksboden, die deutsche Heimat dauernd nur gewonnen worden durch — die deutsche Arbeit.

Die geschichtliche Eigenart der deutschen Kulturarbeit in den Alpen

Unsere Betrachtung wäre unvollständig, wenn sie nur die geschichtlichen und räumlichen Tatsachen der Ausbreitung des deutschen Volkstums und die Bildung entsprechender Staaten in den Alpen heranziehen würde. Vielmehr wollen wir uns auch fragen, wie die Deutschen die natürlichen Bedingungen dieses Raumes für ihre Lebensnotwendigkeiten ausgenützt, wie ihre wirtschaftliche und geistige Lebensgestaltung oder Kultur in den Alpen sich entfaltet und gerade von deren Naturverhältnissen gewisse eigenartige Züge empfangen hat. Wie von selbst wird hiebei einerseits das Verhältnis der Kulturleistung der Deutschen in den Alpen zu jener ihrer Gesamtnation, also im Gebiete nördlich der Alpen, und andererseits der Unterschied zur Kultur der Romanen in den Alpen selbst zu betonen sein.

Siedlung und Rodung

Die Völkerverschiebungen des 5. und 6. Jahrhunderts nach Christus haben den Zustand der römischen Alpenprovinzen von Grund aus, wenn auch nicht überall in gleicher Weise verändert. Die größeren Städte Noricums wurden durch die Kriegszüge der Ostgermanen und Avaren meist gänzlich zerstört, wie Aguntum bei Lienz, Virunum bei Klagenfurt, Teurnia bei Spital, in und neben den ländlichen Siedlungen der Keltoromanen nisteten sich die Slawen ein. In Rätien und Helvetien haben sich die Orte der Römerzeit besser erhalten. Die vom 3. bis 6. Jahrhundert, also vor der Einwanderung der Bajuvaren und Alemannen in diesen Gebieten erwähnten Ortsnamen sind auch nachher mit den der deutschen Sprache entsprechenden Veränderungen im Gebrauch, ein Hinweis, daß doch die Orte selbst von jenen Volksstämmen übernommen worden sind, wie etwa in Tirol Appianum—Eppan, Majes—Mais, Sublavio—Layen, Vipitenum—Wipptal, Matarejum—Matrei, Veldidena—Wilten, Scarantia

—Scharnitz, Parthanum—Partenkirchen, im Rheintal Curia—Chur, Tinetio—Tinzen, Magia—Maienfeld, Brigantium—Bregenz. Aber auch sonst sind in diesen Gebieten viele Ortsnamen, die rätoromanische und urrätische oder vorromanische Wurzeln haben und die daher einen gewissen Zusammenhang der deutschen Siedlung mit der früheren andeuten. Allein den so übernommenen Stand der Siedlung und Rodung haben die Alemannen und Bajuvaren um ein Vielfaches erweitert und verdichtet. Sie haben teils ganz neue Dörfer angelegt, oder in und neben den bereits bestehenden neue Höfe, auch in bisher ganz unbewohnten Geländen. Dasselbe haben die Deutschen in den östlichen Alpenländern getan, in denen knapp vorher die Slawen die romanische Siedlung überdeckt hatten. Dieser Ausbau der Siedlung und Rodung erstreckte sich von der ersten Einwanderung der Deutschen über viele Jahrhunderte. Bis ins 12. Jahrhundert werden in den gleichzeitigen Aufzeichnungen wohl fast alle Dörfer, die in den Alpen bestehen, zum erstenmal erwähnt, bis gegen Anfang des 14. Jahrhunderts auch die meisten Einzelhöfe, aber auch nachher sind noch vielfach die alten Höfe geteilt, die Einzelhöfe dadurch zu Weilern und die Zahl der Haushaltungen in den Dörfern vergrößert worden. Das war natürlich nur möglich, indem der Umfang der zugehörigen Felder stark erweitert worden ist. Vom 15. bis 18. Jahrhundert haben die Landes- und Grundherren noch sehr viel Wald und Ödland den Bauern zur Rodung gegen meist niedrige Zinse überlassen. Zuletzt wurden die Auen an den größeren Flußläufen beurbart. Man hat zwar auf kleineren Strecken nachweisbar schon im 14. Jahrhundert die Flüsse und Bäche mit Schutzbauten, in Tirol Archen genannt, versehen und diese in der Folgezeit stetig verbessert und erweitert und dadurch immer wieder neue Stücke Auland dem Wiesen- und Ackerbau zugeführt, aber der heutige Stand desselben z. B. im Inn- und Etschtal wurde erst durch die Flußregulierungen erzielt, die hier die landesfürstliche Regierung im 18. Jahrhundert nach einem einheitlichen Plane ins Werk gesetzt hat[14]).

Die Siedlung in den Alpen hat an deren Höhenlage und dem dadurch bedingten Wachstum der nutzbaren Pflanzen eine unüberschreitbare Schranke. In den deutschbevölkerten Alpengebieten liegt die obere Grenze der Dauersiedlung wesentlich höher als in den romanischen, obwohl letztere durchschnittlich wegen ihrer südlichen Lage klimatisch eher begünstigt sind. Der Romane, besonders der Italiener, verläßt eben nicht gerne die geschlossenen Dorfschaften, die aber wegen der natürlichen Verhältnisse eine gewisse Höhe nicht übersteigen können, die dort allein mögliche Siedlung in Einzelhöfen meidet er lieber. Wo solche im romanischen Gebiete auftreten, geht ihre Anlage meist auf deutsche Siedler zurück, deren Nachkommen später verwelscht worden sind, oder auf starke Einwirkung deutscher Grundherrschaften. Die Deutschen hingegen haben in den Alpen ebensowohl die Dorfsiedlung, allerdings in mehr offener Bauweise, wie in sehr großem Ausmaße eine sehr weiträumige Einzelhof- und Weilersiedlung angewendet. Letztere war besonders dazu geeignet, die Dauersiedlung in möglichst hohe Lagen emporzutreiben. Die obersten ständigen Siedlungen liegen in Tirol auf beiden Seiten der Ötztaler Alpen zwischen 1800 und 2100 *m* (Gurgl, Vent mit Rofen, Schnals und Rojen, alle schon um das Jahr 1300 erwähnt), in der Ortlergruppe auf der Nordseite im deutschen Martelltal fast ebensohoch, während die romanische Siedlung an der Südseite lange nicht so hoch ansteigt, aber mit geschlossenen Ortschaften nämlich Pejo auf über 1500 und Bormio, einem alten Städtchen, 1200 *m*. In den bajuvarischen Alpengebieten vom Oberinntal und Etschtal ostwärts bis in das obere Enns-, Drau- und Murtal werden fast überall die in den Seitentälern zu innerst und zu höchst liegenden Höfe im 13. und 14. Jahrhundert als „Schwaighöfe" erstmals erwähnt und bezeichnet. Dieser Ausdruck besagt Viehhaltung, die bäuerlichen Inhaber dieser Höfe hatten ihren Grundherrn ein in diesem ganzen Gebiet gleichen Zins von 300 Käsen und mitunter auch an anderen Erzeugnissen der Viehwirtschaft zu leisten,

bezogen dafür von den Grundherrn Getreide als Saatgut und als Zubuße zu ihrer Nahrung[15]). In dem alemannischen Alpengebiet fallen die bereits früher erwähnten Niederlassungen der deutschsprachigen Walser als diejenigen auf, welche die höchsten Lagen in Tälern einnehmen, deren tiefere von Romanen bewohnt sind. Die höchste Siedlung in der Schweiz ist der Weiler Juf im Averstale südlich Chur mit 2130 *m*, seine Begründer und Bewohner sind deutsche Walser. Doch steigt im obersten Rhein- und Inngebiet, auf der Nordseite der Alpen also, die Siedlung der Rätoromanen wesentlich höher als die der Italiener auf den entsprechenden südseitigen Abschnitten, ebenso die Siedlung der Ladiner im Südtiroler Dolomitengebiet.

Der höchste Stand der Bevölkerungsdichte in den Landgemeinden der Alpen ist erst im 17. und 18. Jahrhundert erreicht worden und war dadurch bedingt, daß dazumal in den Bauernhäusern viel Hausgewerbe betrieben wurde. Im 19. Jahrhundert ist dieses durch die Erzeugnisse der Fabriksindustrie verdrängt worden, deren Standorte zum Teil überhaupt außerhalb der Alpen oder in einigen wenigen Plätzen in den Haupttälern derselben liegen. Deshalb und weil der Ackerbau wegen des besseren Ertrages zugunsten der Viehhaltung gerade in den Alpen seither stark zurückgedrängt wurde, ist die Zahl der Arbeitskräfte und damit der ständigen Bevölkerung in den Landgemeinden, besonders in den höher gelegenen, gesunken, während sie in den Städten auch innerhalb der Alpen stark zugenommen hat. So ist z. B. in ganz Nordtirol die Bevölkerung innerhalb der Jahre 1840 bis 1920 von 220 000 auf 278 000, also fast um ein Viertel gestiegen; in vielen Landgemeinden dieses Gebietes ist sie aber gleich geblieben oder zurückgegangen, so in der über dem Tal gelegenen Gemeinde Fließ bei Landeck von 2300 auf 1500, in Tux von 950 auf 700. Infolge dieser alpinen Landflucht sind an der Obergrenze der Dauersiedlung manche Höfe ganz aufgelassen worden. Dieser Rückgang in der Bevölkerungsanzahl zeigt sich aber auch in vielen romanischen Alpengebieten. Die landwirtschaftliche Bevölkerung in den tieferen Gemeinden ist vielfach durch Abkömmlinge aus den höheren ersetzt worden, aber fast stets innerhalb desselben Landes oder Landesteiles. Hingegen stammt die Bevölkerung der Städte in den Alpen abgesehen aus dem betreffenden Lande zum guten Teil auch aus entfernteren ebenen Gebieten, so etwa jene der deutschtiroler Städte aus Schwaben und Bayern, sowie für die spätere Zeit aus anderen österreichischen Ländern, während der Zugang aus Italien unerheblich war. In den inneralpinen Ländern wie Tirol, Salzburg, Kärnten sind von der gesamten Bevölkerung etwa 60 v. H. in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt, die übrigen in Gewerbe und Handel. Für die Gebirgskantone der Schweiz ist das Verhältnis ähnlich. Aber mehr noch als nach diesen Zahlen erscheint uns infolge der Weiträumigkeit der Siedlung in den Alpen der bäuerliche Anteil für diese besonders bezeichnend.

Die ältesten deutschen Städte in den Alpen erwuchsen um die Bischofsitze, so Chur und Salzburg, die wohl auch in baulicher Hinsicht an die Römerstädte auf diesen Plätzen anknüpfen, ferner Brixen, früher ein königlicher Gutsverwaltungshof, auf den um 990 der Bischofssitz vom benachbarten Säben übertragen worden ist. Die allmähliche Steigerung der Geldwirtschaft — hauptsächlich infolge des Durchgangsverkehres und des Bergbaues — bewirkte, daß bestimmte Orte meist durch königliche und später landesfürstliche Verleihung das Recht auf ständige Märkte erhielten und aus diesen erwuchsen durch die rechtliche Sonderstellung der Gemeinde und die Befestigung (Ummauerung) der Wohnanlage die meisten Städte. Dieses Markt- und Stadtrecht ist eine ausgesprochen deutsche Entwicklung und ist auch in die Alpen nachweisbar nach dem Vorbilde der ältesten deutschen Städte auf der Donauebene gelangt. Abgesehen von den vorgenannten wird im Innern der Alpen Bozen als deutsche Bürgergemeinde bereits im 11. Jahrhundert erwähnt, die anderen Märkte und Städte dortselbst entwickeln sich vom 12. bis 14. Jahrhundert stets entlang der nord—südlichen Verkehrs-

linien, sowie deren ost—westlichen Verbindungsstrecken, auf welchen sie eben die privilegierten Haltepunkte des Durchgangsverkehres waren. So etwa an der Brennerlinie Neumarkt, Bozen, Klausen, Brixen, Sterzing, Matrei, Innsbruck, Hall, Schwaz, Rattenberg, Kufstein; auf der Scharnitzstraße Mittenwald, Partenkirchen, Weilheim. Jene Stadtorte liegen meist in der tiefsten Talsohle unmittelbar an der hier durchführenden Land- und Wasserstraße auf bisherigem Auland, das von den ersten Bewohnern der Stadt und deren Nachkommen allmählich den Flüssen abgerungen worden ist. Die älteren Siedlungen der Bronze- und Römerzeit, wie die der ersten deutschen Landnahme liegen davon etwas entfernt, am oberen sicheren Rande der seitlichen Schuttkegel. An der Tauernstraße liegen ebenfalls eine Reihe solcher alter Städte und Märkte, nämlich Tarvis, Villach, Spittal, Gmünd, Mauterndorf, Radstadt, Werfen, Golling, Hallein, Salzburg; an der Semmering-Straße Villach, St. Veit, Friesach, Neumarkt, Unzmarkt, Judenburg, Knittelfeld, Leoben, Bruck, Mürzzuschlag, Wiener-Neustadt. Während so in den österreichischen Alpenländern und zwar im Innern derselben die Zahl der Städte am Ausgang des Mittelalters nicht unbeträchtlich war, allerdings nicht so groß wie im Flachlande, so ist dieselbe im Alpeninnern der Schweiz auffallend gering[16]). An der Rheintalstraße sind außer Chur noch einige, nämlich Ilanz, Maienfeld, Sargans, Werdenberg, Altstätten, St. Gallen und auf der Vorarlberger Seite Bludenz, Feldkirch und Bregenz. Hingegen findet sich im Raume vom obersten Rhein- und Rhonetal bis zum Walen-, Vierwaldstätter und Thuner See — im Gebiete der höchsten Schweizergebirge also — keine einzige mittelalterliche Stadt, die letzten von Norden her liegen an diesen Seen nämlich Thun, Unterseen (Interlaken), Luzern, Walenstatt und Wesen am Walensee an der Straße vom Rheintal nach Zürich. Schwytz ist stets nur ein offener Flecken gewesen, der später allerdings eine Einwohnerzahl von über 8000 erreichte. Von den im Mittelalter vorhandenen Städten in den Alpen haben sich seither und ganz besonders seit dem 19. Jahrhundert die Landeshauptstädte und einige andere wie St. Gallen, Innsbruck, Bozen, Meran, Villach, Klagenfurt und Salzburg als Mittelpunkte des öffentlichen Lebens und Knotenpunkte des Eisenbahn- und Fremdenverkehrs die Bevölkerungszahl von einigen Tausenden auf mehrere Zehntausende vermehrt, wobei die alten Dörfer vor der Stadt rechtlich oder wenigstens wirtschaftlich in diese einbezogen wurden. Die größte Stadt im Innern der Alpen ist Innsbruck, die Hauptstadt des bis 1918 größten rein inneralpinen Landes, Tirol, mit jetzt bei 70 000 Einwohner, in einer Höhenlage von 560 *m*. St. Gallen mit fast ebensoviel Einwohnern liegt zwar hundert Meter höher, aber am Rande, nicht wie Innsbruck so tief im Innern der Alpen und so nahe an deren Hochregionen. Dies trifft auch für Chur zu, das aber nur auf 16 000 Einwohner gelangte, obwohl es Hauptstadt des großen Kantons Graubünden ist, es ist eben im 19. Jahrhundert vom großen Durchgangsverkehr umgangen worden. Von den kleinen alten Städtchen liegen am höchsten Glurns und Sterzing in Tirol bei 950 *m*, in den Tauern Radstadt und Rottenmann bei 850, Gmünd bei 750 *m*. Diese und einige andere haben sich seit langem nur wenig mehr vergrößert und vermitteln uns so reizende Bilder einer geschlossenen altertümlichen Anlage in alpiner Umrahmung.

Wir betrachten nun die einzelnen Zweige des wirtschaftlichen Lebens:

Landwirtschaft, Forstwesen und Bergbau

Hier erscheint einmal bedeutsam, daß die Deutschen in die Alpen neue Rinderrassen gebracht haben. Von den Römern wird das in den Alpen einheimische Rind als klein und unansehnlich geschildert, der Ostgotenkönig Theoderich empfahl daher den Einwohnern der Provinz Noricum, von den Alemannen deren große Rinder einzutauschen, um damit zu einem besseren Vieh zu kommen. So dürfen wir annehmen, daß die großen gefleckten Rinderrassen wie die Simmentaler (Berner) von den Alemannen,

die Pinzgauer und Möllthaler von den Bajuvaren in die Alpen gebracht und dort hochgezüchtet worden sind. Auch die mehr gedrungenen braunen Schläge des Schwitzer, Walser, Montafoner und Allgäuer Rindes, wie die grauen Oberinntaler haben einen vortrefflichen Ruf und sind wie die ersteren schon seit langem zur Verbesserung der Rinderschläge in der Ebene dorthin ausgeführt worden. Durch planmäßige Züchtung sind besonders im letzten halben Jahrhundert diese Rinderrassen der deutschen Alpengebiete zu einem besonderen wirtschaftlichen Vorzug derselben geworden. Für die Pferdezucht ist in den nordöstlichen Alpengebieten der schwere norische oder Pinzgauer Schlag, im deutschen Etschland der Haflinger Schlag, letzterer als Reit- und Saumtier, besonders bemerkenswert. Für die Milch- und Almwirtschaft haben die Bajuvaren und Alemannen in den Alpen neben Worten germanischer Sprachwurzel auch solche romanischer, wie Käse, Schotten, Kaser (Almhütte), Senner und man darf daher annehmen, daß sie diese für die Alpen so bezeichnende Wirtschaftsweise hier schon angetroffen haben. Sicher haben aber diese die Deutschen mit großem Eifer und Geschick weiter ausgebaut; in den ältesten Urkunden über die deutsche Besiedlung der Alpen wird auch der Bergweiden gedacht, das Almleben ist zu einer stark betonten Eigentümlichkeit des deutschen Volkstums in den Alpen geworden.

Im Ackerbau ist für das deutsche Alpengebiet besonders bezeichnend die Egartenwirtschaft, der mehrjährige Wechsel zwischen Wiesennutzung und Getreideanbau auf ein und demselben Grundstück. Das Wort ist so ausgesprochen deutsch, daß man dies auch für die Sache annehmen kann. Erwähnt schon Plinius zur Römerzeit für Rätien eine Eigenart des Pfluges, die nach seiner Beschreibung auf den germanischen Pflug mit breiter Schar und Rädergestell deutet, so ist dessen Gebrauch infolge der späteren deutschen Niederlassung in den Alpen überall heimisch geworden. Nur für besonders steile Felder ist in manchen deutschen Alpengegenden, wie im Pustertal, ein Pflug üblich, der wohl die breite Schar, aber keine Räder hat, die Arl[17]). Die Getreidearten sind bei der Einwanderung der Deutschen in den Alpen dort wohl schon bekannt gewesen; außer Roggen, Weizen, Hafer und Gerste wurde hier im Mittelalter auch vielfach Hirse gebaut und Spelt oder Dinkel, dieser eine besondere Vorliebe der Alemannen. Wahrscheinlich erst später verbreitete sich der Haiden oder Buchweizen, in Tirol schwarzer Plenten genannt, in den Tälern südlich des Alpenhauptkammes, seit dem 17. Jahrhundert auch der Mais oder Türken außer im Süden auch in den herbstwarmen Haupttälern der Nordseite, dem Inn- und Rheintal. Um das Getreide nach dem Schnitte zum Reifen zu bringen, wird es auf großen hölzernen Gestellen, den Harpfen, d. i. Harfen, in Garben und Büscheln aufgehängt. In verschiedenen Alpengegenden finden wir diese Vorrichtung, ihr Name und ihre Verbreitung weisen darauf hin, daß sie ursprünglich von deutschen Siedlern geschaffen wurde, um den Ertrag des Getreidebaues dort zu steigern und zu sichern, wo er wegen der Rauhheit des Klimas sonst allzu gering sein würde[17a]). Die Fachausdrücke für den Weinbau im Etschlande zeigen Übernahme älterer Arbeitsweisen der romanischen durch die neue deutschsprachige Bevölkerung[18]).

Wie überall tritt auch in den deutschen Alpengegenden zuerst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Bestreben zutage, die Landwirtschaft in ihren verschiedenen Zweigen durch wissenschaftliche Beobachtungen und Erwägungen zu verbessern und sie ertragreicher zu gestalten. Dieses Bestreben verstärkt sich im Laufe der Zeit und hat seit etwa 1870 zu immer eindringlicherer Umgestaltung und Beeinflussung der Landwirtschaft durch öffentliche Einrichtungen, eigene Schulen, Versuchsanstalten und Genossenschaften geführt. Die besonderen alpinen Verhältnisse in Viehzucht und Almwesen fanden hiebei dank der Mitarbeit einheimischer Kräfte reichliche Berücksichtigung. Es geschieht überall in den deutschen Alpenländern alles erdenkliche, um der bäuerlichen Wirtschaft auf dem Väterboden neue Anregungen und Hilfen zu geben.

Ist hiebei die deutsche Schweiz besonders beispielgebend gewesen, so sind auch die bayrischen und österreichischen Alpengebiete nicht zurückgeblieben. Es ist sogar in manchen dieser Fragen ein Zusammenarbeiten über die politischen Grenzen hinweg im gesamten deutschen Alpengebiet festzustellen, so steht der seit 1923 gegründete bayrisch-österreichische Almwirtschaftsverein in Fühlung mit dem viel älteren schweizerischen Verein gleichen Namens.

Bei der unermüdlichen Rodearbeit, welche im Laufe der Jahrhunderte die deutschen Bauern in den Alpen geleistet haben, ist dennoch am Rande der Siedlungen viel Wald stehen geblieben, besonders ausgedehnte geschlossene Waldgebiete erhielten sich in den siedlungsarmen Nördlichen Kalkalpen. Der Schmuck des Waldes ist ein Hauptunterschied zwischen den deutschen und italienischen Alpen und dies ist wohl nicht allein auf klimatische Gründe, die größere Trockenheit jener, zurückzuführen, sondern auf eine im ganzen doch schonungsvollere Behandlung des Waldes durch die Deutschen. Die Venetianer haben ja auch die Entwaldung und Verödung des Karstes durch rücksichtslose Ausbeutung verschuldet. Im früheren Mittelalter stehen die großen Forste in den Alpen in der Verfügung der deutschen Könige und Kaiser, diese haben die Hoheit darüber den geistlichen und weltlichen Fürsten verliehen. Den bäuerlichen Gemeinden war meist nur ein Teil des Waldes zur Nutzung überwiesen, sie haben auch schon frühe dieselbe durch Gewohnheitsrecht und Satzung geregelt; der Begriff des Bannwaldes, der als Schutz gegen Erdbrüche und Schneelahnen nicht geschlagen werden darf, ist seit alters geläufig. Die Tiroler Landesfürsten haben schon um 1300 aus Rücksicht auf ihre Bergwerke die Wälder im Inntal und dessen Seitentälern als ihr Eigentum erklärt und ihre Nutzung unter die Aufsicht eigener Beamten, des obersten Forstmeisters und der Waldmeister gestellt, zu deren Unterstützung dann auch in den einzelnen Landgerichten ständige Forstknechte eingestellt wurden. Aus dem Jahre 1459 ist die erste genauere forstwirtschaftliche Beschreibung der Amtswälder des Oberinntales erhalten, der bald viele andere solche Aufzeichnungen folgten. Hiebei und in den Waldordnungen, die nun im Namen des Landesfürsten erlassen wurden, wird nicht nur die Nutzung, sondern auch der Nachwuchs und die Verjüngung des Waldes in Rücksicht gezogen[29]). Ähnliches haben um 1500 Kaiser Max I. in der Steiermark, die Erzbischöfe von Salzburg in ihrem Lande eingeführt, ebenso die Herzoge von Bayern. Fraglos ist durch diese Organisation des Forstwesens trotz der riesigen Beanspruchung des Waldes seitens der Berg- und Schmelzwerke und seitens der Bauern sein Bestand im ganzen gewahrt, seiner Ausrottung vorgebeugt worden. So konnte die rationelle Forstwirtschaft, die sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts besonders in Mitteldeutschland ausgebildet und im 19. auch in den Alpenländern hauptsächlich durch staatliche Vorsorge sich geltend gemacht hat, auch hier große Erfolge erzielen. Hiebei war für die alpinen Verhältnisse besonders wichtig und eigenartig die Versicherung der Ursprungsgebiete der Wildbäche durch Aufforstung und Verbauung. Wie in der Schweiz so ist auch in Österreich in dieser Hinsicht in den letzten Jahrzehnten großzügige Arbeit geleistet worden.

Mit der Forsthoheit war ursprünglich auch das Jagdrecht verbunden, neben den Jagdtieren des Waldes werden in den alpenländischen Schriften Gemsen und Steinböcke schon frühe genannt. Der Steinbock ist ein beliebtes Wappentier in den inneralpinen Gegenden und gelangte in das Staatswappen des Kantons Graubünden. Kaiser Max I. ließ für die Grafschaft Tirol und dann für seine andern Fürstentümer in den Alpen ein „Gejaidbuch" anlegen, in dem alle Hirschen- und Gemsenreviere beschrieben wurden, wodurch erstmals zahlreiche Bergnamen zur Aufzeichnung gelangten. Der herrschaftlichen Wildhegung ist es zu verdanken, daß insbesondere in den dünn besiedelten Nördlichen Kalkalpen sich ein reicher Wildstand erhalten hat. Wo das Jagdrecht im Besitz der Bauern ist, geht das Wild trotz der staatlichen Schongesetze zurück. In

Tirol galt in früherer Zeit die Ansicht, daß zwischen dem Tode des Landesfürsten und dem Regierungsantritte seines Nachfolgers die Jagd im ganzen Lande den Bauern freigegeben sei und auch sonst ist die Meinung, daß das Wildern — das Wildpratschießen, wie man früher sagte — nichts entehrendes sei, stark im Bauernvolke verbreitet: Der seelische Hintergrund des ewigen Kampfes zwischen Jäger und Wilderer, ein häufiges Motiv im alpenländischen Volksgesang.

Die Ostalpen sind reich an Erzen und Salz und ihre Gewinnung wird schon für die vorgeschichtliche Zeit bezeugt. Die Deutschen, schon länger in der Verwertung dieser Bodenschätze erfahren, haben auch in den Alpen gerne danach gegriffen. Ja sie sind auf der Suche nach neuen Bergwerken auch in weiter südliche Alpengebiete gekommen als ihre landwirtschaftliche Siedlung gereicht hat. So hat die älteste Bergordnung, die in den Alpen aufgeschrieben worden ist, um das Jahr 1200 ein Bischof von Trient für die Silberbaue in der Umgebung seiner Stadt erlassen und sie enthält im lateinischen Texte die bergmännischen Fachausdrücke in deutscher Sprache. In allen deutschen Alpenländern waren seit damals Bergwerke auf Kupfer und Silber, Gold, Eisen und Salz im Betrieb, wozu das landesfürstliche Bergregal auch hier die rechtliche Grundlage geliefert hat; zwischen diesen alpinen Bergwerken, aber auch mit jenen in Sachsen und Deutschböhmen herrschte lebhafter gegenseitiger Austausch der Arbeitskräfte, der technischen Erfahrungen und Arbeitsweisen und der Grundsätze des Bergrechtes. Der Bergbrief von Schladming in Obersteiermark vom Jahre 1408 wurde auch in Tirol als Grundlage des späteren Bergrechtes anerkannt. Hier sind seither in der Gegend von Schwaz, Kitzbühel und Sterzing besonders reiche Lager an Kupfer und Silber gefunden worden und haben eine so gewaltige Steigerung der Betriebe herbeigeführt, daß Tirol um 1500 als eines der ertragreichsten Länder des deutschen Reiches gegolten hat. An der Ausbeutung dieser Bergwerke hat sich zum guten Teil die Kapitalskraft der großen oberdeutschen Kaufleute, besonders der Fugger, herangebildet. Die Tiroler Berg- und Hüttenleute galten als besonders erfahren in ihrem Fach, einzelne von ihnen wurden im 16. Jahrhundert nach Ungarn und Rußland, nach England, Spanien und Südamerika zur Einrichtung dortiger Bergwerke berufen. Auch im Münzwesen war damals Tirol mit seiner Prägestätte zu Hall führend. Leider sind seit dem 17. Jahrhundert die Erzadern der meisten alpenländischen Bergwerke allmählich versiegt oder ihr Abbau verlor gegenüber den reicheren Lagern in Amerika an Ertragmöglichkeit. Nur der steierische Erzberg und die Salzberge erweisen sich als unerschöpflich, doch haben die Störungen des Wirtschaftslebens seit 1914 auch die Verwertung dieser Betriebe aufs schwerste getroffen.

Verkehr, Handel und Gewerbe

Wie überall in ihrem weiten Reiche haben die römischen Kaiser auch über die Alpen neue Verkehrswege, Heer- und Poststraßen gebaut, so über den Simplon zur oberen Rhone, über den Splügen und Julier zum Rhein, über den Brenner zum Inn und durch die Scharnitz zum Lech, über den Plöcken und über Tarvis zur Drau und von da über den Radstätter und Rottenmanner Tauern zur Salzach und zur Enns. Die Deutschen haben dann nach Besitzergreifung der Alpen diese römischen Straßenzüge in ihre Benützung übernommen. Als aber seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts der Güteraustausch zwischen Deutschland und Italien, zwischen dem nördlichen Europa und dem Orient einen neuen Aufschwung nahm, haben die Regierungen und die wirtschaftlichen Kräfte in den deutschen Alpenländern dies verständnisvoll erfaßt und die Alpenstraßen verbessert und ganz neue geschaffen. So hatte der Bozner Bürger Heinrich Kunter um 1300 auf Grund eines landesfürstlichen Privilegs durch die Eisackschlucht zwischen Bozen und Klausen einen Saumweg statt des bisherigen Um-

weges über den Ritten gebahnt und 150 Jahre später wurde jener zu einer Fahrstraße verbreitert, wobei erstmals Pulver zu Felssprengungen verwendet worden ist. Zu jener Zeit übernahm die Stadt Innsbruck gegen Einräumung eines Zollrechtes auch die Verbesserung des Weges durch die Scharnitz, später auch über den Schönberg, und in ähnlicher Weise wurde damals auch ein Saumweg über den Jaufen, zwischen Meran und der Brennerstraße, und ein Fahrweg durch die Finstermünz, an der Nordrampe des Reschenpasses erstellt. An der nördlichen Fortsetzung der Brennerstraße von Mittenwald nach München erbauten um 1490 die Herzoge von Bayern über den Kesselberg einen neuen Fahrweg. Der Weg über den St. Gotthard ist seit etwa 1220 erstmals erschlossen worden, zuerst durch die dort gebietenden Grafen von Habsburg und dann durch die junge Eidgenossenschaft der Waldstätte. Die an Ketten aufgehängte „stiebende Brücke" ermöglichte erstmals den Durchgang durch das Urner-Loch. Im Auftrage des Bischofs von Chur, der an seinen Einnahmen den neuen Weg über den Gotthard stark spürte, wurde um 1380 der Weg über den Septimier verbessert und 100 Jahre später am Zugang zum Splügen durch die Talschlucht hinter Thusis, die Via Mala, statt des bisherigen Weges über die Höhe ein neuer gebahnt. Im Osten der Alpen ist der Semmering durch die Vereinigung der Herzogtümer Österreich und Steiermark unter den Babenbergern und Habsburgern zum vorherrschenden Handelsweg von der Adria an die mittlere Donau geworden. Die Erzbischöfe von Salzburg haben den Römerweg über den Radstätter Tauern im 16. Jh. fahrbar gemacht[21]).

Sind auch im 18. Jahrhundert manche Straßenstrecken an diesen und andern Alpenpässen weiterhin verbessert worden, so beginnt doch seit 1820, angeregt durch das Beispiel Napoleons I., eine ganz neue Epoche im alpinen Straßenbau der Schweiz und Österreichs. Für dieses Kaiserreich war ja dies abgesehen von kommerzieller auch von höchster politischer Bedeutung. Damals von 1820 bis gegen 1860 sind die meisten der heute bestehenden breiten, sehr mäßig ansteigenden und ungemein fest unterbauten Straßen und kühnen Brücken aus Quadersteinen hergestellt worden, welche heute über die Alpenpässe und deren lange Zugangstäler führen und die durch das Aufkommen der Kraftwagen eine neue Bedeutung gewannen. Wenn durch etwas, so hat sich die Verwaltung des Kaisertums Österreich durch diese Straßen ein Denkmal seiner damaligen Herrschaft über die gesamten Ostalpen gesetzt.

Kaum war das Zeitalter des Baues neuer Kunststraßen in den Alpen vorbei, meldete sich auch für diese ein neues Verkehrsmittel, die Eisenbahn, an. Auch da gaben die staatlichen Verhältnisse den lange erwogenen Plänen den nötigen Nachdruck zur Verwirklichung. Zuerst wurde im österreichischen Kaiserstaat der Semmering (1854) und der Brenner (1867), dann die Tarviser Höhe (1879) überschient, der Mont Cenis, dieser zwischen Italien und Frankreich, 1871 und dann der Gotthard durch Zusammenwirken der Schweiz, des Deutschen Reiches und Italiens 1882. Hier wie am Arlberg (1884) stellte ein neues Hauptproblem die Durchstoßung der Paßhöhe mittelst eines Tunnels von bisher unerhörter Länge. Österreich hatte auch noch einige wichtige Längslinien durch sein Alpengebiet zu legen, die mit dem Arlberg eben ihre Vollendung fanden. Dann kamen noch im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege neue großartige Querbahnen, nämlich durch den Simplon und durch den Lötschberg in der Schweiz und durch die Tauern und die Karawanken in Österreich zustande. Die Umstellung der Eisenbahnen vom Dampf- auf den elektrischen Betrieb erfolgte, nachdem für die Nebenlinien damit schon bald nach 1900 begonnen wurde, für die Hauptlinien in der Schweiz noch vor und im westlichen Österreich gleich nach dem Weltkriege. In den Alpen sind ja Wasserkräfte zur Gewinnung von Elektrizität in Menge vorhanden und andererseits die nächsten Steinkohlenbergwerke ziemlich weit entfernt.

Die geistige Leitung bei diesen großen Straßen- und Eisenbahnbauten in den Alpen ging meist von deutscher Seite aus. Zwar sind zwei hervorragende Führer bei densel-

ben, Josef Negrelli und Karl von Ghega, von welchen ersterer durch die Erbauung der Stilfser-Joch-Straße, letzterer durch jene der Semmeringbahn besonders berühmt geworden sind, italienischer Muttersprache, sie sind aber im österreichischen Staatsbaudienste groß geworden und haben sich durchaus als Österreicher gefühlt. Mit der Praxis fanden die technischen Wissenschaften in Österreich (Wien) und in der Schweiz (Zürich) hervorragende Pflegestätten, es ergab sich aber hiebei auch ein bemerkenswerter Austausch der Kräfte. Der Erbauer der Gotthardstraße K. E. v. Müller aus Altdorf in der Schweiz hat in Österreich gelernt, die erste Straße über den Gemmipaß im Berner Oberland haben um 1780 die Tiroler Koch und Rudolf gebaut. Der Bau der Brennerbahn ist fast durchwegs von Württembergern geleitet worden, an ihrer Spitze Karl v. Etzel, der vorher bedeutsam auch in der Schweiz gearbeitet hatte, der Bau der Gotthardbahn vom Züricher Escher und vom Badner Gerwig, am Bau der Simplonbahn war der Bozner H. v. Kager hervorragend beteiligt. Die Handarbeit bei diesen Bauten ist meist von italienischen Erd- und Steinarbeitern geleistet worden, die zu Tausenden hiebei einen erwünschten Verdienst fanden. Das Kapital stammte bei der österreichischen Südbahn zum großen Teile aus Frankreich.

Der Warenverkehr auf jenen Alpenstraßen war hauptsächlich Durchgangsverkehr, zu dessen Bewältigung die an der Straße wohnenden bäuerlichen Besitzer von Zugvieh nachweisbar seit dem 13. Jahrhundert Genossenschaften bildeten. Diese hatten ein Vorrecht auf die Lieferung der Frachten durch ihren Heimatsprengel, meist das Landgericht, und an bestimmten Orten in der Mitte derselben mußte die Übergabe des Transportes erfolgen. Diese Fuhrwerksverbände hießen in Tirol Roden, in der Schweiz Porten oder Fuhrleiten, die Orte des Frachtwechsels Niederlegen, Pallhäuser oder Susten. Wollte dort ein auswärtiger Frächter mit eigenem Wagen durchfahren, mußte er höhere Gebühren zahlen. Außer den Landwegen wurden in den Alpen ebenfalls nachweisbar seit dem 13. Jahrhundert auch die größeren Wasserläufe zur Floß- und die größten zur Schiffahrt benützt, so der Inn mit den größeren Schiffen von Hall, mit kleineren von Telfs abwärts. Flußaufwärts wurden die Schiffe durch Pferdekraft gezogen. So ging das ganze Getreide, das schon im Mittelalter in Tirol besonders wegen des starken Bergbaues von außen eingeführt werden mußte, von der Donau auf der Wasserstraße des Inn herauf, hinab wurden Holz, Erze und auch feinere Güter verfrachtet. Die Etsch wurde ebenfalls von Bozen abwärts als Wasserstraße benützt, die Salzach von Hallein, die Isar von Mittenwald, der Lech von Reutte abwärts. Die Schweizer Alpenseen und die von ihnen zum Rhein abströmenden Flüsse waren ebenfalls schon seit alters in den deutsch-italienischen Durchgangsverkehr einbezogen. Die Enns hat bereits im 16. Jahrhundert ein aus Tirol berufener Techniker durch kunstvolle Bauten schiffbar gemacht, ein ähnlicher Plan für die Salzach oberhalb Hallein wurde auch schon damals entworfen, aber nicht ausgeführt.

Den fremden Kaufleuten erteilten die in den Alpen gebietenden Landesgewalten seit dem 13. Jahrhundert „Geleite", d. h. Sicherheit und Rechtsschutz für ihre Person, Güter und Schuldforderungen entweder in Form einseitiger Privilegien oder wechselseitiger Verträge, wobei jene durch die Regierungen ihrer Heimat vertreten waren. Für Tirol waren dies die Räte der oberdeutschen Reichsstädte wie Augsburg, Ulm, Kempten, Regensburg und Nürnberg, die Signorien von Venedig, Verona, Mailand, Como u. a., ferner die benachbarten Landesfürsten von Bayern, Österreich und Böhmen. Durch diese Verträge sollten die Repressalien, d. i. die Haftbarmachung aller Bürger einer Handelsstadt für die Schulden eines einzelnen von ihnen beseitigt werden, denn dadurch war der Handelsverkehr immer wieder unerwarteten Störungen ausgesetzt. Die deutschen Alpenländer haben sich also schon seit jener Zeit wirksam um die Herstellung eines zwischenstaatlichen Handelsrechtes bemüht, zum Schutze des bürgerlichen Kaufmannes, der „die fremden Lande bearbeitet und das Wasser (die schiff-

baren Flüsse) bebaut", wie es in einer Eingabe der Stadt Hall an den Tiroler Landesfürsten schon vom Jahre 1313 heißt[22]).

Die Märkte und der Warenhandel in den alpenländischen Städten bezogen sich meist auf deren nähere Umgebung, nur in Bozen entwickelten sich seit dem 13. Jahrhundert große deutsch-italienische Messen, deren Wechselrecht mit der Zeit allgemeine Bedeutung für ganz Deutschland gewonnen hat. Obwohl zur Messezeit in Bozen viele welsche Kaufleute verkehrten, hat die Bürgerschaft deren Aufnahme in ihre Mitte möglichst hintangehalten. Über die Alpen selbst ist der italienische Kaufmann wenig gegangen, hier herrschte unbedingt der oberdeutsche Kaufmann vor. Das gilt auch für die Schweiz, wo der wichtigste alte Messeort, Zurzach am Rhein, also schon weit vorgeschoben im Alpenvorland liegt.

Am meisten Bedeutung für den Weltverkehr hatten die Alpen vom 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Als seit dieser Zeit der Seeweg von der atlantischen Küste Europas nach Indien gefunden war, verloren die Alpenpässe erheblich von ihrer bisherigen Stellung im Weltverkehr und behielten nur die Verbindung zwischen den Mittelmeerländern, besonders Italien einer- und dem mittleren und nördlichen Europa andererseits. Zwischen den einzelnen Alpenstraßen und den daran beteiligten Ländern, wie etwa zwischen der Schweiz und Graubünden, Tirol und Salzburg bestanden seit dem 15. Jahrhundert mehr oder weniger ausgesprochene Gegensätze und Wettbewerbe. Die gleichzeitige Erbauung der Eisenbahnen über die Alpenpässe und des Suezkanals hat die Bedeutung der Alpen im Weltverkehr wieder gehoben. Noch mehr hat aber seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Entdeckung der Alpen als Gebiet besonderer landschaftlicher Schönheit und gesundheitlicher Wirkung jene zu einem bevorzugten Reise-, Wander- und Erholungsgebiet für die stetig anwachsende Bevölkerung der Städte Deutschlands, aber auch anderer Nationen gemacht. Nicht alle Gegenden der deutschen Alpen sind im gleichen Grade und in demselben Zeitmaße an dieser wohl wichtigsten Neuerung im Wirtschaftsleben der Alpen, am sogenannten Fremdenverkehr, beteiligt, das Gebiet der Alpenseen in der Schweiz, in Oberbayern, im Salzkammergut und in Kärnten stand hiebei an erster Stelle, dazu kamen dann die Gebiete mit besonders großartiger Entfaltung der Gletscher- und Felswelt. Überall haben aber zum großen Teil Einheimische, wie an der geistigen, so auch an der gewerblichen Erschließung ihres Landes für den Fremdenverkehr mitgewirkt und daraus Nutzen gezogen. Das gilt auch für die Kurorte am Südhang der deutschen Alpen, die dem milden Klima ihr Aufblühen verdankten wie Meran und Gries bei Bozen.

Das Handwerk an den Höfen der frühmittelalterlichen Grundherrschaften und dann in den Zünften der Städte war in den Alpen gleich organisiert wie überall in Deutschland, doch arbeitete es dort meist auch nur für den engeren örtlichen Bedarf. Die reichlichen Wasserkräfte der Alpen finden wir zuerst zu Mühlen und Sägen verwendet, großzügiger gestaltete sich dann deren Ausnützung für den Bergwerks- und Hüttenbetrieb. Bedeutende für die Ausfuhr berechnete Gewerbe entstanden dort, wo Holz- und Wasserkraft mit reichem Erzvorkommen vereinigt war, wie bei den Eisen- und Messingwerken im Inntal und besonders bei jenen in der oberen Steiermark. An Stelle der vielen einzelnen, in Gewerkschaften vereinigten Eisenhämmer der älteren Zeit, trat dann hier im 19. Jahrhundert die Alpine Montangesellschaft mit großen einheitlichen Werksanlagen. Das merkantilistische Zeitalter hat auch in den Alpenländern schon manche Manufakturen hervorgebracht. Die moderne mechanische Textilindustrie hat sich mit Ausnützung der Wasserkräfte zuerst im alpinen Rheingebiet, in der Schweiz und in Vorarlberg kräftig entfaltet, hat hier sogar über das Angebot an einheimischen Arbeitskräften solche aus Italien herbeigezogen. In auffallender Weise haben dann dieselben Unternehmer aus dem Westen Textilfabriken im Inntal errichtet. Holzstoff-, Karbid- und Aluminiumwerke an verschiedenen Punk-

ten in den Alpen knüpfen an den Reichtum an bezüglichen Rohstoffen und an elektrischer Energie an. Die Errichtung von Elektrizitätswerken ist seit den ersten Anfängen um 1890 ebenfalls von Westen nach Osten in den Alpen vorgeschritten, wobei die Entfernung von den Kohlenlagern mitbestimmend war. Soweit aber auf der Südseite der Alpen das deutsche Sprachgebiet reichte, ist der technische Fortschritt durchaus von deutscher Seite bewirkt worden, so auch für den Bau von Elektrizitätswerken im Gebiet von Bozen—Meran, solange dieses zu Österreich gehört hat.

Geistige Kultur

In den Alpen liegt die Scheide zwischen dem Verbreitungsgebiet der deutschen einer- und der romanischen, insbesondere italienischen geistigen Kultur andrerseits, die bei allen Besonderheiten eine gemeinsame Grundlage haben, das klassische Altertum und das Christentum. Man könnte nun, wenn man nur die örtliche Lage berücksichtigt, annehmen, daß das deutsche Alpengebiet diese kulturellen Grundlagen unmittelbar von der südlichen Nachbarschaft und daher auch mit einem stärkeren Wirkungsgrade erhalten habe, als etwa das deutsche Gebiet nördlich der Alpen. Diese Annahme erweist sich aber bei näherer geschichtlicher Betrachtung als unzutreffend. Vielmehr hat das deutsche Alpengebiet die Elemente der geistigen Bildung, nicht nur diejenigen, die im Germanischen wurzeln, sondern auch die, die der Antike und dem Christentum angehören, hauptsächlich vom nordalpinen Westen bezogen. Aus dem Frankenreich der Merowinger und Karolinger sind über das Rheingebiet zu den Alemannen und Bajuvaren jene letzteren Bildungselemente und erst von den ebenen Gebieten dieser beiden deutschen Stämme dann in ihr alpines Siedlungsgebiet gebracht worden. So weisen die ältesten Wandmalereien in den Kirchen der Gegend von Meran auf Vorbilder der irischen Kunst des 8. Jahrhunderts.

Der Träger dieser fränkisch-christlichen Kultur war die Kirche, insbesondere deren Bischofssitze und Klöster, Hochstifter und Stifter. An diesen bestanden die Dom- und Stiftschulen, welche die geistliche und geistige Bildung jener Zeit pflegten und verbreiteten. Hier sind jene schriftlichen Aufzeichnungen entstanden, denen wir fast allein die Kenntnis der Geschichte der deutschen Alpengegenden seit dem 8. Jahrhundert, neben vorwiegendem Gebrauche der lateinischen Schriftsprache auch die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache verdanken. Das deutsche Alpengebiet gehörte zum allergrößten Teile den angrenzenden Bistümern und Erzbistümern Deutschlands an, nämlich das alemannische Alpengebiet den Bistümern Basel, Konstanz, Augsburg und Chur und mit diesen dem Erzbistum Mainz; das bajuvarische Alpengebiet den Bistümern Freising, Brixen, Salzburg, Chiemsee, Gurk, Lavant und Seckau, die alle Salzburg als Erzbistum untergeordnet waren. Nur das deutsche Etschland unterstand dem Bistum Trient, Kärnten südlich der Drau dem Patriarchat Aquilea, das deutsche Oberwallis dem Bistum Sitten (Sion) und damit dem Erzbistum der romanischen Tarantaise. Die Bischofsstühle Chur und Brixen, bzw. dessen älterer Sitz, Säben, haben bereits in der Römerzeit bestanden und über die Völkerwanderung hinaus den Zusammenhang mit der italischen Kirche, den Erzbistümern Mailand und Aquileia, sowie demgemäß manche romanische Wesenszüge bewahrt, seit 800 aber dann beides abgestreift. Chur und Brixen sind jene beiden deutschen Bistümer, deren Sitze im Innern der Alpen liegen und die sich nur über dieses erstrecken. Ihr Bestand und ihr Wirken deutet zuerst die Fähigkeit des Innengebietes der Alpen zu einer bis zu einem gewissen Grade selbständigen kulturellen Entfaltung an. Das Bistum Trient, das auch nur inneralpines Gebiet umfaßt, ist übrigens im Mittelalter auch sehr stark deutsch beeinflußt, abgesehen von seinem rein deutsch bevölkerten Anteile um Bozen.

Von den Klöstern sind für die alemannischen Alpengegenden besonders beden-

tungsvoll geworden St. Gallen, bereits am ersten Aufschwung der Alpen gelegen und in der frühmittelalterlichen Kulturgeschichte vor allem hervorleuchtend, ferner Reichenau, Zürich, Luzern, Weingarten und Füssen; für das bajuvarische Alpengebiet Benediktbeuern, Tegernsee, Chiemsee, Salzburg, Mondsee, Kremsmünster, Lambach und Garsten am Rande des nördlichen Vorlandes. Alle diese Stifter hatten aber auch im Inneren der Alpen reichen Grundbesitz, nicht minder auf deren Südseite in den weingesegneten Lagen des Etschlandes um Bozen und in Kärnten und Krain, hier außer Salzburg und Freising im besonderen Ausmaße auch das ostfränkische Bistum Bamberg. Während die vorerwähnten Klöster im Vorlande meist schon in der fränkischen Epoche entstanden sind, wurden jene im Innern der Alpen meist erst im 11. und 12. Jahrhundert gegründet. Wenn auch hiebei vielfach von der Wildheit jener Gegenden die Rede ist, so sind die Stifter nicht so sehr die ersten Bahnbrecher der Besiedlung derselben, sondern es sind ihnen auch hier — wie früher im Vorlande — die wirtschaftlichen Mittel, welche die bereits um sich greifende Besiedlung hervorgebracht hat, im Sinne der Zeit als Pflegestätten des geistigen und religiösen Lebens und zum Teil auch als Spitäler und Pilgerherbergen zugewendet worden. Doch muß ihnen die Verbesserung mancher landwirtschaftlicher Arbeitsweisen zugeschrieben werden. In das 8. Jahrhundert reicht von den Stiftern im Innern der Alpen nur Disentis im obersten Rheintal und Innichen nahe der Wasserscheide des Pustertales zurück, die übrigen sind alle jünger, so Interlaken, Engelberg und Einsiedeln im Gebirgsgebiete der Schweiz, dann Stams, Wilten und Georgenberg im Inntal, Marienberg im obersten Etschtal, Gries bei Bozen und Neustift bei Brixen; im östlichen Alpengebiet Admont, „das steirische St. Gallen" im Ennstal, Seckau und St. Lambrecht im Murtal, in Kärnten Milstatt, Ossiach, Viktring und St. Pauls im Lavanttale. Die höchste Lage von ihnen haben Disentis und Innichen mit nahe an, Marienberg mit etwas über 1200 und die Karthause Schnals mit über 1300 *m*.

Für das spätere Mittelalter (13. bis 15. Jahrhundert) treffen wir in den kleinen alpenländischen Städten, wie im Vorlande, Stadtschulen, ja auch in manchen größeren Landgemeinden Pfarrschulen, besonders in Tirol, weniger in den östlichen Alpenländern. In beträchtlicher Zahl studieren schon damals Alpenländler an den auswärtigen Universitäten, sobald es solche auf deutschem Boden gibt, hauptsächlich an diesen, wie in Wien (seit 1365), Ingolstadt, Freiburg i. Br. und Basel (diese seit beil. 1450). In Bologna und Padua erscheinen verhältnismäßig nicht mehr Alpenländler als andere Deutsche. Das konfessionelle Ringen des 16. Jahrhunderts hat auch in den Alpen das Schulwesen befördert, die Inhaber der Landesgewalt erließen nun Schulordnungen, welche die Erhaltung der sogenannten „deutschen Schulen" oder Elementarschulen durch die Gemeinden im ganzen Lande regeln, sie gründen aber auch neue höhere Schulen „Gymnasien" und sogar Universitäten in ihren Landeshauptstädten, in Graz 1585, in Salzburg 1623, Innsbruck 1677. Hier ist die einzige wirklich im Innern der Alpen gelegene Hochschule, die sich gegenwärtig eines steigenden Besuches aus dem deutschen Flachlande erfreut. Die Hochschulen am nördlichen Alpenrande, in München, Zürich und Bern sind erst im 19. Jahrhundert entstanden.

War im Mittelalter die Pflege der Wissenschaft durchaus an jene kirchlichen Anstalten geknüpft, so gewannen jetzt hierin immer mehr weltliche Kreise die Führung. Das kräftige Staatsleben in den deutschen Alpenländern und die Eigenart ihrer Natur haben im 15. und 16. Jahrhundert — der allgemeinen Geistesrichtung des Humanismus entsprechend — treffliche Landesgeschichten und Landesbeschreibungen, sowie karthographische Darstellungen hervorgebracht, so in der Schweiz vor allem die Werke des Eg. Tschudi aus Glarus und des Josias Simmler, in Tirol die des Rösch, Burglechner und Wolkenstein, etwas später in Steiermark M. Zeiller und in Kärnten-Krain Megiser und Valvassor. Auch seit dem neuen Aufblühen der Wissenschaften seit dem

18. Jahrhundert haben sich in den verschiedensten Fächern Gelehrte bemerkbar und verdient gemacht, die aus den Alpenländern stammen und vielfach auch auf auswärtige Hochschulen berufen worden sind. Andererseits sind die besonderen Naturerscheinungen der Alpen Gegenstand eifriger wissenschaftlicher Erforschung durch deutsche Gelehrte, man darf diese wohl als führend auf dem Gebiete der Geologie, Geographie, Metereologie und Biologie der Alpen bezeichnen. Es sei hier nur an Namen wie Buch, Heim, Penck, Brückner, Richter, Kerner, Wettstein u. a. erinnert. Auch die Anthropologie, Volkskunde und Geschichte der Alpenländer erfreut sich auf Seite der deutschen Wissenschaft einer um so eifrigeren Pflege, als die Alpen auch in dieser Hinsicht einen besonders reichen und anregenden Stoff liefern[23]).

An den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter waren die deutschen Alpengebiete stark beteiligt. In Brixen hat im Jahre 1080 jene Versammlung stattgefunden, die die Absetzung Papst Gregors VII. ausgesprochen und die Wahl eines Gegenpapstes vorgenommen hat. Die weltlichen Grafenhäuser, wie die Habsburger im Westen, die Andechser und Tiroler in der Mitte, die Babenberger, Traungauer und Sponheimer im Osten waren dann ausgesprochene Anhänger der staufischen, die Kirchenfürsten meist der päpstlichen Sache. Wenn es im 13. bis 15. Jahrhundert zwischen den schweizerischen Landsgemeinden und benachbarten Stiftern oder zwischen den Grafen von Tirol und den Bischöfen von Brixen und Trient wegen politischer Angelegenheiten zum Streite kam, so hat die Bevölkerung trotz Kirchenbann stets auf Seite ihrer angestammten Obrigkeiten gestanden. Die Reformation ist in zahlreichen deutschen und romanischen Gemeinden Graubündens durchgedrungen, in anderen wurde sie abgelehnt, die Nationalität war hiebei nicht entscheidend. Die schweizerischen Urkantone haben sich vom Anfang an gegen die neue Lehre und Kirche gestellt und nur mit Mühe konnte innerhalb der Eidgenossenschaft ein Ausgleich mit den protestantisch gewordenen Städten getroffen werden. In den österreichischen Alpenländern wollten sich die weltlichen Stände zum großen Teile der Reformation anschließen und nur der Umstand, daß die Landesfürsten aus dem Hause Habsburg mit scharfen Mitteln für die alte Kirche eintraten, vermochte dort die allgemeine Rückkehr zu dieser zu erzwingen. Im salzburgischen Gebirgslande sind noch im Jahre 1732 bei dreißigtausend Bauern zum Verlassen ihrer Heimat und zur Auswanderung nach Ostpreußen genötigt worden, im tirolischen Zillertale etliche Hundert noch im Jahre 1837. Die damals bereits bestehenden staatlichen Gesetze der Religionsduldung wurden mit der ziemlich fadenscheinigen Begründung umgangen, daß diese Bauern auf ihren einsamen Berghöfen keine anerkannte Kirche hätten. In einigen Gegenden des Salzkammergutes und der oberen Steiermark hat sich unter den Bauern der evangelische Glaube im geheimen erhalten, bis das Toleranzpatent Josefs II. ihr Hervortreten gestattete. Sonst hat überall in der bäuerlichen Bevölkerung der Alpenländer die katholische Kirche seit ihrer Restauration eine treue, durch nichts zu erschütternde und alle Lebensverhältnisse durchdringende Anhänglichkeit und Gefolgschaft gewonnen. Dies wirkte sich auch politisch sehr stark in den Zeiten des aufgeklärten Absolutismus und des Liberalismus aus. Der Sonderbundskrieg in der Schweiz und der Widerstand der katholisch konservativen Landtagsmehrheit in Tirol gegen manche Bestimmungen der österreichischen Staatsverfassung tragen sehr verwandte Züge der inneren kirchlichen Anschauung und deren politischer Ausprägung.

Die deutsche Dichtung hat von ihrem Anfang an in den Alpen, trotzdem diese den Rand des deutschen Volksgebietes bilden, eifrige Pflege gefunden, so manche erstrangige Bereicherung aus ihnen erhalten. Das gilt für alle Länder von der Schweiz über Tirol bis Steiermark und Kärnten, die Gestaltung und Aufzeichnung der deutschen Heldenlieder, die geistliche und ritterliche Dichtung, das bürgerliche Bühnenspiel des Mittelalters weisen alle mit Hauptwerken auf die Alpenländer. Daß in der

Schweiz für die Literatur, sowohl für die sachliche wie für die dichterische, seit dem 16. Jahrhundert die neuhochdeutsche Schriftsprache angenommen wurde, lag zwar ganz im Sinne der bisherigen Entwicklung, hätte aber bei der völligen politischen Loslösung der Schweiz vom Reiche und bei der stark ausgeprägten Sonderart der hochalemannischen Volkssprache auch anders kommen und letztere zu einer eigenen Schrift- und Bildungssprache steigern können. Daß dies nicht geschehen ist, war jedenfalls ausschlaggebend für die Wahrung des engen Zusammenhanges zwischen der deutschen Schweiz und dem gesamtdeutschen Geistesgebiet. So haben das literarische Zürich und Bern an der Neublüte der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts einen größeren Anteil der Förderung als die Hauptstädte Bayerns und Österreichs. Im 19. Jahrhundert erstanden dann aus den verschiedensten Landschaften der Alpen der deutschen Dichtung Schöpfer und Werke von ebenso allgemeiner Bedeutung wie besonderer Eigenart, die der Urwüchsigkeit des alpenländischen Volkstums und der Gewalt der alpinen Landschaft ihren besten Teil verdanken.

Die Geschichte der bildenden Künste zeigt den deutschen Alpenraum durchaus im Rahmen des südlichen Deutschland, aber in scharfer Ausprägung innerhalb einzelner Landschaften. So gelangte etwa die Gotik in Deutsch-Südtirol zu besonders reicher eigenständiger Entfaltung, auch Graubünden und die Innerschweiz, Salzburg und Steiermark zeigen damals ein kräftiges Schaffen, für das die enge Verbindung von Kunst und Handwerk bezeichnend ist. Die Barockzeit bringt die Tätigkeit italienischer Künstler in und über die Alpen, aber das Äußere ihres Stiles findet bald auch unter den einheimischen Kräften ausdrucksvolle Gestalter, deren Werke neben den aus der Gotik erhaltenen den Alpenländern die künstlerische Eigenart geben. Noch mehr wird aber diese durch das Walten der Volkskunst bestimmt, die übrigens mit jenem der hohen Kunst in innerem Zusammenhang und Einklang steht. Die mit ihren Typen gewisse Landschaften des alemannischen und bajuvarischen Alpengebietes beherrschenden Bauernhäuser bilden einen ganz besonderen Schmuck ihrer Gegenden und ein treffendes Kennzeichen der stammlichen Sonderart ihrer Besiedlung. Dies gilt auch von den anderen Äußerungen und Ausstattungen des bäuerlichen Lebens in den deutschen Alpen, vom Hausbau bis zu den Einzelheiten von Hausrat, Tracht, Brauchtum, Mundart, Gesang, Musik und Tanz. Zwischen den einzelnen deutschen Alpenlandschaften gibt es in dieser Hinsicht viele einzelne Besonderheiten und doch im ganzen eine übereinstimmende Wirkung nach außen: Die Kraft und Lebensfrische eines mit seinem Boden besonders eng verbundenen Volkswesens, von dem so viele Anregungen auch auf die nationale Kultur des ganzen Deutschland übergegangen sind.

Noch mehr sind die Alpen als Naturgebilde eine Quelle der Erneuerung, Kräftigung und Erhebung für das ganze deutsche Volkswesen geworden. Die römische Antike und die davon abhängige Schulgelehrsamkeit (Scholastik) des Mittelalters hat in den Alpen nur eine abschreckende Wildnis gesehen. Die neue Geistigkeit, die mit dem 15. Jahrhundert in Deutschland erwachte — Renaissance und Humanismus — gewann auch zu den Alpen ein anderes Verhältnis. Albrecht Dürers Zeichnungen von Tiroler Städten und Landschaften beweisen dies ebenso wie die Lehren, die Kaiser Max in seinem geheimen Gejaidbuch und im Teuerdank über das Jagen und Steigen im Gebirg als herzerfrischende und kraftstählende Übungen erteilt. Man sieht schon das Anheimelnde und Anmutige in den alpinen Landschaften und noch ausführlicher haben dies die erwähnten Schweizer und Tiroler Landesschilderer des 16. Jahrhunderts durch ihre Bücher bekannt gemacht. Das Zeitalter des Barock brachte hierin einen merkbaren Rückschritt und erst die deutsche Klassik seit Albrecht Haller (aus Bern) und Goethe haben in der deutschen Kulturgemeinschaft das Empfinden für die Schönheit und Erhabenheit der Alpenwelt endgültig aufgeschlossen. Die Alpen wurden seither ein bevorzugtes Gebiet für das Reisen und Wandern als Selbstzweck und ihre Lage

auf dem Wege von Deutschland nach Italien hat dies auch sonst begünstigt. Alsbald — noch Ende des 18. Jahrhunderts — beginnt das Empordringen auf die höchsten Eis- und Felsgipfel, in den deutschen Alpengebieten unternehmen dies meist Angehörige geistiger Berufe aus den nächst gelegenen größeren Städten von Bern bis Wien unter Führung der in den höchsten Siedlungen selbst beheimateten Bergbauern und Gemsjäger. Abgesehen von den Taten einiger Engländer ist so die bergsteigerische Erschließung der Alpen durchaus das Werk von Angehörigen jener deutschen Stämme gewesen, deren Vorväter einstmals die Alpen sich als Wohngebiet angeeignet haben. Seit ungefähr 1860, gekennzeichnet durch die Gründung des österreichischen, deutschen und schweizerischen Alpenvereines greift der Alpinismus auf immer breitere Kreise des deutschen Volkes über und wird schließlich zu einer wahren Massenbewegung, greift auch vom sommerlichen Bergsteigen und Bergwandern dank der Einführung des nordischen Skilaufes auf die winterliche Jahreszeit über. Freude an der körperlichen Leistung, an der Erprobung der Willenskraft und des Mutes verbinden sich hiebei mit der rein seelischen Versenkung in die Naturbilder des Hochgebirges, die über die alltägliche Umgebung des Lebens in den Städten so weit erhaben sind. In keiner der großen europäischen Nationen, die ja auch den Alpen ebenso benachbart sind und mit ihrem Siedlungsgebiete an ihnen nicht minder Anteil haben wie die deutsche, hat die Hochlandsfreude in allen ihren Abarten so breite Volksschichten erfaßt, sind die Alpen in dem Maße zu einem geistigen Eigentum, zu einem allgemeinen Lebenswert geworden als in der deutschen Nation: Die Alpen sind dadurch in einem ganz neuen und tiefen Sinne „ein deutscher Raum" geworden.

Anmerkungen

Eine zusammenfassende Geschichte des ganzen deutschen Alpengebietes liegt nicht vor. Wohl aber bietet das Werk von Ad. Günther, Die alpenländische Gesellschaft (1930), eine vergleichende Soziologie, die alle Lebensverhältnisse jenes Gebietes eingehend behandelt und auch geschichtlich weit ausgreift. Ich führe ferner die neuesten Werke über die Geschichte und Landeskunde der einzelnen Alpenländer an, aus welchen der Stoff für die obige Darstellung in Einzelheiten näher ergänzt und verfolgt werden kann.

Für die Geschichte der Schweiz das neue Werk von Hans Nabholz (1932), vorläufig bis ins 16. Jahrhundert reichend, für die spätere Zeit die älteren Werke von J. Dierauer (1897 ff.) und K. Dändliker (1884 ff.), letzteres besonders für Kulturgeschichte. — Für die Landeskunde der Schweiz das Schweizer Geographische Lexikon (1902—1910) und J. Früh, Geographie der Schweiz (1930 ff.), beide mit reichhaltigen statistischen und geschichtlichen Angaben. H. Brockmann-Jarosch, Schweizer Volksleben, Sitten, Bräuche, Wohnstätten (Sammelwerk 1919 bis 1931).

Für die Geschichte Österreichs die neuen Handbücher von K. u. M. Uhlirz (1927), und R. Kaindl und H. Pirchegger (1929 ff.); A. Dopsch, Die ältere Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Bauern in den Alpenländern Österreichs (1930); Geschichten der einzelnen österreichischen Länder und zwar für Österreich unter und ober der Enns von M. Vancsa (1905), für Steiermark von H. Pirchegger (1920 f.), für Kärnten von A. Jaksch (1928), für Salzburg von H. Widmann (1907 f.), für Vorarlberg von H. Helbok (1925), für Tirol das Sammelwerk „Tirol, Land und Natur, Volk und Geschichte", 1933 im Erscheinen, die Geschichte und Volkskunde hierin bearbeitet von H. Wopfner und O. Stolz. — Für die Länderkunde Österreichs N. Krebs, Die Ostalpen (1928), J. Leitmeier, Die österr. Alpen (Sammelwerk 1928). — Für die Gegenwartslage das Sammelwerk von W. Exner, Zehn Jahre Wiederaufbau, die staatl., kult. und wirtschaftl. Entwicklung d. Rep. Österreich 1918—1928; Haberlandt, Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur (Sammelwerk 1927).

Für besondere Fragen, die in den vorerwähnten Werken nicht näher behandelt werden, ist noch auf folgende Schriften zu verweisen:

[1]) P. Planta, Die churrät. Herrschaften (1881), S. 6, 46, 71, 86, 468 (Karte). K. Meyer, Blenio und Leventina (1911), S. 168 f. — — [1a]) Brockmann, Schweizer Volksleben, Bild 211 f.

[1b]) Stolz, Bayern, Österreich und Tirol in ihren geschichtlichen Beziehungen, in der Zeitschrift „Das Bayerland" 1932, S. 97 ff.

[2]) O. Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol (1932), Bd. 3, S. 363 f. J. Hirn, Tirols Erhebung 1809, S. 4. Krones, Tirol und Erzherzog Johann (1890). Zwiedineck, Die Ostalpen in den Franzosenkriegen, Zeitschrift d. Alpenvereins 1897—1901.

[3]) H. Ammann, Die Schweizer und die Schweiz in der Deutschen Rundschau, Sept. 1930, S. 196. — Auf die deutsche Kulturgemeinschaft der Schweiz, sowie auf die Wahrung ihrer Unabhängigkeit gegenüber dem drohenden politischen Übergewicht Frankreichs ist auch die seit 1920 erscheinende Zeitschrift „Schweizer Monatshefte für Kultur und Politik" abgestimmt. Ähnlich auch die Schriftenreihe „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" (Bern-Frauenfeld seit 1924). — [4]) Vgl. Petermanns Geograph. Mitteilungen 1932, S. 138. — — [5]) Siehe z. B. Th. Bertheau, Das Verhältnis der Schweiz zu Frankreich in Schweizer Monatshefte, 11. Jg. (1932), Heft 10—12.

[6]) H. A. Der Faschismus und die Schweiz, in Schweizer Monatsheften, 2 (1922), S. 419 ff. — Haushofer, Zweitausend Jahre Alpenpolitik, ebenda 9 (1929, S. 229 ff.

[7]) Stolz, Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol, Bd. 1), S. 117 f. u. 168 ff., Bd. 3, S. 217 f. — — [8]) Ebenda, Bd. 3, S. 377 ff., 412 ff. — — [9]) Stolz, ebenda, Bd. 1, S. 229 f. Mich. Mayr, Der ital. Irredentismus in Tirol (1917), S. 281 ff.

[10]) Dimitz, Gesch. Krains, Bd. 2, S. 214 ff., Bd. 4, S. 171. — Pitreich, Slovenisch und Deutsch in der österr. Justiz, Zt. d. histor. Vereins f. Steiermark, Bd. 22 (1926), S. 31—51.

[11]) M. Wutte und L. Hülgerth, Der Freiheitskampf und die Volksabstimmung in Kärnten 1918—1920 in Carinthia, Jg. 1921 und selbständiges Buch 1922 mit Karten; Wutte, Kärnten im Taschenbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums (1927). — Bei dieser Gelegenheit berichtige ich die Kartenskizze im vorjährigen Bande der Alpenvereinszeitschrift bei Seite 36. Ich habe nämlich hierbei übersehen, südlich der Grenze zwischen dem geschlossenen deutschen und dem zu gut zwei Drittel vorwiegend slawischen Siedlungsgebiet in Unterkärnten die beträchtliche Minderheit deutscher Siedlung und die deutschen Mehrheitsgemeinden dortselbst anzudeuten, etwa durch stellenweise Schraffierung in dem Raume zwischen jener Siedlungsgrenze und der südlichen Staatsgrenze von Österreich—Kärnten und durch Anführung der betreffenden Namen der deutschen Gemeinden (Ferlach, Eisenkappel, Bleiburg, Unterdrauburg) in der Legende.

[12]) Adriaticus, Die Deutschen in Südslawien im Taschenbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums (1929). — — [13]) Stolz, Deutschtum in Südtirol, Bd. 1, S. 19 f.

[14]) So z. B. die Beurbarung der Auen am Inn bei Stolz, Gesch. d. Hofmark Wilten (1924), S. 100 f. — — [15]) Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol (1930).

[16]) H. Ammann, Die schweizer. Stadt im Mittelalter, Festschrift für W. Merz (1930), S. 70.

[17]) Wopfner, Villgraten, in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1931, S. 252, 258, 261. Einen ähnlichen Pflug in Graubünden s. bei Brockmann, Schweizer Volksleben, S. 75 und Bild 210. — — [17a]) Über die Harfen s. Wopfner, Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1932, S. 263. — — [18]) Stolz, Gesch. d. Landwirtschaft in Tirol, in Tir. Heimat, N. F., Bd. 3 (1930), S. 93—139.

[19]) Siehe z. B. den Bericht über den heutigen Stand der Landwirtschaftsförderung in Nord- und Osttirol in der Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung 1929, Nr. 14 (Sondernummer Tirol).

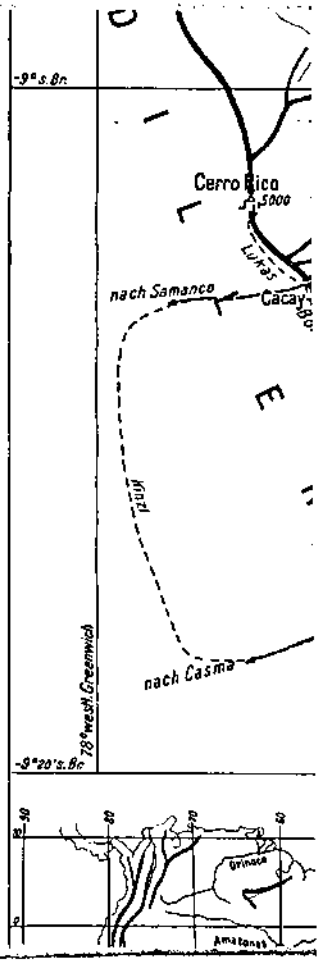
[20]) H. Wopfner, Das Almendregal der Tir. Landesfürsten (1906). Trubrig, Die Forstverwaltung Tirols unter Max I. (Forsch. z. Gesch. Tirols 1906, S. 309 ff.).

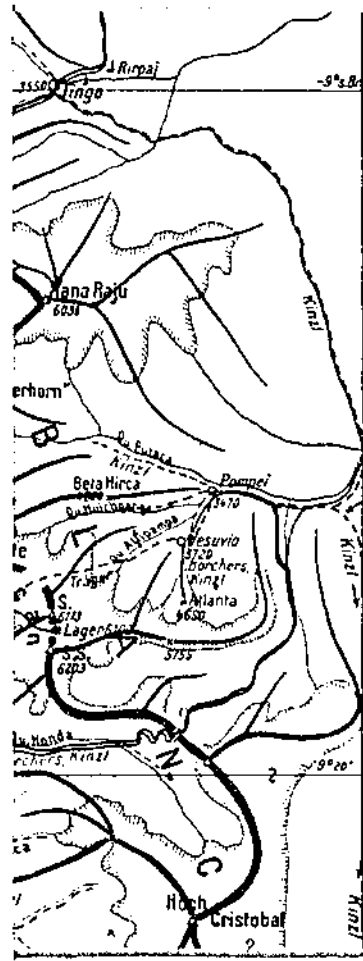
[21]) P. H. Scheffel, Verkehrsgeschichte der Alpen im Altertum und Mittelalter, 2 Bände (1908 f.), doch wird die Einzelforschung in diesem Werke nicht erschöpfend berücksichtigt.

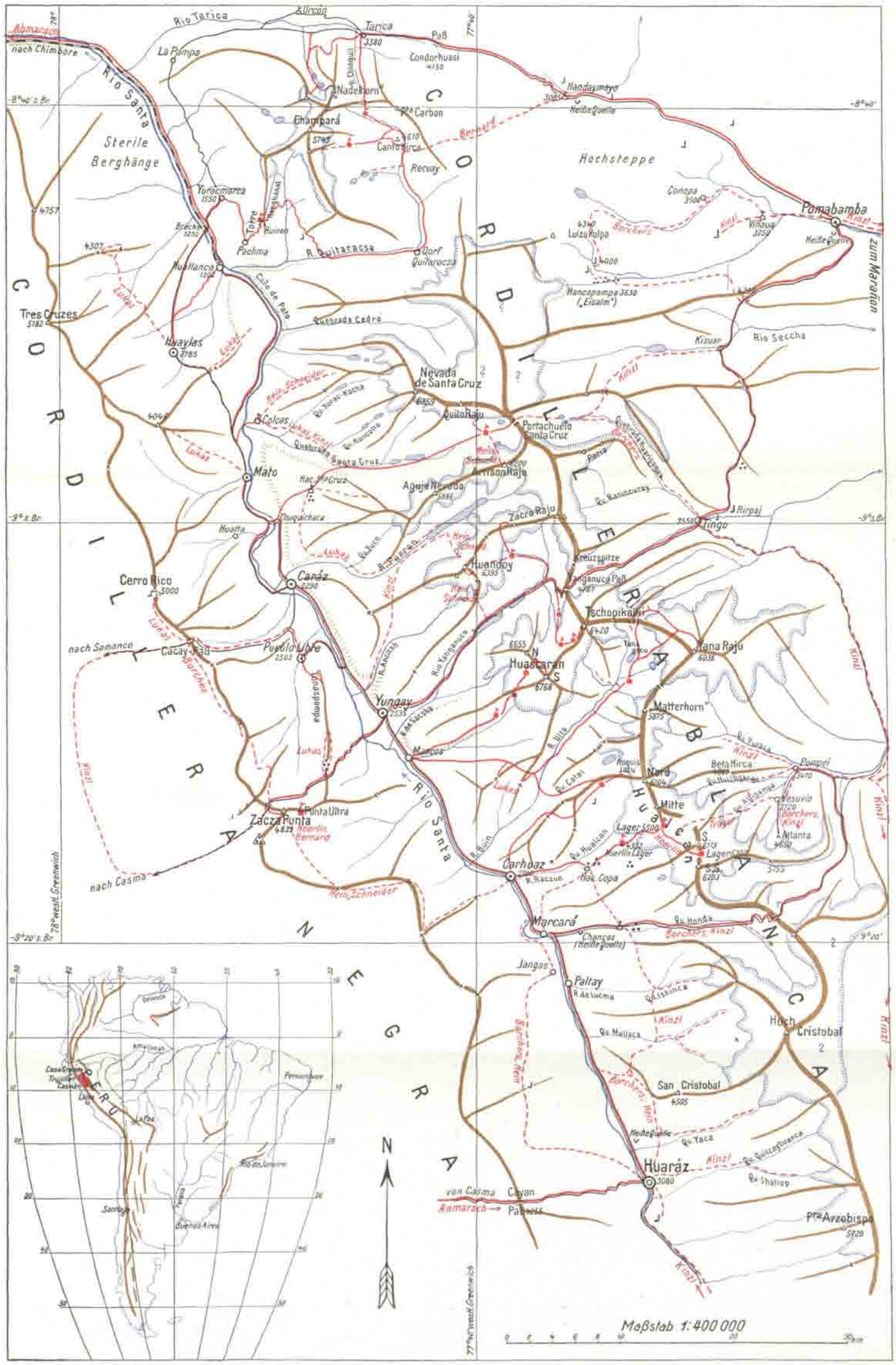
[22]) Stolz, Zur Verkehrsgeschichte des Inntales im 13. und 14. Jahrhundert, in Veröffentl. d. Ferdinandeums, Bd. 12 (1932), S. 86 ff.

[23]) Ed. Richter, Die Wissenschaftl. Erforschung der Ostalpen, in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, und Brückner, Die Förderung der Wissenschaft von den Alpen, ebenda 1919.

Schwarzenbek, Berlin, Berlin







Nach einer photogrammetrischen Aufnahme vorläufig gezeichnet von R. Finsterwalder und H. Biersack, Hannover 1933. Ergänzt durch H. Kinzl und Ph. Borchers.

Kammverlaufskarte

des Arbeitsgebietes der Cordillera-Expedition des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

= Kammlinien.
= Hauptgipfel.
= Gipfelpunkte minderer Ordnung.
= Ortschaften.
= Fahrstraßen.
= Saumweg.
= Eisenbahn.
= Hauptwege der Expedition.
Kinzl = Wege einzelner Teilnehmer mit Namensangabe.
= Gletscher.
= Seen.
= Flüsse, Bäche.
= Ruinen von präinkaischen Burgen.
= Ruinen von umfangreichen präinkaisch. Siedlungen.
= Hacienda (Gutshof).
= wichtige Berge.

KARTE DES KARWENDELGEBIRGES

WESTLICHES BLATT

MITTENWALD – ZIRL

Herausgegeben vom
Hauptausschuß des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins
1933

Maßstab 1:25.000

1000 Meter — 500 — 0 — 1 — 2 Kilometer

Schichtenlinienabstand 20 Meter
Im Felsgebiet 100 Meter

Zeichenerklärung:

Bewachsener Boden

Höhenschichten von 20 zu 20 m. Alte Hunderter stärker

Wald

Krummholz

Böschungen bei Flußufern und Schanzen

Moränen

Gärten Anlagen

Allein. Einzelne Bäume

Kahlboden

Höhenschichten von 20 zu 20 m. Schuttkegel, Bergstürze. Einzelne große Blöcke

Felsbänke, Bänder, Wände. Liegende Platten. Hunderter-Schichte in Fels braun.*

Felsrinnen, Kamine, Türme. Steile oder kargeliefte Platten. Hunderter-Schichte in Fels braun.*

Schlüfe mit Verbauung. Erosionsformen im Hauptdolomit

Gewässer u. Schnee

Höhenschichten bei Firn, Schneefeldern und Gletschern

Quellen, Bach, See, Sumpf

Fluß mit Brücke oder Fähre

Bauten u. Wege

Eisenbahn — Bahnhof

Reichsstraße — Kapelle

Landstraße — Grenze

Fahrweg — W.H. Wasserhäuschen

Karrenweg — D.H. Diensthütte

Fußweg — J.H. Jagdhaus

Steig — W.H. Wirtshaus

Wegspur — S.M. Sägemühle

*Braune Hunderter-Schichten in ausgesprochenem Felsgebiet bedeuten jedoch nicht bewachsenen Boden, sondern sind nur als Schichtenlinien zu werten.

——— Österreichisch bayrische Grenze

Böschungsmaßstab

Schichtenabstände bei verschiedener Neigung

60° 50° 40° 30° 20° 10°

11°15′ — 20′ — 25′

47° 25′

SOIERNGRUPPE

VORDERE (NÖRDL.) KARWENDELKETTE

ARNSPITZGRUPPE

HINTERAUTALKETTE (INT. KARWENDELKETTE)

Mittenwald — Scharnitz — Karwendelhaus — Hochalm — Hinterriss — Lafatscher Joch — Schwarzkopf — Spitzkopf — Stachlkopf — Großer Arnspitz — Kleiner Arnspitz — Burgberg — Leutasch — Unterleutasch — Hochmoor — Hochwanner — Hochalmspitze — Hochalmsattel — Hochalmkopf — Hochalmsattel — Hochalmkopf — Hochalmsattel — Hochalmkopf

Vermessung und stereophotogrammetrische Aufnahme durch die Photogrammetrie G.m.b.H., München;
Topographie und Zeichnung von L. Aegerter, Innsbruck;
Namen nach Dr. Karl Finsterwalder, Innsbruck;
Wegberichtigungen und Nachträge von H. Hiersack, M. Brucknaier und Dr. Finsterwalder.

Felsnatur von Adolf Winkler, Wien;

Kartogr. Anst. G. Freytag & Berndt A.G. Wien.